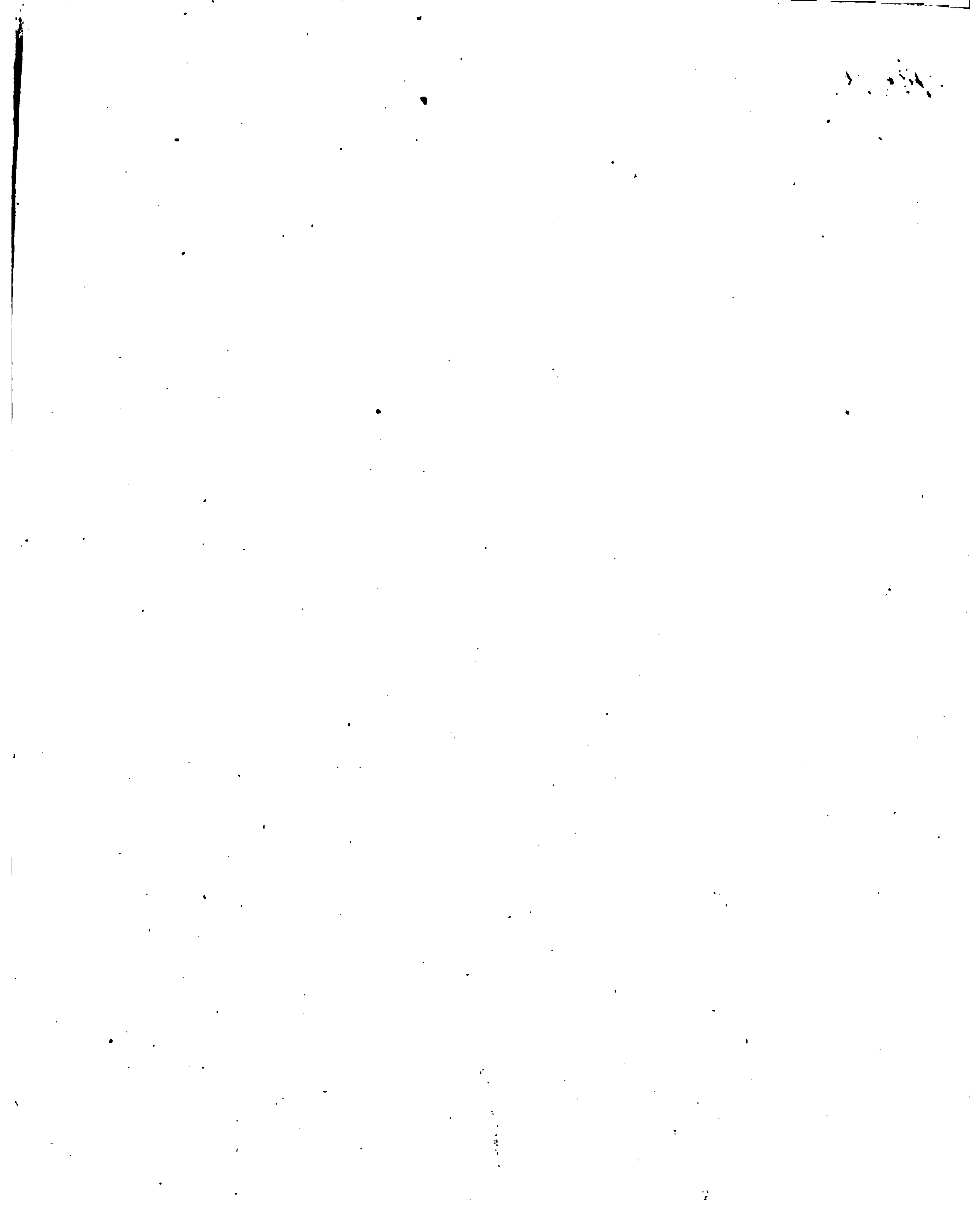


No. 3.





ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1806.

ERSTER BAND.

JANUAR BIS JUNIUS.

HALLE,
in der Expedition der Allg. Lit. Zeitung,
und LEIPZIG,
in der churfächfifchen Zeitungs - Expedition.
1806.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 2. Januar 1806.

Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

(S. Jahrg. 1805. Num. 116. S. 124.)

B. *Theorie der schönen Künste.*

„Gewiss, wir sind undankbar gegen den unbelohnten und unbelohnbaren Eifer, von dem einst bessere Köpfe für einen bessern Geschmack brannten." Oft schon, aber lebhafter nie, gedachte Referent dieser Klage *Herders*, als in dem Augenblicke, wo er noch einmal ernster den Blick in das vergangene Jahrhundert wirft, um die Künste der Musen darin zu prüfen; der Musen, die man als Erzieherinnen der Menschheit preisst, deren reines Licht die Nacht der Barbarey, deren sanfter Einfluss Rohheit und Verwilderung verscheuchen soll. Nur allzu wichtig ists, zu wissen, wie ihnen diess mit unsern Aeltern und uns gelang, zu rathen, wie es mit unsern Kindern ihnen gelingen werde; welcher Werkzeuge sie dort sich bedient haben, hier zu bedienen anfangen. Ein Blick hiebey in *Gottscheds* Zeit und Schule, — vor welcher es freylich schon bessere Perioden gab — ist wie ein Blick in die düstre Vorwelt, wo stehende Wasser dicke Nebel aushauchten, durch die nur selten ein heiterer Sonnenstrahl brach, und kein Frühling mit seinem Grün, seinen Blüthen, seinem Nachtigallenschlag erfreute. Heroen mussten erst erscheinen, die voll Muth das Wasser ableiteten, voll Kraft den jungen Boden urbar machten, mit Fleiss und Sorgfalt bauten und pflanzten, damit man sich auch freudig in den Thälern des Landes sammle, wo kein Lorber blüht, aber weit die urväterliche Eiche schattet. Der Bund, welcher einst in Leipzig *Gellert*, *Rabener*, *Klopstock*, *Cramer*, *Schlegel*, *Ebert*, *Gärtner*, *Gieseke*, *Zachariä*, *Schmidt*, späterhin ebendaselbst *Lessing*, *Weisse*, *Kleist* verbrüderte, während an die männlichen Schweizer *Bodmer* und *Breitinger* sich *Wieland*, *Hagedorn*, *Gleim* u. A. freundlich schlossen; war dieser Bund kein solcher Heroenbund? Er war's, und das Vorbild zugleich eines spätern Bundes, der Jahrzehende darauf an der Leine einen *Voss*, *Bürger*, *Hölty*, die *Stollberge*, *Boie*, *Miller*, *Sprickmann*, *Leisewitz* zu einem schönen Verein an einander schloss, dessen Wirkungen Deutschland nicht ohne freudiges Erstaunen gesehen hat. Fast zu gleicher Zeit führte ein günstiges Schicksal *Göthe*, *Klinger*, *Lenz*, *Fr. H.* und *J. G. Jacobi* zusammen, und was eine Verbindung so seltner Geister Seltnes erwarten liess, erfolgte daraus. Dass Deutschlands Muse jetzt auf einer Höhe steht, wo sie von keiner des Auslandes überragt wird, ja wo Griechenlands schönste Muse ihr schwesterlich Hand und Kranz reicht, danken wir es nicht grösstentheils diesen Verbindungen? Nicht ihnen, dass unsre Literatur keiner Schmach des Auslandes mehr Preis gegeben werden kann, wie der grösste Mann des vorigen Jahrhunderts noch 1783 in seinem Werke *de la litterature allemande* sie Preis gab? Nicht ihnen, dass die, welche einst uns Lehrer sendeten, jetzt Schüler bey uns werden?

Und diess alles geschah nicht in dem goldnen Zeitalter eines Ludwigs XIV., wo Fürstengold, Frauenlächeln, Ehre und glänzender Beyfall den schönen Wetteifer lohnte; zu einer Zeit vielmehr, wo man mit vornehm ekelm Air auf Deutschlands Sprache und Kunst herab höhnte, wo deutsche Fürstenhöfe mit gallischer Zunge redeten, deutsche Frauen nur mit gallischem Witz, dem unvergleichlichen, plaisantirten, und deutsche Affen, wie Affen pflegen, den deutschen Künstler neckten. Nicht achtend aber den Hohn des französirten Trosses, nicht lüstend nach Beyfall, welchem Gold folgt, gingen die Edeln, glühend von Vaterlandsliebe, fest entschlossen, des deutschen Namens Ehre zu retten, nur vom heiligen Genius der wahren Kunst geleitet, muthig und unverrückt ihren hohen Gang zum schönen Ziele. Kein *goldnes* Zeitalter war, aber ein Paradies für sie, und das blühte ihnen in ihrer Liebe, ihrer Freundschaft, ihrem gemeinschaftlichem Streben. Wer liest einen Briefwechsel *Bodmers*, *Sulzers*, *Hagedorns*, *Gleims*, *Lessings*, *Kleists*, ohne seufzend auszurufen: Schöne Zeit, wann kehrst du wieder?

Wie uns aber die Welt der Patriarchen durch ihre Einfachheit, ihre Kindlichkeit, mehr vielleicht noch

noch durch die dämmernde Ferne, in welcher sie von uns liegt, reizt, nur Blicke der Sehnsucht in die schönere Ferne zu werfen, während wir die Reize und Vortheile der nähern Umgebung übersehen: so könnte uns leicht auch jene patriarchalische Dichterwelt verleiten, dass wir aus Gefühl, aus Dankbarkeit wohl gar, zu einer Ungerechtigkeit gegen die Mitwelt hingerissen würden, den Greisen gleich, die immer nur das Lob der guten alten Zeit im Munde führen. Oder auch wir glichen allzufrommen, eingeschränkten Jünglingen, die jedes Neue scheuen, weil es dem Vater unbekannt war. Beides aber, Undank wie unbegränzte Anhänglichkeit, ist gleich gefährlich; billig und gerecht also, dass wir erst genaue, möglich vollständige Akten vorlegen, bevor irgend etwas, einem Richterspruch auch entfernt nur Aehnliches, von uns ausgesagt werde. Keine Klage der Alten, kein vorlautes Fordern der Jüngern, unterbreche also die ruhige Untersuchung.

Um diese anzustellen, wird eine nähere Kenntniss dessen, wie der ewig wandelnde Geist der Zeit abwechselnd sich neu gestaltete, nicht unnöthig seyn; und da sich dieser Proteus nach seiner jedesmaligen Gestalt in den Zeitschriften, wenn auch nicht selbst darstellt, doch ziemlich treu abschattet: so werfen wir auf diejenigen unter ihnen, die uns den Gang unsrer schönen Literatur bezeichnen können, vorerst einen prüfenden Blick; dann erst wird uns alles im Zusammenhang erscheinen, als eine stetige Reihe bedingter Wirkungen, bey denen wir bisweilen vielleicht weniger staunen, aber mehr lernen werden, als diess überall bey defultorischen Untersuchungen möglich ist. Betrachten wir also die Zeitschriften als Monumente der Vergangenheit, denen der Zeitgeist seinen Stempel aufdrückte.

Wir müssen über die künstliche Gränze hinaus bis zur natürlichen zurückgehen. Unter *J. J. Schwabe's* Redaction, bey Mitarbeitern wie *Cramer, Ebert, Gellert, Kästner, Kleist, Mylius, Rabener, Ad. Schlegel, Zachariä* u. A. erschienen (Leipzig 1741—50.) die *Belustigungen des Verstandes und Witzes*, eine Zeitschrift, welche, wie *C. F. Weisse* in *Rabeners* Leben mit Recht sagt, zur Aufnahme des Geschmacks in der Poesie und Beredtsamkeit viel beygetragen, weil sie, so unvollkommen und ungleich auch die Aufsätze damals noch beschaffen seyn mussten, doch vielen jungen guten Köpfen Gelegenheit gab, sich zu versuchen, die Leser durch feine Mannichfaltigkeit reizte, und also die Zahl und den Eifer der deutschen Leser und Schriftsteller vermehrte. Indess wurden mehrere der Mitarbeiter bald missvergnügt, über eine Menge unschmackhafter Gottschedischer Streitigkeiten, welche aufgenommen, und über Mangel an strenger Wahl, welche oft mehr als billig vernachlässigt wurde. *Gärtner, Cramer* und *Ad. Schlegel* vereinigten sich daher zur Herausgabe einer neuen Zeitschrift, wozu jene Mitarbeiter traten, denen sich späterhin *Klopstock, Elias Schlegel, Hagedorn, Schmidt, Gieseke* und einige Andre gesellten. Musterhaft waren die Gesetze, welche sich dieser Verein ausgezeichneter Geister selbst vorschrieb: „Kein Mitarbeiter soll ohne Bewilligung der Andern dazu gezogen werden; kein Aufsatz aufgenommen, für welchen nicht die meisten Stimmen entschieden; alle Mitarbeiter sollen jedes Stück kritisiren, und kann sich einer nicht entschliessen, die von den meisten Stimmen verurtheilten Stellen wegzustreichen, oder zu ändern: so steht es bey ihm, das Stück ganz zurück zu behalten, welches von der Aufnahme ausgeschlossen ist; die Aufsätze der Herausgeber machen keine Ausnahme; die Namen der Vff. werden nicht beygefügt, damit man über Werth oder Unwerth eines Aufsatzes nicht aus dem Namen urtheile." Solch einem achtungswerthen Eifer für die Ehre unserer Literatur verdanken wir die sogenannten *Bremischen Beyträge* (1750—63. 6 Bände. 8.), die erste periodische Schrift vermischten Inhalts, welche in Prosa und Vers viele vortreffliche, keine schlechten Aufsätze befasste. „Sie macht — sagt *Weisse* — einen merkwürdigen Zeitpunkt in unsrer Literatur aus, weil der Beyfall, mit dem sie aufgenommen wurde, das Studium unsrer Sprache und die Begierde, durch deutsche Schriften Ruhm zu erwerben, weit allgemeiner machte."

In der That wuchs der Eifer für die Ehre unsrer Literatur von Jahr zu Jahr, und die schönen Künste wurden, wenn auch nicht befördert, doch immer mehr cultivirt. Erfreulich ist in dieser Hinsicht eine Vergleichung der genannten Zeitschriften mit der *Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste* (Leipz. 1757—65. 12 Bände. 8.), zu deren Herausgabe sich *Mendelssohn, Lessing* und *Nicolai*, von gleich lobenswerthem Eifer getrieben, vereinten, und welche von 1766 an, unter dem Titel: *Neue Bibliothek* u. s. w. von *C. F. Weisse* fortgesetzt wurde, und auch nach dessen Tode durch Beyträge eines *Jakobs, Manso, Morgenstern* u. A. sich in Ansehen erhalten muss. Die ersten Mitarbeiter, ausser den Herausgebern, waren *Hagedorn*, des Dichters Bruder, *Winkelmann, Lippert* u. A. Schon diese blossen Namen bezeugen weitern Umfang und noch grössere Mannichfaltigkeit, als die vorigen Zeitschriften haben konnten. Nicht nur war in dem Zeitraum jener Jahre die epische und lyrische Poesie fast in allen ihren Zweigen trefflich ausgebildet worden, sondern auch die Bühnen gewannen, vorerst in Leipzig und Berlin, eine Gestalt, welche vorzüglichere Dichter befeuern konnte, ihnen ihr Genie, ihren Fleiss zu widmen. *Lessings* Eifer war der grösste, und seine *theatralische Bibliothek* (Berl. 1754. 4 St. 8.) trug, so wie seine Dramen selbst, nicht wenig zu einer höhern Cultur auch der dramatischen Kunst bey. Nicht aber bloss die Poesie, auch was sonst zur schönen Kunst gehört, sollte durch günstiges Zusammentreffen glücklicher Umstände mehr gefördert werden, und die Bibl. der schönen Künste und Wissenschaften dient zum Beweise, welch einen rühmlichen Wetteifer damals die Künste begannen.

Welchen Einfluss die *Briefe, die neueste Literatur betreffend* (Berl. 1759—64. 24 Bände. 8.), an denen *Lessing*,

Lessing, *Mendelssohn*, *Abbt*, *Nicolai*, späterhin auch *Resewitz*, *Grillo* arbeiteten, gehabt, ist bekannt genug. Bedeutend hatten sich da schon die Angelegenheiten der deutschen schönen Literatur verändert; denn hatte man in den ersten Zeitschriften nur darauf hinzuarbeiten getrachtet, dass das Publicum überhaupt für Geschmack und schöne Darstellung empfänglich würde: so bedurfte es jetzt schon eigner Zeitschriften, um die schöne Literatur (in deren Kreis, ausser Poesie und Beredtsamkeit, Philosophie und Geschichte allerdings mit gehören, weil sie vereint den Cyklus der Humanioren bilden,) nur zu kritisiren oder bekannt zu machen. Die Patriarchen unsrer schönen Literatur waren jetzt alle aufgetreten, *Winkelmann* fühlte sich schon selig auf dem klassischen Boden seines herrlichen Rom, Akademieen für Künste begannen hie und da in Deutschland aufzublühen, *Mengs*, *Oeser*, *Tischbein* u. A. waren Zierden des deutschen Namens.

Von hier bis zu der Zeit, wo *Wieland* den *deutschen Merkur* herausgab (Weimar 1773, von 1789 an *Neuer* deutscher Merkur, von 1800 an mit Beyhülfe *Böttigers*), welche Veränderungen! Unsägliche Mühe kostete es *Winkelmann*, sein ersehntes Ziel zu erreichen, nicht weniger vielleicht jenen Patriarchen, in Deutschland die schöne Literatur auf eine höhere Stufe zu heben. Man denke nur, mit welchen Schwierigkeiten *Klopstock* kämpfte, um in der deutschen Prosodie den Hexameter einzuführen. *Gottscheden* gebührt unstreitig das Verdienst, ihn darauf aufmerksam gemacht zu haben. In seiner *kritischen Dichtkunst* (Leipzig 1736) theilt er S. 311. untadlige Hexameter mit, z. B.

> *„Doch was half sie die Zahl philosophischer Lehrer und Schüler;*
> *Pallas erschrack, und Jupiter selbst, der Vater der Götter;*
> *Prüfet euch selbst, forscht Sitten und Herz, ja Sinn und Gedanken."*

sagt aber dabey: *„Ich weiss wohl, dass dieses deutschen Ohren noch ziemlich fremd und unangenehm klingen wird. Allein denen, die einen lateinischen Vers Virgils oder Horatii in dergleichen Sylbenmaß ohne alle Reime schön finden, ist es in Wahrheit eine Schande, wenn sie eben diesen majestätischen Wohlklang, den sie dort bewundern, nur im Deutschen, entweder nicht hören, oder doch verwerfen wollen. Meines Erachtens fehlt nichts mehr, als daß einmal ein glücklicher Kopf, dem es weder an Gelehrsamkeit noch an Witz, noch an Stärke in seiner Sprache fehlt, auf die Gedanken geräth, eine solche Art von Gedichten zu schreiben und sie mit allen Schönheiten auszuschmücken, deren sonst eine poetische Schrift außer den Reimen fähig ist. Denn wie ein Milton in England ein ganz Heldengedicht ohne alle Reime hat schreiben können, welches jetzt bey der ganzen Nation Beyfall findet: so wäre es ja auch im Deutschen nicht unmöglich, daß ein großer Geist was neues in Schwang brächte."* *Klopstock* war dieser Geist; allein wie viel musste er von ungriechischen Ohren nicht hören und von Ungriechen dulden! *Bodmern* und *Wielanden*, die ihm hierin nachahmten, sagte der Vf. der *Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissensch.* (Berl. 1755): *„die Herren, die sich mit diesem besondern Geschmack so gar viel wissen, kommen mir vor wie die Rathsherren eines kleinen Städtchens, wo sie die vornehmsten sind; die gezwungenen Hexameters, die lateinischen Buchstaben, und eine affectirt-einfältige und niedrig-schwülstige Schreibart, sind nichts anders als Allongeperücken, breite Halskrausen und steife Unterkinne, womit diese ehrbare und feste Männer einhertreten."* Wie viel musste *Bodmer* auch dulden, als er aus den Minnesingern Ton, Wendungen, naive Einfalt und alterthümlichen Ausdruck überzutragen suchte! Und kaum zu glauben, aber doch wahr ist es, dass auch die orthodoxen Sprachhüter ihre dicken Köpfe und gewaltigen Perücken, als über Gräuel, schüttelten, da *Wieland* folgende Wörter brauchte: *Seraphisch*, *zärtlich*, *harmonisch*, *chaotisch*, *lächelnd*, *Mädchen*, *Entzückung*. Dass diese und andre Männer alle Regeln einer gesunden Kritik, welche die *Corneille*, *Flechier*, *Pope* gebildet haben, unter die Füsse träten, mussten sie oft genug sich sagen lassen. Wohl ihnen nur, dass sie an *Lessing* einen Mann von eben so viel Kraft als Gewandtheit auf ihrer Seite hatten, dessen Köcher stets von goldnen Pfeilen rasselte, der fernhin und sicher damit traf! Ruhiger gingen sie nun ihren Gang, und als *Wieland* seinen deutschen Merkur aussendete, standen sie am Ziele, und rings um sie blühte voller, schöner Frühling.

Um diese Zeit stand auch die zweyte Generation der Geschmacksveredler in Deutschland auf. Viele Hindernisse waren durch ihre Vorgänger überwunden; genug aber blieben auch ihnen noch zu überwinden übrig. Griechischer oder moderner Genius — das war jetzt die Frage, und viel, wo nicht alles, musste sich mit dieser Frage entscheiden. Bis man sie nur aufwerfen konnte, wie viel musste geschehen seyn! Nicht nur in anderm Lichte musste man den Geist der verkannten Griechen sehen, im Lichte reiner Menschheit, sondern man musste auch zurückgekommen seyn von allzu sklavischer Verehrung römischer Nachahmer, allzu ängstlicher Befolgung steifer französischer Regeln, und einer kleinlichen Einseitigkeit, die nur darum ein Vortreffliches anzuerkennen sich weigert, weil es herkömmlichen alten Ton verschmähte. Jetzt war die Zeit, wo *Shakespears* Genius unsern Regelnkram umwarf, welchen *Klopstocks* Barden und deren Freund *Gerstenberg* schon verdächtig gemacht hatten. Mit *Shakespear* und *Klopstock* äusserte sich endlich auch die *Manessische Liedersammlung aus den Zeiten der schwäbischen Kaiser*, nach Zerstreuung der Heidelberger Bibliothek in die des Königs von Frankreich gekommen, von *Bodmer* mit rühmlichen Anstrengungen schon in der vorigen Periode zum Druck befördert, in ihren Wirkungen. Die Bardenwindsbraut verbrausste, *Gleim* machte seine so ungemein glücklichen Nachahmungen und Umbildungen des Minnegesangs bekannt; lauter Umstände, welche kräftig zusammen wirkten, dem Geist der Nation eine neue Richtung, unsrer schönen Literatur mehr Selbstständigkeit zu geben, und deutschen Geist vom Vorwurf eines bloss nachtretenden

tretenden Miethlingsgeistes zu befreyen. „Immer besser — sagte *Möser* — man ist ein Thier nach eigner Art, als sich wie der Löwe zum Katzengeschlechte rechnen zu lassen." Seit die Nation den Homer empfing, sie diesen mit den Minneliedern in Vergleichung stellen konnte, die Simplicität dadurch mehr in Ansehen kam, ging die deutsche Muse weniger auf gelehrte Reisen, sondern studirte, wie auch *Shakespear* durch *Göthe*, *Lenz*, *Klinger*, *Spielmann* rieth, die Natur mehr in der Nähe, damit ihr ausströmender Gesang werde, was er seyn soll, lebendiger Odem, der über der Menschen Herzen und Sinnen hin weht, wahrer Ausguss schöner Natur in Phantasie und Empfindung. Selbst diejenigen, welche den Griechen am meisten sich annäherten, wie *Voß*, *Stolberg* u. A., sahen die Griechen nicht durch den Rauch der Schule, sondern im Homer den stillerhabnen Sohn der ionischen Urzeit, dessen Odyssee, wie Ossians damals bekannter gewordne Lieder, schöner Ausbruch einer vollen Seele war, mit aller Innigkeit, Treuherzigkeit, Schmucklosigkeit der einfachen Natur. Wie sehr sie daher auch in Ausdrücken und Fügungen theils Neues versuchten, theils Alterthümliches wieder herstellten: so entfernten sie sich doch in der Tonart nicht von der Poesie der Natur und Empfindung. Das *deutsche Museum* (Leipzig 1776 — 88. von *H. Chr. Boie* und *Chr. Conr. Dohm*; Neues d. M. Leipzig 1789 — 93. von *Boie*) dient zum Beweise für diese damals vorgegangene Reform. Mitarbeiter daran waren *Voß*, *Stolberg*, *Sprickmann*, *Herder*, *Lenz*, *Claudius*, *Bürger*, *Göcking*, *Lichtenberg*, *Sturz*, *Eschenburg*, *v. Nicolai*, *Sander*, *Meißner*, *Anton* u. A.

Den Titel: *deutscher* Merkur, *deutsches* Museum verdienten jene Zeitschriften auch durch ihre rühmliche Bemühung, die in Staub und Vergessenheit begrabenen Schätze altdeutscher Literatur wieder ans Licht zu ziehen, in welchem Streben nachher *Archenholz'ens Literatur und Völkerkunde*, *Canzlers und Meißners Quartalschrift*, zum Theil auch das *Journal von und für Deutschland* nacheiferten. Die Zeit schien aber noch nicht gekommen, wo Deutschland seinen *Curne de St. Palaye*, seinen *Warton* erhalten sollte: denn *Bertuchs* so uneigennützig-patriotisches Erbieten zur Herausgabe der Werke unsers grosen Meistersängers *Hans Sachs* blieb, leider! blosses Erbieten. Vielleicht dass ein *Millot*, der in angenehm erzählte geschichtliche Darstellung das Beste aus der Poesie der deutschen Vorzeit hätte einweben wollen, mehr Beyfall gefunden, und der Ertrag jener Bemühungen nicht blos auf etliche Bereicherungen der Glossarien sich beschränkt hätte. Vielleicht! — denn die Ausgabe der *alt-englischen und schwäbischen Balladen*, so wie der *Volkslieder von Herder* haben wenigstens *den* glänzenden Beyfall nicht gefunden, den sie verdienten.

(Die Fortsetzung folgt.)

* * *

Jena u. Leipzig, b. Frommann: *Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische* von *F. W. Döring*, Herzoglich Sachsen-Gothaischem Kirchen- und Schulrath und Director des Gymnasiums zu Gotha. *Erster* und *zweyter* Cursus. Erzählungen aus der Römischen Geschichte in chronologischer Ordnung von Romulus bis zum Tode des Kaisers Augustus. *Zweyte* verbesserte Auflage, nebst einer Beylage für die ersten Anfänger. 1802. XIV u. 370 S. (18 gr.) *Dritte* verbesserte Auflage. 1803. XII u. 372 S. 8. (18 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Num. 171.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Berlin*, b. Unger: *J. A. Chaptal's*, jetzigen (damaligen) Ministers des Innern in Frankreich, *Versuch über die Vervollkommnung der chemischen Kunstgewerbe in Frankreich*. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen, hauptsächlich in Hinsicht des Preussischen Staats versehen von *H. W. Heerwagen*, Assessor bey dem Manufaktur- und Commerzcollegium und der technischen Deputation in Berlin. 1802. 94 S. 8. (12 gr.) — Chaptal's Vorschläge zur Aufnahme der Gewerbe verdienen alle Aufmerksamkeit und auch im Auslande berücksichtigt zu werden. Aber eben die vor uns liegende Abhandlung über die Vervollkommnung der chemischen Kunstgewerbe hat uns nicht ganz befriedigt, weil eigentlich von chemischen Kunstgewerben darin viel zu wenig gesagt wird, und das Gesagte blos als Winke zur Aufnahme der Fabriken im Allgemeinen zu betrachten ist. Der Vf. ist gegen die Abschaffung der Lehrcontracte, und hält für das beste Mittel, Fabriken zu befördern, eigne Lehranstalten, und zwar in den Gegenden eines Landes, wo das Local dazu günstig ist. Eine dieser Lehranstalten werde sich mit der Färberey, mit dem Druck der Zeuge und mit der Zubereitung thierischer Stoffe, die zweyte mit den Metallen und ihren Zubereitungen, die dritte mit den Erdarten und deren Gebrauch zur Fabrication der Töpferwaaren, so wie auch mit der Bereitung des Glases, und die vierte mit der Gewinnung der Salze, Darstellung der Säuren und Alkalien, Destillation der Weine, Dinge über gewürzhafte Pflanzen abzuziehen und mit Bereitung der Riechwässer zu beschäftigen haben. Als eine solche Lehranstalt für die Preussischen Staaten wird vom Uebersetzer auf die von Seiten des General-Fabriken-Departements gestiftete Lehranstalt für Färber, wobey Hr. Hermbstädt als Lehrer angestellt ist, hingewiesen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 4. Januar 1806.

Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Jetzt sind wir in unserer Schilderung bis in das achte Decennium des verflossenen Jahrhunderts gekommen. Betrachtet man die glänzende Reihe von Namen, welche wir bisher genannt haben, und welche sich durch die Namen eines *Haller*, *Geßner*, *Utz*, *Ramler*, *Götz*, *Engel*, *Thümmel*, *Moser*, *Denis*, *Kretschmann*, *Gotter*, *Gemmingen*, *Garve*, *Kant*, *Hippel*, und manchen andern noch, leicht vermehren liesse; bedenkt man, dass wir in jedem der genannten einen Dichter oder Schriftsteller besitzen, welchen wir kühn jedem, den uns das Ausland als Ausgezeichneten darstellt, an die Seite stellen können; dass für viele das Ausland keinen zu bieten wissen würde; dass etliche den Unsterblichen Griechenlands muthig ins Auge blicken dürfen: dann wird man wohl gestehen müssen, dass *Friedrich der Einzige* mit seinen Vorwürfen gegen Deutschlands Literatur, wenigstens um 20 Jahre zu spät kam. Vermuthlich kannte er sie in neuern Zeiten weniger, wie auch *Jerusalem*, *Möser* und *Wezel* in ihren, gegen sein Werk gerichteten, Schriften gnüglich gezeigt haben. „Die wahre Ursache — sagte *Möser* in seinem Auffatz *über die deutsche Sprache und Literatur*, (in d. *westphäl. Beyträgen* 1784.) — warum Deutschland nach den Zeiten der Minnesinger wieder versunken, oder so lange in der Kultur seiner Sprache und der schönen Wissenschaften überhaupt zurückgeblieben ist, scheint mir hauptsächlich darin zu liegen, dass wir immer von lateinisch gelehrten Männern erzogen sind, die unsre einheimischen Früchte verachteten, und lieber italiänische oder französische von mittelmässiger Güte ziehen, als deutsche Art und Kunst zur Vollkommenheit bringen wollten; ohne zu bedenken, dass wir auf diese Weise nichts hervorbringen könnten, was jenen gefallen und uns Ehre bringen würde. Sie zogen Zwergbäume und Spalierbäume und allerley Krüppel, die wir mit Strohmatten wider den Frost bedecken, mit Mauern an die Sonne zwingen, oder mit kostbaren Treibhäusern beym Leben erhalten mussten. Und einige unter uns waren thöricht genug zu glauben, dass wir diese unsere halbreifen Früchte den Fremden, bey denen sie ursprünglich zu Hause sind, als Seltenheiten zuschicken könnten; sie waren stolz genug zu denken, dass die Italiäner mit uns in unsern, in feuchter Luft gebauten, Grotten nicht schaudern würden. — — Meiner Meinung nach müssen wir durchaus mehr aus uns selbst und aus unserm Boden ziehen, und die Kunst unsrer Nachbarn höchstens nur in so weit nutzen, als sie zur Verbesserung unsrer eigenthümlichen Güter und ihrer Kultur dient. Wir müssen es wie *Rousseau* machen, der alle Regeln und Gesetze seiner Zeit um sich herum stehen oder fallen liess, um aus sich selbst zu schöpfen und seine Empfindungen allein auszudrücken; oder wie *Klopstock*, der nicht erst den *Milton* las, um seinen Messias zu bilden."

Wie genau diess schon um jene Zeit geschehen sey, ist uns noch in frischem Gedächtniss, und kein Zweifel, dass es nicht wenig beytrug, das Interesse der Nation an deutscher schöner Kunst und Literatur zu der Lebhaftigkeit zu erregen, welche damals für sie herrschte. Nicht nur beweisen dieses die mancherley Musenalmanache, deren Blüthenzeit damals war, sondern auch eine Menge von Zeitschriften, einzelnen schönen Künsten gewidmet. Da gab es Kunst- und musikalische Zeitungen, Monatsschriften für bildende Künste, Theaterkalender, artistische Magazine u. dergl. von mancherley Form und Gehalt. Man fing an Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten zu schreiben, veranstaltete Nekrologen von Dichtern, und las gern biographische Notizen von noch lebenden. Mit den Dichtern hatten sich die Bühnen veredelt, *Eckhofs* Pflanzschule breitete sich über Deutschland aus, *Schröder*, *Reinecke*, *Brockmann*, die *Hensler*, *Seiler* und Andere waren ebenfalls im Munde der Nation; die *Graun*, *Hasse*, *Naumann*, *Schuster*, *Schweizer*, *Mozart*, *Doles* u. A. wirkten durch den Zauber ihrer Composition Liebe für ächt deutschen Gesang! So lange man blofs französische Stücke auf unsern Bühnen sah, nur italiänischen Gesang und italiänische Musik hörte,

hörte, war immer nicht viel für die schöne Kunst in Deutschland zu erwarten. Hand in Hand müssen diese Künste vorwärts schreiten, wenn für das Vaterland alles gut gedeihen soll; Hand in Hand müssen sie vorwärts geschritten seyn, wenn jener Kunstenthusiasmus statt findet, der zu der Zeit, von welcher wir reden, in der That herrschte.

So stand es, als eine dritte Generation aufstand, und mit ihr eine neue Epoche anhub, zu deren Anfang (1784) *Schiller* erst seine *Rheinische*, dann seine *neue Thalia*, jene zu Mannheim, diese zu Leipzig (1792) ankündigte.

Oefters hat Referent gefunden, dass man diese Zeit als den Gränzpunkt des goldnen Zeitalters deutscher schöner Literatur bezeichnete. Vielleicht liesse sich aber hier mit *Coyer* sagen: *Le lendemain d'une victoire est encore un beau jour.* Wenn wir die Namen von *Schiller*, *Alxinger*, *Blumauer*, *Langbein*, *Matthison*, *Salis*, *Kosegarten*, *Heydenreich*, *Tiedge*, *Manso*, *Haugwitz*, *Stäudlin*, *Haug*, *Bouterweck*, *Baggesen*, *Becker*, *Neubeck*, *Seume*, *Schmidt*, *Conz*, *Iffland*, *Jünger*, *Fr. Schulz*, *Kotzebue*, *Huber*, *Soden*, *Kratter*, *Jenisch*, *Falk*, und noch manchen andern in diese Periode gehörigen nennen: so haben wir doch gewiss lauter Namen genannt, deren wir uns nicht zu schämen haben. Mögen nun deren, welche dem Vaterlande Glanz verschaffen, nur etliche darunter seyn: so ist es eben wie in den vorigen Perioden auch, und wie es wahrscheinlich in allen seyn wird. Unter den Genannten dürfte mehr als einer seyn, der ungescheut mit andern aus den vorigen Perioden sich messen kann; allein zum Unglück gehört er zu den Spätergekommenen, die man, wenn sie mit den Vorgängern nur auf gleicher Stufe stehen, der Schwachheit zu beschuldigen pflegt. Unbegünstigt von Zeitumständen, die den glücklicheren Vorfahren zu statten kamen; zurückgesetzt durch das Vorurtheil, welches sich an die Namen der Aeltern geheftet hat, für blosse Nachahmer gehalten, wenn sie schon betretne Bahnen gehen; zwischen der alten und neuen Zeit in einer bedrängten Mitte, waren diese Spätergekommenen nur allzusehr der Gefahr, übersehen zu werden, ausgesetzt. Darum aber, weil man sie übersieht, oder ungerecht beurtheilt, darum behaupten wollen, es sey nun alles vorüber, scheint ein eben solches Kunststück mancher Alten, als die Kinder, in der Gefahr überfahren zu werden, machen: sie schliessen die Augen, hoffend, weil sie nicht sehen, dass Niemand sehen werde. Was man im äussersten Falle hier zugeben könnte, wäre ein Stillstand; Stillstand aber ist noch kein Untergang: denn kann man nicht eben bey ihm neue Kräfte sammeln, um dem Untergang zu entgehen?

Das war indess hier der Fall nicht: denn, alles genau erwogen, ergeben sich von diesem, einstweilen angenommenen, Stillstand ganz andere Ursachen. Deutschlands schöne Literatur lag in einer Krisis, und das Publikum war lauer gegen sie geworden, weil es zur Prosa hinzuneigen anfieng, und die Poesie ebenfalls dahin neigend verlangte. Man sage selbst, ob sie unter solchen Umständen nicht kränkeln sollte. Die Musenalmanache wurden minder beliebt, die meisten für die schöne Literatur begonnenen kritischen Zeitschriften (darunter auch *kritische Uebersicht der neuesten schönen Literatur der Deutschen*, Leipz. 1788, von *Heydenreich*, *Kindervater*, *Weisshuhn*, u. A.) fristeten nur kurze Zeit ein kümmerliches Daseyn; Belletristik überhaupt bekam mehr und mehr einen bösen Leumund; höchstens wurden noch Sammlungen von Fabelchen, Liederchen, Lehrgedichtchen mit Kupferchen *in usum Delphinorum* veranstaltet. Kurz, die Zeit der psychologisirenden Popularphilosophie zeigte jetzt ihre Folgen, und dieser und jener, damit man nicht das neue Licht der Aufklärung als Fackel brauche, nicht mit dem weggeworfenen theologischen Plunder die Rechtschaffenheit des Herzens verliere, hielt es für Pflicht, in erbaulichen moralischen Betrachtungen — welche Referent wahrlich nicht herabsetzen will — einen Compass zu liefern, der sicher durch die Sturmempörten Wellen die Bahn zum rettenden Hafen zeige. Recht brav! Dahinter aber kamen andere, welche es noch besser im Sinn hatten, und um ja jeden Unfug zu verhüten, an die Stelle der alten Zionsburgen kleine Zuchthäuserchen errichteten. „Ihr müsst Menschen werden, ihr Leute, — sagten sie, — und seyd noch keine. Kommt her, wir wollen euch dazu machen! Griechisch und Latein braucht ihr dazu eben nicht: denn wäre es ja nöthig, dass ihr die Alten leset: so giebt es schon Uebersetzungen. Sonderlich nöthig ists aber gar nicht: denn bedenkt nur, wie weit wir Neuern in allen Erfindungen den Alten voraus sind. Die Zeit, welche ihr an Erlernung der Sprachen verliert, könnt ihr weit besser anwenden, lieben Brüder! — *Realia! Realia!* Alles Andere taugt zu nichts, und der Mann, welcher die Braunschweiger Mumme oder das Spinnrad erfand, hat weit wesentlichere Verdienste um die Menschheit, als alle Homere mit ihren Iliaden und Odysseen. Werdet rüstige gesunde Bursche und flinke Mädchen, haltet mit Zeit und Geld Haus, sucht was zu verdienen, befolgt ordentlich die Hausmoral, die wir euch geben werden, denkt vor allem und überall auf das, was nützt, und es wird bald ganz anders um die Welt und die Menschheit stehen."

Sind solche Zeiten nicht recht erfreuliche Zeiten für die schöne Literatur? Dadurch, dass die Herren Moral und Politik, Geschichte und Erdbeschreibung, Medicin und Technologie, Feld- und Hauswirthschaft in Romane brachten, *damit doch das Nützliche auch gelesen würde*, haben wir zwar eine Romanenwuth entstehen sehen; aber kräftige, kernhafte, selbstthätige, mit Muth, Energie, Aufopferung für Vaterland und Menschheit rastlosthätige Menschen, wo sind die? In unsern rasenden Räuberromanen vielleicht? Sind das die Früchte, welche unsre neumodische, so hoch gepriesene Kultur ge-

getragen hat? Musste, um solcher Früchte willen, die schöne Literatur gehemmt werden?

Dass sie es ward, liegt klar am Tage. Man verachtete sie als Spiel, um des Ernstes willen, während man sein Ernsthaftes so sehr in Spielerey verwandelte, dass Viele bald weder eines wahren Ernstes, noch des geistigen Spiels der Poesie mehr fähig waren. Die Moralisten trugen aus guter, nur nicht ganz gut verstandner, Meinung das Ihrige dazu bey, dass die Sache nicht verbessert wurde. In welch hohem Sinne auch *Homer* und *Sophokles* die Moralität beförderten, war ihnen nicht klar. *Moralische Tendenz* war deshalb ihr Grundgesetz für Poesie, und je mehr sie predigte, für desto besser ward sie gehalten. Es konnte nicht fehlen, je länger das Freyeste, was es im Leben giebt, die Poesie, der Moral als Magd vermiethet war, desto nüchterner musste sie werden, und mithin als Poesie desto unwirksamer. Mancher junge Dichter fühlte das, und um Nüchternheit zu vermeiden, fiel er in künstlichen Enthusiasmus, und eine, in der Natur und Empfindung durchaus nicht gegründete, Ueberspannung; während andre, die Folter scheuend, worauf jene ihrer Phantasie die Daumschrauben gaben, und wenig bekümmert, Begriffen Anschaulichkeit zu verschaffen, durch Bilder und Gleichnisse ihren Stoff zu beleben, Werke hervorbrachten, welche, vom Vers entkleidet, blosse, zwar bedeutende, aber doch immer blosse Prosa waren. Indess schien man sehr zufrieden, war das Schauspiel, der Roman, das Gedicht nur moralisch, oder vielmehr — *moralisirend*.

Dem jungen Genie und dem jungen Helden verzeiht man einige Wildheit und Ueberspannung gern, als Vorboten der Kraft, wodurch sie einst grosse Thaten verrichten werden. Damals kaum: denn wie fiel man von allen Seiten über *Schiller* her, welche Klagen ertönten über ihn, welche Aermlichkeiten brachte nicht noch *Stolberg* gegen seine Götter Griechenlands vor! Der junge Held liess sich das Geschrey nicht irren, schritt rasch und muthig voran, und rettete die schöne Literatur von ihrem Untergange.

Die *neue Thalia* bezeugt es, dass die Poesie in dem moralisirenden Zeitalter ihre Rettung ganz eigentlich der Moralphilosophie, und zwar namentlich der Kantischen, verdankt, wodurch, was manche Kantianer durch ihre Barbarismen in der schönen Literatur etwa mögen verdorben haben, hundertfältig vergütet ist. Was ist unverträglicher mit Poesie als eine stets nur wiederkäuende und rechnende Wirklichkeit? Wann war man aber tiefer in diese Wirklichkeit versunken, als damals? Selbst die Moralisten hoben nicht darüber empor: denn die männlichste Moral war selbst nichts, als eine sublimirte Rechenkunst des Vortheils, und die zur Mode gewordene weibische Moral brachte jene schlaffe, weinerliche Sentimentalität hervor, mehr geeignet, den Keim aller wahren Tugend, aller Grösse zu ersticken, als zu beleben. Da erschien sie endlich, die Moralphilosophie *Kants*, welche mit männlicher Strenge der Begier den Stab brach, mit hohem Ernst das heilige Gesetz der Pflicht aufstellte, und indem sie den Thiermenschen beugte, den Geist erhob, den sie auf Flügeln der Ideen in eine übersinnliche Welt entrückte, wo er um Heiligkeit, Unsterblichkeit und Gottheit schwebte. Nun endlich war sie da, jene reine Idealität, ohne welche ein menschliches Leben keinen Werth hat, der Name Humanität nur ein leerer Schall ohne Sinn und Bedeutung ist. Wehe dem Zeitalter, wo beide ein Spott klügelnder Weisen werden! Wehe der Generation, die den Glauben an eine höhere Welt verlor, und es nicht mehr fasst: nur dann sey das Blüthenalter der Menschheit, wenn sich das ideale Leben dem häuslichen und bürgerlichen einfügt!

Besteht nun aber in Idealität das Wesen aller wahren Poesie: so war es gewiss für sie kein unwesentlicher Vortheil, dass überhaupt das Leben wieder in einem idealen Gesichtspunkt dargestellt wurde. Dieser ethischideale Gesichtspunkt sagte trefflich dem ästhetischen zu, und besonders war es die einwohnende Tendenz zum Erhabenen, welche *Schillers* erhabenen Genius ergriff, und sein Interesse auch so mächtig an *Kants* nachfolgende Analytik des Schönen und Erhabenen fesselte, dass er das neue Feld mit jenem Eifer, jener Sorgfalt kultivirte, welchen wir grösstentheils den neuen, schönen Ertrag desselben verdanken.

Was indess bald in die Augen springen musste, war der Umstand, diese Idealität sey doch eigentlich nicht Idealität der Griechen, welche als ewige Muster aufzustellen man nie unterlassen hatte. Diese Bemerkung blieb nicht ohne Folgen. Deutschland hatte ein Zeitalter gehabt, worin es eine eigne, nationale, der provençalischen mehr oder minder verwandte Poesie besass. Das war im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert, wo die romantische Denkart in Europa ihren Strich auch über Deutschland nahm. Mit dem Hohenstaufischen Kaiserhause gieng auch jene Poesie unter; deutsche Gelehrte wurden lateinisch gebildet; sogar die deutsche Sprache gerieth in Verfall; nur in den Zeiten der Reformation machte sie wieder Fortschritte, die aber während des verheerenden dreyssigjährigen Krieges sehr gehemmt wurden. Kaum ein Anschein war da, Deutschland werde eine eigne Literatur erhalten, bis im siebzehnten Jahrhundert die schlesischen Dichter aufblühten, am meisten die Römer und Neu-Italiäner nachahmend. So blieb es bis auf den männlichen, gedrungnen *Haller*, der sich nach Mustern der Engländer bildete, während bald nach ihm französische Pas und Etikette eingeführt wurden, wahrscheinlich *pour avoir aussi un siecle de Louis XIV*. Endlich rief man: die Griechen! die Griechen! Was aber die Meisten von den Griechen nachahmten, waren ihre Formen, welche nur bey Einzelnen auch ein griechischer Geist belebte. Bald genug fieng man indess an, auch den *Geist* des griechischen Alterthums zu begreifen, zu einer Zeit aber, wo zu-

zugleich unsre altdeutschen Ueberreste wieder ans Licht gezogen wurden. Deutschheit war das neue Feldgeschrey, Deutschheit kam an die Tagesordnung, reiner von diesen, mit Griechheit gemischt von jenen gegeben, und das gieng so fort, bis man, durch neue Veranlassungen zu einer bestimmten Reflexion genöthigt, Griechheit und Deutschheit näher betrachtete, und beyde in einem völligen Gegensatze mit einander erblickte.

Gesprochen war darüber schon worden in *Bürgers Akademie der schönen Redekünste*, wovon *Bouterweck, A. W. Schlegel* u. A. Mitarbeiter waren, (Gött. 1791. 8.) Die *Horen* aber, von *Schiller*, man weiss bey welchen Mitarbeitern, herausgegeben, (Tübingen 1795 — 97.) waren es, welche diese Angelegenheit am genauesten erörterten, und die Verschiedenheit des Charakters der altgriechischen von der neueuropäischen Poesie bestimmt aussprachen. In *Naivetät* wurde der griechische, in *Sentimentalität* der moderne Charakter gesetzt; die Alten hatten *Natur*-, wir haben *Reflexionspoesie*.

Haben wir nun aber Geist, Vaterland und Publikum der alten Griechen nicht mehr: so entsteht die Frage: Was sollen wir denn thun? „Schon die Natur hat zwischen jedem Zeitalter gleichsam eherne Mauern errichtet, die kein Mensch überspringt; der Glücklichste, der Vorzüglichste vermag allenfalls sich auf der Zinne sehen zu lassen, hinüber zu schauen; doch aus ihrem Umkreis zu treten wurde keinem noch je gegönnt." — „Alles ist einem ewigen Wechsel unterworfen, und, da gewisse Dinge nicht neben einander bestehen können, verdrängen sie einander. So geht es mit Kenntnissen, mit Anleitungen zu gewissen Uebungen, mit Vorstellungsarten und Maximen." — „Natürlicherweise hat das Publikum auf die Kunst grosen Einfluss, indem es für seinen Beyfall, für sein Geld, ein Werk verlangt, das ihm gefalle, ein Werk, das unmittelbar zu geniessen sey, und meistens wird sich der Künstler gern danach bequemen: denn er ist ja auch ein Theil des Publikums, auch er ist in gleichen Jahren und Tagen gebildet, auch er fühlt die gleichen Bedürfnisse, er drängt sich in derselbigen Richtung, und so bewegt er sich glücklich mit der Menge fort, die ihn trägt, und die er belebt." Diess sind die Worte *Göthe's* in einer neuen Zeitschrift für die Kunst, den zu bald geschlossenen *Propyläen*, (Tübingen 1798 — 1800. 6 Hfte 8.) Also — Griechheit aufgeben? Nicht das! Denn so heisst es gleich weiter: „Wir sehen auf diese Weise ganze Nationen, ganze Zeitalter von ihren Künstlern entzückt, so wie der Künstler sich in seiner Nation, in seinem Zeitalter bespiegelt, ohne dass beide nur den mindesten Argwohn hätten, ihr Weg könnte vielleicht nicht der rechte, ihr Geschmack wenigstens einseitig, ihre Kunst auf dem Rückwege und ihr Vordringen nach der falschen Seite gerichtet seyn."

Von Allem diesem sollte begreiflich nichts statt finden, vielmehr sollte die Kunst als wahre Kunst, und in ihrer reinen Würde erscheinen. Da hätte man nun glauben sollen, wenn man redlich gestrebt hätte, der schönen Kunst alles zu geben, was man ihr geben kann, „von der Gefühlsinnigkeit an, bey welcher die Kunst anfängt, bis zu der heitern Imagination, wodurch sie sich frey und selbstständig erklärt, und zu der geistreichen vollendenden Anmuth, wodurch sie sich, auf ihrem weiten Weg, wieder zur Natur zurück findet," dass dann der Zweck erreicht gewesen, und kein Streit mehr habe statt finden können. Dem aber war nicht also: denn man konnte nicht recht über die Form einig werden, in welcher die Kunst jenen Zweck erreichen solle, und die alte Bedenklichkeit kehrte immer wieder. In der Verlegenheit, worin man sich befand, gieng man zu den Griechen, zu unsern alten Vorfahren, ja sogar wieder zu den vordem ausgezischten Franzosen zur Schule, versuchte antike, modernromantische, und steif-französische Formen.

Die letzten Reformen in unserer schönen Literatur sprechen sich in dem *Athenäum* und der *Europa*, zweyen Zeitschriften von den Gebrüdern *Schlegel* aus, deren Bemühung ernstlich dahin gieng, das Verhältniss der antiken Poesie zur modernen, den Zweck des Studiums der klassischen Poesie überhaupt, und für unser Zeitalter insbesondere zu bestimmen; durch Ergründung des Wesens der Kunst aber allem Streit über sie ein Ende zu machen, und sie mithin für ewige Zeiten in ihrer reinen Würde darzustellen. Uebrigens erklären die Söhne desselben *Ad. Schlegel*, der einst in den Bremischen Beyträgen so thätig für unsre Literatur wirken wollte, dass wir noch durchaus keine Literatur haben; versichern uns von *Lessing*, was sich in seinen philosophischen Büchern von der Kunst und der Form gesagt finden, reiche ungefähr hin, um die Uhrmacherkunst zu erklären, und versprechen endlich das Räthsel zu lösen. Wer wird nicht darauf begierig seyn? Nicht wünschen, von allen früh eingesogenen Vorurtheilen endlich befreyt, die Wahrheit einmal wirklich in ihrem ursprünglichen Glanze zu erblicken?

Merkwürdig, auch als Zeichen der Zeit, sind besonders einige in der Europa abgedruckte Vorlesungen, von *A. W. Schlegel* in Berlin gehalten: denn nicht nur versucht ihr Vf. darin den Geist unsrer Zeit überhaupt zu charakterisiren, sondern giebt auch die Hindernisse an, welche derselbe unserer Poesie und Literatur entgegen stelle, so wie die Mittel, durch deren Anwendung es endlich gelingen könne, alle jene Hindernisse glücklich zu beseitigen. Von diesem allem aber müssen wir in der Folge ausführlicher sprechen, und eilen daher zu dem, um dessen willen wir die bisherige Ausstellung veranstaltet haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 7. Januar 1806.

Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

„Jeder — sagt *Göthe*, — der den Namen eines Künstlers verdient, ist zu unsrer Zeit genöthigt, sich, aus Arbeit und eignem Nachdenken, wo nicht eine Theorie, doch einen gewissen Inbegriff theoretischer Hausmittel zu bilden, bey deren Gebrauch er sich in mancherley Fällen ganz leidlich befindet." Völlig wahr, nur mit der kleinen Veränderung, dass der Künstler sich nicht blos zu unsrer Zeit dazu genöthigt sieht, sondern dass dieses zu allen Zeiten und bey allen Völkern der Fall war. Man kann der Perioden des Schönheitsgefühls, welches von unsrer Ansicht der Natur, aus welcher die Kunst resultirt, abhängig ist, vier unterscheiden. So lange nur, wie *Schiller* sagt, Gier den Menschen treibt, die Natur in sein Wesen zu reissen, steht sein Schönheitsgefühl auf dem Punkt Null; der Mensch, vom Instinkt getrieben und geleitet, waltet nur thierisch in der Natur, die ihm nichts ist, als eine, fleissig ihr Vorrathsmagazin für ihn füllende Amme. So wie es in seinem Geist nur dämmert, beym ersten Regen höherer, als animalischer, Triebe, betrachtet er sie aus andern Augen, und bald erscheint sie ihm als Künstlerin, die er, angeregt von seinem Thätigkeitstriebe, *nachzuahmen* sich beeifert. In der Nachahmung der Natur, oder vielleicht auch nur der äussern Welt, kündigt sich die erste Periode des Schönheitsgefühls an, wo man noch in regellosen Versuchen auf *Gerathewohl* im eigentlichen Sinn herumtappt; *Naturalismus der Kunst*. Nach immer wiederholten, bald gelungenen, bald misslungenen Versuchen wird man auf Vortheile aufmerksam, zieht sich Regeln ab, arbeitet nach Regeln; der Naturalismus wird in der zweyten Periode zu *Technik*, und die Kunst als *Handwerk* getrieben. In der höchsten Vollendung zeigt sich in dieser Periode ein vollkommner *Formalismus*, welcher, wofern nicht Zeit, Ort, Glück die Kunst begünstigen, in einem einförmigen *Mechanismus* erstarren kann und wird. Einen Schritt weiter, und der Künstler strebt nach *Ausdruck* und *Bedeutung*; dritte Periode: *Princip der Charakteristik und Wirksamkeit*. Wo aber endlich die Natur ihren Liebling unter eigne, mütterliche Obhut nimmt; ihn hegt und pflegt, dass seines Geistes schönste Blüthen an einem heitern Himmel sich entfalten, wird das eigentliche Schönheitsgefühl in ihm lebendig. *Ideen* gehen in seiner Seele, wie junge Frühlingsmorgen, auf, und umschimmern die Natur mit einer reinern, als irdischen, Klarheit. Sein ganzes Wesen ist wunderbar ergriffen und verwandelt, er fühlt sich erhoben, und erhebt alles mit sich. Nicht an der Erscheinung haftet er, diese ist ihm nur ein Schleyer, und er sieht hinter diesen Schleyer. Göttlichkeit waltet in den Erscheinungen, Geist macht die Form bedeutsam. Beide tief in allen Tiefen seines Wesens fühlend, ergreift ihn eine unendliche Sehnsucht, in Wort, Gestalt, Ton auszuprägen, was Geistiges so tief, so warm, so rein in ihm lebt. Das ist die vierte *Periode*, die *der eigentlichen Schönheit*; des Künstlers Kanon ist das *Ideal*. Wird aber der Idealist sein Inneres veräussern können, ohne ebenfalls gewisse Regeln und Gesetze zu befolgen?

> Willst du zu Strophen werden, o Haingesang?
> Willst du Gesetzlos, Ossians Schwunge gleich,
> Gleich Ullers Tanz auf Meerkrystalle,
> Frey aus der Seele des Dichters schweben?

So kann sich allerdings der Dichter fragen; allein wer Ossians Gesetzlosigkeit auf mehr, als die Strophen, beziehen wollte, würde den Dichter für einen Wahnsinnigen erklären.

Keine Periode des Schönheitsgefühls und der Kunst ist also ohne alle Theorie, wenigstens nicht ohne theoretische Hausmittel. Immer aber folgt der Kunst die Theorie nach, jedoch so, dass beide in einem Zeitalter auf einander hinweisen, und man von der Theorie auf die Kunst, von der Kunst auf die Theorie desselben schliessen kann. Wiewohl indess die Theorie von der Praktik abhängig erscheint: so ist doch darum die Theorie nicht ohne Einfluss auf die Praktik, natürlicher Weise aber der Späterkommenden, weswegen man wieder Grund hat, die Theorieen als Gränzpunkte zwischen zwey Zeitaltern zu bezeichnen. Durch diesen wechselseitigen Einfluss vervollkommnen sich beide so lange, bis man

man etwa eine Theorie aufstellt, die ihren Ursprung nicht in der Abstraction, sondern in einer von aller Erfahrung, aller Betrachtung vorhandener Kunstwerke unabhängigen Speculation hat. Jetzt wollen wir, nach diesen Prämissen, die Kunstperioden unsrer nächsten Vorzeit anzugeben und zu würdigen suchen.

Ein Blick, geworfen auf die Ansichten und Beurtheilungen ästhetischer Werke in der Periode der Belustigungen und der Beyträge, zeigt uns: man habe damals lediglich auf dem Standpunkt *grammatischer Kritik* gestanden, bey welchem man überall von dem *Princip der Correction* ausgeht. *Gellerts* ehrenwerthe Selbstkritik mehrerer seiner Fabeln ist hiezu der beste Beweis. Vielleicht könnte man sagen: man habe sich damals im Uebergange von der Periode des Naturalismus zu der Periode der Technik befunden, wenn diess nur möglich gewesen wäre. Das Anschmiegen aber an das Alterthum, aus welchem man einen Codex der Kunstgesetze in die neue Zeit herüber nahm, verhinderte das Wagen völlig neuer Kunstversuche. Kaum war man daher mit der, zur Zeit des Beginns einer neuen Bildung der Sprache und des Ausdrucks so nothwendigen, Feile und Correctheit ziemlich im Reinen, als man darauf bedacht war, aus den Mustern der Griechen und Römer nun auch die Anordnung, äussere Form, Gleichförmigkeit und Einheit betreffenden Regeln und Gesetze abzuziehen, und als Normen für Deutschland aufzustellen. Das Licht aus dem Alterthum aber kam, durch französische Gläser gebrochen, zu uns. Frankreichs schöne Literatur hatte unter Ludwig XIV. ihr, wie man es nannte, goldnes Zeitalter gehabt; wenigstens war eine Akademie niedergesetzt worden, um die Sprache zu — schliessen, und die Dichter jenes Zeitalters, minder im Geist der Griechen arbeitend, als dem Aristoteles sich unterwerfend, wurden für so vollkommen gehalten, dass jede Abweichung von ihrer Bahn schon Grund genug zu gerechtem Tadel schien. War es nun der, diesen Werken zugejauchzte Beyfall, oder was sonst, genug, die von den Galliern so missverstandne Kunst der Griechen wurde, als wahrhaft griechische Kunst, von den Deutschen angenommen und befolgt. *Batteux's* Werke, zuerst von *Ad. Schlegel* (1752), dann von *Ramler* (1758) übersetzt, trugen zu ihrer Zeit nicht wenig dazu bey, die deutsche schöne Literatur in einem ungewissen Schwanken zwischen der ersten und zweyten Periode zu erhalten. Mehr Aufsehen als der gründliche *Baumgarten* und der, freylich ziemlich weitschweifige und etwas wässrige *Meier*, erregte *Batteux* in Deutschland, vielleicht schon darum, weil er ein Franzos, und seine Darstellung französisch war. Man kann in gewisser Hinsicht seine *Einleitung in die schönen Wissenschaften* und seine *Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz* als Werke angeben, mit welchen die Theorie der schönen Kunst in Deutschland debütirte. *Baumgartens* Einheit in Mannichfaltigkeit vertrug sich gut genug mit der französischen Technik, und die nachgeahmte Natur war es ja eben, die uns als Mannichfaltiges in Einheit dargestellt werden sollte.

Indess war durch die Werke *Batteux's* doch die Bahn zu einer Theorie schöner Kunst gebrochen, die darum, weil der Franzos nicht bloss, wie die Deutschen, auf die redenden Künste Rücksicht nahm, sondern auch Malerey, Musik, Tanz- und Gartenkunst in seinen Kreis zog, in der That einen Vorzug hatte: denn umfassend den ganzen Kreis schöner Kunst muss die Theorie seyn, oder sie wird ein blosser Tummelplatz streitender Meynungen. Dem Nachtheil, welchen sie zu andrer Zeit wohl hätten hervorbringen können, arbeiteten damals viele Umstände glücklich entgegen. „Wir wissen, — heisst es im 2. Bd. der Bibl. d. sch. Wissensch.; — dass Genies von der ersten Grösse nicht nach den gemeinen Regeln, die man aus den Werken anderer Meister abgesondert hat, beurtheilt werden können. Sie sind ihre eignen Muster, und können fordern, dass wir die Regeln der schönen Künste von ihren Werken absondern sollen. Allein es gibt allgemeine Regeln und Gesetze, die in der Natur gegründet sind, und um so viel weniger von einem Genie übertreten werden dürfen, da sie vielmehr die wahren Quellen sind, daraus die Genies schöpfen müssen." Diese einzige Bemerkung eröffnet uns das Verständniss der Zeit: denn es folgt aus ihr für die Praxis, dass Deutschland damals Genies haben musste, welche nur auf sich selbst ruhten, und für die Theorie, man habe, nach *Baumgartens* Beyspiel, die Theorie schöner Kunst auf einem psychologischen Fundament zu errichten gestrebt. Die Engländer, ein *Harris*, *Hutcheson*, *Burke* u. A., beförderten das Fortbewegen nach dieser, auch in den Literaturbriefen so sichtbaren, Richtung, durch welche begünstigt *Home's Grundsätze der Kritik* (1763 übers. von *Meinhardt*; 1772 revidirt von *Garve* und *Engel*; 1790 von *G. Schatz*), in welchen sich ein ungleich freyerer Geist bewegte, sich bald zum Gesetzbuch erheben musste.

Also schon wieder ein ausländischer Gesetzgeber für Deutschland! — Freylich wohl: aber Deutschland war doch auch nicht müssig, behalf sich zwar einstweilen so gut es konnte; arbeitete aber still an einer Veränderung, die eben darum, weil weder zu schnell umgestürzt, noch übereilt aufgebaut wurde, ganz die Miene hatte, auch eine Verbesserung zu seyn. Behutsamkeit ist eine Tugend des Deutschen, alle seine grossen Werke reifen nur allmählig, aber schön und gut. Man wollte nicht einseitig seyn, und gesellte den psychologischen nun auch historische Untersuchungen, zu deren Behuf eine Menge Vorrath aus allen Ländern und Zeiten herbeygeschafft wurde. *Mendelssohn* machte uns vertrauter mit der orientalischen, *Lessing*, *Ramler* u. A. mit der griechischen und römischen, *Lessing*, *Meinhardt* u. A. mit der spanischen, portugiesischen, italiänischen, *Ebert*, *Zachariä* u. A. mit der englischen, und Viele mit der französischen Literatur, wodurch das *anch' io son pittore* eine grössere Anwendung erhielt, welche, weit entfernt,

entfernt, unter den gegebenen Umständen bloss eine Erzählung der Zeitfolge und der Veränderungen dieser Literaturen zu verstatten, vielmehr überall veranlassen musste, *Geschichte*, gleich *Winkelmannen*, in der weitern Bedeutung der griechischen Sprache zu nehmen, und in ihr Versuche von Lehrgebäuden zu liefern, die, indem sie äussere Veränderungen namhaft machten, zugleich die Bedingungen darstellten, unter denen allein sich Literatur und Kunst bilden, veredeln, erheben und sinken können. Lehrgebäude dieser Art waren wahrlich für die damalige Zeit von grösserm Werth und Vortheil, als alle Kunsttheorieen, die man hätte versuchen mögen. Wie viel hiemit auch gethan seyn mochte, um Einseitigkeit allenfalls in einer Theorie der Poesie zu verhüten: so würde eine allgemeine Theorie schöner Kunst doch immer nur ein nothdürftiges Ansehen erhalten haben, und es war schon gut, dass man nun auch den übrigen Künsten dieselbe Betrachtung einzeln widmete, ohne noch auf das Totale zu sehen. Was fast in allen Ländern darüber geschrieben wurde, theilte die Bibl. d. sch. Wissensch. mit, und diess zusammen genommen mit den eigenthümlichen Betrachtungen *Winkelmanns*, *Hagedorns*, *Lipperts* u. A., welch einen Reichthum verschaffte es uns, der nicht als todtes Kapital niedergelegt wurde! Nun fing man an zu vergleichen, und das war, wie einmal der Weg genommen war, unstreitig das Beste, um ans Ziel zu gelangen.

Also: *man bereitete vor*, und wer sich über die Art noch näher unterrichten möchte, der kann es, ausser durch die damaligen Zeitschriften, durch *Duschs Briefe zur Bildung des Geschmacks* (1764 — 73), *Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur* (von *Gerstenberg*, *Funke*, *Oertling*, *Kleen*, *Klopstock*, *Resewitz*, *Schönborn*, 1766 — 71), *Herders Fragmente über die neuere deutsche Literatur* (1768).

Was aber bereitete man vor? Etwa *Riedels Theorie der schönen Künste und Wissenschaften?* (1767) Die nun wohl eben nicht; allein *Mendelssohns Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften* (Philos. Schr. 2. Band) und *Lessings Laokoon* als Resultate angenommen, — war das Streben nicht der Mühe werth? Was haben alle schönen Kunstwerke mit einander gemein? Diese Frage war es, welche *Mendelssohn* zu beantworten versuchte, und, diess ausgemacht, ging er über zu der andern: worin sind sie verschieden? Er fand die Verschiedenheiten in den Mitteln, durch welche Kunstwerke dargestellt werden, in den Zeichen, deren sie sich zu ihrem Ausdruck bedienen, und legte damit den Grund zu einer Eintheilung, welche dem Gebiete jeder einzelnen Kunst seine bestimmten Gränzen und eigentliche, wahre Bestimmung anwies. *Lessing*, hievon ausgehend, und festsetzend, dasjenige nur könne einer schönen Kunst eigentliche Bestimmung seyn, was sie ohne Beyhülfe einer andern hervorzubringen im Stande sey, zog nun zwischen etlichen Künsten die Gränzen noch schärfer, und gab dadurch ein Beyspiel, wie man nun auch mit den übrigen verfahren müsse. *Lessing* war mehr Aristoteliker, *Herder* mehr Platoniker, und während Jenes Scharfsinn die Unterschiede erwog, suchte des letzten combinatorische Phantasie wiederum Aehnlichkeiten auf (*Kritische Wälder* und *Plastik*), und jeder von ihnen trug auf seine Weise bey, die Einsicht in das Wesen der schönen Kunst und der schönen Künste zu befördern, die Kunsturtheile zu berichtigen, und den Geschmack feiner und allseitiger auszubilden. Zum künftigen grossen Bau einer Theorie lieferte man eine schöne Menge der brauchbarsten Materialien und *Sulzer* war es, der, zwar nicht diese Materialien zum Bau fügte, aber doch zum Bau einen perspectivischen Aufriss entwarf, die Materialien alle auf einen Platz in gewisse Ordnung zusammen brachte, und schicklich zum Einfügen bearbeitete. Seine *Theorie der schönen Künste in alphabetischer Ordnung* ist das erste deutsche Werk über diesen Gegenstand, welches, obschon nicht mangelfrey und vollständig, doch an Umfassung, Reichthum, Gelehrsamkeit und Geschmack jedes ausländische der Art hinter sich zurücklässt. Hat es durch seine unsystematische Form die Oberflächlichkeit begünstigt; durch die Leichtigkeit, womit sich, nach ihm, über schöne Kunst schwatzen liess, solch Geschwätz befördert, und weil es ein kanonisches Ansehen erhielt, die Fortschritte gehemmt: so war es daran sehr unschuldig: denn was konnte das arme Werk für den thörichten Gebrauch, welchen man von ihm machte! Noch immer brauchbar, steht es uns zugleich als Monument seiner Zeit da, welche wir darin treu, wie in einem Spiegel, erkennen. Ueber den *Ursprung* der schönen Künste forschte man *historisch*, blieb aber bey den äussern Bedingungen stehen, unter denen sie sich entwickelten; bey Ergründung des *Wesens* und Aufstellung der Gesetze der schönen Kunst verschmolz man psychologische Analyse und Empirie, wollte Kunst und Schönes in ihr sondern, war aber deshalb nicht durchaus glücklich darin, weil die geltende Definition des Schönen als eines Mannichfaltigen in Einheit immer wieder nur auf Kunst und mithin auf Technik hinwies; bey Angabe der *Bestimmung einzelner schöner Künste* aber verfuhr man logisch *und* historisch-logisch, wiefern man aus einem Begriffe seinen Inhalt entwickelte, und diesem gemäss die Gränze und den Umfang der Künste angab, historisch, wie fern man dabey den Rückblick auf das in diesen Künsten Vorhandene nicht vergass. Im Ganzen stand man in einer Mitte zwischen Räsonnement, Geschichte und Erfahrung.

(Die Fortsetzung folgt.)

PÄDAGOGIK.

MAGDEBURG, b. Keil: *Neues Jahrbuch des Pädagogiums zu Lieben-Frauen in Magdeburg.* Herausgegeben von *G. S. Rötger*, Propst u. Schulrath. *Erster* Theil. 1804. 120 S. *Zweyter* Theil. 1805. 80 S. u. 2 Beylagen von 52 S. gr. 8. (12 gr.)

An die Stelle des bisherigen, mit 1803 geschlossenen, *Jahrbuchs des Pädagogiums zu Lieben-Frauen*, dessen

dessen letzte Stücke wir A. L. Z. 1805. Num. 33. S. 262 f. anzeigten, tritt diess *neue Jahrbuch*, welches die Einrichtung des vorigen behält. Von dem, was sich zunächst auf die Geschichte des Pädagogiums bezieht, gedenken wir nur aus dem zweyten Stück der rührenden Schulfeyer des 31. Jan. 1805, an welchem Tage Hr. *Rötger* die Würde eines Propstes, Prälaten und Directors des Pädagogiums fünf und zwanzig Jahre bekleidet hatte. Man findet hier abgedruckt die lateinische Rede, welche Hr. Rect. *Göring* bey dieser Gelegenheit gehalten, ein Sendschreiben des ehemaligen Rectors und jetzigen würdigen Erziehers des Kronprinzen von Preussen, *Delbrück*, an sämmtliche Scholaren des Pädagogiums, und eine Anrede des Hn. *O. C. R. Ribbeck* an den Jubelgreis, bey Ueberreichung eines Königl. Kabinetschreibens, worin er zum Mitglied des Magdeburgischen Provincialschulcollegiums ernannt und ihm das persönliche Vorrecht, das Prälatenkreuz zu tragen, bewilligt wird.

Zwey wissenschaftliche Abhandlungen sind in den beiden Stücken des Jahrbuchs enthalten. Im ersten Stück vom Hn. Rect *Göring:* über die Gränzen des öffentlichen Unterrichts auf gelehrten Schulen. Es scheint uns sehr beyfallswürdig, dass er den öffentlichen Sprachunterricht bloss auf die deutsche, lateinische, griechische und französische Sprache beschränkt, wiewohl wir, was die alten Sprachen betrifft, unsre Anforderungen an den Schüler noch höher stellen würden, als dass er einen lateinischen und griechischen Prosaiker mittlerer Schwierigkeit fertig lesen könne. Ausser dem Unterricht in den einzelnen Sprachen schlägt der Vf. noch einen encyklopädischen zur philosophischen Vergleichung der erlernten Sprachen vor. Der Unterricht in den Wissenschaften soll Folgendes umfassen: 1. das Philosophiren; 2. Belehrung in der Philosophie als einer Wissenschaft, und zwar in der Logik, Psychologie und Physiologie (Anthropologie), und in der Religionsphilosophie, worunter er zugleich die Moralphilosophie zu verstehen scheint, da er aus dieser Wissenschaft die Belehrung über die Pflichten und Hoffnungen des Menschen, über den Werth des wissenschaftlichen Studiums und die besondere Verpflichtung des Gelehrten für die Erreichung des Zwecks in der Welt und seiner eignen Bestimmung, ausgehoben wissen will; 3. Mathematik, und zwar die niedre Arithmetik, mit Inbegriff der Buchstabenrechnung, jedoch mit Ausschluss der Analysis, und die Elementargeometrie nebst der ebenen Trigonometrie; 4. Universalgeschichte, nebst Geschichte der Religion und der Gelehrsamkeit, Mythologie und Alterthümern; 5. Geographie; 6. encyklopädische Uebersicht der andern Wissenschaften. Sehr beherzigungswerth ist die Schlussbemerkung S. 96 f.: „Die Vielseitigkeit, welche der Jüngling durch Vervielfältigung der Gegenstände des Unterrichts in seiner Bildung erhalten soll, so wünschenswerth sie an sich ist, ist gar nicht ausschliessende Folge einer Vielheit in den Gegenständen des Unterrichts; sie ist die schöne Frucht einer Mehrheit in der Ansicht, und einer Verschiedenheit in der Behandlung und selbstthätigen Verarbeitung, auch einer kleinen Anzahl von Gegenständen. Der geglaubte Vortheil aber, dass der Schulunterricht den Jüngling mit vielfachen, im Leben unmittelbar anwendbaren, Kenntnissen bereichere, wird, wenn dieser Zweck auch innerhalb des auf der Schule zu umfassenden Gesichtskreises läge, und seine Erreichung nicht durch anderweitigen Schaden mehr nachtheilig als nützlich würde, keinesweges erreicht. Um in der Zukunft vielumfassende Kenntnisse sich zu erwerben, dazu bedarf es keiner frühen extensiven Ausdehnung der Kenntnisse auf viele Fächer, sondern einer frühen intensiven Verstärkung der lernenden Kräfte des Gemüths. Gerade diese letztere ist es, welche durch eine beschränktere Richtung der Seelenkräfte auf wichtigere und objectiv würdigere Gegenstände des Unterrichts befördert, und durch die mehrfache und vielseitige Verbindung *derselben* Gegenstände des Nachdenkens mehr erreicht wird, als durch ein ausgedehntes Umfassen *vieler* Lehrgegenstände, das den jugendlichen Geist überhäuft, aber nicht nähret."

Im zweyten Stück steht eine Abhandlung vom Hn. Propst *Rötger*: Soll man Schülern die Arbeit leicht machen? Das Resultat derselben ist: „Jede Erleichterung, durch die der junge Mensch sich mehr unter voller Arbeit gefällt, und durch die ihm sein angestrengter Fleiss besser gelingt, gibt einer Schulanstalt wesentliche Vorzüge. Alles Leichtermachen der Arbeit aber, wodurch das Mass der anzuwendenden Mühe und der Kraftanstrengung im Ganzen vermindert wird, hindert die Erreichung des wesentlichsten Zwecks, den Gelehrten-Schulen haben müssen." Noch erwähnen wir zweyer Gelegenheits-Reden des Hn. R. *Göring* in diesem Stücke: 1 Betrachtungen bey dem Anblick einer zahlreichen Jugend; 2. Von der Erhebung des Gemüths zu dem idealisch Vollkommnen.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Kummer: *Der Blumenzwiebelgärtner*, oder Beschreibung von allen auf der Erde bekannten lilienartigen Gewächsen, nebst Anzeige ihrer Cultur. *Zweyter* Band, enthaltend 534 Arten Zwiebel- und Knollengewächse Von *Karl Christian Ad. Neuenhahn*, Herzogl. Sachs. Weim. u. Eisen. Commerzienrathe, versch. Societ. Ehrenmitgliede. 1804. 512 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der erste Theil ist A. L. Z. 1805. Num. 247. mit Beyfall angezeigt. Ueber diesen zweyten haben wir bloss zu bemerken, dass er die Gattungen bis zur No. C. fortführt und mit dem ersten 955 Arten liefert. Am Schlusse steht eine Anzeige, wo die meisten Pflanz zu finden sind und um welche Preise.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 9. Januar 1806.

Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Die neueste Erfahrung, welche bald hierauf die Theorie machen musste, war, dass sie, wo nicht zu Spott gemacht, doch verspottet wurde. Beym Beginnen des deutschen Museums und Merkurs stand sie in einem so schlechten Ansehen, dass man kaum mehr von ihr hören mochte. Die Alten lehren nicht umsonst die Kleinen laufen, diese wollen, wenn sie sich stärker fühlen, nun auch weiter. Die Jugend ist muthig und kühn, oft wohl verwegen, und vergebens legt man das alte Gängelband an; sie reisst sich los, zumal wenn sie schon einen und den andern der Aeltern losgerissen sieht. Mancher erinnert sich vielleicht noch, wie *Sulzer* bey Erscheinung des Götz von Berlichingen die Meynung äusserte, das Stück sey als eine *pièce à tiroir*, wohl ganz gut, allein doch lieber, mit vielen ähnlichen noch, hinzugeben, wofern dadurch auch nur das Mindeste von dem Ansehen eines Aeschylus, Sophokles, Euripides verloren gehen sollte. *Sulzer* bedachte wohl nicht, dass wir ja einen Aeschylus, Sophokles, Euripides, *genau so, wie sie waren*, nicht haben, noch minder aber, dass ein reissender Strom sich so leicht nicht aufhalten lasse. Wer, was Ref. bey Gelegenheit des Gangs der Romanen-Literatur in Deutschland in diesen Blättern über jene Periode gesagt hat, mit dem, was oben über sie gesagt wurde, zusammen stellen will, wird von ihr ziemlich genaue Kenntniss haben, und leicht begreifen, dass so mächtig zusammen wirkende Ursachen durchaus nicht ohne Wirkungen bleiben konnten. *Herder* in seinen *fliegenden Blättern über deutsche Art und Kunst* (1777) gibt über sie den besten vollkommensten Aufschluss: denn *Herder*, der, seinem ganzen Wesen nach, für diese Periode wie geschaffen war, er war es ja, der, als Theorist, in ihr am kräftigsten wirkte, am meisten Beyfall einärntete.

Dass durch tausend Thore die Natur in unsre Herzen dringe, nur eins davon die Schulweisheit kenne, die übrigen verrammle, und ihren Schülern verschliesse, war den neuen Theoristen ausgemacht. Hinweg deshalb mit allem, was die Natur hemmt, durch welche der Dichter in die Saiten unsrer Empfindungen greift, sanft oder stürmisch darauf zu spielen, nicht aber in jenen ewig einförmigen Tönen, die nur die Wohlthat des Schlafes spenden. Vor der Bühne verschwinde uns Theater, Acteur, Coulisse, die ganze Lampen-, Breter- und Lumpenwelt, und wie vor einem Meer von Begebenheiten stehen wir da, wo Wogen in Wogen rauschen. Schade für den Dichter, der uns nicht aus uns heraus reisst, der nicht durch Zauberkraft und Zauberstab wirkt! Bey seinem Mass und Zirkel bleiben wir ungerührt. Und wozu denn Mass und Zirkel? die Schere des französischen Gärtners mit ihrem Schneiderwitz, ihrer Einförmigkeit und Armuth? In den englischen Gärten sind Tempel und Palläste, Grotten und Ruinen, Baumschlag und See, Wald und Felsen, Berg und Thal, Wildniss und Grab, Wiese und Dorfschaft, alles im bunten Wechsel, stetem Gemisch, und ist nicht auch Einheit darin? Einheit nicht auch in der grossen unendlichen Schöpfung, so wild sie oft, so verworren sie aussieht? warum rühmen wir an diesem seine Kunst zu malen, an jenem seine Wahrscheinlichkeit, an einem Dritten seine Macht der Illusion? Armseliger Dichter freylich, der sie nicht besitzt; allein hab' ich mit Achill gewüthet, mit Diomed mich in die Schlacht, mit Priamus mich über Hektors Leiche gestürzt, und steh' ergriffen im tiefsten Herzen bey Andromaches Abschied: was tritt der kalte Unmensch her, und will mir die Wege zeichnen, auf denen der Unsterbliche zu meinem Herzen, meiner Seele ging!

In diesem Tone sprach man über die Theorie, und wer hat ihn nicht wenigstens aus *Göthe's* früheren Gedichten wiederhallen hören, obschon die neue Ausgabe derselben das Kräftigste davon nicht mehr enthält. Wiewohl aber auch er, aus leicht begreiflichen Gründen, anfänglich den Kunstliebhabern weit holder war, als den Kunstkennern: so kam er doch bald genug von dieser Ansicht zurück, vielleicht weil manche das Kind mit dem Bad wegschütteten, und gab sie im *Triumph der Empfindsamkeit* dem Spotte Preis,

Preis, indem er durch *Merkulo* die ganze Kunstrichterey in die Worte zusammen fassen lässt: *das macht einen Effekt!* — *das macht einen ganz besondern Effekt!* Wirklich könnte man jene Theoristen *Effektstheoristen*, umfassender aber *Gefühlstheoristen* nennen, deren manchem ein wildes Waldwasser, das schäumend und wirbelnd und tosend hereinbricht, schöner dünkte, als die erhabene Ruhe des still aber doch mächtig wirkenden Stroms, aus dessen unendlich scheinender Tiefe ein neuer Himmel herauf blickt.

Was indess *Füessli* von *Michel Angelo* sagt, er sey ein Sturmwind gewesen, welcher die schönen Tage *Raphaels* verkündigte, könnte man sehr gut auf diese Periode anwenden. Dass sie im Praktischen die vielerley neuen Formen, welche man versuchte, begünstigte, leidet keinen Zweifel; allein auch für die Theorie blieb sie nicht unwirksam: sie vertilgte den französirenden Geschmack völlig, drang darauf, nicht alles nach der Technik zu berechnen, besonders dem, das Technische belebenden, Geist sein Recht widerfahren zu lassen; beförderte die Untersuchungen über psychologische Wahrheit, hauptsächlich auch über Pathetik und alles dasjenige, was ein Gedicht eigentlich *wirkt*, über Handlung, sonst häufig mit Begebenheit verwechselt, Leidenschaft und Darstellung. An die Stelle des Princips der blossen Correction oder technischen Regelgerechtheit war das *Princip der Wirksamkeit* getreten.

Wirksamkeit aber, wo muss sie hergeleitet werden? Wo anders her, als aus der Seele des Künstlers, der Quelle des Kunstwerks, selbst! Dahin wollte man nun, und schrieb manches Werk *über das Genie*. Waren auch nicht alle genielos (manches war genietoll), so liess sich doch von ihnen wenig hoffen, weil sie meist zu allgemein blieben. *Klopstock*, der Hohe, der, eignen Gang gehend, stets seinem Zeitalter voraus war, sagte über das Princip der Wirksamkeit: „Ich möchte wohl eine Poetik lesen, welche diesen Plan, die Wagschale beständig in der Hand, ausgeführt hätte: nicht eben wenn ich Dichter wäre; denn alsdann hoffte ich doch noch mehr zu wissen, als selbst der Theorist, der diese Poetik geschrieben hätte." Liegt hierin einerseits der Grund, warum die Dichter, vor aller Poetik, doch ewige Dichterwerke liefern können, und warum auch, trotz aller falschen Richtung der Theorie, der wahre Dichter doch Dichter bleibt, eben weil er seinem Genius folgt: so leuchtet auch zugleich daraus hervor, dass nur der Dichter selbst, in Stunden der Reflexion über seine Schöpfung und deren Schöpfer, Dinge verrathen kann, welche andern stets ein Geheimniss bleiben; leuchtet daraus hervor, dass *der* philosophische Geist nur, welcher selbst, wenn nicht die ganze, doch die kleinere Dichterweihe erhielt, jenem Geheimniss auf die Spur kommen, Theorist zum Frommen der Kunst werden kann. *Wieland* in mehrern Aufsätzen des Merkurs, *Klopstock* in seinem kernhaften Werke *über Sprache und Dichtkunst* (Hamb. 1779 8), *Stolberg*, in Aufsätzen des d. Mus. theilten mancherley, zum Theil Vortreffliches, zum Theil Erschöpftes, von jenen Geheimnissen mit, und stellten endlich das Zeitalter auf den Standpunkt, auf welchem es sich für eine Theorie schöner Kunst gehörig orientiren konnte. Die Zeit dafür war gekommen. „Bey einem Volke — sagt *Herder* in seiner Preisschrift: *Ursachen des gesunkenen Geschmacks*, — das noch roh ist, muss man nicht vom Verfall des Geschmacks, sondern von langsamer Bildung zum Geschmack, zur Wohlgestalt reden. Habe es immer hie und da glücklich oder scheinbar nachgeäffet; gebe es sich selbst die grössten Lobsprüche, wie sehr es Geschmack habe: Niemand ruft mehr, als ein probendes Kind: „Kann ich nicht schon? Kann ich nicht schon?" Und wenn es könnte, würde es nicht also rufen. Hier muss man also weder stören, noch niederschlagen, sondern weisen und aufmuntern. Alle zu früh aufgedrungene Regelmasse, ehe man selbst die Regel als unentbehrlich ansehen lernt und gleichsam von selbst darauf kommt, sind schädlich und bleiben auf immer schädlich, wie man am fixirten, seyn sollenden Geschmack in Aegypten und Sina sieht. Der Schöpfer selbst liess erst das Chaos ausgähren, und entwickelte die Welt nur durch innere Naturgesetze zur Harmonie, Ordnung und Schönheit. Eine Fliege, die aus ihrem Winterschlaf gewaltsam und widernatürlich erweckt wird, lebt auf Minuten auf, um auf immer zu sterben."

(Die Fortsetzung folgt.)

ARZNEYGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Medicinische Untersuchungen*, von *Ldw. Chrph. Wilh. Cappel*, (vormals) Prof. zu Göttingen. *Erster* Band. 1801. 328 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr)

Die Durchsicht dieses unvollendet gebliebenen Buchs macht den frühzeitigen Vorlust des Vfs. aufs neue fühlbar. Ohne Zweifel hätte die Medicin noch manchen Nutzen von dem talentvollen jungen Manne gehabt, dessen Fleiss vielleicht selbst eine Ursache seines allzu frühen Hinwelkens ward! Seinen Manen und dem Publicum sind wir eine genaue Auseinandersetzung des Inhalts dieser gehaltvollen Schrift schuldig. Sie enthält *vier* Abhandlungen: 1. *Ueber die Gegenreize*. Der sehr ausgedehnte Gebrauch dieser Mittel ist bekannt; der Vf. verwirft sie. Die Verschiedenheit des Grades der Erregbarkeit einzelner Organe kann zu Begründung der Sthenie Eines unter ihnen nicht Veranlassung geben. Auch kann die specifische Reizfähigkeit einzelner Organe, die Receptivität für gewisse Reize, nicht für sich die Entstehung einer Sthenie eines einzelnen Theils begründen. Eben so wenig beweist die Schädlichkeit oder Nützlichkeit eines Mittels, welches nur dem Leiden eines einzelnen Organs abhilft, dem ganzen Organismus aber zu widersprechen scheint, etwas für oder wider. Der Vf. läugnet dabey eine Verschiedenheit der Erregung in einzelnen Theilen des

des Körpers nicht. Er glaubt, man könne sich dabey leicht täuschen und habe es wirklich gethan durch die Gleichförmigkeit der Erscheinungen, die sowohl bey der Sthenie als Asthenie Statt finden könnten. Aus der Verbindung der vorgeschlagenen Mittel könne man nicht sagen, was man geheilt habe. Die Gegenreize brauche man immer (hier irrt der Vf.) nur im Verlaufe der Krankheit, wo die Sthenie schon in Asthenie verwandelt gewesen. Hier seyen denn auch manche andere Reizmittel, oft allein, zur Heilung hinreichend. Manchmal wirken sie auch offenbar reizmindernd durch ihre Ausleerungen, dann seyen wohl Sthenien da gewesen. Sie widersprechen ausserdem dem ersten Grundgesetz organischer Körper, der Wechselwirkung, welche überall Statt findet. Die Heilung jeder allgemeinen Asthenie würde unmöglich seyn, wenn vermehrte Erregung Eines Organs oder Systems verminderte Erregung des andern, mit diesem in Consensus stehenden, bewirkte. Werden in beträchtlichen Sthenien, wo Ein Theil hervorstechend leidet, Gegenreize angewandt: so erfolgt in jenem Theile die auffallendste Zunahme. Die Wirksamkeit derselben folgt also richtig den Gesetzen der Erregung. Sthenische Krankheiten würden gar nicht möglich seyn, wenn vermehrte Erregung Einiger Organe Minderung der Erregung Anderer nach sich zöge. Die Krankheiten, wo Gegenreize mit Nutzen angewendet wurden, waren also Asthenien, welche sich in Einem Theile hervorstechend äusserten und *auf extensiv* oder dem Raume nach verstärkter Erregung beruhten. Sie dürfen folglich auch nie in Sthenien, als solchen, angewandt werden, man müsste denn solche Mittel darunter verstehen, welche den Namen der Reize nicht verdienten, sondern für reizmindernd zu achten sind. Das zeigt der Vf. an den einzelnen Mitteln, welche man als Gegenreize anwendet. Rec. ist nach seiner Erfahrung allerdings von der Möglichkeit der Gegenreize überzeugt; er gibt jedoch zu, dass ein grosser Missbrauch bey denselben Statt finde, welcher durch des Vfs. Ansicht mit Vernunft beschränkt werden könne und müsse. Rec. darf aber auch nicht verhelen, dass einige der Erklärungen des Vfs. allzu gekünstelt sind. 2. *Ueber einige leicht täuschende Erscheinungen bey der Behandlung mancher asthenischen Krankheiten.* Die Aufschrift ist ein wenig dunkel. Der Vf. will damit sagen, einige Erscheinungen bey Asthenien führten leicht zu einer irrigen Behandlung, indem man aus jenen auf solche Veränderungen im Organismus schliesse, welche nicht da seyen, z. B. in manchen Asthenien scheinen reizmindernde Mittel zu nutzen, wo sie wirklich schaden, und in manchen Asthenien scheinen reizende Mittel zu schaden, wo sie doch wirklich nutzen. Jene erzeugen oft beym Kranken das Gefühl einiger Erleichterung und veranlassen auch, dass gegenwärtige Krankheitserscheinungen sich mindern oder verlieren, z. B. die Hitze nach der Anwendung des Salpeters. Diess kann geschehen und geschieht leider fehlerhafter Weise durch Minderung der Säftemasse überhaupt, z. B. durch Durchfälle und Blutungen, ferner durch das allmähliche Nachlassen der unangenehmen Gefühle, welche durch die ersten Wirkungen der reizmindernden Mittel veranlasst wurden, z. B. wenn die Wirkung des Brechens vorüber ist; durch Minderung des gegenwärtigen Wärmegrades, was Rec. schon oben angeführt hat; durch Entfernung vorhandener Störungen in der Circulation z. B. Aderlassen bey Lungensüchtigen (Asthmatischen, Schwindelnden, Krampfkranken). Der Vf. zeigt sehr schön, dass man sich dadurch zur Annahme mancher widersinnigen Complicationen z. B. der nervösen mit Entzündung habe verleiten lassen. (Das ist nun nicht zu läugnen, aber heilt man wohl auf eine andere Weise solche undeutliche, undeterminirte Zustände leichter, kürzer, besser?) Er zeigt, dass oft nur die Krankheit die Form und äussere Ansicht, nicht ihr wahres Wesen ändere oder sich scheinbar bessere, z. B. aus Wechselfieber wird Wassersucht, aus Blutung Abzehrung, aus Ausschlägen Wahnsinn. Auch in dieser vortrefflichen Abhandlung geht der Vf. die gewöhnlichsten Mittel, wodurch die Aerzte sich des gerügten Vergehens schuldig machen, durch, und belegt seine Meynung mit Beyspielen. Kürzer behandelt der Vf. den *zweyten* Theil der obigen Untersuchung, dass durch den Gebrauch reizender Mittel in vielen Asthenien Verschlimmerung zu entstehen scheine, obschon diese Reizmittel wirklich nützlich seyen. Der Schein der Verschlimmerung entstehe durch lästige und unangenehme Gefühle, welche bey dem Kranken erfolgen, und durch Zunahme der Krankheitserscheinungen. Sie fallen am häufigsten vor bey sehr beträchtlichen Asthenien d. i. wo durch die sehr geminderte Erregung ungemeine Erhöhung der Erregbarkeit entsteht; bey gemischten Asthenien (worüber doch noch die Ideen zu berichtigen sind); in solchen grossen directen Asthenien, wo Ein Organ oder System hervorstechend sehr leidet. Auch diese Angaben belegt der Vf. durch nähere Beyspiele, so wie er aus dem ganzen Aufsatze sehr richtige und nützliche Folgerungen für die Praxis überhaupt zu ziehen weiss. 3. *Ueber die Wiederherstellung unterdrückter Ausschläge als Kurmethode.* Der Vf. zeigt, dass die Ausschläge, hitzige und chronische, in schuldlosen Verdacht genommen werden, um die Entstehung einer Krankheit oder deren Verschlimmerung zu construiren. Die alte Theorie setzte dabey in der Saftmasse unreine Stoffe voraus, welche ausgeschieden werden müssten. Der Vf. widerlegt diese Meynung sehr bündig und gibt eine Classification sämmtlicher Ausschläge an, um nach derselben zu bestimmen, bey welchen diese oder jene Methode zu befolgen sey, die Unterdrückung oder Wiederherstellung geschehen könne und müsse, ob sie bloss örtlich oder Symptome allgemeiner Krankheiten, mit örtlichen oder allgemeinen Mitteln zu behandeln seyen u. s. w. Auch in diesem Aufsatze herrscht ein geläuterter Geist und ein nachahmenswerthes Vorbild, wie man furchtbare, veraltete Vorurtheile mit Sicherheit einreissen

reissen und richtigere Grundsätze aufstellen müsse.
4. *Ueber die Kräfte und den Gebrauch der sogenannten narkotischen Mittel, besonders des Mohnsaftes.* Die stärkste unter den vier Abhandlungen. Der Vf. zählt zu den narkotischen Mitteln den Mohnsaft, den Kirschlorber, das Stramoneum, die Belladonna, das Bilsenkraut, den wilden (giftigen) Lattich, den Safran, das Bittersüss, den Schierling und den Eisenhut. (Er hätte auch erwähnen können der Digitalis und des Phellandrii aquatici.) Der Vf. widerlegt die ältere Meynung von einer deprimirenden Kraft der narkotischen Mittel und beweist, dass dieselben die flüchtigsten und stärksten Reizmittel seyen. Sie erhöhen die Erregung, mindern die Erregbarkeit proportional und veranlassen, wenn die Minderung derselben in einem beträchtlichen Grade erfolgte, oder wenn es jetzt an der Einwirkung reizender Potenzen fehlt, die Erregung ungemein. Als besondere oder Nebenkräfte lassen sich noch folgende angeben: 1. Sie wirken über den ganzen Körper schnell und flüchtig, d. h. die Erhöhung der Erregung, die sie veranlassen, dauert nur kurze Zeit. 2. Sie haben besonders auf das Nervensystem und Gehirn Einfluss, vermehren die Thätigkeit dieser Organe, veranlassen aber bey manchen Subjecten durch behagliche (?) Gefühle, welche (nach *Niemeyer*) den Gefühlen einer befriedigten Sinnlichkeit zunächst kommen, einen geminderten Einfluss des Willens aufs Gehirn, und erzeugen dadurch bisweilen Schlaf. 3. Die Verdauungsorgane werden durch sie mehr als andere Organe in erhöhte Erregung gesetzt (?). 4. Auch die Thätigkeit der Haut erhöht. (Diese Angaben sind, nach Rec. Meynung, nicht alle richtig. So schwächt z. B. Opium fast immer den Magen und mindert die Esslust. So sind auch die Gefühle bey der Wirkung desselben auf das Sensorium und zumal die Nachwirkungen nichts weniger, als behaglich.) Der Vf. bestimmt nun hiernach die Krankheiten, in welchen diese Mittel gute Dienste leisten. Im Allgemeinen sind es lauter Asthenien, sowohl directer Art (gegen *Frank*), als auch indirecter Art. Gegentheils müssen diese Mittel vermieden werden: 1. bey allen nur einigermassen beträchtlichen Sthenien; 2. bey anfangenden gelinden Asthenien, besonders wenn sie *acut* sind; 3. bey asthenischen Krankheiten des ganz frühen Alters; 4. bey primären gastrischen Unreinigkeiten. Unter den Formen, den Mohnsaft zu reichen, zieht der Vf. zwar die Substanz vor, sagt aber doch, dass sie manchmal weniger, als die andern Bereitungen, ertragen würde. Gewundert haben wir uns, dass der Vf. das Beaumische Extract allgemein eingeführt zu sehen wünscht. Mehrere Beymischungen zum Mohnsaft, kühlende, andere diffusible, ausleerende und permanente Reizmittel führt er an und zeigt, dass man die ersten bey gelinden Sthenien zur Beförderung der Transpiration, die zweyten zur Vermehrung der Wirkung des Mohnsaftes, die dritten bey asthenischen Kranken, wo auszuführen sey, ohne zu sehr zu schwächen, die letzten bey eintretender Reconvalescenz mit dem Mohnsafte verbinden könne. Rec. hält die Verbindung kühlender, mittelsalzichter Mittel für fast immer überflüssig und aus Vorurtheil gegeben, die Verbindung ausleerender mit Mohnsaft für durchaus fehlerhaft, und wundert sich, dass der sonst so hellsehende Vf. hier Nebel um seinen Blick liess. Als Anhang sind einige Krankengeschichten, die Wirkung des Mohnsaftes betreffend, von dem verst. D. *Niemeyer* zu Hannover beygefügt. Sie wären vielleicht einer genauern Kritik würdig, da manche derselben wirklich interessante Resultate liefern; mehrere sind aber auch fehlerhaft. Wir übergehen beide, um diese Anzeige nicht zu sehr zu verlängern; empfehlen aber die ganze Schrift dem genauen Studium aller Aerzte.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

ERLANGEN, b. Palm: *System der reinen und angewandten Staatslehre* für Juristen und Kameralisten von D. *Heinrich Bensen*, odentl. öffentl. Lehrer der Philosophie und Kameralwissenschaften, wie auch ausserordentl. Lehrer der Rechte zu Erlangen u. s. w. *Erster* Theil. *Zweyte* durchaus vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1804. XLVIII u. 384 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Plan der ersten Ausgabe, wovon die Ergänzungsblätter 1801. Num. 74. eine Anzeige enthalten, ist im Ganzen derselbe geblieben, aber die Ausführung ist sehr verändert und insbesondere viel ausführlicher angelegt, so dass die drey mässigen Abtheilungen der ersten Ausgabe jetzt auf vier Bände ausgedehnt werden, die aber nun, da der für sein Fach so thätige Vf. vor Kurzem in Würzburg, wohin er berufen worden war, gestorben ist, wohl schwerlich alle erscheinen werden. Bey dieser neuen Auflage lässt sich der Fleiss des Vfs., die sorgfältige Benutzung aller über sein Fach vorhandenen wichtigen Schriften, und das Bestreben seiner Arbeit immer mehr Vollkommenheit zu geben, nicht verkennen; und ob man gleich einen originellen Geist, neue Ansichten und eine verbesserte Ordnung in dieser Arbeit vergebens suchen würde: so trifft man doch darin eine ziemlich vollständige Zusammenstellung der bisherigen beyfallswürdigen Begriffe über Staatsmaterien an, die zu dem Zwecke, für welchen der Vf. seine Schriften bestimmte, nicht unbrauchbar ist, obgleich zu wünschen wäre, dass der Vf. die Materien durch einen conciseren Vortrag mehr zusammen gedrängt hätte. Es enthält dieser Theil, der Materie nach, nicht mehr, als die erste Abtheilung der ersten Ausgabe; ist aber um mehr als die Hälfte stärker als diese. Der Abschnitt über die positive Gesetzgebung und Rechtspflege hat unter allen die vortheilhafteste Veränderung erfahren.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 11. Januar 1806.

BIBLISCHE LITERATUR.

Lübeck, b. Bohn: *Philologisch-kritischer und historischer Commentar über das neue Testament. Vierten* Theils *erste* Abtheilung (oder, unter einem andern Titel: *Ph. krit. u. hist. Commentar* über das *Evangelium* des *Johannes. Erste* Hälfte) von *H. E. G. Paulus* u. s. w. 1804. 585 S. gr. 8. (2 thlr.)

In Erwartung, dass wenigstens im Jahre 1805 auch die andere Hälfte nachfolgen würde, haben wir bisher die gegenwärtige Anzeige zurückbehalten, geben sie aber lieber gleich jetzt, um sie nicht durch Abwartung der noch zurückgebliebenen Abtheilung zu sehr zu verspäten.

Bey dem Evangelium des Johannes unterscheidet sich der Commentar von dem über die andern Evangelisten dadurch, dass hier dasjenige wegfallen musste, was das Vorzüglichste des Commentars war, wir meinen die gelehrten und äusserst fleissigen Untersuchungen über die harmonische Stellung der Begebenheiten und ein groser Theil der historischen Erläuterungen, als welche schon bey Erklärung der vorigen 3 Evangelisten beygebracht waren, da zumal Hr. P. die vom Johannes genau angegebenen Osterfeste als Leitfaden bey seiner versuchten Harmonie gebraucht hatte, und Johannes überhaupt mehr Reden als Geschichte Jesu erzählt. Denn Hr. P. befolgt die sehr richtige Bemerkung (S. 261 und 361.), dass Johannes die Begebenheiten nur als Veranlassung von gewissen Apologieen und Selbstbeschreibungen erzähle, zu denen Jesus dadurch geleitet worden war, welches dem Zweck dieses Joh. Evangeliums Kap. 20, 31. allerdings entspricht. Daher kommt es denn auch, dass Hr. P. dieses Evangelium nicht nach der Folge der Begebenheiten abtheilt, sondern wie es wirklich consequenter war, nach dem Zweck und Inhalt der Reden Jesu diese verschiedenen Reden zusammen nimmt; und weil es ihm hierum eigentlich zu thun ist: so steht an der Spitze dieser Abtheilungen, anstatt des bey Erklärung der andern Evangelisten dargelegten chronologischen Zusammenhangs, eine Darstellung des Zusammenhangs der Gedanken Jesu, und diese ist mehrentheils eine Art von deutlicher Paraphrase, worin alles, was zur richtigen allgemeinen Uebersicht dienet, enthalten ist, manches aber verglichen werden muss, was in den folgenden, zur Erklärung dienenden, Scholien nicht vorkommt, die übrigens zugleich auch die Beweise der Angaben in gedachter vorläufigen Darstellung enthalten. Diese Darstellung ist übrigens eins der vorzüglichsten Stücke dieses Commentars über den Johannes. Die verschiedenen Lesearten des Textes sind, wie in den vorigen Bänden, sehr vollständig angegeben und beurtheilt: nur in einer Stelle, wo die Aufmerksamkeit unsers Commentator's auf andere Sachen gespannt war, über die er in Eins fort commentiren wollte, hat er sie anzuzeigen und zu würdigen vergessen, nämlich Joh. 9, 8 die Leseart προσαιτης statt τυφλος, wiewohl er sie selbst in den Text aufgenommen hat. Ueberhaupt erscheint dieser hier noch etwas mehr verändert als der in den übrigen Evangelisten. Vieles thut zu dieser neuen Recension die veränderte Interpunction oder Construction, die Hr. P. in dem Text vornehmen zu müssen geglaubt hat; doch von der wollen wir hernach reden. Jetzt nur einige Proben von angenommener oder doch vorgeschlagener Aenderung des Textes. So ist Kap. 5, 4 nach einigen Handschriften nicht nur κυριου zu αγγελος γαρ hinzugesetzt, sondern auch ᾧ δηποτε in οιω δηπ. verwandelt. Kap. 7, 21 meint er S. 374, sey statt des gewöhnlichen ἓν ἐργον, vielleicht ἐνεργον, als Ein Wort zu lesen; so dass der Sinn sey: „*Thätig* habe ich einen gemacht" oder in Thätigkeit versetzt. Denn: „eine That habe ich gethan," wäre allzu unbestimmt, da ja Jesus vielerley Thaten gethan hätte, und sonst, wenn die gemeine Leseart richtig wäre, ἐν σαββατω unentbehrlich dabey stehen müsste. (Aber viel nothwendiger müsste bey der neu vorgeschlagenen Leseart τινα stehen, wenn sie sagen sollte: Thätig habe ich *einen* oder jemanden gemacht. Und hatte denn Jesus nicht auch Andere, die er als Lahme und dergl. geheilt hatte, in Thätigkeit gesetzt? Dass Jesus nach dem gewöhnlichen Text von Einer That redet, erklärt sich daraus, dass Jesus den Lahmen an Bethesda am Sabbat zum Gehen gebracht hatte. Diess wussten die Juden zu *Jerusalem*, mit welchen er hier spricht; denn Hr. P. bemerkt selbst, die Kur an diesem Menschen habe Jesus recht absichtlich zu *Jerusalem* verrichtet, da die andern Sabbatskuren in Galiläa erfolgt waren;

ren; und daher brauchte εν σαββατω nicht erst dazu gesetzt zu werden, da die Juden, mit welchen er sprach, es schon wüssten und eben dieses als am Sabbat Geschehene sie empörte). Kap. 10, 29 gefällt ihm nach einigen alten Zeugen zu lesen ὁ πατηρ μου ὁ δεδωκε μοι, μειζον παντων ἐστι, anstatt des gemeinen Textes ὃς δεδ. μοι μειζων π. εστι, in folgendem Sinne: „wen mir der Vater zugeführt hat, der ist über alles erhaben, was ihn von mir abbringen könnte." (Allein diess kommt nicht mit Johannis Sprachgebrauch, wenigstens lange nicht so gut als die gewöhnliche Leseart überein. Denn von unverführbaren Menschen braucht Joh. diesen Ausdruck nie, sondern νικα τον κοσμον 1 Joh. 5, 4 oder eine andre ähnliche Redensart ebendaselbst v. 18. Hingegen unterscheidet er ausdrücklich den Unverführbaren (νικ. τ. κοσμον) 1 Joh. 4, 4 von Gott als dem μειζων ὁ ἐν ὑμιν. Und in unserm Texte selbst zeigen ja die Worte ουδεις δυναται ἁρπαζειν ἐκ τ. χειρος του ΠΑΤΡΟΣ μου deutlich genug, wer der μειζων sey im Gegensatz gegen den Verführer. Dass hinter dem gewöhnlichen ους δεδ. μοι, ἐκεινα nicht bey Johannes fehlen würde, ist gar nicht dagegen; denn selbst in den gleich folgenden Worten lässt ja auch Joh. hinter ἁρπαζειν das ἐκεινα oder αυτα weg, wie unter Kap. 17, 11 hinter der wahrscheinlicheren Leseart ᾡ δεδ. μοι ebenfalls αὐτους weggeblieben ist.) Den Ursprung mancher falschen Learten oder Stellen hat Hr. P. sehr wohl erklärt, wie bey den berufenen Stellen Kap. 5, 4 (S. 283 u. 287) und Kap. 7, 53 — 8, 11, desgl. Kap. 7, 41 u. a.

In der *Erklärung* des Textes zeichnet sich ganz vorzüglich gleich vorn die weitläufige Untersuchung über den Λογος Kap. 1 aus, und so viel Gelehrtes auch sonst darüber geschrieben ist, scheint uns doch diese bey weitem die bisherigen, selbst neuesten Versuche an wirklich historischer Deduction, so wie an Bestimmtheit, Natürlichkeit und Brauchbarkeit für die christliche Dogmengeschichte zu übertreffen, wornach Hr. P. manches von ihm darüber in den *Memorabilien* Gesagte hier zurücknimmt. Das Resultat dieser Untersuchung, welche die Leser zu ihrer Ueberzeugung selbst nachsehen müssen, ist kürzlich dieses: Um die Zeit der Entstehung des Christenthums herrschte unter den Juden eine doppelte Bedeutung des Ausdrucks ὁ λογος Θεου, (מימרא די יי), so dass die Palästinisch-Chaldäischen und die ihnen gleichdenkenden darunter Gott selbst, als den Gebietenden, dachten, die Griechischen, sonderlich Alexandrinischen, hingegen, und unter ihnen namentlich Philo, ein in seiner Art einziges Mittelwesen zwischen Gott und allem was worden ist, durch welches dieses Letztere hervorgebracht ist. Alles was Johannes im Anfange seines Evang. von λογος Θεου sagt, kommt mit der letztern Vorstellung überein; er scheint also diesen einmal gewöhnlichen Ausdruck gebraucht zu haben, um den Messias, der, nach seiner eigenen Aeusserung Kap. 17, 5 u. s. w. schon vor dem Anfang der Welt bey Gott gewesen war, zu bezeichnen. — Unter den übrigen Anmerkungen heben wir bloss einige neue ihm eigene aus. Ganz unsern Beyfall müssen wir S. 301 der Erklärung des ἠθελησατε ἀγαλλιαθηναι προς ὡραν Joh. 5, 35 geben, die wir nur etwas deutlicher übersetzen würden: „ihr sahet es eine Zeitlang ganz gerne, dass man (nämlich das Volk und gewissermassen auch die jüdischen Lehrer selbst) sich freuete über Joh. den Täufer." Nicht so können wir von den meisten andern ganz eigentlich neuen Versuchen urtheilen, zumahl wenn Hr. P. dem Text durch eine neue Interpunction oder Construction der Wörter aufhelfen will. Hier sind einige Beyspiele, die wir mit unsern Zweifeln begleiten wollen.

Joh. 1, 19. wird hinter den Worten: και αὑτη ἐστιν ἡ μαρτυρια τ. Ἰωαννου ein Punct gesetzt, und sie sollen gleichsam Ueberschrift für v. 19 — 36 seyn; weil aber sonach ὁτε ἀπεστειλεν etc. keinen Nachsatz hat, soll και von ωμολογησε den Nachsatz bezeichnen. (Aber diese Art Nachsätze zu machen, ist nicht Johanneisch, wenigstens ist uns kein Beyspiel bekannt dass Joh. και jemahls so brauche. Auch sind die ersten Worte και αὑτη etc. ganz willkürlich zu einer allgemeineren Inschrift gemacht. Sie gehn, wie Hr. P. selbst erkennt, auf v. 7. 8, sonderlich auf v. 15, und auch nur in v. 19 — 27 ist diese μαρτυρια enthalten; die folgenden Reden des Täufers betreffen ganz andere Umstände, die der Täufer von Jesu angibt.) V. 28 wählt er die Leseart Βηθανια und nimmt Bethanien *unweit Jerusalem* an, wohin er den Täufer eine kurze Reise machen lässt und wo die Deputation aus Jerusalem ihn besucht haben solle. (Diese Reise wird hier doch bloss angenommen, um der Leseart Βηθανια durchzuhelfen, und hat gar keine Wahrscheinlichkeit, da in der Geschichte des Täufers nicht die mindeste Spur ist, dass er, seit seinem Auftritt als Lehrer, jemals die Gegend von Jerusalem betreten habe; und wenn Hr. P. S. 115 sagt: „Wäre der Täufer in Peräa geblieben, so würde er vermuthlich von Jerusalem aus gar nicht quästionirt worden seyn:" so findet sich ja doch das Gegentheil Matth. 3, 7.) Offenbar aber widerspricht dieser Hypothese der Zusatz: περαν τ. Ἰορδανου etc. Eben diesen zu heben, meint nun Hr. P., sey man auf die andere Leseart Βηθαβαρα gefallen, und, um die Leseart Βηθανια zu retten, schlägt er einen doppelten Weg ein. Zuerst glaubt er: könne man übersetzen: „Diess geschahe zu Bethanien, jenseits (diess sey: *westlich*) von dem Jordan, wo (nämlich vom Jordan, *östlich*) Joh. taufte (Kann etwas gezwungener seyn, als: περαν τ. Ιορδ. in Einem Satz in zweyerley einander gerade widersprechender Bedeutung zu nehmen? wie sonderbar müsste sich unser Evangelist ausgedrückt haben, noch dazu in einem Zusatz, der recht bestimmt seyn und Missverstand verhüten sollte?) Hernach will er die Worte anders abgetheilt wissen, so dass hinter Βηθανια den Schluss von der bisherigen Erzählung machen und περαν του Ιορδ. zur folgenden gezogen werden soll: „Jenseits des Jordans aber (also auf der Ostseite) sahe er Tags darauf Jesum kommen" u. s. w., welche Interpunction er selbst in seinen Text aufgenommen hat. (Ausserdem,

dem, dass er daher den Täufer gleich noch an dem Tage, wo bey ihm die Deputation angekommen seyn soll, aus der Gegend von Jerusalem abreisen und sehr schnell jenseits des Jordans ankommen lässt, so dass er schon den folgenden Tag frühzeitig dort ist, dürfte da Johannes schlechterdings das δε nicht ausgelassen haben, weil er den Ort, wo das Folgende geschehen seyn soll, von dem Ort, wo das Vorige geschah, ausdrücklich unterscheiden will.) — In der Geschichte von der Speisung der 5000 Joh. 6, soll Joh. die andern Evangelisten, in Absicht auf den bewahrten Ueberrest der Brode *berichtigt* und *verdeutlicht* haben. Diese könnten nämlich leicht so verstanden werden, als hätten die Apostel 12 Körbe voll Brodstücken als *Ueberrest* zurückgebracht, Johannes aber sage bestimmt, nicht von dem *Rest*, sondern von den 5 *Gerstenbrodten selbst*, wären 12 Körbe gefüllt worden. Um diesen Sinn herauszubringen, auf den Hr. P. schwerlich würde gekommen seyn, wenn er nicht seine Erklärung des αἰρειν durch *Hintragen* zum Essen, nicht, wie es sicherlich sonst jeder versteht, durch *Wegtragen* des Uebriggebliebenen nach der Mahlzeit, hätte retten wollen, nimmt er Joh. 6, 13 eine auch im Text abgedruckte Parenthese an und construirt so: Συνηγαγον ουν (και εγεμισαν — κριθινων) ἁ επερισσευσε τοις βεβρωκοσιν. „sie sammleten daher (wieder ein) was den Essenden überflüssig gewesen war," εγεμισαν aber sey als das *plusquamperfectum* zu nehmen, und nun solle die Parenthese sagen: „sie hatten (vorher, vor dem Essen und dessen Austheilen) zwölf Körbe mit Brodstücken von den 5 Gerstenbroden gefüllt." (Verwirrter hätte der Evangelist nicht sprechen können, wenn er *dieses* hätte sagen wollen; denn die natürliche Folge seiner Worte wird jeden dahin führen, dass er das και εγεμισαν von dem Anfüllen der Körbe mit dem gesammleten *Ueberreste* versteht, daher denn Hr. P. S. 337 ihm damit durchhelfen will, dass er sagt: Hätte Joh. an die Amphibolie der Construction gedacht: so würde er eine *andere* Construction gewählt haben, was aber von einem populären, im Griechischen nicht sehr geübten Vf. nicht zu fodern sey.)

Ein so origineller Schriftsteller, wie übrigens Johannes augenscheinlich ist, kann nie richtig verstanden werden, wenn man ihn nicht aus seinen eigenen Schriften erklärt, und dazu ist öfters ein sorgfältiges Studium derselben auch in den kleinsten Winken und Worten, schlechterdings unentbehrlich, wenn man nicht zu ganz willkürlichen Deuteleyen verführt werden will. Wir fürchten, dass die unterlassene Beachtung dieser Anmerkung eine Hauptursache mancher uns wenigstens sehr hart scheinenden Erklärungen gewesen sey. So wird hier Kap. 6, 5 εγω ειμι ὁ αρτος ὁ ζων übersetzt: „ich bin das *selbstlebende* Brodt, und Kap. 5, 26 citirt. Aber eben diese letztere Stelle, nebst v. 33, 53 und 63, ja selbst der vorhergehende v. 50, hätte schon darauf führen können, dass ζων so viel als ζωοποιων oder δους ζωην, wie Joh. ζων und ζωη, von Gott oder Christo gebraucht, immer nimmt. — Eben dergleichen leitendes Wort ist πνευμα v. 63, welches da ausdrücklich durch Christi *Lehre* erklärt ist, und πνευμα muss daher hier seyn πνευματικη βρωσις, μενουσα εις ζωην αιων., im Gegensatz gegen σαρξ, d. i. βρωσις σαρκικη oder απολλυμενη v. 27. Hingegen übersetzt Hr. P.: „wenn ich werde zu Gott gegangen seyn, so ist meine *irdische Gegenwart* nicht mehr zu benutzen (ουκ ωφελει ουδεν), (alsdann müsste es aber eher heissen: ουκ ετι ωφ. ουδ.); nur der *Geist* ist noch für euch geistig belebend" nämlich durch Hinterlassenschaft meiner Reden. (So hätten denn aber die Juden nichts durch Christi Weggang eingebüsst: denn die *Lehre* Christi blieb ihnen doch noch, und diese war es ja wodurch er auf Erden genutzt hatte. Soll denn: *mein Fleisch essen, mein Blut trinken* so viel seyn, als: meinen Unterricht, während ich noch auf der Erde bin, benutzen; wie konnte da Christus sagen v. 54: werdet ihr mein Fleisch nicht essen und mein Blut nicht trinken [ein sonderbarer Ausdruck der Benutzung seines Unterrichts auf Erden!]: so habt ihr das ewige Leben nicht? Konnte denn also keiner mehr selig werden, der hinterdrein Christi Lehre aus dem Munde der Apostel annahm?) — Noch eins: Wenn Jesus sagt Kap. 9, 5: „so lange ich in der Welt bin, bin ich *das Licht der Welt:*" so ist schwerlich zu verkennen, dass die vorhergehenden Worte v. 4: „ich muss geschäftig seyn, so lange es *Tag* ist, es kömmt die Nacht, wo Niemand geschäftig seyn kann" den ihnen gewöhnlich beygelegten Sinn haben müssen: er müsse Gutes thun, so lange er noch auf Erden sey. Allein Hr. P. versteht diese Worte S. 490 vergl. mit 472 vom *natürlichen* Tage und dass Tageslicht zur Heilung des Blindgebornen nöthig war, es sey also jetzt gegen Abend gegangen, als Jesus dieses sprach; denn das Prädicat: die Nacht wo Niemand wirken kann, passe nicht zur Entfernung Jesu durch den Tod. (Warum nicht? Konnte denn Jesus den Gedanken: ich kann nach meinem Weggang von der Erde nicht mehr [es versteht sich: selbst und unmittelbar] Gutes thun, durch einen *allgemeinen* Satz ausdrücken, wie 1 Thess. 5, 5 — 7. Psalm 6, 6?) Zuletzt müssen wir noch auf die deutliche und mehr historisch bestätigte Erklärung auch sonst bekannter Sachen z. B. S. 227 f. über den Ursprung des Hasses der Juden gegen Samariter, und S. 245 f. über die in Palästina eintretende Saat- und Aernte-Zeit; auf manches beyläufig erklärte z. B. S. 70 über die Stelle Hebr. 11, 3; und auf die S. 206, 252, 311 wiederholte, allerdings nicht unwahrscheinliche, Meinung aufmerksam machen: dass Johannes Lucä Evangelium vor Augen gehabt habe.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Joh. Jak. Stolz's*, der Theol. D. und Prof., auch Predigers an der Martinskirche in Bremen, *Uebersetzung der sämmtlichen Schriften des Neuen Testaments. Vierte* rechtmässige, durchaus verbesserte und zum Theil wieder von neuem umgearbeitete Ausgabe.

be. Mit kurfürſtl. ſächſ. Privilegium und einem Beſchluſs der eidgenöſſiſchen Tagſatzung (gegen einen in den katholiſchen Kantonen verbreiteten Nachdruck). I. Th. 340 S. II. Th. 278 S. 8. (1 thlr. 18 gr.)

Dem ausgebreiteten Beyfall, womit dieſe Ueberſetzung der eigenthümlichen Religionsurkunden des Chriſtenthums immer mehr benutzt wird, kommt völlig der Fleiſs gleich, welchen der Vf. zur Verbeſſerung ſeiner vorzüglichen Arbeit anwendet. Auch dieſe Ausgabe iſt, mehr oder weniger, auf allen Blättern verbeſſert worden, ſagt die Vorrede, und nennt als äuſsere Veranlaſſungen die öffentlich und insbeſondere mitgetheilten Arbeiten oder Bemerkungen von Bredencamp, M. A. Cramer, Hensler, Nicolai, Paulus, Tobler u. ſ. w. Das wichtigſte, das nämlich was auf den Ton und den Einklang des Ganzen Einfluſs hat, nahm der Vf. aus ſich. Zur Probe wollen wir nicht trockene Vergleichungen zwiſchen dieſer und den vorigen Ausgaben hieher ſetzen. Beſſer wird es ſeyn, aus einem kleinen, ſchweren Abſchnitt die Stellen kurz auszuzeichnen, welche uns der Vf. vorzüglich gut und glücklich überſetzt zu haben ſcheint. Joh. 1, 5. Dieſs Licht leuchtete (leuchtet, φαινει) in der Finſterniſs und die Finſterniſs *faſste es nicht auf.* Jetzt trat Johannes auf, *ein Geſandter Gottes. Sein Geſchäft war* . . . *Das Licht ſelbſt war er nicht; er ſollte nur* von dem Lichte zeugen. Denn itzt ſollte das wahre Licht, das Menſchen aus allerley Volk (aus aller Welt?) erleuchtet, *über die Welt aufgehen.* . . Die Welt *verkannte* ihn . . . 14. *Denn* der Logos *ward Menſch* und *machte ſich eine Wohnung unter uns* und wir ſahen ſeine Hoheit (Würde?) eine Hoheit, wie ſie nur eigen iſt dem *Unvergleichbaren, der vom Vater kam. Voll* von beſeligender Wahrheit zeugte Johannes von ihm . . . *mein Nachfolger eilt mir vor:* denn er hat Vorzüge vor mir. Aus ſeiner (deſſen) Fülle ſchöpften wir alle und zwar eine Wohlthat *über alle Wohlthaten.* . Beſeligende Wahrheit trug uns Jeſus, der Meſſias, vor. So hatte noch niemand Gott *erkannt.* Der *unvergleichbare* Sohn, *das Schooſskind* des Vaters, iſt für uns *Gottes Ausleger geworden.*" Nun auch einige Bemerkungen über eben dieſen Abſchnitt, welche vielleicht hie und da eine Verbeſſerung veranlaſſen können. V. 12 ſind die Worte: und ſeine Würde anerkannten, bloſs Paraphraſe. In θεος ην ὁ λογος v. 1. iſt nach der hebr. Syntaxis das θεος das Prädicat. Da V. 1 und 2 auf gleiche Art εν αρχῃ hat, ſo fällt es auf, daſs das einemal: Beym Anbeginne, das anderemal: *Vom* Anbeginne, überſetzt iſt. Sollte nicht auch dieſes: Anbeginne, allzu obſolet ſeyn? „Mit Gott *vereint*" für προς τ. θεον ſcheint allzu beſtimmt. Και im Anfang des v. 5 ſcheint nicht einen Gegenſatz zu bezeichnen. Vielmehr: „Und ſo leuchtet denn das Licht in der Finſterniſs" u. ſ. w. V. 12 gibt der Vf. ἐξουσια durch *Vorrecht.* Rec. zweifelt an dieſer Bedeutung. V. 17 wird die Anſpielung auf das vorhergehende χαρις *Wohlthat,* für: beſeligende Wahrheit, *wohlthätige* Wahrheit fordern. V. 15 ſcheint: denn er hat Vorzüge vor mir! zu wenig zu ſagen. Der Sinn iſt: „Er, der nach mir Auftretende, iſt vor mich hin gekommen. Denn er iſt mein Vormann." Die Anſpielung in πρωτος μου ἦν auf den Vormann oder Vordermann, der aus der Reihe, wo er zurückzuſtehen ſchien, heraustritt, um ſich als Führer zu zeigen, macht das Sprüchwörtliche dieſer Rede deutlich.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Gräff: *Allgemeines Repertorium über die ſechs erſten Bände von Bragur,* nebſt einer vollſtändigen Literatur aller in den ſechs letzten Jahren des 18ten Jahrhunderts über das vaterländiſche Alterthum erſchienenen in- und ausländiſchen Schriften; ausgearbeitet von *Karl Teuthold Heinze.* 1805. 392 S. 8. (1 thlr. 12 gr.)

Zwey andre Titelblätter bezeichnen dieſes mit mühſamem und verdienſtlichem Fleiſse ausgearbeitete Repertorium als den *erſten Anhang* zu der bekannten Zeitſchrift *Bragur,* die ſpäterhin auch den Titel, *Braga und Hermode* erhielt, deren Herausgeber, Hr. Prof. *Gräter,* dieſe Beyhülfe eines ſchon anderweit durch ſeinen Eifer für vaterländiſches Alterthumsſtudium rühmlich bekannten Mannes mit Dank erkennt, und ihm zugleich den Dank aller Liebhaber dieſes Studiums zu verſprechen volles Recht hatte. Zuerſt findet man hier ein wiſſenſchaftliches Hauptregiſter über die ſechs erſten Theile der Bragur unter vier abgeſonderten Rubricken der Sprach-, Kunſt- und Sitten-Alterthümer, und der Literatur und Bücherkunde. Darauf folgt ein alphabetiſches Verzeichniſs der Verfaſſer, ein Sachregiſter, ein Wörterbuch oder allgemeines Gloſſarium aller in jenen ſechs Bänden erklärten alten Wörter, und endlich der Verſuch einer vollſtändigen Literatur, der auf dem Haupttitel angekündigt wird, mit groſser Sorgfalt geſammelt, auch in zweckmäſsige Abtheilungen geordnet. Dieſer Verſuch hat deſto gröſsern Werth, weil er kein bloſses Bücherregiſter, ſondern mit manchen kurzen Bemerkungen und belehrenden Winken verſehen iſt.

ERGÄNZUNGSBL.

ZUR

ALLGEM. LITERATUR - ZEIT.

Dienstags, den 14. Januar 1806.

Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Eklektiker waren es, welche, nach allen diesen Vorarbeiten, nun Kunsttheorieen in systematischer Form lieferten. Wir nennen hier *J. A. Eberhards Theorie d. sch. Künste u. Wissensch.* (Halle 1783, 2. Auflage. 1786, 3. Aufl. 1790), *J. J. Eschenburgs Entwurf einer Theorie und Literatur d. sch. Wissensch.* (Berlin 1783, 2. Aufl. 1789, 3. Aufl. 1794, 4. Aufl. 1805) und *C. Meiners Grundriss der Theorie und Geschichte d. sch. Wissensch.* (Lemgo 1787).

Bedenkt man die Menge von Vorarbeiten, die Verschiedenheit der Ansichten, welche man gefasst, und deren jede dazu beygetragen hatte, die Urtheile zu berichtigen: so wird man jetzt einen Eklekticismus, der das Beste von allen zu vereinigen sucht, sehr natürlich, ganz an seiner Stelle finden: bedenkt man aber dann auch wieder, dass man an systematische Form nothwendig die Forderung der Einheit aus einem Princip zu machen habe: so wird man zugleich fragen müssen, wie man wohl den Eklekticismus hiemit habe vereinbaren können? Allerdings zeigt sich ein Punkt, welcher diese Vereinbarung möglich macht, und lebhaft werden wir dabey an das erinnert, was *Meiners* schon zehn Jahre vorher zur endlichen Begründung einer Aesthetik vermisste: denn eben dieses ist der Punkt, von welchem aus die Verknüpfung zur Einheit zu bewerkstelligen war. Da man diesen nun so gut kannte, da mancherley Untersuchungen auch über ihn bereits angestellt waren: wer vermuthete nun nicht, dass man, von ihm ausgehend, das neue Werk glücklich werde durchgeführt haben? Und doch war dem nicht also: denn, wiewohl jene Werke, besonders auch dadurch, dass sie aus einzelnen Beobachtungen in- und ausländischer ästhetischer Schriftsteller, aus einer Menge in Journalen und Fragmenten zerstreuter Bemerkungen, das Beste und Brauchbarste ausgewählt enthielten, vor den bisherigen der Art unbestreitbare Vorzüge [illegible] gerade in jenem nicht, [illegible] nicht ganz ohne Grund [illegible] mit, dass man, nach *Baumgartens* [illegible] kurzen Inbegriff ästhetischer [illegible] schickte, auch wohl einen Ab[illegible] rischen Psychologie über die [illegible] kräfte herüber nahm, (wobey *Eberhard* [illegible] *burg* grösstentheils *Wolf*, *Meiners*, mehr [illegible] als jene, öftere englischen Anthropologen [illegible] hätte man nur dann etwas gewonnen, [illegible] Gemeinbegriffe und diese psychologischen [illegible] erklärungen in einen so genauen, wesentlichen Zusammenhang mit der allgemeinen Theorie schöner Kunst und der Theorie jeder einzelnen dieser Künste wären gesetzt worden, dass man gesehen hätte, die allgemeinen Gesetze der Kunst und die besondern einer jeden Kunst fliessen wirklich daraus her, und lassen sich wieder auf sie zurückführen. Nicht nur aber ist von diesem allem nichts geschehen, sondern man hat auch nicht einmal eine Theorie schöner Künste, nur Poetiken geliefert. Nun kann Poetik zwar, da Poesie die universelle schöne Kunst ist, und jeder andre Schönkünstler unstreitig zugleich in einem gewissen Sinne Poet seyn muss, eben in diesem Sinne als allgemeine Kunsttheorie genommen werden: allein sie ist hier nur particulär als Theorie jener schönen Kunst genommen, deren unendliches Reich der Gedanke, deren geflügeltes Werkzeug das Wort ist; und mithin blieb die ganze Theorie in dieser Hinsicht noch mangelhaft, wenn man nicht eine Erwähnung für eine Ausführung nehmen will. Dadurch, dass uns z. B. *Eschenburg* sagt, *Musik*, *Tanzkunst*, *Zeichenkunst*, *Malerey*, *Kupferstecherkunst*, *Bildhauerey*, *Steinschneidekunst*, *Baukunst*, *Gartenkunst* seyen die schönen Künste (Poesie und Beredsamkeit nennt er noch, nach Sitte der Zeit, schöne Wissenschaften), sind wir um nichts klüger: denn das werden wir nur, wenn wir wissen, *warum* sie schöne Künste sind. *Eberhard* sucht diess darzuthun, geht von Erklärung eines *Werkes* aus, bestimmt dessen Vollkommenheit, und geht von da zu Erklärung des Begriffes Kunst und der Eintheilung der Künste fort; gewiss sehr natürlich. Die Werke unterscheidet er nach den Zwecken, zu denen sie bestimmt sind; die Künste nach den Werken, die sie hervorbringen. Werke,

Werke, deren Zweck ein Bedürfniss des Körpers ist, seyen mechanische, die, mit ihnen sich beschäftigenden Künste mechanische Künste; solche hingegen, deren Werke durch ein Bedürfniss des Geistes entstehen, *freye* Künste in *weiterer* Bedeutung. Von hier geht er zur Erklärung der Schönheit fort, und kommt von da auf Aesthetik. Ganz am Ende aber handelt er erst vom — ästhetischen Genie, so dass es scheint, dieser so wesentliche Abschnitt sey nur gleichsam eine Zugabe.

Welche Folgen dieses haben musste, geht hervor aus einer Stelle in *Heydenreichs* gründlicher Beurtheilung von *Meiners* Theorie (Krit. Uebers. d. neuesten sch. Lit.). „Den Begriff einer Wissenschaft oder Kunst suchen, heisst nichts anders, als: untersuchen, welche nothwendige Anlagen zu derselben in der Natur des Menschen liegen; welches Bedürfniss seiner physischen oder geistigen Natur, als denkenden, empfindenden, begehrenden oder lebenden Wesens, ihm dieselbe unentbehrlich macht; welches der letzte, höchste Endzweck ist, welchen der Mensch durch dieselbe erreichen will; wie weit er diesen Endzweck in Gemässheit des Mittels, welches er dazu anwendet, und dessen Wahl durch die Art des Bedürfnisses und des Endzwecks selbst bestimmt wird, erreichen kann; wie weit, diesem die Wissenschaft oder Kunst erzeugenden Bedürfnisse, denen in unsrer Natur gegründeten Anlagen zu denselben, und den Verhältnissen, unter welchen sich diese befinden können, zu Folge, der Wirkungskreis der Wissenschaft oder Kunst geht. Bedächte man dieses: so würde man sich überzeugen, dass man, so lange über den Begriff einer Wissenschaft oder Kunst noch nichts Bestimmtes entschieden ist, von ihrer Materie und Form schlechterdings nur schwankende, haltungslose Begriffe haben, ihren Umfang und Gränzen nicht mit Genauigkeit und Sicherheit angeben, keine auf festem Principe gegründete Classification ihrer einzelnen Theile entwerfen, die Theile selbst nicht in eine pragmatische, durch die Natur und das wesentliche Verhältniss ihrer selbst bestimmte Verbindung ordnen, nicht in Beziehung auf einen gewissen Zweck, d. h., nicht nützlich und fruchtbar behandeln kann."

Diese Idee zu realisiren, und dadurch dem Mangel der bisherigen Theorieen abzuhelfen, sollte *Heydenreichs* Scharfsinn selbst überlassen bleiben. *A. H. Schott's Theorie der sch. Wissensch.* (Tübingen 1789. 2 Bände. 8.) ist ein recht brauchbares Buch, trägt aber nur das Bekannte mit Auswahl und Prüfung vor, und *Eul. Schneiders Erste Grundsätze d. sch. Künste überhaupt und der schönen Schreibart insbesondere* (Bonn 1790), blofs für einen Elementarunterricht auf Schulen berechnet, sind gröfstentheils aus *Schütz, Eschenburg, Eberhard, Sulzer, Steinbart, Adelung,* und meist wörtlich entlehnt. *Steinbart* und *Adelung* selbst enthalten schon nichts Neues. Von *Heydenreichs System der Aesthetik* (1790) aber haben wir bereits ausgesagt, dass es zwar dieses nicht, allein, unter allen bis daher erschienenen, die vorzüglichste Theorie schöner Kunst sey, und da sie zugleich dasjenige Werk ist, welches ganz entschieden eine Gränze zwischen der Vor- und Nachzeit bestimmt: so müssen wir ihm eine, seiner Wichtigkeit angemessene, Aufmerksamkeit widmen.

Befand sich *Heydenreich*, von der Natur mit philosophischem Geist, und einer so zarten Empfindsamkeit beschenkt, dass ihn die Liebe zum Schönen in keinem Moment seines Lebens verliess, seiner Individualität nach, in jener glücklichen Mitte, welche das Philosophiren über das Schöne vorzüglich gelingen läfst: so war die Zeit, in welche seine schönste Blüthe fällt, ihm hiebey nicht minder günstig, weil auch sie in einer glücklichen Mitte liegt, zwischen Geschichte, Erfahrung und Speculation. Hatte er in Ansehung des Schönen jene mit aller Sorgfalt eines Liebenden untersucht: so schlug er bey dieser den von *Kant* neu angedeuteten Weg ein, d. h. er ging zur Quelle der schönen Künste im menschlichen Geiste selbst, und suchte aus dieser die Theorie herzuleiten. Bisher hatte man nur historisch vorgezählt, dass hie und da etwas entstanden war, ungefähr wie *Linné* den Reichthum der Natur, nach Klassen und Ordnungen zusammen gestellt und nach charakteristischen Zeichen kenntlich gemacht, beschrieben hatte, ohne dieses Entstandenen Genesis weiter zu berücksichtigen, was in seinem Falle zwar erlasslich, hier aber durchaus nothwendig war. Mit *Linné* wollen wir hier nicht rechten, ob er Grund gehabt, seine Classificationen ein *System* der Natur zu nennen; gewiss aber ist es, dass bis auf *Heydenreich* kein Kunsttheorist ein *System* aufgestellt hatte, selbst *Baumgarten* nicht, weil er zwar einen gemeinschaftlichen Zug aller schönen Künste, aber kein *Princip* der schönen Kunst angab. Von *Heydenreichs* Werk urtheilt *Schelle* sehr richtig: „sein Versprechen als *System* erfüllt es dadurch, dass es die schönen Künste nicht blofs hergebrachter Massen aufnimmt, ohne sie bey ihrer gemeinschaftlichen Wurzel zu fassen, sie nach den natürlichen Banden ihrer Verwandtschaft zu ordnen, und für jede nach Massgabe ihres Ursprungs, ihres Bedürfnisses, ihrer Mittel, den ihr zukommenden, naturgemässen Spielraum, so wie die ihr durch die Natur selbst gesetzten Gränzen mit Bestimmtheit anzugeben."

Möglich nun zwar, dass *Heydenreich*, wiewohl er den Ort entdeckte, wo in die Tiefe zu graben sey, doch die eigentliche Quelle nicht fand; allein Verdienst ist es schon, auch nur die Gegend bestimmt nachgewiesen zu haben. Indem er auf eigentlich *genetische* Forschung *hinwies*, zeigte er zugleich jene ächte Theorie an, welche, den Künstler keinesweges in willkürlichen Fesseln beengend, doch auch der Kunst nichts vergibt.

„Der Mensch — sagt H. — hat im Allgemeinen Bedürfnisse und Zwecke doppelter Art; die der einen beziehen sich auf seinen Körper, die Erhaltung möglichster Vollkommenheit und Dauer desselben, die der andern auf seinen Geist, freye Aeusserung, Ausbildung seiner Kräfte, Befriedigung seiner wesentlichen

sentlichen Triebe. Diejenigen Zwecke und Bedürfnisse, die sich auf den Körper beziehen, erzeugen die mechanischen Künste, so dass durch die Werke von diesen jene befriedigt werden. Die Zwecke und Bedürfnisse für den Geist beziehen sich entweder auf die Erkenntnisskräfte, oder auf das Empfindungsvermögen. Als erkennendes Wesen besitzt der Mensch den nothwendigen Trieb, seine Kenntnisse zu erweitern und unter seinen Nebenmenschen zu verbreiten; als empfindendes, den Trieb, seine Empfindungen darzustellen und mitzutheilen. Jener erzeugt die Werke der Wissenschaft, dieser die Werke der Künste. *Jedes Werk der schönen Kunst ist also die Darstellung eines bestimmten Zustandes der (lebhaft gerührten) Empfindsamkeit.*" (Fünfte Betracht. S. 150.) Was H. unter *Empfindsamkeit* verstehe, darüber gibt die siebente Betrachtung Aufschluss. Sie ist nach ihm *Fertigkeit zu empfinden mit einem freyen, durch zwingende Verhältnisse nicht bestimmten, Interesse am Empfinden selbst.* Der Zustand der *wirkenden Empfindsamkeit* ist nicht gedenkbar ohne folgende vier Operationen: 1. muss nothwendig vor allen eine Reihe von Kraftäusserungen des Begehrungsvermögens und Gefühls wirklich in der Seele des Empfindsamen da seyn; 2. muss er diese Reihe vermittelst des innern Sinnes anschauen; 3. muss er darüber urtheilen und Vollkommenheiten darin entdecken; dann erst kann er 4. dasjenige freye Interesse dafür fühlen, welches zum Charakter der Empfindsamkeit gehört. Diesemnach ist ein bestimmter Zustand lebhaft gerührter Empfindsamkeit ein solcher, welcher in sich ein Ganzes ausmacht, und gefasst werden kann ohne das Vorhergehende und Nachfolgende; er beschreibt einen in sich vollendeten Kreis. Nicht jeder aber, der *eines solchen Zustandes* fähig ist, ist darum auch der *Darstellung desselben* fähig. H. bemerkt zwey Arten von Empfindsamen 1. *selbstschaffende*, 2. *frey nachahmende.* Die ersten bringen das Interesse ihrer Empfindsamkeit selbst frey hervor; die andern nehmen mit freyem Interesse an den von jenen hervorgebrachten, oder sonst vorhandenen, Stoffen für die Empfindsamkeit Antheil. *Die Künstler sind selbst schaffende Empfindsame,* sie besitzen die Fähigkeit, die Stoffe für das Interesse ihrer Empfindsamkeit selbst hervorzubringen; sind fähig, im Zeitpunkt ihrer wirksamen Empfindsamkeit das Object des Interesses derselben in einem deutlichen Bewusstseyn von ihnen selbst zu unterscheiden; stellen es sich also schon da im bestimmten Umrisse als ein für sich bestehendes Ganzes vor. Ihr Interesse an dem Object ist so gross und stark, dass es eine Darstellung fordert, angemessen der innern Würde des Objects, dem Grade und der Würde des Interesses an ihm. Endlich besitzen sie wirklich die Fähigkeit, Darstellungen dieser Art zu bilden.

Darstellung einer Empfindung aber setzt allezeit Unterhaltung derselben voraus, und kann bey einem natürlichen Menschen nicht ohne Einfluss auf den Mittheilungstrieb gedacht werden. Im Allgemeinen kann man die Darstellung eines bestimmten Zustandes der Empfindsamkeit auf eine dreyfache Art denken: 1. Kann ich bloss mein Gefühl oder meine Leidenschaft, ihre Natur, Gang, Mischungen, Abwechselungen und Gradationen malen wollen, ohne zugleich die Gegenstände, die sie etwa mögen erregt haben, anzugeben oder zu beschreiben. 2. Kann ich bloss den Gegenstand, welcher auf meine Empfindsamkeit gewirkt hat, schildern wollen, ohne das Gefühl oder die Leidenschaft zu malen, welche dadurch erregt worden. 3. Ich kann beide Zwecke in einem Werke vereinigen wollen, so dass ich zugleich den Gegenstand schildere, und zugleich das Gefühl oder die Leidenschaft entweder beschreibe oder male, oder auch diese zugleich beschreibe und male. Und zwar a. kann ich entweder vorzüglich auf Schilderung des Gegenstandes, oder b. vorzüglich auf Beschreibung und Malerey des Gefühls oder der Leidenschaft ausgehen. Diese allgemeinste Eintheilung der Darstellungen bestimmter Zustände der Empfindsamkeit befasst nicht nur alle bis jetzt vorhandene Werke dieser Art, sondern überhaupt alle mögliche unter sich.

Um aber 1. das Gefühl oder eine Leidenschaft zu malen, muss ich ein Zeichen haben; dieses Zeichen sind *Töne* und *sichtbare Bewegungen.* 2. Um den Gegenstand, welcher auf die Empfindsamkeit gewirkt hat, zu schildern, ohne die dadurch erregten Gefühle zu beschreiben oder zu malen, bedarf ich wieder eines Zeichens; *Gestalt*, welches Zeichen H. aber nicht angibt, und sich dadurch verwirrt. Wir wollen ihm dasselbe einstweilen substituiren. Der ersten Zeichen bedienen sich *die Tonkunst, die Tanzkunst;* des zweyten die *bildenden Künste*, die *Gartenkunst*, gewisse *Theile der Dichtkunst* (?), die *Schauspielkunst.* Die bildenden Künste und die Gartenkunst liefern Phantasieanschauungen von Gestalten der Körperwelt, die hieher gehörigen Theile der Dichtkunst, Reihen bestimmter Verstandesideen, oder sinnlicher, aber nach den Gesetzen des Verstandes verbundener, Vorstellungen. Diese können kein Zeichen haben, welches reelle Aehnlichkeit mit den auszudrückenden Gegenständen besässe, also kein *objectiv malendes*, sondern ein *conventionell bedeutendes;* ein solches ist nur die *Sprache.* Die Schauspielkunst liefert Phantasieanschauungen von dem sichtbaren Ausdrucke von Gesinnungen, Empfindungen, Leidenschaften, Handlungen und Schicksalen gewisser Menschen, in Mienen, Bewegungen und Stellungen. 3. Endlich, den Gegenstand der Empfindsamkeit schildern, und zugleich das dadurch erregte Gefühl ausdrücken, können nur die *Dichtkunst*, *Schauspielkunst* und *Tanzkunst. Warum?* — das hat H. nicht angegeben, schliesst aber seine Exposition mit den Worten: „So haben wir also aus einem und demselben Princip *Tonkunst*, *Tanzkunst*, *bildende Künste*, *Gartenkunst*, *Dichtkunst* und *Schauspielkunst* hergeleitet, und zugleich auch in eben demselben einen allgemeinen Eintheilungsgrund für sie gefunden."

(Die Fortsetzung folgt.)

GESCHICHTE.

nur die letzte Hand des Künstlers bedarf, um als ein anderes Selbst vor ihm zu stehen? Er hat Mühe, sich vom Kinde seiner Phantasie zu trennen, er trägt es so lang als möglich in seinem Innern, und doch! — wenn der Augenblick der Vollendung erschienen, kann er ihm nicht schnell genug durch das Medium der Organe Gestalt geben, die doch so schwach ist gegen das Bild seiner Seele! Nie genoss ich süssere Augenblicke als jene, wenn mein Geist mit einer Idee erfüllt und gleichsam eins mit ihr geworden war. Der spätere Drang sie zu entwickeln und darzustellen, erweckt mehr schmerzhafte als angenehme Empfindungen; dunkle Gefühle, vermischt mit heterogenen Anschauungen, bestürmen die Seele, alle schlummernde Ideen vibriren auf einmal, und erwecken durch das reizbar gewordene Nervensystem eine unbeschreibliche Gährung; alle Kräfte sind gespannt, der Geist zieht sich durch eine innere Anziehungskraft in sich selbst zurück; Bangigkeit, Herzklopfen, Unruhe überfällt uns, die Seele eilt das angefangene Bild ihrer Liebe zu vollenden, möchte es darstellen, und fühlt zugleich das Unvermögen, die Armuth ihrer Werkzeuge, ihm den *Reiz*, die *Schönheit*, das *Leben*, was es in ihr geniesst, bey seiner Geburt mitzutheilen. Wenn nun der Augenblick der Reife erschienen ist, eilt sie, so schnell sie kann, ihm *Form* und *Umriß* zu geben, aus Furcht, es möchte durch das Medium von *Zeit* und *Raum* etwas von seiner Selbstheit verlieren. Wenn es ihr endlich enteilt, und vollendet steht, da wähnt ihre mütterliche Liebe, es sey so schön und geistig, als sie es gedacht, aber — vorübereilende Täuschung! — sie sieht bald, dass das sinnliche Product tief unter dem Ideal ihrer geistigen Augen ist." Dadurch indess lässt sie sich von neuen Schöpfungen nicht abhalten: denn ein *innerer Trieb* spornt sie, und das Leben eines Menschen, der diesen inneren Trieb in sich fühlt, ist ein fortgesetztes Streben desselben. *Dalberg* schliesst hieraus, 1. dass dieser Trieb eine Aeusserung der immer thätigen Kraft unsrer Seele sey; 2. dass derselbe unsre Anschauung auf die herrschende Idee der Seele hinzieht; 3. dass dieses Anschauen und Einwirken fremder Theile auf unser Inneres, uns in einen Zustand des Leidens versetzt, durch dessen Gefühl das Bewusstseyn unsrer Personalität vermehrt wird. Je mehr die Seele anschaut, je grösser wird ihr Verlangen, mehrere Gegenstände anzuziehen, die sich mit ihr identificiren. Aus diesem Ein- und Auswirken, diesem Leiden und Thun, diesem Anschauen und Vergleichen, entsteht der Trieb, was unsre Seele von äussern Erscheinungen in sich verwebt hat, auszubilden. Der bildende Mensch ist im wahrsten Verstande ein Liebender; die Idee des gesuchten Objectes erwärmt ihn, und seine Liebe theilt diesem Gegenstande neues Leben mit; er sucht sich in demselben zu vereinigen, und das Object bildet sich in ihm wie in einem Spiegel ab Der Zweck, den die Seele dabey hat, ist der Wunsch der Vereinigung mit dem begehrten Objecte, der immer zunimmt, je homogener er mit uns ist. Der bildende Mensch sucht daher so schnell wie möglich der in seiner Seele reifenden Idee *Form* und *Umriß*, d. h. *Daseyn* zu geben, und thut das vermöge eines *bildenden Triebes*. So bald nämlich von aussen eine auf sie wirkende Kraft die Seele bestimmt, sammeln sich alle Eindrücke wie in einen Punkt, und reihen sich zu der *herrschenden Hauptidee*. Je mehr Ideen die Seele in diesem kurzen Augenblick zusammen denken kann, je lieber ist es ihr; ihr vorzüglichstes Streben ist die klärste Anschauung und den bestimmten Umriss der Sache zu erhalten. Sie wählt, so schnell sie kann, unter dem Vorrath ihrer Eindrücke, die homogensten, um sie der herrschenden Idee, die sie ausbilden will, zuzutheilen. Vermöge ihrer Natur, die Raum und Zeit widerstrebt, schwebt ihr in dem ersten Augenblicke die Idee als vollendet vor, und sie denkt alle ihre Theile als coexistirend; wenn sie sie aber wieder ausdrücken soll, dann entdeckt sich der Mangel der Organe; dann muss sie progressiv und nach Succession fortschreiten; sie sammelt, sondert, reiht an, bildet so lange, bis die in ihr liegende Idee ihr gehöriges Wachsthum erhalten hat und vollendet dasteht: nicht anders wie jedes neue organische Wesen *Nahrung*, *Entwickelung* und *Bildung erhält*; diese Stufen muss auch jede Idee bis zum Augenblick der Geburt durchwandern. Hat die begehrende Seele alle Bilder gesammelt, die sie bedarf, um das Idol ihrer Einbildungskraft zu vollenden, dann wird der Wille thätig, und belebt es, wie Pygmalion seinen Marmor. Je mehr Kraft und Reichthum eine Seele hat, je lichtheller und reiner sie ist, desto mehr Seiten der Schöpfung erblickt sie; je schöner das Ideal ihrer Liebe, je wahrer, lebendiger ihr gebildetes Werk.

Jeder Mensch aber hat ein eignes Sensorium, ein Medium, wodurch er zur Nachahmung und Bildung geweckt wird; dem einen ist es *Gesicht*, dem andern *Gehör*, dem dritten *Gefühl*; diesem *Bild*, jenem *Ton*, einem andern *Handlung*. So bildet sich seine Welt, der Faden seiner Erfahrungen, der Massstab, wonach er alle Erscheinungen anreiht und in ein Ganzes ordnet; immer ist der herrschende Sinn Lehrer und Führer der andern. Wem *vorzüglich* die Gabe des *Gesichts* und die Empfänglichkeit ward, Gestalten im *Raum* aufzufassen, der hat meist ein schwächeres Organ für alles, was *Ton* und *Fortschritt in der Zeit* ist; auch leiht nicht selten ein Sinn seine Vorstellungsart dem andern, und führt uns dadurch in eine wunderbare Täuschung, so dass ein Organ die Verrichtung des andern vollführt, dass z. B. das Ohr malt, und das Auge Töne verfolgt, wodurch oft eine höchst widrige Verwirrung in den Kunstgebieten der verschiedenen Sinne entsteht.

Eine Vergleichung beider Schriftsteller nun zeigt, dass sie beide von demselben Punkt ausgehen; aber nicht weit zusammen wandeln: denn bald trennen sich ihre Wege. Auch bey *Dalberg* ist ein Zustand lebhaft gerührter Empfindsamkeit *das Erste*; nicht aber, wie bey *Heydenreich*, das *Einzige*. Dort wird

wird durch dieselbe der Künstler nur zu einem Kunstwerk *veranlaßt*, zu dessen Verfertigung er durch besondere Anlagen seiner Natur vorzüglich prädisponirt ist, und dessen Ausführung ein eigner Trieb seiner Seele begünstigt; Erfinden und Bilden folgt auf das Empfinden, während hier Empfinden, Erfinden und Bilden in denselben Moment zusammen gedrängt erscheinen. Gewiss nicht in der Natur der dichtenden Seele gegründet: denn wessen Seele bey seiner Geburt die Weyhe der Dichtung empfing, wird wissen, dass der Augenblick der Empfängniss, der Begeisterung, des allmähligen Wachsthums bis zu der endlichen Geburt, wo die Minerva in voller Rüstung aus dem Haupt springt, sehr verschiedene Augenblicke sind, und dass *Dalberg* deren Verschiedenheit sehr richtig aufgefasst hat. *Heydenreich* hat hier wenigstens eine Lücke gelassen, durch deren Ausfüllung er manches schiefe Urtheil über sein Werk hätte vermeiden können. Im Ganzen zeigt sich hier noch die philosophische Schule, in welcher H. sich anfänglich gebildet hatte, die Schule des psychologisirenden Eklekticismus, welcher Aesthetik nichts anders war als eine Philosophie der Empfindungen, womit man sich aber in der Theorie schöner Kunst häufig verirrt und verwirrt, da in ihr das Angenehme, Reizende und Rührende von dem Schönen nicht gehörig geschieden wird, und sie überhaupt weit mehr auf Veranlassung und Wirkung als das dichtende, bildende Vermögen selbst sieht. Nur von diesem aber ausgehend kann man ein Princip gewinnen, welches das Wesen schöner Kunst mit völliger Bestimmtheit angibt und erschöpft, und durch seine natürliche Anwendbarkeit auf die einzelnen Künste das Gebiet derselben fest und sicher begränzt. *Garve* hatte so ganz Unrecht nicht, bey Gelegenheit der Anwendung, welche H. von seinem Princip auf die einzelnen Künste macht, zu fragen: wie man denn nun wissen könne, dass es weiter keine schönen Künste gebe? Diess zu zeigen, würde *Heydenreichen* auf seinem Wege sehr schwer fallen, wenn es nicht gar unmöglich ist. Man frage nicht, welche andre Künste, ausser den von H. genannten, es denn wohl noch geben könne: denn sie sind allerdings alle von ihm aufgezählt; allein man frage, ob sie zwangsfrey aus seinem Princip hervorgehn, und man wird finden, dieses sey nicht der Fall. Dass das von ihm aufgestellte gemeinschaftliche Princip noch nicht der richtige, befriedigende, den gemeinschaftlichen Charakter aller schönen Künste erschöpfende Begriff sey; dass es nicht zu leisten vermöge, was ein jedes Princip in einem System leisten muss, dass es nämlich der Grund, auf welchem alle Theile des Systems beruhen, und der Probirstein der Rechtmässigkeit der Theilnehmung irgend eines Gliedes an dem Systeme sey! Dieses hat ein ungenannter Beurtheiler des *Heydenreichischen* Princips in Briefen an *G. Schatz* (N. Bibl. d. sch. W. u. K. Bd. 47. St. 12. 1792) gnüglich gezeigt. Bisweilen zwar gründen sich seine Urtheile auf Missverständniss, manche seiner Einwendungen treffen nicht; allein im Ganzen ist seine Strenge keine Ungerechtigkeit, und er hat den Hauptpunkt allerdings getroffen, konnte aber auch, was H. noch nicht konnte, *Kants* hieher gehörige Arbeit benutzen. Hier ist, kurz zusammen gezogen, sein Urtheil und seine Ansicht. „Es kommt bey Werken, um Werke der schönen Kunst genannt werden zu können, nicht sowohl darauf an, *was*, sondern vielmehr, *wie* dargestellt werde. Darum, dass der Künstler bey Verfertigung seines Kunstwerks die Absicht hat, einen bestimmten Zustand seiner Empfindsamkeit darzustellen, ist sein Werk noch kein schönes Kunstwerk, und diese Absicht kann, wenn sie erreicht worden, ein schlechtes, geschmackloses Product nicht zu einem wahrhaft schönen Kunstwerk adeln. Das angegebene Princip ist also ein verfehltes, und das ergibt sich noch mehr, so bald man die darauf gegründete Eintheilung näher untersucht. Wenn H. sagt, die *Darstellung* eines bestimmten Zustandes der Empfindsamkeit lasse sich auf eine dreyfache Art denken: so gibt er weniger, als er erwarten lässt, weil er in seinen drey angeführten Fällen nicht drey Arten der *Darstellung* selbst, sondern nur drey Arten von *Gegenständen*, welche dargestellt werden können, anführt, aus welchen aber, so wie überhaupt aus allen Gegenständen, mögen sie beschaffen seyn, wie sie wollen, auf keine Weise diejenige Beschaffenheit der Darstellung, wodurch sie Darstellung *schöner* Kunst ist, herausgebracht werden kann, da diese letztere nur ein Werk des Genies und Kunsttalents, folglich solcher subjectiven Beschaffenheiten des Geistes sind, die kein Gegenstand geben kann. Diess aber auch abgerechnet, kann denn wohl der von H. angeführte zweyte Fall aus seinem Princip hergeleitet werden? Die *blosse Schilderung des Gegenstandes selbst*, mit Ausschluss der Empfindungen, die er zu erregen vermag, ist ja keine Darstellung *eines bestimmten Zustandes der Empfindsamkeit*, worin doch die Natur der schönen Kunstwerke nach H. bestehen soll. Dasselbe gilt auch von dem dritten Falle, so fern darin, nebst der Beschreibung und Malerey des Gefühls, die ein Gegenstand erregt, auch zugleich die *Schilderung dieses Gegenstandes* selbst zu einem Geschäft der schönen Künste gemacht wird."

Heydenreich also hat darin gefehlt, dass er 1. Veranlassung zu dem Kunstwerk mit dem Wesen desselben, 2. Gegenstand der Kunst mit Darstellung verwechselte, und 3. auf das eigentlich Schöne darin, verführt von seiner Empfindungsphilosophie, nicht die gehörige Rücksicht nahm. Dieses ist aber bey *Dalberg* auch nicht geschehen: denn was er vom Erfinden und Bilden sagt, gibt nichts weniger als Aufschluss über Entstehung *schöner* Kunst, da *das Meiste* auf den wissenschaftlichen Erfinder, den Vernunftkünstler sogar, völlig anwendbar, und also zu allgemein ist. Und nun die letzte, in Hinsicht der Theorie *Heydenreichs* aufzuwerfende Frage: woher leitet er die Gesetze für die schöne Kunst ab? Nicht ohne Grund kann man vermuthen, er sey, zu Folge seines Princips, wohl mit *Herder* der Meynung gewesen, jede

jede Empfindung, so wie jeder Gegenstand derselben habe seine Regeln der Vollkommenheit in sich, welche der Philosoph aufsuchen müsse, damit er den Punkt ihrer höchsten Wirkung finde, und aus ihm Regeln für seine Kunst ableite; allein in dieser Vermuthung findet man sich getäuscht: denn H. will vielmehr diejenigen Regeln der schönen Kunst, welche man für die Vollkommenheit ihrer Werke aus anerkannten Thatsachen der menschlichen Seele herleiten kann, den höchsten Principien der moralischen Vernunft unterordnen. Nicht zwar, als ob er geglaubt hätte, man könne aus den höchsten Principien der moralischen Vernunft den Inhalt der Geschmacksregeln für Werke der schönen Kunst analytisch entwickeln, sondern weil er überzeugt war, dass die Regeln für die Cultur des Genies, und die höchste Läuterung und Veredlung des Vergnügens am Kunstschönen, so wie die Regeln für die Ausbildung jenes andern Vermögens, mit den Principien der moralischen Vernunft in Verknüpfung gebracht werden können, und, wenn anders im Ganzen der angewandten Philosophie Einheit herrschen solle, in Verknüpfung gebracht werden müssen. Allein, diess zugestanden, sieht man einmal gar nicht ein, warum denn eben hier eine Verknüpfung mit der *moralischen* Vernunft Statt finden solle, und nicht vielmehr mit Vernunft überhaupt: dann aber sieht man wieder desto deutlicher ein, H. habe auch hier wieder zu wenig auf *schönes* Kunstwerk Rücksicht genommen. Mit Recht sagt daher *Maimon*, die erste Frage wäre hier gewesen: Machen die schönen Gegenstände eine eigne Klasse von Gegenständen, und die Empfindungen, die sie erregen, eine eigne Klasse von Empfindungen aus? Oder, welches dasselbe sey: Gibt es allgemeine Principien des Geschmacks überhaupt, sie mögen aus der Vernunft oder der Grundeinrichtung eines andern Erkenntnissvermögens sich herleiten lassen? Werde dieses bejaht, alsdann erst könne die Frage aufgeworfen werden: Sind diese allgemeingültige Principien eben die Principien der Vernunft oder nicht? Werde die erste Frage verneint: so finde die zweyte gar nicht Statt.

Indess wollen wir hierüber noch nichts ausmachen, bevor wir nicht jenem *Kantischen* Werke, dessen Studium auch dem Nachdenken *Heydenreichs* neue Richtungen gab, und ihm vorher nicht gefasste Ansichten eröffnete, unsre Aufmerksamkeit gewidmet haben, — der *Kritik der ästhetischen Urtheilskraft.*

(Die Fortsetzung folgt.)

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Oehmigke d. J.: *Handbuch der praktischen Arzneymittellehre für Aerzte und Wundärzte* von *Ernst Horn*, D. der Arzneyk., Königl. Preuss. Hofrathe, Director des neuen Krankenhauses, ordentl. Professor der Medicin und Klinik auf der Friedrich Alexanders Universität in Erlangen u. s. w. *Zweyte* vermehrte und verbesserte Auflage. 1805. XIV u. 972 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Auch unter dem Titel: *Anweisung zum richtigen medicinisch-chirurgischen Gebrauch der Königl. Preuss. Landespharmacopoë* mit Hinsicht auf den neuesten Anhang derselben u. s. w.

Rec. muss sich im Allgemeinen auf das Urtheil beziehen, das er über die erste Auflage A. L. Z. 1805. Num. 49. fällte. Die Anlage des Werks ist dieselbe geblieben, und der Text nur an wenigen Stellen verändert worden. Die gerügten offenbaren Irrthümer z. B. bey der Terra ponderosa salita, dem Cupro ammoniac. u. s. w. sind stehen geblieben, und der neuen Zuthaten sind wenig. In der Einleitung erwähnt der Vf. mit Beyfall der Meynung und Versuche *Rasori's* und *Borda's.* — Unter den gehörigen Rubriken ist der Bereitung der sauren Räucherungen, der Knochensuppen, der Oeleinreibungen als Verwahrungsmittel gegen die Pest gedacht. Eben so verbreitet sich der Vf. über den Gebrauch der eisenhaltigen und schwefelhaltigen Gesundbrunnen. Als neue Zugaben zu ältern Artikeln verdienen ferner bemerkt zu werden: die Warnung vor der falschen Angusturarinde; die Abkochung der Fieberrinde mit Bittererde; der Gebrauch des Gerstenmehls bey der Abzehrung nach *Thilenius* und *Hufeland.* Die ausführliche Erörterung der Anwendung einzelner bitterer Extrakte und ätherischer Oele; die Anführung der Aeusserungen *Thomanns* über den Gebrauch des Opiums bey Wechselfiebern. Neu hinzugekommen sind: *Extr. Chelidon. maior. Senegae. Syrup balsam. Croci, Senegae. Tinctura ferri acetic. aetherea. Tinctura Rhei vinosa, Tinctura Valerianae aether.* — An mehrern Stellen sind bey den Ausfällen gegen ältere Aerzte die härtern Ausdrücke gegen mildere vertauscht worden. Diess scheint Rec. hinlänglich zum Beweise zu seyn, dass er die neuere Ausgabe sorgfältig mit der ältern verglichen hat. Er muss nach dieser Vergleichung der neuern einige Vorzüge vor der erstern einräumen, die aber nur innerhalb der Gränzen der vom Vf. gewählten Methode und des von ihm angenommenen Systems gültig sind.

* * *

Berlin, in d. Buchh. des Commercienraths Matzdorff: *Ismael, der Hagar Sohn, oder Lebensskizze Franz Euphonius eines Virtuosen,* von ihm selbst aufgezeichnet und herausgegeben von *C. A. Seidel.* In *zwey* Theilen. *Zweyte* Auflage. Mit einem Titelkupfer. 1804. 232 u. 142 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Num. 135.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 18. Januar 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Zürich, b. Orell u. Comp.: *Ueber Nationalbildung* von *Karl von Bonstetten*, Mitgl. der Königl. Dän. Akad. der Wissenschaften. *Erster* Theil. 1802. 282 S. *Zweyter* Theil. 270 S. kl. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Die Hauptidee dieses geistreichen, mit Geschmack und Lebhaftigkeit geschriebenen Werks, die Gemeinnützigkeit der Wissenschaften zu erhöhen durch ihre Verbindung mit dem Leben, insonderheit dem Geschäftsleben, ist so wahr und so fruchtbar, dass schon diese Bezeichnung des Gegenstandes die allgemeine Aufmerksamkeit darauf erregen muss. Der Vf. entwickelt ihn mit vorzüglichem Scharfsinn und Kenntniss, zugleich auch mit dem feinen Sinn der grossen Welt, welche er durch seine Lage Gelegenheit hatte genau kennen zu lernen. Finden wir nun gleich in diesem Werke kein regelmässiges, vollendetes Ganze: so stossen wir doch auf ungemein viele glückliche, gut gesagte Ideen, und einleuchtende Bemerkungen, die einen Reichthum von Folgerungen an die Hand geben, wodurch ächte Wissenschaft und bürgerliche Geselligkeit nothwendig sehr gewinnen müssen.

Das erste Princip der Sittlichkeit ist Leitung der Thätigkeit. In dem politischen Körper sollen alle Hindernisse der Vereinigung des blinden Instinkts und der combinirenden Vernunft gehoben werden: beide Kräfte müssen sich im politischen so innig, wie Leib und Seele im menschlichen Körper vereinigen. So bald die Wissenschaften in der Welt leben, werden sie auch bald mit der Welt, d. i. mit allen das Vaterland berührenden, mit allen nützenden Gegenständen sich abgeben. Die Methoden werden durch diesen innigen Umgang mit der Erfahrung sich vervollkommnen, und auch allenthalben die Erfahrung vervielfältigen. Diese bessere Methode wird auf den Charakter der Gelehrten wirken, die nicht mehr erfahrungslose Grundsätze annehmen, noch in ihrem Aeussern die Form dieser Erfahrungslosigkeit beybehalten werden.

So lange die Wissenschaften durch keine Organisation zusammen gehalten werden, können sie auch von keiner Regierung geleitet werden. Diese wahre, keine Thätigkeit hemmende, unbemerkte Leitung der denkenden Menschen ist aber nur da möglich, wo diese Menschen wirklich in Gesellschaften vereinigt sind. Diese Gesellschaften müssen sich bey allen wissenschaftlichen Ideen berühren, und übrigens keinen andern Zwang haben, als den, den das Vergnügen auflegt. So müssen den vier Hauptabtheilungen der Wissenschaften die vier Hauptinstitute des Ackerbaues, der Industrie, der Gesetzgebung und der Sitten entsprechen. Der Gegenstand der ersten ist Kenntniss des ersten rohen Stoffs, dessen Erzeugung und Einsammeln; der zweyten: die Bearbeitung desselben zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft; der dritten: die Vertheidigung und Vertheilung dieses seines selbst erworbenen Reichthums; der vierten: die Benutzung dieser Güter zum allgemeinen Besten der Gesellschaft. Alle denkende Menschen sollten sich demnach in irgend eine selbst gewählte Gesellschaft vereinigen, davon jede sich an eins dieser Institute anschlösse. Diese Gesellschaften, welche gelehrte Männer zu Vorstehern haben, werden durch Fragen belehrt, belebt und benutzt. Eine allerobersle Nationaluniversität hält alle diese vier Hauptabtheilungen mit allen ihren subordinirten Gesellschaften zusammen, und gibt dem ganzen wissenschaftlichen System eine Leitung nach einem einzigen Plan. Insonderheit soll sie sich dabey bemühen, um die so vernachlässigte Bildung des erwachsenen Jünglings. Wir haben sittenverderbende Akademieen oder Universitäten, und in grossen Städten führt jede müssige Stunde den Jüngling zu den vielen zum Verderben des Leibes und der Seele entstandenen Pesten der Unsittlichkeit. Wir verlassen das zartgepflegte Kind eben in der Stunde des grossen Kampfes mit allen Leidenschaften und mit der zusammengerotteten Brut aller Laster. Der Vf. hat da eine Leitung gesucht, die unsern Sitten nicht entgegen streite, und die dadurch, dass sie eine gute Bildung in die Mannsjahre bringt, auf die sittenbildende Welt einen grossen Einfluss haben würde. Allenthalben wird der Nationalbildner in besser gewählten Vergnügungen einen reichen Stoff zur Vervollkommnung finden.

Von diesen Lehren, deren Summe wir in des Vfs. eignen Worten vorgetragen haben, ohne übrigens so schlechthin allen Bestimmungen beyzupflichten,

ten, enthalten die beiden ersten Theile des vorliegenden Werks eigentlich die Darstellung der ersten und zweyten Hauptabtheilung der Wissenschaften und der sich darauf beziehenden Institute. Sie sind Auszüge eines weitläuftigern Werks, das der Vf. niederzuschreiben angefangen hatte, und dessen Vollendung wir hoffentlich noch einst erwarten dürfen. Darauf hat er in dem dritten Theile, welcher sich mit der moralischen Bildung einer Nation beschäftigt, die Grundsätze des ganzen Werks darzustellen gesucht, welches allenthalben auf organisirte Gesellschaften gestützt ist.

Nationalbildung besteht aus der Harmonie aller Theile der öffentlichen Meynung. Dass diese Harmonie in einem gewissen Grade noch bey keiner Nation vorhanden sey, beweist der Vf. durch einige sehr treffende, mehr oder weniger leider auf alle Staaten noch anwendbare Bemerkungen. Um zu dem Ziel zu gelangen, müsse jede Regierung nach der völligen Benutzung der ganzen Nationalthätigkeit streben, und zwar so, dass sie diese Thätigkeit zur Vervollkommnung der Vernunft und der Sittlichkeit gebrauche.

Die Nationaluniversität, das oberste Collegium aller Wissenschaften, das seinen Sitz in der Hauptstadt hat, leitet von dort aus alle verbundenen Anstalten. Eine der wesentlichen wäre ein Landbaucollegium, das in allen Districten Männer ernennte, die dort untergeordnete Gesellschaften bildeten, die mit dem Collegio correspondirten. Um diesen ihre volle Wirksamkeit zu geben, müssten Verfassung und Verwaltung jedes einzelnen Dorfs vollkommner gemacht werden. Sehr richtig sagt der Vf., jeder kleine District müsse, so bald alle Erwachsenen lesen und schreiben können, das Recht haben, seine innern Angelegenheiten und seine Verwaltung selbst zu besorgen. Er gibt in dieser Rücksicht mehrere schätzbare Winke, die immer alle Aufmerksamkeit des Gesetzgebers verdienen, wenn gleich unsre bestehenden Einrichtungen bey weitem nicht gestatten, alles auszuführen. Es ist ein sehr richtiger Satz der Politik, dass man den Idealen der Volksglükseligkeit sich möglichst zu nähern suchen müsse, wenn sie schon sich nicht völlig erreichen lassen. Auf diesem Wege ist man immer gewiss viel zu thun: und bey der dermaligen Beschränktheit unseres Gesichtskreises ist wohl niemand im Stande zu bezeichnen, wo wir in diesem allmähligen Fortschritt zum Besseren stehen bleiben müssen.

Eben so würde zu Anwendung der Theorie auf den Kunstfleiss ein anderes National-Institut die Wissenschaften mit den Künsten, und die Handwerker mit den Gelehrten in Verbindung bringen. Das Vergnügen in immer wachsende Thätigkeit gebracht zu werden, das die Natur allenthalben zu fernern Entwickelungen in unser innerstes Wesen einlegte, würde die schon rege gemachten Ideen auffassen und zu künftiger Vervollkommnung beleben. Um diese Elemente zur National Glückseligkeit möglichst zu benutzen, sollte die ganze zur Nationalindustrie gehörende Klasse in Gesellschaften eingetheilt seyn, die dem obersten Institut untergeordnet wären. In jeder grossen Abtheilung des Landes sollten Distrikts-Institute angelegt werden, die, im Kleinen dem obersten Institut ähnlich, von ihm in ihrer Arbeit geleitet würden. In Städten, wo keine Institute existiren, und selbst auf dem Lande, wo die Industrie stark betrieben würde, sollten allenthalben Gesellschaften gebildet werden, die mit ihren Distrikts-Instituten in Vereinigung wären. Jedes Institut wäre eine grosse Industrieschule, wo aller Unterricht lebendig, sinnlich, augenscheinlich wäre.

Unstreitig liegt in einer solchen Einrichtung ein sehr kräftiges Mittel beides für die Regierung und die Einzelnen; und der Vf. zeigt insonderheit sehr gut, wie die Regierung auf diesem Wege zu einer vollkommneren Kenntniss des Landes gelangen könne, und von welchem Nutzen ihr bey allen allgemeinen Maasregeln der jährliche Bericht des obersten leitenden wissenschaftlichen Instituts seyn würde. Auch dürfte, unter gewissen Modificationen und in einem gewissen Mass, die Ausführung nicht so gar ferne liegen; wenigstens geben schon die, unseres Wissens, mit Erfolg errichteten *chambres commerciales* in Frankreich, ein Beyspiel ab, das sich zu ähnlichen Zwecken sehr gut benutzen und erweitern liesse. Eben so wirksam bewährten sich, wiewohl in einem anderen Fache, ehedem in der Schweiz die Gemeine-Einrichtungen, denen die Städte insonderheit so viel von ihrem Wohlstande und ihrer in einem gewissen Sinn allgemeinen Cultur zu danken hatten; und wir glauben nicht zu irren, wenn wir in solche Veranstaltungen zur Erhöhung des Lebensgenusses durch die Gesellschaft einen Hauptgrund jener vorzüglichen Anhänglichkeit des Schweizers an sein particuläres *Heim* setzen, wodurch sich auch in grösseren Reichen der heilsamste Patriotismus erzielen läst, wenn die Regierung diese Theile mit dem Ganzen in gehörige Verbindung zu setzen weiss.

Von diesen Betrachtungen wendet sich der Vf. in der bey weitem grössern Hälfte des Werks Th. I. S. 123 u. f., zu denen über die moralische Bildung des Menschen, insonderheit durch die Gesetzgebung. Wir zeichnen auch hier die wichtigsten einzelnen Ideen aus, und fügen ihnen hie und da einige Bemerkungen bey.

Bey der Gesetzgebung ist eine ganz vollständige, ganz individuelle Kenntniss der Nation, auf welche die Regel passen soll, zu einer richtigen Anwendung derselben erforderlich. Die wahre, lebendige Quelle der Gesetzkunde besteht in einer fortdauernden Beobachtung der Verwaltung; diese Beobachtungskunst ist eine der besten Früchte der Theorie, die ohne immer fortgesammelte Erfahrungen leblos bleibt (und unvollständig und unanwendbar wird). Um aber die Gesetze gründlich zu beurtheilen, muss man die Gesetzgebung in ihrem ganzen Zusammenhang übersehen, alle Theile mit einander vergleichen, und auf alle Umstände Rücksicht nehmen.

(Dar-

(Daraus folgt, dass einzelne Verbesserungen, wodurch die Fehler des ganzen Systems nicht gehoben werden, nie vollkommen zweckmäsig seyn können.) Gleichwohl kann die Regierung nicht alles für die Nation thun: eine Nation muss sich selbst zu helfen wissen. Eine Regierung soll nicht selbst thun, was nach der Natur der Dinge besser von Privatleuten gethan werden kann. Was die Privatleute thun, befördert und erweitert den *public spirit*; was die Regierung durch Aemter verwaltet, schläfert diesen Geist ein, und läfst die öffentlichen Angelegenheiten der Nation fremde werden. So liegt ausserhalb des Wirkungskreises der Regierung die Entwicklung der Zukunft und jede künftige Vollkommenheit des gesellschaftlichen Zustandes. Sie ist das Resultat aller freyen Handlungen, die der Mensch in den Stunden, in denen ihm weder Gesetz noch Beruf Pflichten auflegen, verrichtet. Diese Entwicklung unsres moralischen Wesens hat ihre Gesetze, ihre Regeln; und je mehr wir alles genau und richtig bestimmen, desto mehr treten wir unsrer grofsen Entwicklung nahe. In diesem rohen, unbearbeiteten Naturstoff, den die Gesetze in der bürgerlichen Gesellschaft noch unberührt gelassen haben (und in einem gewissen Grade unberührt lassen müssen), finden wir die Mittel zu einer weiteren Nationalbildung. Das wirksamste Mittel zur Beförderung der Nationalbildung ist, vermöge der Macht der öffentlichen Meinung und der Mechanik der Mittheilung dieser Kraft, eine zweckmäfsige Bildung von Gesellschaften. In jedem Fach sollten alle gute und vortreffliche Menschen sich nicht mehr fremde bleiben. Sie sollten zusammen treten und einen Phalanx bilden gegen Laster, Unwissenheit und den ewig drückenden Alp herrschender Dummheit: denn was der einzelne Mensch nicht zu besiegen vermag, das kann er mit Hülfe anderer.

Das wird nun vorzüglich auf die *Jünglinge* angewandt. Die Bildung der Jünglingsjahre, die wichtigste von allen, der Eckstein des Gebäudes, sey (in diesem Sinn) ganz vernachläsigt. Nur in wohlorganisirten Gesellschaften werde der Jüngling stark genug, der Welt der Thoren zu widerstehen: diese Gesellschaften würden den Mann, und durch ihn, was wir die Welt nennen, nach und nach vernünftiger und glücklicher bilden. Der Vf. verbreitet sich umständlicher über diese jugendlichen Gesellschaften, welche die Erziehung des Jünglings für das Leben da aufnehmen, wo man sie gewöhnlich abbricht. Sehr richtig sagt er, die ächte Erziehung soll weniger positive Lehren, als eine gute Methode geben, die Menschen wohl zu beobachten. Diese Methode, die wir *gesunden Verstand* nennen, ist mehr, als ein künstliches System, ein gutes Resultat einer guten Erziehung.

Das weibliche Geschlecht soll gleichen Theil an dieser Bildung nehmen. Die Jugendgesellschaften sind für beide Geschlechter. Der freye Umgang gebildeter Mädchen ist die höchste Lust gebildeter unverdorbener Jünglinge. Die Eingezogenheit der Mädchen soll darin bestehen, dass sie nur in Gesellschaft der Aeltern oder der Vorsteher der Gesellschaften, mit Jünglingen umgehen. Je treuer die Aufsicht seyn wird, desto freyer kann der Umgang beider Geschlechter werden.

Alle Gesellschaften werden angenehm dadurch, dafs jedes einzelne Mitglied Gelegenheit zu einer angemessenen Thätigkeit findet. Hier kommen manche feine Bemerkungen vor, über die Kunst und die Mittel Gesellschaften zu beleben, sie mögen nun einen besondern Zweck haben oder nicht.

Dann kommt der Vf. auf die wissenschaftlichen Gesellschaften zurück. Er führt verschiedene schon vorhin vorgetragene Sätze weiter aus, insonderheit auch die Abtheilung der Wissenschaften in die vier Hauptklassen; das Verhältnifs des Nützlichen zu dem Angenehmen, welche in diesen Gesellschaften auf das genaueste verbunden seyn sollen; die Natur der Spiele und den psychologischen Grund ihres Reizes; den jährlichen Bericht von dem Central-Institut.

Der Gelehrte sollte sich nicht weniger bemühen populär als gelehrt zu seyn: er sollte nie vergessen, dafs er unter Menschen und mit Menschen lebt, und dass die Kunst zu leben und von jedem Achtung zu verdienen, den Wissenschaften selbst, die er verehrt nicht weniger nothwendig sind als seine Studien. Seiner eigenen Würde eingedenk, die eben in dem höheren Gefühl von Tugend und Wahrheitsliebe liegt, sollte er jede Menschenklasse zu sich erheben. Auch durch Beredtsamkeit sollte er über die Menschen zu herrschen suchen (eine sehr richtige und heilsame Bemerkung, deren Nothwendigkeit wir bey der angestrengten Aufmerksamkeit, die wir von Recensenten-Amts wegen auf den Vortrag wenden müssen, nicht stark genug bezeugen können). Nie müssen Gelehrte unter sich, sich selbst dem lesenden Pöbel (warum nur Pöbel? denn solche Unarten empören jeden gebildeten Leser noch heftiger) zur Schau und zum Gelächter aufstellen, weil dadurch auf Beschämer und Beschämte, und zuletzt auf die Wissenschaft selbst, die sie doch alle verehren, gleiche Verachtung fällt. (Vollkommen treffend und nur zu sehr ein Wort zur rechten Zeit, da bekanntlich so viele Schriftsteller, und unter diesen Männer von entschiedenem Talent, gegen einander einen Ton annehmen, der wahrlich nicht dazu geeignet ist, den Wissenschaften Freunde und den Gelehrten Achtung zu erwerben.)

Aber die wahre, die allerobernde Popularität der Gelehrten liegt ganz besonders auch in der Natur der Wahrheiten, die sie lehren. Alle grofsen Wahrheiten, die, welche die gesellschaftlichen Bande der Menschen zusammen halten, sind populär, weil sie alle Menschen, die fühlen, und alle Menschen, die denken, gleich fesseln, und bey dem alles Zusammenhaltenden anfassen. Hingegen die auflösenden, zerstörenden Sätze lösen selbst wieder die Bande, durch welche die Beredsamkeit die Menschen zusammen zu halten scheint. Die Prediger der Irreligion und Unsittlichkeit können zwar die Menschen ver-

verderben, aber Schmach und Verachtung wird sie bedecken. Diese Zerstörungsapostel sind, wie die Demagogen, eines der gefälligen Opfer ihrer alles zerreissenden Gottheit.

Die Pressfreyheit hält der Vf. mit Recht für eben so unentbehrlich, als die Freyheit zu reden: beide haben aber, wie alle Dinge, ihre Gränzen. Gleichwohl ist die Frage fast immer leidenschaftlich und in leidenschaftlichen Zeiten behandelt. Der Sinn der französischen Debatten war der: es herrsche die grösste Freyheit seine Feinde zu bekämpfen und zu beschimpfen. (Diese Taktik war gegen die Regierung des Königs nur zu wirksam: ohne zügellose Pressfreyheit hätten vielleicht nicht die Begebenheiten des 14. Julius, aber gewiss nie des 10. Aug. und 21. Jan. existirt.) Sobald man aber die Meinung der herrschenden Partey berührte, fand diese bald, dass die Rechte der Pressfreyheit überschritten wären. In kleinen Staaten kann die Pressfreyheit mit der Natur der Staatskleinheit nicht bestehen: hier wird jeder Tadel eine Personalanklage, die man vor dem Richter zu beweisen hat. Aber auch in anderen Staaten kann unbeschränkte Pressfreyheit nicht bestehen. Man sollte kein Buch gänzlich verbieten, nur den Verkauf suspendiren. Ein Untercensor hätte die Competenz, diese Publication bis höchstens zwey Jahre aufzuschieben: der Obercensor wäre befugt, diese Zeit zu vermindern oder die Suspension gänzlich aufzuheben. (Diess scheint uns nicht hinlänglich: es gibt Schriften, die ihrer Natur nach nie verkauft werden dürfen; andere, die nach zwey Jahren noch nicht unschädlich in einem gewissen Grade sind. Die schändliche *Justine* kann nie, und unter keinen Umständen auch nur das mindeste Gute hervorbringen. *Sieyes's* gepriesene Flugschrift *Qu'est-ce que le tiers-Etat?* hätte die ehemalige französische Regierung auch nach zwey Jahren noch nicht dürfen verkaufen lassen. Hingegen die *Papiere der Amerikanischen Gesandten* (1798) zu verbieten, wäre Unsinn gewesen, so vielen Schaden sie auch dem Directorio thaten. Die Klasse von Lesern, auf welche solche Schriften wirken, ist über Wirksamkeit der Bücherverbote hinaus.) Uebrigens wächst die Zahl der Bücher mit jedem Jahre so an, und der Glaube an die Bücher sinkt im Verhältniss des Steigens ihrer Anzahl so sehr, dass jede Censur immer entbehrlicher wird. So lange aber eine Büchercensur nothwendig ist, muss man nicht nur auf die Grundsätze, die man im Buch zu beurtheilen hat, seine Aufmerksamkeit richten, sondern noch mehr den Zustand der lesenden Nation beherzigen. Nur die unzüchtigen Bücher sollten ohne Ausnahme mit der grösten Strenge verboten, und wie Giftmischer verfolgt werden, wie der Vf. mit Wärme zeigt.

Am Schlusse des Werks steht noch ein trefflicher, auch vorzüglich eindringend geschriebener Aufsatz an *Johannes Müller* über *die fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechts.* Hr. von *B.* zeigt darin auf eine einleuchtende Art, dass diese allgemein mit einander fortschreitende Entwicklung des ganzen Menschengeschlechts sich ohne Glauben an Unsterblichkeit nicht denken lasse. Das wahre Mass unserer hierseitigen Entwicklung scheint genau auf die Entwicklung des Körpers berechnet, und die kurze Zeit unseres Hierseyns ist in gar keinem Verhältniss mit der Totalvollendung unserer Seele. Auch die Nationalentwicklung ist, wie die individuelle, nur partiel (wir möchten fast vermuthen, dass ihr gröster Einfluss auf die Entwicklung des Geschlechts nur darin liege, dass sie dem receptibeln Individuum grössere Mittel in die Hände gebe). Aber die auf augenscheinliche Erfahrung gegründete Wahrheit des Vorwärtsgehens der Vernunft, mit jener Hypothese einer fortschreitenden Entwicklung, die jenseits dieses Lebens ihre Vollendung hat, zusammen gestellt, gibt die grosse Wahrscheinlichkeit, ja beynahe Gewissheit, dass unser Geschlecht auf der Bahn der Vernunft zu einer allgemeinen hierseitigen und jenseitigen Entwicklung fortschreite. Und diess System einer allgemeinen Entwicklung, in Vereinigung mit dem Glauben an Unsterblichkeit, ist das einzige mit der Moral übereinstimmende System; weil hier die individuelle Entwicklung mit der allgemeinen vereinigt ist, weil jeder Mensch beides Mittel und Zweck ist. In dieser Hypothese muss der nächst künftige jenseitige Zustand mit diesem irdischen in Verhältniss bleiben, und alles unentwickelte in unserer Seele auf unentwickelte Zukunft warten. Da wird begreiflich, warum wir uns eine vollständige Entwicklung unseres Wesens weder bey dem einzelnen Menschen, noch bey einer Nation in diesem sublunarischen Zustande nicht einmal denkbar machen können, und warum so viele Verhältnisse in uns so zu sagen auf Gegenverhältnisse zu harren scheinen. Unser ganzes Wesen treibt Ranken, die, wie die Gabeln der Reben, allenthalben um sich zu greifen suchen, und doch alle über die nahe Lebenslinie hinaus streben.

* * *

Berlin, b. Maurer: *Geschichte des heutigen Europa vom fünften bis zum achtzehnten Jahrhunderte.* In einer Reihe von Briefen eines Herrn von Stande an seinen Sohn. Aus dem Englischen übersetzt mit Anmerkungen von *Joh. Friedr. Zöllner*, Königl. Preuss. Ober-Consistorial- und Ober-Schul-Rath, Probst in Berlin u. s. w. *Fünfter* Theil. *Zweyte* verbesserte Auflage. 1803. 356 S. 8. (1 thlr.) (s. d. Rec. A. L. Z. 1789 Num. 85. und 1795 Num. 322.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 21. Januar 1806.

Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Dass *Kant*, in Hinsicht auf eigentliche Aesthetik, oder vielmehr Phantastik, ebenfalls zu wünschen übrig gelassen, ist bereits dargethan; zugleich aber auch angedeutet worden, dass er den richtigen Gesichtspunkt doch schärfer gefasst, als irgend einer vor ihm. Streng geprüft, hat durch seine Ansicht, den ganzen Gang, den er nahm, die *Kritik* am meisten, allein doch auch die Kunsttheorie durch verschiedene seiner genauern Erörterungen gewonnen: denn feiner unterschied er verschiedene Arten von Kunst, bestimmte richtiger das Wesen der *schönen* Kunst, ihr Princip und ihren Eintheilungsgrund.

Kunst im Allgemeinen erklärt er als: *eine Causalität, welche ihre Wirkungen, nach gewissen Regeln, so hervorbringt, daß denselben Ideen vorausgehen.* Hierauf unterscheidet er sie von *Natur*, von *Wissenschaft* und *Handwerk*. Die Natur bringt *Wirkungen* hervor, die Kunst liefert *Werke*, d. i. Hervorbringungen durch eine Willkür, welche ihren Handlungen Vernunft zum Grunde legt. Von Wissenschaft unterscheidet sich Kunst wie *Wissen* von *Können;* die Kunst ist zugleich *Geschicklichkeit:* denn wer auch auf das vollständigste weiss, was zum Kunstwerk gehört, ist darum noch nicht fähig, es zu verfertigen. Vom Handwerk ist Kunst durch die Art unterschieden, wie sie den Geist anzieht; Beschäftigung mit der *Kunst* ist an sich selbst angenehm, Beschäftigung mit dem Handwerk nur durch zu gewinnenden Vortheil (*freye* und *Lohnkunst*). Die Handwerke könnte man auch *mechanische* Künste nennen, die freyen Künste *ästhetische;* jene darum mechanische, weil sie, dem *Erkenntnisse* eines möglichen Gegenstandes angemessen, bloss ihn wirklich zu machen, die dazu erforderlichen Handlungen verrichten; diese darum ästhetische, weil sie das *Gefühl der Lust* zur unmittelbaren Absicht haben. Da man das Gefühl der Lust auf eine zwiefache Art erregen kann: so verzweigt sich die ästhetische Kunst wieder in *angenehme* und *schöne*, wovon der Zweck der ersten ist, dass die Lust die Vorstellungen als blosse *Empfindungen*, der zweyten aber, dass sie dieselben als *Erkenntnissarten* begleite. Angenehme Künste zwecken bloss auf Genuss ab, schöne Künste gewähren keine Lust des Genusses aus blosser Empfindung, sondern der Reflexion. Diejenige Kunst daher ist eine schöne, welche in der blossen Beurtheilung gefällt, d. i. weder in der Sinnenempfindung, noch durch einen Begriff; im ersten Falle ist sie angenehme, im zweyten mechanische Kunst.

Soll nun aber schöne Kunst *in der blossen Beurtheilung* gefallen, und hat es jede Beurtheilung mit der Zweckmässigkeit zu thun: so wird hier, wo das Urtheil von keiner Regel abgeleitet werden soll, die einen *Begriff* zum Bestimmungsgrund habe, gefragt werden müssen, welche Art von Zweckmässigkeit denn wohl Statt finden könne? „An einem Producte der schönen Kunst — sagt *Kant* — muss man sich bewusst werden, dass es Kunst sey, und nicht Natur; aber doch muss die *Zweckmässigkeit in der Form desselben* von allem Zwange willkürlicher Regeln so frey scheinen, als ob es ein Product der blossen Natur sey. Auf diesem Gefühle der Freyheit im Spiele unsrer Erkenntnissvermögen, welches doch zugleich zweckmässig seyn muss, beruht diejenige Lust, welche allein allgemein mittheilbar ist, ohne sich doch auf Begriffe zu gründen." Auf keinen Fall also kann hier eine *objective*, sondern muss eine *subjective* Zweckmässigkeit gemeynt seyn, die ihren Grund in einer harmonischen Stimmung der Seelenvermögen hat, und darum, weil das Wesen der Seelenvermögen in Production von Formen besteht, wohl auch eine *formale Zweckmässigkeit* genannt werden könnte, im Gegensatz der *materialen*, bey welcher alles darauf ankommt, wie das Product dem Begriffe desselben entspreche. Dass dieses sich in der That so verhalte, bestätigt sich weiterhin, wo *Kant* die schöne Kunst als Kunst des Genies erklärt, welche niemals erlernt werden kann. Mechanische Kunst kann, eben wegen ihrer objectiven, materialen Zweckmässigkeit, *erlernt* werden: nicht also die schöne Kunst, welche keinen Begriff von der Art, wie ihr Product möglich sey, zum Grunde legen kann. Dennoch setzt alle Kunst Regeln voraus;

aus, durch deren Grundlegung ein Product allererst als möglich vorgestellt wird: auch die schöne Kunst. Der Unterschied aber ist dieser, dass die schöne Kunst sich selbst nicht die Regel ausdenken kann, nach welcher sie ihr Product zu Stande bringen soll, sondern dass *die Natur im Subjecte, und durch die Stimmung der Vermögen desselben, der Kunst die Regel gibt,* welche in keine Formel abgefasst, und als Vorschrift aufgestellt werden kann. *Schöne Kunst also ist nur möglich als Product des Genies.*

Genie ist demnach *ein Talent, dasjenige, wozu sich keine bestimmte Regel geben läßt, hervorzubringen:* nicht Geschicklichkeitsanlage zu dem, was nach irgend einer Regel gelernt werden kann. Seine erste Eigenschaft ist demnach 1. *Originalität.* Da es aber auch originalen Unsinn gibt: so muss eine zweyte Eigenschaft des Genies 2. *Exemplarität* seyn, d. h. seine Werke müssen musterhaft seyn, mithin, wiewohl selbst nicht durch Nachahmung entsprungen, andern doch dazu als ein Richtmass der Beurtheilung dienen. 3. Muss, da der Urheber eines Genieproducts weder selbst weiss, wie sich die Ideen in ihm dazu herbey finden, noch auch diese beliebig und planmässig ausdenken und andern Vorschriften dazu geben kann, *Natürlichkeit* eine Eigenschaft des Genies seyn.

Die Gemüthskräfte aber, deren Vereinigung das Genie ausmachen, sind *Einbildungskraft* und *Verstand,* und es lässt sich daher sagen, das Wesen des Schönen in Werken der Kunst bestehe aus zwey Elementen, wovon das eine dem Verstande, das andere der Einbildungskraft angehört. Die Einbildungskraft enthält das eigentlich belebende Princip, sonst *Geist* genannt, welches nichts anders ist, als *das Vermögen der Darstellung ästhetischer Ideen;* d. i. solcher Vorstellungen der Einbildungskraft, die viel zu denken veranlassen, ohne dass ihnen doch irgend ein bestimmter Gedanke d. i. Begriff adäquat seyn kann. Ideen kann man sie nennen, weil sie eines Theils zu etwas über die Erfahrungsgränze hinaus Liegendes wenigstens streben, und so einer Darstellung der Vernunftbegriffe (intellectuellen Ideen) nahe zu kommen suchen; andrerseits und hauptsächlich aber, weil ihnen, als innern Anschauungen kein Begriff völlig adäquat seyn kann.

Das Resultat von allem diesem drückt der feinsinnige *Ferdinand Delbrück* in seiner Abhandlung *über das Schöne,* eine Schrift, die selbst das Gefühl des Schönen erregt, (Berl. 1800) also aus: „Das Schöne besteht in einer zweckmäsig zusammen stimmenden Mannichfaltigkeit von Ideen, welche die Phantasie in sich hervorruft, um zu einem gegebenen Begriffe viel Unnennbares hinzu zu denken, mehr, als auf der einen Seite darin angeschaut, und auf der andern Seite deutlich darin gedacht werden kann; das Wohlgefallen an demselben wird hervorgebracht durch ein freyes und doch regelmäsiges Spiel der Phantasie in Einstimmung mit dem Verstande."

Hiemit nun haben wir nicht blos die Zweckmäsigkeit gefunden, durch deren Beurtheilung uns ein schönes Kunstwerk, als solches, gefällt; sondern unsre Einsicht in das Wesen der schönen Kunst selbst ist berichtigt worden, indem wir jetzt auf die wahre Quelle derselben hingewiesen sind. *Die schöne Kunst* entspringt, als *schöne* Kunst, aus *einer Vorstellungsart durch ästhetische Ideen.* Liegt hierin die Angabe des Wesens der schönen Kunst: so muss auch zugleich das Princip der Eintheilung derselben darin enthalten seyn: und es ist darin enthalten. *So viele verschiedene Arten es gibt, jene Vorstellungen zu versinnlichen, so viele Arten von Künsten muss es geben: der Grund der Eintheilung liegt also in dem Ausdruck, durch welchen sich, Gefühl erregende Vorstellungen anschaulich machen.*

(Die Fortsetzung folgt.)

OEKONOMIE.

Frankfurt a. M., in d. Hermann. Buchh.: *Handbuch der Obstbaumzucht und Obstlehre* von *J. C. Christ,* erstern Pfarrer in Kronberg an der Höhe. *Dritte* verbesserte Ausgabe. 1804. XXXVI u. 914 S. Ohne den Sortencatalog von 10 S. Kupfertafeln und Tabelle auf halben Bogen. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Da die erste Ausgabe dieses den Pomologen fast unentbehrlichen Buchs von 1794, und die zweyte von 1798 in der A. L. Z. nicht angezeigt ist: so wird es Rec. erlaubt seyn, von dieser Schrift mit einiger Ausführlichkeit zu handeln, da der Vf. mehr nach eignen wiederholten Erfahrungen verfährt; als dass er blosse Muthmassungen gewagt, oder andere Schriftsteller seiner Zeit ohne Prüfung ausgeschrieben hätte.

Da des Vfs. Buch: *von Pflanzung und Wartung der nützlichsten Obstbäume, und ihre, besonders in Kronberg gezogenen, Arten und Sorten (erster* Theil. *Zweyte* Aufl. Frankf. a. M. 1792; *zweyter* Th. 1791, was man mit einer andern seiner Schriften: *Der Baumgärtner auf dem Dorfe.* Ebend. 1792. nicht verwechseln darf,) vergriffen war: so entschloss er sich, statt eine neue Auflage jenes Buchs zu besorgen, das ganze Werk umzuarbeiten, und eine vollständige Einleitung in die Pomologie zu liefern. Die Vergleichung beider Bücher und schon die ungleich grössere Seitenzahl, bey einem grössern Formate, (jene beiden Theile fassten zusammen 737 Seiten, und es wurde im zweyten Theile, da es nur Nachträge waren, manches wiederholt, was schon im ersten Theile vorgetragen war,) zeigt, dass der Vf. Wort gehalten habe.

Das Ganze zerfällt in *vier* Theile. Der *erste* handelt von (der) Erziehung ächter Obstbäume, ihrer Versetzung, Pflege und Kur ihrer Krankheiten, in *neun* Kapiteln. Den Anfang macht der Vf. mit einer deutlichen Beschreibung der bequemsten nöthigen Werkzeuge und Geräthschaften, für den Baumgärtner, die auch auf der ersten Kupfertafel abgebildet sind. Dann handelt er von der Erziehung der jungen Kernstämmchen; von der Baumschule und deren

ren Besetzung mit Kernstämmchen zu Erziehung guter Obstbäume; von den verschiedenen Veredlungsarten, dem Oculiren auf das schlafende Auge, im Frühjahr und um Johannis; dem Copuliren im Frühjahre, Herbste und Winter; dem Pfropfen im Spalt, u. s. w.; von verschiedenen Fortpflanzungen edler Obstbäume ohne Pfropfungen; von Obstarten, Baumstücken u. s. w.; von den Krankheiten der Bäume und ihrer Kur; von den Schädlichkeiten an denselben und (an) ihren Blättern, Trieben, Blüthen und Früchten; und von Bäumen schädlichen Thieren und Insekten, (von den den Bäumen schädlichen Thieren und Insekten.) — Der *zweyte* Theil handelt von Zwergbäumen aller Arten Obstes, ihrer Erziehung, Setzen, Schnitt nach physischen Gründen u. s. w.; und von Erziehung, Behandlung und Schnitt der Obstorangeriebäumchen auf Blumenbeeten, oder in Blumentöpfen, in *fünf* Kapiteln. Zu diesem Theile gehören die Kupfertafeln II. bis V. — Im *dritten* Theile zeigt der Vf. die Behandlung der Obstfrüchte und ihrer Anwendung zu ökonomischen Gebrauch und Nutzen, in *drey* Kapiteln. — *Vierter* Theil: Beschreibung zur Kenntniss der meisten vornehmsten Obstsorten, besonders vom Tafelobst, und der dazu gehörigen beliebten Fruchtsträucher oder Staudengewächse; als welche gröfstentheils nach dem hinten angefügten Sortencatalog zu Kronberg gepflanzt werden und hochstämmig und zwerg verkäuflich sind. Voran schickt der Vf. ein Schema der Obstlehre, das wir wiederholen, und mit einigen Bemerkungen begleiten wollen. *Erste* Klasse: *Kernobst.* A. veredeltes: Aepfel, Birnen; B. von Natur zwergartiges: Quitten-, Mispel- und Azerolenbaum; C. von Natur wildes, (dergleichen es ja auch in der ersten Klasse gibt:) Speierlinge und Alaskirsche; Kornelkirsche. *Zweyte* Klasse: *Steinobst.* A. Pfirschen; B. Aprikosen; C. Kirschen; D. Pflaumen. *Dritte* Klasse: *Schalenobst.* A. Schalenobst tragende Bäume: Mandeln, Wallnuss, Kastanien; B. Schalenobst tragende Sträuche und Staudengewächse: Zwergmandeln, Haselnuss. *Vierte* Klasse: *Beerenobst.* A. Beeren tragende Bäume: Maulbeerbaum, schwarzer, rother, weisser, (sollte heissen: Maulbeerbaum a. schwarzer, b. rother, c. weisser,) d. Papiermaulbeerbaum; B. Beeren tragende Sträucher und Staudengewächse: 1. mit flüssigem Safte: der Traubenstock, (Weinstock,) die Johannisbeere, die Stachelbeere; 2. mit fleischigter Frucht: die Feige, (die Feige gehört in keiner Rücksicht unter die Staudengewächse oder Sträucher, wenn sie auch gleich in der Gegend des Vfs. die Feigenstaude heisst. Denn wenn gleich dieser Baum in Europa mehrentheils klein erscheint, und nur einen niedrigen Stamm erhält: so erreicht er doch in wärmern Ländern, u. a. in der Levante, vorzüglich wenn er in den Gärten gezogen wird, eine ansehnliche Grösse, fast wie ein Birnbaum. So kann man auch die Feigenfrucht nicht füglich eine Beere nennen, man mag auch von den Beeren einen Begriff annehmen, welchen man will;) die Erdbeere, die Himbeere, der Saurach- oder Berberitzen-Strauch, die Hahnebutte, (sie kann auch nicht füglich unter die Beere gerechnet werden, da ihre äussere Schale dazu viel zu stark ist,) der Hollunder. Diese Skizze ist nun in *drey und zwanzig* Kapiteln in der angezeigten Ordnung (S. 408. bis 826.) ausgeführt, ausser dass in der Ausarbeitung der Kastanienbaum den Mandeln und den Wallnüssen vorgesetzt worden ist. Bey den *Obstgeschlechten* sagt der Vf. gemeiniglich zuvörderst etwas über die Geschichte der Obstarten, beschreibt dann jedes Geschlecht nach einem von ihm bekannt gemachten System, wobey er erst die Arten anführt, die sich schon gewiss bestimmen lassen, und dann diejenigen Arten, die er noch nicht zuverlässig bestimmen konnte, nur im Allgemeinen anzeigt, mit Beziehung auf seine *Beyträge zum Handbuch über die Obstbaumzucht* (Frankfurt a. M. 1802.). Zur Probe geben wir sein System *über die Aepfel:* A. Kalvillen: a. vollständige mit weitem Kernhaus und Ribben; b. unvollständige mit weitem Kernhaus und ohne Ribben; c. Rosenäpfel, als nächste Verwandte und eine Nebenfamilie der Kalvillen. B. Renetten. C. Peppings. D. Parmänen. E. Kantenäpfel, Ribbenäpfel: (die vollständigen Kalvillen haben ja auch Ribben?) a. mit ganzen Ribben, b. ribbig (geribbt) am Auge; F. Plattäpfel; G. Spitzäpfel, längliche, eyförmige u. s. w. H. runde Aepfel, Kugeläpfel. Hier beschreibt der Vf. oder nennt an Aepfeln 329, Birnen 218, Quitten 6, Mispeln und Alzeolen 4, Speierlinge und Atlaskirschen oder Elsebeere 4, Kornelkirschen 12, Pfirschen 40, Aprikosen 17, Kirschen, wohin auch die Tabelle gehört, welche eine Kirschenclassification enthält, 106, Pflaumen 76, Kastanien 6, Mandeln 13, Stachelbeere, deutsche 29, englische mit englischen Namen 301, Feigen 3, Erdbeere 11, Himbeere 9, Berberitzen 8, Hahnebutten 2, Holunder 4, zusammen 1198 Numern. Ein *doppeltes Register*, das *eine* über die abgehandelten Sachen, das *andere* über die Obstsorten, macht den Beschluss dieses Buchs und erhöhet dessen Brauchbarkeit. Angehängt sind: ein *Sortencatalog* der Kronberger verkäuflichen Obstbäume von Kern und Steinobst, Schalen- und Beerenobst, welches zwölf enggedruckte Seiten füllt: auch sind die Druckfehler angezeigt, die fast zwey Seiten füllen, ungeachtet mehrere übergangen worden: z. B. S. 56. Z 16. wird statt wir, S. 410. Z. 10. Meses für Moses und mehrere.

Zum Beschluss noch einige Erinnerungen. Die Anzeige der Obstsorten im *vierten* Theile hat nach Rec. Einsicht einen nur entfernten und geringen Nutzen. Dem, der sie kennt, ist sie ganz entbehrlich; und wer sie noch nicht kennt, lernt sie aus blossen Beschreibungen nie kennen. Der Vf. hätte hier nachhelfen können, wenn er *die Abbildungen aus dem deutschen Obstgärtner*, der in so vielen Händen ist, hinzugefügt hätte, da *eine* Abbildung ungleich mehr leistet, als die weitläuftgste Beschreibung. Selbst bey der kürzern Anzeige der verschiedenen Obstarten, z. B. S. 517. 607, hätte sich der Vf. nicht auf seine *Beyträge* berufen, sondern die Gegenstände vollständig

dig behandeln sollen. Die *Schreibart* des Vfs. ist reiner als sie in seinen übrigen Schriften, und besonders in der, von Pflanzung und Wartung der nützlichsten Obstbäume u. s. w. ist; doch fehlt es nicht an anderwärts unverständlichen Provincialismen und ungewöhnlichen Wörtern. Z. B. Dungmittel für Düngmittel, Trub (beym Obstmoste, ein Wort, das Rec. ganz unbekannt ist), Stellasche für Stellage, abgestopft, frech treiben für stark oder geil treiben, gerathen zu machen für zu lassen, spitz für spitzig, die Blüthe fodert, fässet für fasset, und der Art mehrere. Uebertölpeln, wie S. 530. ein Correspondent schreibt, ist auch kein feiner Ausdruck. Eben so sind die Perioden nicht allemal gut gebaut und verständlich genug vorgetragen, wie denn z. B. S. 409. eine Periode von 29 Zeilen vorkommt. Papier, Druck und Kupfertafeln sind zu empfehlen. Die Abbildungen stellen die Gegenstände, die sie sinnlich machen sollen, deutlich dar, und machen die Anwendung leicht, was bey Schriften der Art ein grosses Verdienst ist. Da übrigens diess Buch für viele Liebhaber der Obstcultur zu weitläuftig und zu kostbar seyn dürfte: so wäre es gewiss eine dankenswerthe Arbeit, wenn der Vf. aus diesem Buche einen kürzern Auszug machte, und aus demselben alles entbehrliche z. B. die Geschichte der Obstsorten, die verschiedenen Methoden, die Bäume zu behandeln, besonders die Beschreibung der Obstarten, die mehr als die Hälfte des Buchs einnimmt, ins Kürzere fasste oder gar wegliesse. Sein *Baumgärtner auf dem Dorfe*, der 1792 herauskam, bedarf ebenfalls Zusätze und Berichtigungen, da sich nach 14 Jahren in der Pomologie so gar viel geändert hat.

TECHNOLOGIE.

London, b. Symonds: *A Treatise on Brewing:* wherein is exhibited the whole process of the art and mystery of brewing the various sorts of malt liquor; with practical exemples upon each species. Together with the manner of using the thermometer and saccharometer; elucidated by exemples, and rendered easy to any capacity in brewing London Porter, Brown stout, Reading Beer, Amber, Hock, London Ale, Windsor Ale, Welch Ale, Wirtemberg Ale, Scurry-Grass Ale, table Beer and shipping Beer. By *Alexander Morrice,* Common Brewer. 1802. 180 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Es ist bekannt, wie sehr der Engländer geneigt ist, durch mancherley Künsteleyen seine Malzgetränke stärker und schmackhafter zu machen, und der Titel dieser Schrift zeigt hinlänglich, wie viel verschiedene Bierarten in England bereitet werden. Ueber die Zubereitung dieser Bierarten nun soll diese Schrift Auskunft geben; diess geschieht aber so oberflächlich, dass der nicht schon in diese Art von Brauerey Eingeweyhete wenig Vortheil daraus ziehen kann, und ihm noch eine Menge kostspieliger Versuche übrig bleiben, um diese Biere so ganz vollkommen herzustellen. Nachdem der Vf. etwas weniges über die Geschichte der Brauerey in London gesagt hat, geht er sogleich zur Malzbereitung als der Hauptbeschäftigung über, und es werden dabey die verschiedenen Malzarten aufgeführt, nämlich Pale-, Amber- und Brown-Malz, bey deren Darstellung es hauptsächlich auf den Grad der Darrung ankommt. Zu den verschiedenen hier mitgetheilten Vorschriften oder Bierrecepten wird entweder eine Art dieses Malzes allein oder zwey, ja auch wohl alle drey nach verschiedenen Verhältnissen genommen, und ausser dem Hopfen noch einige andere gewürzhafte und narkotische Pflanzentheile als Cocculus Indic., Paradieskörner, Koriander, römischen Kümmelsaamen, Pommeranzenpulver u. s. w. hinzugesetzt; auch noch Zucker, Honig, Melasse und Süssholzsaft hinzugethan. Am Ende der Schrift finden wir noch eine sehr mangelhafte Beschreibung aller der in der Brauerey gebräuchlichen Zusätze und ihrer Wirkung; auch ist der Gebrauch von Richardsons Saccharometer kürzlich angegeben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Wien*, in d. Camesina. Buchh.: *Anfangsgründe der Rechnung* mit *Decimalbrüchen.* 1802. 47 S. nebst einer Tabelle. gr. 8. (8 gr.) — Der Vf. scheint bey seinem Vortrage besonders auf den kaufmännischen Gebrauch der Decimalberechnung Rücksicht genommen zu haben: denn nach vorausschickten Begriffen und Rechnungsarten im Allgemeinen werden sogleich Anwendungen auf Münzrechnungen und andere Gegenstände gemacht, welche vornehmlich bey Handelsgeschäften vorkommen. Es sind auch hier nicht bloss die Regeln vorgetragen, wie man gemeine Brüche in zehntheilige verwandelt, sondern auch, welches man bey solchen Anleitungen nicht leicht findet, — wie Decimalbrüche in gemeine zu verwandeln sind. Bey *endlichen* Decimalbrüchen hat nun dieses zwar keine Schwierigkeit, indem man bloss den Nenner unterzuschreiben und aufzuheben braucht, aber bey den *unendlichen* geht dieses nicht so gerade zu an; hier sind aber vom Vf. für alle vorkommenden Fälle die gehörige. Vorschriften gegeben worden; auch wie man die sogenannten *benamten* Zahlen, z. B. Groschen, Pfunde u. s. w. in Decimaltheilen der höchsten Einheit auszudrücken hat, wird hier gelehrt und durch Beyspiele erläutert, und zur Erleichterung zeigt diess die angehängte Tafel für Lothe und Quentchen in Pfunden, so wie für Kreuzer und Pfennige in Gulden.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 23. Januar 1806.

Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Mit dieser ganzen Ansicht *Kants* war niemand weniger zufrieden, als *Herder*, der in der *Kalligone* sich durchaus dagegen erklärt. Da seine Einwendungen nicht blofs dienen können, die Prüfung mehr zu befördern, sondern auch den Standpunkt der Theorie vor und nach *Kant* mit gründlicher Genauigkeit zu bestimmen: so muss die Regel des *audiatur et altera pars* mit so grösserm Rechte hier ihre Anwendung finden.

Wenn *Herder* aber mit Etymologie beginnt: so nehmen wir darauf keine Rücksicht: denn Etymologie kann wohl das Wort, niemals die Sache erklären. Von seinen Einwendungen gegen die Unterscheidungen der Kunst von Natur, und Handwerk (den Unterschied der Kunst von Wissenschaft überging er) nur Weniges.

„*Auch die Natur wirkt und schafft Werke. Daß man von Rechtswegen nur die Hervorbringungen durch eine Willkür, die ihren Handlungen Vernunft zum Grunde legt, Kunst nennen solle, ist willkürlich geredet. Ob ein Werk aus Willkür oder aus Zwang gemackt sey, dieses ändert seine Einrichtung nicht. Die Werke der Bienen, den Bau der Biber z. B. nennt jedermann kunstreich.*" 1. Wer hiess denn *Herdern*, die *Natur* sich hier *personificirt* denken, wo sie mit ihrem Urheber synonym ist? *Der* liefert allerdings *Werke*; aber warum —? 2. Warum verwechselte denn *Herder Zwang* und *Nothwendigkeit?* Zwang ist eine von fremder Willkür auferlegte Nothwendigkeit, eine aus innern, unveränderlichen Gesetzen eines Wesens herrührende Nöthigung. Es lohnt nicht die Mühe, die Folgen hieraus erst aufzuzeigen. 3. Wenn wir die Werke der Bienen kunstreich nennen, thun wir es wohl in einem andern Sinne, als weil wir sie uns aus Absicht, nach Regel, zu einem Zweck entstanden denken, *den die Bienen selbst hatten?* Wir dichten äsopisch; und legen ihnen Menschheit unter. —

Was haben wir nun hier durch *Herder* gelernt? Wissen wir, was Kunst im Gegensatz von Natur ist? Wie Kunst entsteht oder wirkt? Doch, dieses erfahren wir vielleicht bald. „*Das Gabenreichste Kunstproduct der Natur, der Mensch, soll selbst Künstler seyn;* (vorher war es ja der Biber auch!) *darauf ist alles bey ihr berechnet. Aber wie wird er Künstler? Jetzt, da sich die Menschengesellschaft in einem fortgehenden Gebrauch ihrer Kräfte findet, wird ers von Kindheit auf durch Erziehung.*" Kann aber die Erziehung Wunder thun? Kann sie mehr, als vorhandene Anlagen entwickeln? Welche entwickelt sie für die Kunst? Von allen diesen Fragen fällt *Herdern* auf seinem historischen Standpunkt keine einzige ein, und doch würde durch ihre Beantwortung das Räthsel gelöst worden seyn.

Den Unterschied zwischen Kunst und Handwerk nennt H. eine *Abtheilung policirter Staaten, von der die Natur nichts weiß.* Hier wäre nun allerdings gegen *Kant* gegründete Einwendung zu machen gewesen, aber *Herder* wollte die Sache in der Hitze zu schnell abthun. Die Natur weiss allerdings etwas von jenem Unterschied, *Kant* aber hat zu wenig auf das, was sie davon weiss, Rücksicht genommen: denn wenigstens ist seine erste Erklärung: Beschäftigung mit der Kunst sey an sich selbst, mit dem Handwerk nur durch den Prospect des Vortheils angenehm, nicht gegründet, da es ja viele, selbst fürstliche, Personen gibt, welche irgend ein Handwerk treiben, weil ihnen die blosse Beschäftigung damit angenehm ist, ohne dass dadurch das Handwerk zur Kunst würde. Die Sache ist die: beym Handwerk geht ein *Begriff* von dem Werke vorher, bey der Kunst eine *Idee;* daher kann jenes erlernt werden, diese nicht; daher wird jenes oft ein blosses Werk der Hand, diese stets des Geistes; daher beurtheilt man jenes nach einer äussern, diese nach einer innern Zweckmässigkeit; jenes nach dem Nutzen, diese nach dem Vergnügen. Statt solche Unterscheidungen vorzunehmen, hielt es *Herder* aber für — bequemer vielleicht, alles unter einander zu werfen.

„*Was die Menschheit ausbildet, ist eine freye, edle Menschenkunst; sonst gibts keine. Lasset uns also, da jene Sklaveneintheilung von freyen und unfreyen, Lohn- und Spielkünsten nicht besteht, den Kunstgang der menschlichen Natur, wie er nie ohne Veranlassung und Mühe erfolgte,*

folgte, natürlich betrachten. Es entstand 1. *Bau-*, 2. *Gartenkunst*, 3. *Kleider-, Reinlichkeits-, Schmuck-, künslichen Fleißes Kunst*, 4. *gymnastische Künste*, 5. *Sprachkunst.*" Nun gut, da wissen wir historisch etwas; aber auch das nicht einmal richtig: denn in dieser angegebenen Folge sind jene Künste wohl schwerlich erfunden worden. Gesetzt aber, dem wäre so: wissen wir nun genug? *Vitruv* fand die erste Grundlage zur Baukunst an einer scythischen Hütte: müssen wir nun, um die Grundlage der Baukunst einzusehen, nach Scythien reisen? Die Kunst ist dem Menschen natürlich; die Producte derselben zeugen von Entwickelung seiner Anlagen und Organe dazu; die vollkommneren Producte von Uebung und Zeit, wodurch die Anlagen sich ausbildeten und verfeinerten. — *Welche* Anlagen aber? doch unstreitig auch geistige? Und unter diesen, welche zu den verschiedenen Arten der Künste? Dass *diese* Fragen doch *Herdern* gar nicht in den Sinn kamen! Nicht bloss dem Theoristen schöner Kunst, auch dem philosophischen Geschichtforscher der Menschencultur durften sie nicht fremd seyn. Denn dieser muss wissen, Kunst sey lange bildend gewesen, bevor sie schön ward, und muss sich die Frage aufgeworfen haben, wodurch sie denn späterhin schön geworden sey?

Schwerlich hätte auch *Herder*, wäre er also verfahren, gegen die Aussprüche *Kants* über das Genie so kahle Einwendungen hervorgebracht und gestritten gegen — er wusste wohl selbst kaum, was. Nur zwey seiner Einwendungen sind hier einer Bemerkung werth. 1. *Gegen die Exemplarität des Genies.* „*Weder als Flügel- noch als Gliedermann tritt der Genius hervor, unbekümmert, ob er Regel der Beurtheilung, Muster der Nachahmung werde oder nicht werde.*" Das will *Kant* freylich auch nicht behaupten; allein da er sich hier doch minder verständlich ausdrückt: so war es gut, durch eine Bemerkung auf möglichen Missverstand aufmerksam zu machen. Sonder Zweifel wollte *Kant* nichts sagen, als diess: Da man auch originalen Unsinn produciren kann: so muss das Werk des Genies zugleich alle Anforderungen erfüllen, welche man an dasselbe, vermöge der ursprünglich in der Natur des Genies liegenden *Gesetze*, zu machen berechtigt ist. Diese Gesetze aber, da sie zur Zeit noch nicht aus der *Natur* des Genies entwickelt sind, lernen wir selbst erst aus dem *Werke* des Genies kennen, und zwar durch die Homogeneität, mit welcher es unser eignes Genie afficirt. Wahre Werke des Genies sind daher der Massstab der Prüfung für solche überhaupt, so lange sich die Kenntniss des Genies noch auf Betrachtung und Zergliederung der Eigenschaften von vorhandenen klassischen Werken des Genies stützt. Doch ist *Kant* in seinen verschiedenen Aeusserungen hierüber nicht wohl zu vereinigen: denn (S. 200.) er meynt an einer andern Stelle: „Product des Genies sey für ein anderes Genie ein Beyspiel nicht der Nachahmung, sondern der *Nachfolge;* es werde dadurch zum Gefühl seiner eigenen Originalität aufgeweckt; für andere *gute Köpfe* bringe es aber eine Schule hervor, d. i. eine methodische Unterweisung nach Regeln, *so weit man sie aus jenen Geistesproducten und ihrer Eigenthümlichkeit habe ziehen können.*" Hier leidet die Exemplarität schon eine starke Einschränkung. Da sie nun aber auch nicht füglich als innere Eigenschaft des Genies angegeben werden dürfte: so möchte es wohl rathsam seyn, hier statt der Wirkung die Ursache zu nennen: *innere Zweckmäßigkeit:* denn durch diese wird eigentlich das Werk exemplarisch, und aller Missverstand und alle Missdeutung fallen weg.

Die andere Bemerkung *Herders* ist 2. *gegen die Seelenvermögen, welche das Genie ausmachen*, gerichtet. „*Daß Einbildungskraft und Verstand in gewissem Verhältniß das Genie ausmachen, ist wahr und nicht wahr, d. i. nichts sagend* (?). *Wie stellte sich die Einbildungskraft z. B. Mozarts, Glucks ihre Fülle von Tönen vor? wie ordnete ihr Verstand diese Töne? Daß zum Genie auch eine Disposition sinnlicher Empfindbarkeiten eben so wohl, als jener heilige Trieb, jene stille Geisteswärme gehöre, die Enthusiasmus, nicht aber Schwärmerey ist, wer könnte dieses bezweifeln?*" Niemand! Nur fragt *Herder* am unrechten Orte darnach, denn wo ich das Allgemeine von etwas aufstellen will, da befasse ich mich noch nicht mit den mancherley möglichen Variationen. Wohl möglich daher, dass *Kants* Erklärung doch etwas sage, wiewohl *Herders* Erweiterung, späterhin, wo von Prädisposition zu einer bestimmten Kunst die Rede ist, nicht überflüssig wird. Das Bedenklichste bey *Kants* Erklärung ist, dass der Unterschied zwischen ästhetischen und einem andern, z. B. wissenschaftlichen Genie nicht deutlich genug daraus hervorgeht. Allein er konnte auch nicht, da *Kant* ihn überhaupt läugnet. „Was auch hätte können gelernt werden, ist von dem, was durch Fleiss, vermittelst der Nachahmung, erworben werden kann, specifisch nicht verschieden. So kann man alles, was Newton in seinem unsterblichen Werk der Principien der Naturphilosophie, so ein grosser Kopf auch erforderlich war, dergleichen zu erfinden, gar wohl lernen; aber man kann nicht geistreich dichten lernen." Hingegen bemerkt *Herder* mit Grund: „Wer in Wissenschaft *erfindet*, bringt eben sowohl etwas Eigenthümliches, Neues aus sich hervor, das er nicht lernte, (sonst hätte ers nicht erfunden,) als der Dichter. Und je wichtiger, je umfassender und grösser diess Neue war, Principien der Naturphilosophie z. B., die der Erfinder im anschauenden Blick vor sich sah, desto mehr war er ein Genius der Wissenschaft, die durch ihn ward, vom Lerner und Nachahmer specifisch verschieden. Möge Newton seinen Kranz mit Kepler, Barrow und hundert andern Mit- oder Vorerfindern theilen; auf die Bank der Lerner und Nachahmer, wenn gleich am obersten Platz, gehört kein wissenschaftlicher Erfinder. Als er erfand, lernte er nicht; mögen andere von und an ihm lernen. Und dann, lernten Homer und Wieland nicht auch?" Die Fragen, auf deren Beantwortung die Entscheidung beruht, dürften daher wohl seyn: Was ist es, das der Dichter lernt, und was, das er unangewiesen erfindet und

und bildet? Was ist es, das der wissenschaftliche Erfinder nicht hat lernen können? War bey den Erfindungen Beider dasselbe Seelenvermögen, war es auf dieselbe Weise thätig? Wenn nicht auf dieselbe Weise, welch ein Unterschied findet da Statt? Wir wollen sehen, ob etwa eine dieser Fragen durch das, was *Herder* von dem Genie aussagt, beantwortet werde.

1. Genie ist *angeboren*. Es ist *Naturart*; es wirkt also aus sich, aus angebornen Kräften, mit angeborner Lust, leicht, *genialisch*. 2. Der Genius *schaffet, erzeuget, stellt sich selbst dar* (aber *wie?*). Genius war nur der, der ein lebendes Ganze, sey es Entwurf oder Geschäft, ein Werk des Geistes oder der Kunst aus sich hervorbrachte. Und zwar 3. war er Genius im Augenblick des *Erschaffens*, als in Einem Gedanken sein Werk oder Geschäft ihm ganz da stand. 4. Vollführte er, was er begann: so stehet sein Werk *genuin* und *genialisch* da, ein *Abbild seiner* in Vollkommenheit; oft auch in Fehlern. 5. Dass wir in dieser eigenthümlichen Art den Naturgeist, der hier rein und eigenthümlich wirkte, anerkennen, und uns seines, ihn unsers Geschlechts fühlen, diess macht uns *genialische* Freude. Wir werden *congenial!* — Was irgend durch menschliche Natur genialisch hervorgebracht oder bewirkt werden kann, Wissenschaft und Kunst, Einrichtung oder Handlung ist Werk des Genius, der *jede* Anlage der Menschheit zu erwecken und zu ihrem Zweck zu fördern, eben *Genius* ist."

Nicht eine der aufgeworfenen Fragen ist beantwortet, und alles streng erwogen, ist man in der That den Griechen nicht vorausgekommen, deren glücklicher Mythus die Muse als Tochter Zeus nennt, erzeugt mit Mnemosyne, — hohe Kraft des Geistes, (Form) die, aus dem Vorrath der Erinnerung, (Stoff) Neues bildet und schafft. Bedenkt man dieses: so scheint *Heyne (Homer nach Antiken von Tischbein und Heyne)* nicht mit Unrecht zu behaupten: „Jene *unerklärbare* Kraft der Seele, sich selbst zu erhöhen, und das innere Anschauen einer vorschwebenden idealischen Schöpfung, bleibt dem Menschen ein *unbegreifliches Wunder; Schulgelehrsamkeit hat ihm diese Kraft um nichts begreiflicher gemacht;* Mehreres unterscheiden hat sie gelehrt, aber das *Was* und *Wie* weiss sie nicht viel besser zu entwickeln und darzustellen, als, wenn die Alten sagten: die Muse begeistert!" Indess ist doch wirklich ein Schritt vorwärts gethan, und eine nähere Vergleichung wird zeigen, worin die Vorzüge der neuen Theorie vor der alten bestehen.

Herder, ein treuer Sohn der Zeit, worin er zuerst aufblühte, zeigt uns auch in seinem letzten Werke, was ihr in Hinsicht auf Kunsttheorie gebrach. Die Genieperiode, deren Treffliches wir übrigens nicht verkannten, trifft mit der philosophischen, deren Gegenfüsslerin sie sonst fast in allen Punkten ist, doch in dem einzigen zusammen, dass beide das Genie als die Quelle des schönen Kunstwerks angeben, und dass dieses beiden ein höheres Vermögen, als jenes der verständigen Absicht, ist. Dem blossen Materialismus der schönen Kunst, welchen alle empirische Theorieen so sehr begünstigen, wird dadurch kräftig entgegen gewirkt, nur nicht von beiden mit gleich wünschenswerthem Erfolg. Wenn die Genie-Theoristen das Genie näher zu bestimmen unterlassen: so geben sie ihm einen nicht bloss zu weiten, sondern zu vagen Spielraum, innerhalb dessen theils Missgeburten sich brüsten, theils Kolonieen einschleichen können, welche von Rechtswegen müssten des Landes verwiesen werden. Des Schlimmern Schlimmstes dabey ist, dass man bey der Unbestimmtheit in Ansehung des Begriffs von Genie durchaus nicht zu bestimmen vermag, aus welchem Grunde ein Kunstwerk mit dem Stempel eines Products des ästhetischen Genies bezeichnet werde. Die Leichtigkeit, in den möglich weitesten Ausdrücken viel sprechen zu können, ohne eigentlich etwas zu sagen, ist der Kunst, wie der Theorie, gleich nachtheilig, ja es würde hier niemals eine Theorie Statt finden, wenn nicht die Genie-Theoristen sich zugleich in Rhapsodieen gefielen, und nun rhapsodisch aus Geschichte und Erfahrung noch mancherley aufgriffen, womit sie die Lücken ausfüllen wollen, ihren Mangel aber erst recht fühlbar machen, da jenes Aufgegriffene kein Eigenthum, nur erborgtes Gut ist. Zwar suchen sie diess, so gut es sich thun läst, durch Räsonnement zu verbergen; allein räsonnirt ist noch nicht philosophirt: denn wie viel Gutes und Brauchbares sich auch aus Etymologie, Geschichte und Erfahrung heraus räsonniren lässt, wie manche treffende Beobachtung, richtige und neue Bemerkung, und Verknüpfung schon gemachter, mehr Licht über einzelne Theile verbreiten kann: so ist damit doch die Sache nicht abgethan, und wird es nicht eher, als bis alles jenes in seinen innern, nothwendigen Zusammenhang gebracht worden ist, was nur durch Philosophiren geschehen kann. In diesem Philosophiren besteht ein Vorzug der neuen Theorie, welcher der Kantischen mit der Heydenreichischen gemeinschaftlich zukommt. Der Vorzug, welchen die Kantische vor dieser behauptet, besteht in der richtigen Angabe der Kraft, wodurch schöne Kunstwerke möglich werden. Theilt sie diesen Vorzug mit den Genietheoristen: so unterscheidet sie sich wieder vortheilhaft dadurch von ihnen, dass sie den Begriff des Genies nicht bloss hingibt, begreife er so viel oder wenig er wolle, sondern dessen Inhalt und Umfang zu ermessen, die einzelnen Seelenvermögen, aus deren Vereinigung jene Kraft resultirt, bestimmt anzugeben sucht. Dadurch verschwindet für den Künstler einerseits auch der Anschein einer Gefahr, dass man ihn in willkürliche Fesseln schmieden wolle, während er von der andern Seite zugleich gesichert ist, keinen Missgriff zu thun, und für ein schönes Kunstwerk zu halten, was seine Ansprüche darauf nicht legitimiren kann. Jetzt ist das Wesen der schönen Kunst durch innere Merkmale bestimmt von allem Aehnlichen unterschieden, und auf der Basis des richtigen Princips lässt sich das Gebäude einer Theorie

aufführen,

aufführen, zu dessen Vollständigkeit und Vollendung es keines Flickwerks bedarf und keiner Stützen, die man von allen Seiten her dazu aufborgt. Zeichnen wir *Kants* Verfahrungsart hiebey auf; so werden wir alles in sein Licht stellen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

GESCHICHTE.

Leipzig u. Augsburg, in Comm. b. Braun: *Historisch-chronologische Darstellung des wichtigen Feldzuges in Deutschland vom Jahr* 1800. Von *Franz Eugen, Reichsfreyherrn von Seida und Landsberg*, ehemal. Officier in Kurkölnischen Diensten. 1802. 546 u. 48 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Mit Recht nennt der Vf. das vorliegende Werk eine historisch-chronologische Darstellung: denn die Begebenheiten sind bloss der Zeitordnung nach erzählt; der Soldat aber vermisst eine taktische Entwickelung derselben, und ein richtig bestimmtes Detail, so wie es zu dem Verständniss kriegerischer Ereignisse durchaus nothwendig ist. Wahrscheinlich benutzte der Vf. neben *Posselts* Annalen bloss französische Berichte, welche häufig die Wahrheit der Schönheit aufopfern. Zum Beyspiel in der Relation der Schlacht bey Engen heisst es: „— Während dieser blutigen Vorgänge manövrirten die Truppen unter den Generalen Bastoul und Lorge unausgesetzt unter dem lebhaften Oesterreichischen Artilleriefeuer. Abends 6 Uhr versuchte der Feldzeugmeister Kray die Französische Linie zu durchbrechen, zu welchem Ende er eine Bewegung gegen das Dorf Welschengen machen liess, welches zwischen dem linken Flügel der Division Bastoul und dem rechten der Division Delmas lag. Die Dragoner von Latour rannten in *einer Masse* (?) und mit heftigem Ungestüm gegen das zehnte Jägerregiment zu Pferde an, und drangen bis an den Eingang des Dorfs, welches von einem Bataillon der vierzehnten leichten Halbbrigade vertheidigt ward. Die neun und achtzigste Halbbrigade eilte zu dessen Unterstützung herbey; *aus den Schlünden der Kanonen sprühten Tod und Wunden auf die Dragoner*, die sich mit grösem Verlust zurückzogen. Jetzt musste der Gen. Lorge auf Moreaus Befehl, das Dorf Ehingen wegnehmen, um die Oesterreicher wieder gegen ihren linken Flügel zurück zu bringen. Gen. Bontemps brach mit zwey Bataillonen von der zehnten leichten und der sieben und sechzigsten Halbbrigade, und von den Karabiniers unterstützt, dahin auf, marschirte *in* Echelons, (?) unter dem *Queerfeuer* von fünf Kanonen in der grössten Ordnung, und bemächtigte sich des Dorfes." — — S. 87. „Die vierte Halbbrigade, um welche sich die Oesterr. Reuterey rings umher zu verbreiten begann; schloss sich, um sich der Gefahr einer völligen Umwickelung zu entziehen, (?) eng zusammen, hielt fest, und feuerte nach allen Seiten hin, bis sie endlich gegen 4 Uhr Abends freye Bahn bekam." S. 120. ist die Stelle: „In diesem Augenblick griff der Feldzeugmeister *Sztarray* beide Flanken der Division *Souham* an. Die Colonne, welche zu *seiner* (wessen?) ihn von dem Gen. Legrand abgeschnitten hatte, jagte seine Posten bis nach Gerhausen zurück. *Sein* linker Flügel musste Asch und Sonderbuch räumen, obgleich die Chasseurs vom zwanzigsten Regimente dieses Dorf lange vertheidigten und einen sehr lebhaften Angriff auf das Oesterreichische und Würtembergische Fussvolk ausführten, welches mehrere Male durchzubrechen gesucht hatte. Von zwey Seiten also gedrängt und überwältigt, konnte *er* (?) nur durch eine schleunige Flucht sich retten;" beynahe ganz unverständlich. Sie scheint sich auf den Feldzeugmeister *Sztarray* zu beziehen, da doch von dem Französischen Gen. *Souham* die Rede ist. Unrichtig ist S. 177. die Stellung des Gen. *Grenier*: „rechts an Ichenhausen, links an Wettenhausen" angegeben, wie sich beym ersten Blick auf die Karte zeigt. Sie würden auf diese Weise den Oesterreichern den Rücken gewandt haben, die vorwärts bey Günzburg standen. Sie kehrten vielmehr ihre rechte Flanke an Wettenhausen, die Fronte gegen Günzburg und die Donau. — Rüge verdienen auch die Ausdrücke: *flammenauswerfender Vesuv* S. 5; *tieffühlbarsten Schläge; überflügelnde Eile* S. 65; *Wonnemonat* S. 70; *die Ufer des Bodensees lichten* (sie von feindlichen Truppen reinigen) S. 91; *mit Tod und Wunden zerrissen die Franzosen die Oesterreichische Schlachtlinie* S. 184; *ihre Hoffnung welkte, wie die zarte Frühblume, unter unverhofft gefallenem Märzschnee, ab* S. 321. Möchte doch das Beyspiel einiger neuern, übrigens guten, Schriftsteller nicht epidemisch wirken, und diesen Romanenstil in die Relationen kriegerischer Ereignisse übertragen, wo er den ernsten Leser zwingt, mühsam den Kern aus der Schale hervorzusuchen.

Bey den französischen Generalen wird meistentheils in Anmerkungen ihre Lebensgeschichte kurz erläutert, und Rec. hätte ein Aehnliches auch beyden deutschen Heerführern gewünscht, die in dieser Rücksicht gewiss sehr vielen Lesern eben so wenig bekannt sind, als jene.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Neustadt, im literarischen Magazin: *Nachlass eines alten erfahrnen Hausvaters, oder mehr als hundert und funfzig geheim gehaltene Künste und erprobte Nützlichkeiten zum Besten des Nahrungsstandes* herausgegeben von *T. F. Marschall*. Neue verbesserte Auflage. 185 S. 8. (18 gr.)

Ein altes Buch mit einem neuen Titel, eine Sammlung von Künsten, worin das Geheime nicht erprobt, und das Erprobte kein Geheimniss ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 25. Januar 1806.

Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Kant forschte über den *Ursprung der schönen Künste* nicht historisch, sondern *anthropologisch*, indem er die Seelenvermögen ausmittelte, durch deren Wirkung dem Menschen Production der schönen Kunst möglich ist; etwas, worüber die Geschichte gänzlich schweigt, welche höchstens auch nur Bestätigungen und Supplemente hiezu liefern kann. Dadurch, dass ich weiss, etwas sey geschehen, weiss ich noch nicht, wie es geschehen sey, noch wodurch es möglich war. Dieses auszumitteln, ist Sache des *philosophischen* Forschens, welches, mit dem Historischen nicht begnügt, zu dem Genetischen fortschreitet, von welchem *Herder*, so oft er auch davon spricht, nie einen bestimmten Begriff gehabt hat. Bey Angabe *des Wesens schöner Kunst* bedurfte nun *Kant* der Empirie nicht, welche der Vollständigkeit ihrer Inductionen nie gewiss ist, sondern er leitete die wesentlichen und nothwendigen Gründe, den befriedigenden, erschöpfenden Begriff aus der Grundlage dazu in der geistigen Menschennatur her. Erst als er *die Bestimmung einzelner schöner Künste* festzusetzen unternahm, wurde ihm Rücksicht auf die *empirischen Bedingungen* nothwendig. Liegt nämlich der Eintheilungsgrund in dem Ausdruck, durch welchen sich ästhetische Vorstellungen anschaulich machen lassen, und ist dieser Ausdruck die empirische Bedingung, unter welcher die Darstellung überhaupt nur möglich ist: so muss auch von der Art des Ausdrucks, deren irgend eine Kunst sich bedient, ihre Bestimmung abhängen, daraus hervorgehen, was sie zu leisten, und was sie nicht zu leisten fähig sey.

Aus allem diesem ergibt sich zugleich, wie *Kant* wohl bey Aufstellung der *Gesetze* für schöne Kunst werde verfahren haben. Er nimmt Gesetze doppelter Art an, solche, welche der Künstler, ohne dessen sich deutlich bewusst zu seyn, befolgt, und andere, deren er sich bewusst ist, und die er mit Bewusstseyn befolgt. Jene sind die eigenthümlichen Gesetze des Genies, diese die allgemeinen Gesetze des Verstandes, angewendet auf die Production schöner Kunstwerke. Die ersten dieser Gesetze lernt man nur aus Contemplation der ästhetischen Geistesproducte und ihrer Eigenthümlichkeit kennen.

Wenn, diesem zu Folge, die allgemein gültigen Gesetze für Werke schöner Kunst aus der Grundeinrichtung eines andern geistigen Vermögens, als der Vernunft, abgeleitet werden müssen: so ist es jetzt nicht mehr nöthig, *Heydenreichs* vergebliches Bemühen, jene Ableitung aus der Vernunft zu bewerkstelligen, weiter zu prüfen. Er selbst kam auch grösstentheils davon zurück, und seine die Aesthetik betreffenden Aufsätze in den *Originalideen* zeugen von den neuen Ansichten, die er nach *Kant* gefasst hat. Er gestand zu, der Geist eines wahren Werks schöner Kunst sey in gewissen Zügen unauflösbar und unbegreiflich; der schärfste Analyst von Werken des Genies müsse, bey der feinsten Entwickelung, die er unternehmen könne, immer noch gestehen, dass er an einem grossen Theile ihrer Eigenschaften seine Kunst vergebens versuche, und ihn dem wirklichen Genusse eines Jeden im Zustande unmittelbarer Anschauung des Werks überlassen müsse. Allein jedes wahre Werk schöner Kunst enthalte auch Eigenschaften, welche sich nach allgemeinen Grundsätzen und Begriffen entwickeln, erklären und prüfen lassen. In Rücksicht auf die Eigenschaften der ersten Art sey das Genie sich selbst räthselhaft, in Rücksicht auf die zweyten begreife es seine Handlungen nach Gründen, und könne die Art und Weise derselben mittheilen. Es scheine also nur zum Theil wahr, wenn *Kant* sage: „Kein *Homer* oder *Wieland* könne anzeigen, wie sich seine phantasiereiche und doch zugleich gedankenvolle Ideen in seinem Kopfe hervor und zusammen finden, darum, weil er es selbst nicht wisse, und es also auch keinen andern lehren könne." *Heydenreich* ist überzeugt, dass *Wieland* den Geist, welcher seine unsterblichen Werke beseelt, *zum Theil* selbst nicht entwickeln könne; aber eben so gewiss ist es ihm, dass er in Beziehung auf eine grosse Menge von Eigenschaften einen befriedigenden Commentar über die Handlungen seines Geistes zu geben vermöge. Für die Eigenschaften der

der ersten Art gebe es nur Kriterien ihres Daseyns, um sich der Richtigkeit seines Gefühls zu versichern; die Eigenschaften der zweyten Art seyen durchgängig bestimmt von Principien und Begriffen der Zweckmäsigkeit. So bald der Künstler — sagt er — es unternimmt, den Gegenstand seiner Begeisterung äusserlich darzustellen: so setzt er sich damit einen Zweck, den er durch gewisse Mittel und Handlungen erreichen will. Sein Zweck ist im Allgemeinen kein anderer, als: durch die Form der äussern Darstellung oder des Ausdrucks die Unterhaltung und Mittheilung desjenigen ästhetischen Interesses zu bewirken, welches der Gegenstand der Begeisterung im Innern des Bewusstseyns und Vorstellungsvermögens verursachte. In dieser Situation wirkt er durchgängig nach Grundsätzen und Begriffen, und wird wie jeder Andere angesehen, der durch Anwendung gewisser Mittel einen Zweck erreichen will. Die vorzüglichsten Grundsätze und Begriffe, denen das darstellende Genie unterworfen ist, ergeben sich aus der Art des Zwecks, auf den es als Darstellendes hinarbeitet, und der Natur der Mittel für die Darstellung.

Kein Gedanke also mehr bey *Heydenreich* an Gesetzgebung der Vernunft in den Werken des ästhetischen Genies. Nur *der* Meynung ist er noch, dass, obwohl die Grundsätze und Regeln der philosophischen Theorie der schönen Künste, *ihrem Inhalte nach,* keine andre Quelle haben, als die Betrachtung der Natur des Genies, so wie es sich in seinen Werken äussert, dennoch *ihre gebietende Kraft* von der moralischen Vernunft abhänge, als welche allein alles Interesse an eine Zweckmäsigkeit, die ihrer selbst wegen gefalle, begründet. Diese Behauptung aber ist von seiner ersten so wesentlich verschieden, als die Frage nach dem Grunde eines Dinges von jener nach dem Grade seiner Wirksamkeit. Wenn das Schöne seine gebietende Kraft durch die moralische Vernunft äussert: so ist es zum Edlen erhöht, und wirkt, als solches, mächtiger und tiefer: das kann nicht bezweifelt, aber da auch nicht erörtert werden, wo man bloss nach der Quelle des Schönen überhaupt sucht.

Diess abgerechnet, befand sich aber *Heydenreich* jetzt auf einem weit richtigeren Wege, wenn er, nach jenen Prämissen, die philosophische Theorie der schönen Kunst in zwey Hauptfragen befasste: 1 Was das Kunstgenie leisten *könne,* 2. was es leisten *solle?* Die Beantwortung der ersten Frage gibt *Naturkunde,* die der zweyten *Teleologie des Genies für schöne Kunst.* Die Naturkunde des Genies hat folgende Untersuchungen zu ihrem wesentlichen Gegenstande. 1. *Theorie der Schönheit im Allgemeinen, Wesen der schönen Kunst, oberster Grundsatz aller schönen Kunst;* 2. *Theorie des Genies, psychologische Entwickelung aller Kräfte, welche wesentlich dazu gehören;* 3. *Theorie der einzelnen schönen Künste im Besondern; Modification des Begriffs der Schönheit in jeder, Eigenthümlichkeiten des Genies;* 4. *Theorie der Originalität in der schönen Kunst im Allgemeinen und Besondern;* 5. *Theorie und Classification derjenigen Stoffe, welche vorzüglich schöner Kunstdarstellung fähig sind. Theorie des Interessanten in Verknüpfung mit der Schönheit der Form.* Hier wird *die Natur des Erhabenen, Grossen, Starken, Rührenden, Naiven, Komischen* u. s. w. in Beziehung auf alle und jede einzelne Kunst untersucht. 6. *Theorie der nothwendigen Regelmässigkeit in Werken schöner Kunst.* Zu ihr gehören *die Grundsätze über Einheit, Harmonie, Stetigkeit, Verhältnissmässigkeit, Umfang* u. s. w. ebenfalls nicht bloss im Allgemeinen, sondern auch in Beziehung auf jede einzelne Kunst dargestellt.

Die *Teleologie des Genies* denkt sich den Menschen nicht bloss mit entwickeltem Gefühle und Geschmacke für das Schöne, sondern auch als ausgebildet von Seiten seiner übrigen höheren Vermögen. Höchster Grundsatz derselben für schöne Kunst ist: *Darstellung des Guten und Wahren* (in der weitern Bedeutung) *in einer Form, analog der Schönheit der Natur.* „Wenn die Teleologie des Genies für schöne Kunst von diesem Grundsatz ausgeht: so sind alle Regeln, die sie gibt, Regeln der Vereinbarung der Einbildungskraft mit der Vernunft; Regeln, die eben deshalb nothwendig sind, weil die Handlungsweise und das Interesse der Vernunft nothwendig sind. Und wenn das Genie für die Kunst erst dann seine höchste Ausbildung hat, wenn es mit der Vernunft harmonirt: so sagt man von der Teleologie für die schöne Kunst nicht zu viel, wenn man ihr die Grundsätze für die Vervollkommnung des Geschmacks für schöne Kunst zueignet."

Kanten glaubte *Heydenreich* in diesen Abhandlungen (wir haben seine Ideen aus mehreren zusammen gezogen) in Ansehung der Theorie schöner Kunst auf manchem Widerspruch zu betreffen; scheint aber auch hier seine Meynung wieder geändert zu haben: denn in einer Abhandlung *über den Werth der Beobachtung für die Theorie des Schönen* (Deutsche Monatsschrift Apr. 1798) äussert er sich also: „Der minder bedeutende Theil dieses Kantischen Werks ist unstreitig derjenige, welcher die Kunst betrifft; so wie er vorliegt, dürfte man berechtigt seyn, ihn für ganz widersprechend gegen die vorhergehende allgemeine Zergliederung des Schönen zu halten. Allein man nimmt diese Beschuldigung gern zurück, wenn man Ausdauer genug hatte, den tiefen Sinn zu ergründen, der in seinen *oft nur winkweise angedeuteten* Bemerkungen über die Kunst verborgen liegt. Dann findet man, dass eine philosophische Theorie der schönen Kunst nur nach den Principien *Kants* möglich ist." Wer es weiss, wie schwer es oft den Philosophen wird, einem andern da beyzupflichten, wo diess nicht ohne Geständniss des eignen Unrechts geschehen kann, wird hier *Heydenreichs* Wahrheitsliebe sicher ehren. Dass in jener Aussage aber das Bekenntniss des eignen Unrechts zugleich mit liege, leidet wohl keinen Zweifel: denn schwerlich würde *Heydenreich* die obige Classification genau so, wie sie jetzt ist, geliefert haben, hätte er *Kants nur winkweise angedeuteten Bemerkungen* gleich anfangs ganz benutzt. Ob er dann nicht immer noch mancherley,

wenn

wenn auch gerade nicht gegen, doch über *Kant* hier hätte bemerken können, bleibt freylich immer noch eine Frage, die nicht sogleich abzuweisen ist, und zwar um so weniger, da *Heydenreich* in der That auch seinerseits Punkte aufstellt, wo *Kant* berichtigt wird.

In *Kants* Darstellung äussert sich bisweilen sehr fühlbar der Mangel einer Phantastik, nirgends aber fühlbarer, als in den Stellen, wo er die schöne Kunst aus dem Genie, als der Naturanlage dazu, wodurch die Kunst die Regel erhält, abzuleiten versucht. Dass er durchgehends annimmt, jene Regel sey nicht theoretisch, nur praktisch darstellbar, dürfte hier noch ungleich minder nachtheilig seyn, als dass er den Begriff des Genies überhaupt in einem so eingeschränkten Sinn nimmt, bey welchem immer die wichtige Bedenklichkeit wiederkehrt, wodurch sich nun eigentlich das Genieproduct des wissenschaftlichen oder andern Erfinders von dem Genieproduct des Schönkünstlers unterscheide. Wie nun, wenn *jeder* Erfinder als Genie wirkt? Ist dann *jede* Erfindung ein Product *schöner* Kunst, und wenn diess nicht, was ist es, das ein Product zum Schönen eignet? Späterhin freylich erfahren wir, diess seyen die *ästhetischen Ideen;* allein wie diese entstehen, ob damit alles abgethan sey, bleibt unausgemacht, so wie auch das Verhältniss eines harmonischen Zusammenstimmens der Einbildungskraft mit dem Verstande unbestimmt bleibt. Mit vollem Recht lässt daher *Heydenreich* der Theorie des Genies eine Theorie der Schönheit vorangehen: denn nur dadurch wird dem Bedürfniss einer genauen Unterscheidung des Genieproducts vom schönen Kunstwerk, ohne welche jedes Urtheil doch nur ein ungefähres Rathen ist, abgeholfen, und der Kunsttheorist in den Stand gesetzt, was schöne Kunst sey und was nicht, mit grösserer Bestimmtheit anzugeben. Zwar hat auch *Kant* eine Analysis des Schönen an die Spitze seiner Untersuchungen gestellt, allein eine Analysis ist noch keine Theorie. Genauer betrachtet liesse sich wohl gar noch fragen, ob er eine Analysis geliefert habe, eine Entwickelung aller Momente, welche der gegebene Begriff befasst: denn, wiewohl er seine Definition des Schönen durch alle Kategorieen, als die möglichen Momente des Urtheilens überhaupt, durchführt, um sicher zu seyn, dass er kein wesentliches Merkmal übergehe: so kann man doch nicht sagen, er habe den Begriff erschöpft, weil er alle seine Urtheile in Negationen ausdrückt, welche nur Gegensätze des Angenehmen, Nützlichen, Wahren und Guten bezeichnen, nicht aber das Wesen des Schönen an sich, welches doch durch die Analysis hätte dargethan werden sollen. Darum müssen auch die von *Kant* angegebenen Merkmale des Schönen, wie brauchbar sie immer zur Begründung einer *Kritik* des Schönen, die *Kant* einzig zur Absicht hatte, seyn mögen, doch für den producirenden Künstler unfruchtbar seyn. Offenbar behauptet *Heydenreich* hier einen Vorzug, der ihm auch in dem folgenden zugestanden werden muss: denn die Modification des Begriffs der Schönheit in jeder einzelnen schönen Kunst, und die Eigenthümlichkeiten des Genies dazu sind ein Punkt, der nur zum Nachtheil der Theorie kann übersehen werden. Die Theorie der Originalität in der schönen Kunst im Allgemeinen aber wird wohl schon in der Theorie des Genies eingeschlossen seyn, und es dürfte hier bloss übrig bleiben, sie im Besondern aufzustellen.

Behauptete aber *Heydenreich* bis hieher Vorzüge vor *Kant:* so ist er im Folgenden zum Nachtheil der Untersuchung von ihm abgewichen. Mancherley Fragen drängen sich uns bey dem fünften und sechsten Punkt auf. 1. Wie kommt eine Theorie und Classification derjenigen *Stoffe*, welche vorzüglich schöner Kunstdarstellung fähig sind, in die *Naturkunde des Genies?* 2. Hat H. sich nicht in dem, was er Stoff nennt, geirrt? 3. Wie hat er wohl Stoff und Form unterschieden? Hätte er auch nur diese Fragen sich aufgeworfen: so würde er sonder Zweifel gefunden haben, er habe Momente der Untersuchung vor einem Tribunal wollen entscheiden lassen, welchem durchaus keine Competenz darüber zusteht. Was er Stoffe zu Kunstdarstellungen nennt, das Erhabene, Grosse, Naive u. s. w. sind vielmehr Arten und Grade des Schönen selbst, eine Scala von Tönen. Der Künstler legt es darauf an, eine Stimmung in uns hervorzubringen, derjenigen möglichst gleich, worin er sich im Zustand der Begeisterung befand. Nothwendig muss darin ein Grundton vorherrschen, welcher auch in seiner Darstellung durchgehends gehalten seyn muss, wofern er nicht seines Zwecks gänzlich verfehlen will, den er nach Massgabe dessen erreicht, wie er unsre Einbildungskraft productiv macht, und vermittelst derselben Gefühle in uns erregt. Die Nothwendigkeit der Kenntniss vom herrschenden Grundton ergibt sich daraus von selbst. Um zu erfahren, wie, wo und wann er Abwechselung und Veränderung ohne Nachtheil, und zum Vortheil der zu bewirkenden Stimmung anbringen könne, muss der Künstler Kunde von dem haben, *was wirkt* und *wie etwas wirkt*, einzeln und in Verbindung, wobey er sich nothwendig von der *allgemeinen Seelenkunde* muss leiten lassen, und was man bloss aus dieser lernen kann.

> Manches wird ihm verziehn; doch hier verzeihen ihm Keine
> Niemals, wenden sich weg, folgen dem wankenden nicht.

Die dritte Frage hätte ihm den Punkt gezeigt, wo *Absicht* des Künstlers beginnt: denn er will ja *darstellen*. Keine Darstellung ohne Zweck, kein Erreichen eines Zwecks ohne Befolgen von Regeln, wodurch die Darstellung erst zur *Composition* gedeiht, deren Resultat die *Form* ist, die Art der Verbindung eines Mannichfaltigen zur Einheit, zur Uebereinstimmung seiner Theile, wechselseitiger Bestimmung durch einander *zu einem Ganzen.* Alles dieses ist *Werk der Kunst*, welche vielleicht keiner in einen so schneidenden Gegensatz mit dem *rudi ingenio* gesetzt hat, als *Horaz*, der so stark auf Totalität, Rundung, Einheit und Haltung in der Composition dringt.

Aemilium

Aemilium circa ludum faber imus et ungues
Exprimet, et molles imitabitur aere capillos,
Infelix operis summa, quia ponere Totum
Nesciet.

Wer nicht ein *einiges Ganzes* darstellen kann, verdient den Namen eines *Künstlers* nicht, obschon er immer Genie seyn kann, wie denn z. B. *Jean Paul* sich stets als Genie, nie aber noch als Künstler gezeigt hat. Das Genie zeigt sich in Erfindung und Behandlung, der Künstler in Anordnung, und der ist der vorzüglichere Künstler, welcher sich nicht von der *specie recti* täuschen läst, wozu er denn nichts so sehr als einer gesunden, geraden Urtheilskraft bedarf, welche über Zweckmäsigkeit und Zweckwidrigkeit ihm die gehörigen Aufschlüsse gibt. Hier hat das Genie, als Genie, nichts mehr zu entscheiden: denn hier sind die Gränzen des Genies, und die Herrschaft der Kunst fängt an. Etwas aus diesem Gebiet in jenes ziehen, ist Gränzverletzung, und deren hat sich *Heydenreich* hier schuldig gemacht. Wenn auch vielleicht die Pathetik noch durch manchen Zwang, so kann doch gewiss die Technik nicht aus der *Naturkunde des Genies* abgeleitet werden: denn was ein schönes Kunstwerk als *Werk der Kunst* ist, das ist es lediglich durch die allgemeinen Gesetze des Verstandes, angewendet auf das Schöne Kunstproduct, und von *Heydenreich* war es um so mehr zu verwundern, dass er die Gränzzeichen hier verrückte, da er selbst die Form des Kunstwerks, und den Geist, der die an sich todte Form belebt, so genau unterschieden hatte, und mithin inconsequent wurde, als er Technik nicht eben so sorgfältig von der Naturkunde des Genies sonderte. Beide im Verein constituiren die Theorie schöner Kunst, aber deshalb geht die eine noch nicht aus der andern hervor.

Was *Heydenreich* über *Teleologie des ästhetischen Genies* nur angedeutet, hat *Schiller* in mehreren seiner ästhetischen Abhandlungen (s. dessen *Kleine prosaische Schriften.* 4 Bde. 1792 — 1802) mit der ihm eignen Kraft und Würde herrlich ausgeführt. „Wodurch unterscheidet sich der Affe vom Menschen? Des Menschen Spiel, wie das Spiel der Natur ist sinniger Ernst; die Aefferey spielt ohne Begriffe und Empfindungen mit Formen, wie mit der Kritik, um zu spielen." Also zu fragen hielt sich *Herder* berechtigt, weil *Kant* behauptet hatte, die ästhetische Production bestehe in einem zweckmäsigen Spiel ohne Zweck. Gewiss aber, hätte er sich nicht an den etwas sonderbaren Ausdruck gehalten, und den Blick mehr auf die Erfolge gerichtet, er würde so nicht gefragt haben: denn er hätte gesehen, gerade durch *Kants* Theorie sey dem Reiche der Aefferey und Schlaffheit, jenem weibischen Tone des Hinschmachtens, leidenden Ergebens, der kraftlosen Abhängigkeit das sehr zu wünschende Ende bereitet worden. Nicht blos in der Poesie, auch in der Musik, der Malerey hatte jener Geist einer nur sinnlichen Anmuth sich herrschend gemacht, und die Künste zur blossen Belustigung herabgewürdigt, gerade als *Kant* den Geist reiner Menschheit wieder in seine Herrschaft einzusetzen suchte.

Jede neue Kunsttheorie kann ihren Einfluss auf die schönen Künste und den Zeitgeschmack in denselben auf zweyerley Weise äussern, indem sie dient, die Kunsturtheile zu leiten, und eine neue Manier in den Productionen der Kunst befördert. Sehe man nun hier auf diesen oder jenen Punkt, gewiss wird man nicht umhin können, in *Göthe's* Urtheil einzustimmen, „dass kein Gelehrter ungestraft jene grosse philosophische Bewegung, die durch *Kant* begonnen, von sich abgewiesen, sich ihr widersetzt, sie verachtet habe, ausser etwa die ächten Alterthumsforscher, welche durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen andern Menschen vorzüglich begünstigt zu seyn scheinen. Denn indem sie sich nur mit dem Besten, was die Welt hervorgebracht hat, beschäftigen, und das Geringe, ja das Schlechtere nur im Bezug auf jenes Vortreffliche betrachten: so erlangen ihre Kenntnisse eine solche Fülle, ihre Urtheile eine solche Sicherheit, ihr Geschmack eine solche Consistenz, dass sie innerhalb ihres eigenen Kreises bis zur Verwunderung, ja bis zum Erstaunen, ausgebildet erscheinen."

Hat aber kein Gelehrter sich jener grossen philosophischen Bewegung ungestraft widersetzt: so gewiss der Künstler und der Kunsttheorist am wenigsten, weil gerade in diesem Felde des menschlichen Strebens *Kant* völlig mit den ächten Alterthumsforschern auf Einer Linie steht. Man darf kühn behaupten, dass alle vor *Kant* lebende Künstler jeder Gattung unter uns, deren Namen und Werke die Nachwelt kennen wird, solche waren, die den Geist des hohen Alterthums aufgefasst hatten, und in diesem Geiste ihre ewigen Werke darstellten; da hingegen Werke von andern, ungeachtet sie keine der Regeln einer gangbaren Theorie verletzten, deshalb für musterhaft gepriesen, wohl gar gekrönt wurden, schon jetzt nur dem Literator bekannt sind. Man kann sich also von keiner andern Theorie (deren keine freylich das Vermögen zu produciren selbst geben, aber dasselbe von Irrwegen abhalten kann) Heil versprechen, ausser einer solchen, welche nur jene Kunsturtheile, nur jene Manier, oder vielmehr jenen Geist der Darstellung befördert, durch welche die schönen Kunstschöpfungen des Alterthums ewige Muster sind. Wofern aber die Bemühungen *Kants* eine solche Theorie auch nur vorbereitet haben sollten, werden wir sie dann nicht für immer dankbar verehren müssen?

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 28. Januar 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Giessen, b. Heyer: *Lehrbuch des gemeinen in Deutschland gültigen Peinlichen Rechts* von D. *Paul Joh. Anselm Feuerbach*, Churpfalzbairischem wirkl. Hofrath uud ordentl. Professor des gemeinen Civil- und Criminal-Rechts auf der Universität in Landshut. *Dritte* verbesserte Auflage. 1805. XVI und 584 S. (die zweyte Auflage XVI und 582 S.) 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der gerechte Beyfall, mit welchem das Feuerbachsche Lehrbuch des Peinlichen Rechts aufgenommen worden ist, hat in so kurzer Zeit eine dritte Auflage nöthig gemacht. Sie verdient, eine *verbesserte* zu heissen: denn der Vf. hat sowohl die seit Erscheinung der zweyten Auflage herausgekommenen Schriften über Gegenstände des peinlichen Rechts bey dieser neuen Auflage angezeigt, als auch selbst manchen Paragraph umgearbeitet und bestimmter ausgedrückt. Es wäre daher, da diess zu Vorlesungen besonders bestimmte und gebrauchte Lehrbuch ziemlich theuer im Preise ist, sehr zu wünschen gewesen, dass die Zusätze und Verbesserungen für die Besitzer der zweyten Aufl. besonders wären abgedruckt worden. Rec. will, mit Uebergehung der Literatur — die meisten der angeführten Schriften sind Abhandlungen aus dem hinlänglich bekannten Archiv des Criminalrechts — die wichtigern Veränderungen und Verbesserungen anzeigen. Im §. 89. bestimmt der Vf. den daselbst bemerkten ersten Fall der mangelnden Zurechnung so: „wenn die Person durch ein gewisses und gegenwärtiges, *dem Strafübel wenigstens gleiches und den Verlust eines schlechthin unschätzbaren und unersetzlichen Gutes enthaltendes Uebel* zur That fortgetrieben wird. Bey §. 227. gesteht der Vf., dass er, mit mehrern Rechtslehrern, ehemals die *Culpa* viel zu hart bestraft habe. §. 250. hatte der Vf. sonst behauptet, dass das Verbrechen der Vergiftung auch dann geendiget sey, wenn der Verbrecher in der Absicht zu verletzen ein bloss vermeintliches Gift mitgetheilt habe. In der dritten Auflage drückt er sich so aus: „Doch kann nur alsdann die der Todesstrafe am nächsten kommende Strafe Statt finden, wenn die endigende Handlung von der Beschaffenheit war, dass wenigstens eine Körperverletzung entstanden seyn würde, wenn nicht zufällige Umstände diese Wirkung verhindert hätten. Liegt daher der Grund, warum die Verletzung nicht erfolgte, in der zu geringen Dosis des Gifts, in welcher es nach aller Erfahrung nicht wirken konnte, so sind geringere Strafen anzuwenden. — Diess ist unläugbar eine Verbesserung der 2ten Aufl. Böhmer hat wirklich nicht behauptet, dass derjenige, welcher in der Absicht zu verletzen, ein bloss vermeintliches Gift gegeben, ganz straflos sey. Allein es leidet keinen Zweifel, dass die *Poena ordinaria* nicht Statt finden könne, wenn gar keine Verletzung erfolgte. Der Vf. war auch vorher nicht von dem Vorwurfe frey zu sprechen, mit seinen eigenen Grundsätzen in Widerspruch zu stehen, die er im §. 276. bey den Injurien äussert, indem er dann keine Injurie annimmt, wenn zwar die Absicht, des andern Ehre zu verletzen, existirte, die Handlung aber an sich gar nicht injuriös war. — Durch *Konopacks* Abhandlung über den dritten Diebstahl [im Archiv V. 2. n. 5.] ist der Vf. jetzt überzeugt, von seiner vorigen Meinung (§. 324.) zurückgekommen, und sagt in dieser Auflage mit Recht, dass die Strafe des dritten Diebstahls nicht anders Statt finden könne, als wenn der Dieb schon die Strafe des ersten und die Strafe des zweyten Diebstahls erlitten habe. [Rec. möchte lieber allgemein sagen: des Diebstahls wegen zweymal bestraft worden sey:] — In Ansehung des *grossen Diebstahls* hat Hr. *Konopack* (Archiv V. 2. n. 6.) dem Vf. wiederum die Veranlassung zu einem Zusatz (§. 346 u. 348.) gegeben. Der Richter muss nämlich, bey der Bestimmung der Strafe auch auf die Grösse der gestohlnen Summe, ob sie nämlich nur 5 Gulden, oder mehr, nnd wie viel mehr betrage, Rücksicht nehmen.

Wenn auch Hr. *Konopack* nicht, wie unser Vf. vermeint „zuerst auf dieses *bisher ganz übersehene* Moment" aufmerksam gemacht hat: so hat er doch hierüber viel Belehrendes gesagt. Aber auch schon die älteren Criminalisten behaupten, dass, um zur Todesstrafe zu gelangen, die Summe des Gestohlenen den Werth von 5 Gulden übersteigen, und die andern beschwerenden Umstände, welche Carl im A. 160. anführt, hinzukommen müssen. Wäre die Summe des Gestohlenen auch noch so gross, kämen aber

aber dem Thäter die übrigen in dem angeführten Artikel bestimmten Momente und Rücksichten zu statten: so würde keinesweges die Todesstrafe zu erkennen seyn.

In die Lehre von den *Indicien* §. 547. folg. hat der Vf. durch eine leichte und deutliche Darstellung noch mehr Licht zu bringen gesucht. Er theilt jetzt, (§. 547.) in Erwägung, dass bey einem Verbrechen dreyerley in Betrachtung kommt, die rechtswidrige Handlung selbst, mit den dabey vorgefallenen Umständen, die Ursachen und Gründe des Verbrechens, endlich die Folgen desselben; ebenfalls die Indicien in drey Klassen: 1. Thatsachen, die als Theile und gleichzeitige Umstände der Begehung des Verbrechens erscheinen — oder *concurrirende Indicien*. 2. Thatsachen, die als Ursache, Grund oder Bedingung eines Verbrechens sich darstellen — *antecedirende Indicien*. — 3. Thatsachen, welche als Wirkung oder Folge einer begangenen Missethat erscheinen — *subsequente Indicien*. Die concurrirenden Indicien sind so mannigfaltig, wie die Verbrechen selbst, und werden nach Massgabe des Begriffs des Verbrechens durch die Erfahrung an die Hand gegeben. (Z. B. beym Kindermord die im A. 35 u. 36. der P. G. O. angeführten Indicien; beym Diebstahl, wenn Jemand zu einer Zeit, wo muthmasslich (?) ein Diebstahl geschah, etwas unter dem Rocke wegtragen gesehen hat u. s. w.) — Unter der Rubrik der antecedirenden Indicien führt der Vf. diejenigen an, welche im §. 550 der ältern Ausgabe stehen. — Zu den subsequenten Indicien [heisst es in §. 555.] gehören 1. solche Thatsachen, die als Folgen eines Verbrechens mit demselben in einem physischen Zusammenhange stehen und 2. solche, welche mit demselben nach psychologischen Gesetzen zusammen hängen. Sie sind übrigens die in §. 556 und 557. genannten. — Ueber die Kraft der Indicien drückt sich der Vf. in der dritten Auflage besser so aus: Die Stärke oder Schwäche der Indicien hängt ab: 1. von ihrer *Vielheit:* je mehr indicirende Thatumstände zusammen treffen, desto stärker ist der Verdacht. 2. Von ihrer Beschaffenheit an und für sich: je näher der indicirende Thatumstand mit der Conclusion zusammen hängt, je kürzer also die Schlussreihe ist, durch welche der Verdacht begründet wird, je genauer nach der Erfahrung das Indicium mit dem Verbrechen oder dem Verbrecher verbunden ist, desto dringender ist das Indicium. Besonders aber 3. von dem Verhältnisse derselben zu andern concurrirenden Indicien und zu den Gegen-Indicien [*ind. innocentiae*], und endlich 4. von dem Beweis derselben. — Was das Gewicht der Indicien der Relation nach und zwar I. in Beziehung auf andere concurrirende Indicien anbetrifft, so ist die Regel: je mehr sie einander unterstützen, desto stärker sind sie. Sie unterstützen einander a. wenn der Zweifel in dem einen gehoben wird durch das andere, und b. wenn sie einzeln verschiedene Thatumstände enthalten, welche unter sich wieder in Verbindung stehen und in so fern als Theile eines Ganzen erscheinen [z. B. A war Feind des Ermordeten — er hat ihm gedroht — am Tage der Ermordung war A. bey ihm — die Kleider des A. sind blutig] II. Im Verhältniss zu den Gegen-Indicien gilt die Regel: je mehr Gründe dem I. entgegen stehen und je stärker diese sind, desto mehr wird es geschwächt; je weniger ihrer entgegen stehen, desto grösser ist die Vermuthung. — Zu den Fällen, in welchen die Indicien alle Kraft verlieren, fügt der §. 565. in der neuen Auflage noch 5. hinzu: wenn unter verschiedenen Indicien das eine dem andern logisch widerspricht, in welchem Falle sie sich wechselseitig zerstören. [Diesen Zusatz hält Rec. für weniger fruchtbar. Denn da der Vf. den Fall von widersprechenden Gegengründen, wodurch die Kraft der Indicien aufgehoben wird, schon besonders aufgeführt hat: so möchte jener in diesem bereits begriffen seyn, indem jedes widersprechende Indicium doch nichts anders als ein Gegengrund ist.] — §. 570. bestimmt der Vf. den Begriff der *Ocular-Inspection* jetzt allgemeiner als er vorher gethan hatte, dahin: sie ist die Erforschung der sinnlich gegebenen Merkmale eines Gegenstandes, durch eigene Sinnenerkenntniss des Richters. Als unmittelbare Erkenntniss hat sie [nämlich bey den Verbrechen welche Spuren hinterlassen] den Rang vor allen denen Beweismitteln, welche nur eine mittelbare Erkenntniss gewähren — Zeugen und Aussage des Angeschuldigten. Der übrige Theil des §. gefällt dem Rec. in der zweyten Auflage besser als in dieser dritten. Hier sagt er, dass der Richter in denjenigen Fällen, wo es auf Kenntnisse ankomme, die bey dem Richter als solchen nicht *vorauszusetzen* seyn, den Augenschein beeidigter Sachverständiger einholen müsse. Rec. macht hierbey zwey Erinnerungen. Die vorige Auflage enthält den nicht überflüssigen Zusatz, dass anders *keine juridische Gewissheit entstehe*. Und sodann läst der von dem Vf. gewählte Ausdruck noch die Möglichkeit übrig, zu glauben, dass, wenn nun wirklich ein Richter *in concreto* die Kunstkenntnisse besässe, die zum Erkennen der Merkmale eines gewissen Objects erforderlich wären, derselbe nicht nöthig hätte beeidigte Sachverständige noch besonders zuzuziehen.

Ueber die Beweiskraft eines *Documents* hat der Vf. folgendes gesagt: (§. 575. b.) I. Soll durch das Document bloss das *corpus delicti* oder ein blosses *Indicium delicti* (nicht zugleich *autoris*) erwiesen werden, so ist dazu die blosse Reflexion des Richters auf das Document ohne eine höhere Beweisführung, hinreichend. Soll aber II. gegen eine bestimmte Person Verdacht oder Beweis des begangenen Verbrechens dadurch begründet werden: so postulirt die Beweiskraft des Documents einen höhern Beweis der Autorschaft desjenigen, gegen den dadurch etwas bewiesen werden soll, *(probatio veritatis documenti)* welches durch eigene Recognition, durch Zeugen oder durch Vergleichung der Handschrift mittelst vereidigter Kunstverständigen geführt werden kann.

§. 585.

§. 585. wo von den Mitteln die Rede ist, den Ungehorsam eines Inculpaten zu beugen, setzt der Vf. jetzt mit Recht hinzu, dafs dieser Ungehorsam durch verstocktes Nichtantworten, oder durch Vorbringen erwiesener positiver Lügen, welche nicht mit dem Läugnen verwechselt werden dürfen, bewiesen seyn muss. Ebendaselbst äufsert der Vf. den Wunsch, in welchen Rec. mit einstimmt, dafs der menschenfreundliche Kurfürst von Baiern in seinen Staaten die Tortur gesetzlich abschaffen möge.

Wenn der Vf. bey dem §. 621. wo von der General-Untersuchung die Rede ist, hinzusetzt: der Richter müsse den Denuncianten zur Verstärkung seiner Aussage nach Befinden der Umstände vereiden: so wäre es, nach Rec. Dafürhalten, zweckmäfsig gewesen, einige Umstände anzudeuten, unter deren Voraussetzung dieses, nur behutsam anzuwendende Verstärkungsmittel den Richter *erlaubt* sey. (Wir sagen *erlaubt*. Denn die meisten Richter sind nur zu geschwind bereit, den Denuncianten seine Anzeige beschwören zu lassen, welches sehr zu tadeln ist. Am besten ist es, wenn der Richter Anfangs dabey stehen bleibt, den Denuncianten zu vermahnen, dafs er seine Aussage so erstatten solle, wie er erforderlichen Falls im Stande sey, sie eidlich zu erhärten).

Folgende Erinnerungen gehen zwar nicht diese dritte Auflage insonderheit an, können aber vielleicht zu der gröfsern Brauchbarkeit dieses, mit Recht so sehr geschätzten Werks einen kleinen Beytrag abgeben.

I. *Ueber den von mehreren begangenen Todtschlag*, §. 208 und 226. not. a., P. G. O. A. 148. Hr. F. war vormals der Meynung, in dem Falle, dafs Jemand von mehreren solche Wunden, die jede an und für sich tödtlich waren, empfangen hätte, wäre derjenige, der zuerst verwundete, mit dem Schwerte, die übrigen aufserordentlich zu bestrafen. In der Folge hat er behauptet, dafs es auf den ankomme, der *zuletzt* verwundet habe. Rec. ist unbedingt weder der einen noch der andern Meynung, sondern versteht den 148sten Artikel der P. G. O. folgender Gestalt. Das Gesetz unterscheidet drey Fälle. 1. *Man weiß den Thäter*, von dessen Hand der *eigentliche Todtschlag* geschehen ist. Die übrigen haben nur dabey geholfen, oder zwar auch verletzt, aber doch erweislich nicht tödtlich. 2. *Mehrere haben dem Entleibten tödliche Wunden beygebracht*. In diesem Falle soll der Richter vor allen Dingen darauf sehen, ob nicht zu erweisen wäre, wer eigentlich der rechte Thäter gewesen, auf dessen Verwundung der Tod erfolgte, so dafs man von ihm sagen könne: „er sey der rechte Thäter, von des Hand die Entleibung geschehen sey." [Rec. versteht die Worte: „*und man könnt nicht beweislich machen, von welcher sonderlichen Hand und That er gestorben* wäre" *lediglich als eine Wiederholung des zuvor ausgedrückten ersten Falles*. Es ist nicht zu verkennen, dafs diese Worte nichts anders sind als die vorherstehenden: „*der rechte Thäter, von des Hand die Entleibung geschehen ist*." Auch mufste der Kaiser diesen Fall wiederholen, weil sonst der zweyte denselben ganz wieder aufgehoben haben würde.] Es kommt also hier nicht lediglich darauf an, wer *zuletzt* tödtlich verwundet habe, sondern überhaupt, von wessen Hand die Entleibung geschehen sey. Hr. F. kann daher selbst an einem andern Orte (§. 208. not. a., das Beyspiel ist: Kaum hat A. dem B. den Kopf abgehauen, so stöfst C. dem B. den Degen durch das Herz) nicht umhin, denjenigen, welcher die absolut tödtliche Handlung (das Abhauen des Kopfes) zuerst verübte, für den wahren Todtschläger erkennen. Man mufs hierbey auch nicht vergessen, dafs der Kaiser den sehr schwierigen Unterschied zwischen Wunden die absolut tödtlich sind, und die nicht absolut tödtlich sind, keinesweges gemacht habe. Es ist vielmehr anzunehmen, er habe diese Fälle aus dem Gesichtspunkte des gemeinen Verstandes betrachtet, auch auf solche Beyspiele ausgezeichneter Bosheit Rücksicht genommen, wo den Kunstverständigen das Urtheil entweder unmöglich oder sehr schwer gemacht worden. Für solche Fälle nun, wo es nicht unbezweifelt gewiss ist, dafs von einer bestimmten Verletzung (wie z. B. das Abhauen des Kopfes ist) der Tod unläugbar erfolgt sey, wo aber doch die Entleibung eine Folge der einzelnen tödtlichen Verletzungen gewesen ist, sollen alle Urheber dieser tödtlichen Verletzungen mit dem Tode bestraft werden. Der *dritte Fall* ist endlich der, wenn man zwar weifs, dafs gewisse Personen als Beyständer, Helfer und Ursacher bey einer Entleibung zugegen gewesen, man aber keinem nachweisen kann, dafs er der Urheber der einen oder der andern tödtlichen Verletzung gewesen sey; dann findet eine aufserordentliche Strafe nach den Umständen Statt.

II. *Ueber den Unterschied zwischen Giftmord und Vergiftung*. Obgleich in Absicht auf die Strafe zwischen beiden Verbrechen kein gesetzlicher Unterschied ist, so ist es doch gut, wie der Vf. es gethan hat, in der Vorstellung beides zu unterscheiden. Nur dürfte dann, wenn von der Vergiftung, *als Körperverletzung* gehandelt wird (§. 249.), nicht von der *Absicht zu tödten* die Rede seyn, sondern diefs in die Lehre von dem *Giftmorde* verwiesen werden müssen, weil sonst stillschweigend der gemachte Unterschied wieder aufgehoben wird. Allerdings ist die Vergiftung in der Absicht zu tödten, auf welche aber nicht der Tod, sondern nur eine Körperverletzung erfolgte, als attentirter Giftmord zu betrachten; dadurch wird aber noch nicht behauptet, dafs jede Verletzung durch Gift ein attentirter Giftmord sey. Die Absicht macht den alleinigen Unterschied aus, wenn anders ein Unterschied angenommen werden soll. Die Strafe des attentirten Giftmordes, wenn dadurch eine Verletzung erfolgt, ist indessen ebenfalls capital: doch würde Rec. die am Schlusse des A. 130. bestimmte Exasperation der Strafe [worüber Hr. Hofr. Feuerbach ganz schweigt] nur auf den consummirten Giftmord beziehen.

(Der Beschluss folgt.)

NA-

NATURGESCHICHTE.

Weimar, im Industrie-Comptoir: *Bibliothek für die vergleichende Anatomie*, herausgegeben vom Prof. *L. Fr. Froriep*. 1. B. 1802. 1. St. 266 S. 2. St. bis S. 474. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Der Absicht des Vfs. gemäss, sollte die Bibliothek alle die Abhandlungen liefern, welche von bekannten Anatomen und Naturforschern über Gegenstände der vergleichenden Anatomie in allen europäischen Societäts-Schriften bis zum Jahr 1800 zerstreut erschienen sind, wo sie sich dann an das Wiedemannsche Archiv anschliessen würde. Vorzüglich wichtige Abhandlungen sollten übersetzt, andere im Auszuge mitgetheilt, auch die Kupfer, wo sie nothwendig wären, nachgestochen oder verkleinert geliefert werden. Dieser Plan war allerdings sehr gut, und die in diesem ersten Bande enthaltenen vierzig Aufsätze verdienten fast durchgängig der Bibliothek einverleibt zu werden; auch ist die Uebersetzung deutlich und ungezwungen. Bey diesen Vorzügen und da oft die Gesellschaftsschriften nur in grösseren Bibliotheken und auch da nicht immer vollständig zu haben sind, sollte niemand an dem guten Fortgang eines solchen Werks zweifeln. Es scheint aber doch nicht die günstige Aufnahme gefunden zu haben, die ihm zu wünschen wäre, da in drey Jahren keine Fortsetzung erschienen ist. Vielleicht liesse sich diese aber dennoch, mit einigen Verbesserungen, bewerkstelligen. Schon bey diesem ersten Bande wären einige Kupfer nicht überflüssig, vielleicht zum Theil nothwendig gewesen, so um nur ein paar Beyspiele anzuführen, Petits Darstellung der männlichen Geschlechtstheile der Karpfen, Herissants von den Zähnen des Hayfisches. Mögen diese Figuren auch nicht schön seyn, wir haben keine bessere, und die Bibliothek macht uns ohne sie das Original nicht entbehrlich. Wahrscheinlich trügen schon mehrere Kupfer zur Aufnahme des Werks bey. Zweytens aber hätte der Herausgeber vielleicht mit manchen interessanten Aufsätzen anderer Schriften abwechseln können, die seltener vorkommen. Es sind hier bloss Abhandlungen aus den *Mémoires de l'Academie des sciences* geliefert; weit angenehmer wären sicher die aus italiänischen und einigen englischen Schriften gewesen, an die auch vielleicht die Reihe kommen sollte, die aber schon früher hätten eingeschaltet werden können. Drittens hat der Herausgeber gar keine eigene Bemerkungen hinzugefügt, wozu er doch sehr wohl im Stande gewesen wäre, und die jeder gerne gesehen hätte, so wie sie auch zum Theil nöthig waren. Wenn z. B. zwey Aufsätze über einen Gegenstand vorkommen, und von einander abweichen (wie St. 1. Nr. 24. St. 2. Nr. 4.), war ein Ausschlag zu geben; und bey jedem Aufsatz, wo der Herausgeber dazu im Stande war, hätte in der Kürze angegeben werden können, ob neuere Erfahrungen eben das besagten, ob sie fehlten u. s. w. Endlich vermisst Rec. die Angabe der Seitenzahlen, wo das Original steht, und ob Kupfer bey demselben sind, und von welcher Beschaffenheit. Rec. schreibt diess nicht aus Tadelsucht; allein er glaubt, dass wenn auf diese Punkte mehr gesehen würde, das Werk den verdienten Beyfall nicht verfehlen dürfte. Die Beurtheilung der Abhandlungen selbst liegt ausser den Gränzen der A. L. Z.; allein eine Anzeige derselben wird denen, welche die Bibliothek nicht kennen, willkommen seyn. St. 1. Nr. 1. Du Verney: Anatomie des Herzens der Schildkröte, des Frosches, der Viper und des Karpfens. 2. Du Verney d. Jüng. über die Eyerstöcke der Kühe und Schafe. 3. Du Verney d. Aelt. über den Blutumlauf und die Respiration der Fische mit Kiemen. 4. Mery über das Herz der Schildkröten. 5. Sarrasin Anatomie des Bibers. 6. Poupart über die Schaalthiere, und insbesondere über die Muscheln. 7. Mery über die Zunge des Spechtes. 8. Geoffroy d. Jüng. über die Flusskrebse. 9. Reaumur über die Bildung und das Wachsthum der Schaalen der Land und Wasserthiere. 10. Mery über die Muscheln der stillstehenden Wasser. 11. Reaumur über die Reproduction in den Krebsen. 12. Ders. über den Zitterrochen. 13. Ebend. über die Bildung der Fischschuppen. 14. Ebend. über das Schälen der Krebse. 15. Ebend. Bemerkungen über die Wespen. 16. Ebend. über das Leuchten der Pholaden. 17. Sarrasin Anatomie der Bisamratte. 18. Ebend. Beobachtungen über das Stachelschwein. 19. Morand Bemerkungen über die Beutel der Zibethkatze. 20. Du Fay anatomische Bemerkungen über die Salamander. 21. Petit über die Krystalllinse in den Augen der Vierfüsser, Vögel und Fische. 22. De la Peyronnie anat. Beschreibung des Moschusthiers. 23. Petit anat. Beschreibung einiger Theile des Karpfens. 24. Lamorier über die Ursache, warum die Pferde nicht brechen. 25. Petit anat. Beschreibung des Auges des Truthahns. St. 2. Nr. 1. Desselben anat. Beschreibung des Kopfes und des Auges einiger Vögel und Amphibien. 2. Morand Beobachtungen über den Blutigel. 3. Winslow Bemerkungen über den Nutzen des zweybäuchigen Muskels des Unterkiefers. 4. Bertin über die Structur des Pferdemagens. 5. Herissant über die Structur der Rippenknorpel bey Menschen und Pferden. 6. Dess. anat. Bemerkungen über die Bewegung des Schnabels bey Vögeln. 7. Ebend. Untersuchung über die Bestimmung der vielen Zähne des Hayfisches. 8. De la Mure über die Ursache der Bewegungen des Gehirns, welche man bey Menschen und Thieren bey der Trepanation bemerkt. 9. Du Hamel Bemerkungen über das Wachsthum, das Abfallen und die Wiedererzeugung der Hörner. 10. Daubenton über das Hippomanes. 11. Herissant Bemerkungen über die Verdauungsorgane des Kuckuks. 12. Reaumur Bemerkungen über den Dauungsprocess der Vögel. 13. Daubenton Bemerkungen über die Flüssigkeit der Allantoïs. 14. Herissant Untersuchungen über die Stimmwerkzeuge der Vierfüsser und Vögel. 15. Daubenton über die Spitzmäuse.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 30. Januar 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GIESSEN, b. Heyer: *Lehrbuch des gemeinen in Deutschland gültigen Peinlichen Rechts* von D. *Paul Joh. Anselm Feuerbach*, u. s. w.

(Beschluss der in Num. 12. abgebrochenen Recension.)

III. *Ueber Strafe und Privatgenugthuung bey Injurien.* Dass der Vf. die Abbitte und die Ehrenerklärung als Strafen der Injurie betrachtet, lässt sich wohl nicht rechtfertigen. Diess sind verschiedene Arten der dem Beleidigten schuldigen Entschädigung, um die Beleidigung so viel als möglich, ungeschehen und unschädlich zu machen und dem Beleidigten einigen Ersatz zu leisten. Selbst der Widerruf an sich betrachtet, und abgesehen von den durch die Praxis eingeführten Gebräuchen, ist nichts anders als eine Privatgenugthuung. Die Unterscheidung der Strafen in die bloss öffentlichen und in die relativ-öffentlichen, unter welche letztere die Privatgenugthuung von Grolmann und Feuerbach gerechnet wird, scheint Rec. keine belehrende Neuerung zu seyn, da sie den richtigen Gesichtspunkt verrückt. Was der Hr. Vf. im §. 296. von der electiven Concurrenz der sogenannten relativ-öffentlichen mit den bloss öffentlichen Strafen sagt, dürfte wohl so zu bestimmen seyn, dass bey geringen Injurien die erhaltene Privatgenugthuung von einer öffentlichen Bestrafung in Praxi befreye; bey schweren Injurien aber der Beleidigte sowohl auf die Privatgenugthuung als auch auf eine öffentliche Bestrafung antragen könne.

IV. *Ueber den Begriff der Schmähschrift oder libellus famosus.* Der Vf. scheint hier durch seine sonst so glückliche Gabe zu unterscheiden, zu einigen irrigen Behauptungen verleitet zu seyn. Er theilt das Pasquill ein in die Schmähschrift oder *Libellus famosus* und in das eigentliche Pasquill: bey diesem komme es nicht auf die unterlassene Namens-Unterschrift an, wohl aber bey der ersteren. Allein die R. P. O. von 1677 sagt ja ausdrücklich: noch auch keine *Famosbücher* oder Schriften, es habe der Autor seinen Namen darunter gesetzt oder nicht, u. s. w." Sie muss also natürlich auf den in der P. G. O. A. 110. gedachten *Libell famos* bezogen und als eine durch die Zeitumstände veranlasste Erweiterung jenes Artikels betrachtet werden. Der Vf. scheint diess auch selbst zu fühlen. Denn er sagt: „Hier redet das Gesetz *nicht bloss von der eigentlichen Schmähschrift*, sondern auch von andern Arten der *iniuria scripta* und des Pasquills." Also gesteht er ja selbst, dass diese Gesetzesstelle auf den *Libellus famosus* zu beziehen, und dass eine schriftliche Verbreitung des Vorwurfs eines begangenen Verbrechens, wenn der Vf. seinen wahren Namen genannt hat, wirklich ebenfalls eine Schmähschrift, *libellus famosus*, sey.

V. *Ueber die eidliche Würderung der gestohlenen Sachen durch den Bestohlenen.* Der Vf. findet sie keinesweges zureichend, sondern will, wenn die Sachen nicht durch vereidete Sachverständige taxirt werden können, nur die Strafe des kleinen Diebstahls zu erkennen. Rec. ist dagegen der Meynung, dass unter Hinzukunft gewisser Umstände, und unter Beobachtung gewisser Rücksichten, wodurch der gegen die Würderung des Bestohlenen obwaltende Verdacht aufgehoben wird, in *subsidium* dieses Beweismittel allerdings gebraucht werden müsse; wie es denn auch *in Praxi* wirklich in den Fällen angewendet wird, da die gestohlenen Sachen von dem Diebe verzehrt, verbraucht oder weggebracht worden sind, so dass sie keinem beeidigten Sachverständigen zur Taxation vorgelegt werden können. Quistorp hat über die hierbey zu beobachtende Vorsicht viel Belehrendes gesagt. (§. 354.) Rec. setzt folgendes Beyspiel hinzu: Ein Dieb hatte einem Kaufmann mehrere Uhren gestohlen und diese sogleich weiter verkauft. Nach geraumer Zeit kommt der Diebstahl erst heraus. Die Uhren lassen sich nicht beyschaffen. Es wird erwiesen, dass der Inculpat 1½ Dutzend Uhren dem Kaufmann gestohlen habe. Sollte der Dieb nur die Strafe des kleinen Diebstahls leiden, und sollte dieser Diebstahl überhaupt nur für einen kleinen gehalten werden, weil der Dieb klug genug gewesen war, die Sache der Würderung durch Taxatoren zu entziehen? Aus dem Handelsbuche des Kaufmanns ging hervor, dass diese Uhren nach dem Einkaufspreise zusammen weit mehr werth gewesen waren, als ein grosser Diebstahl beträgt. Sollte der Bestohlene in diesem Falle nicht mit Recht zu dem Eide gelassen werden, dass die ihm gestohlenen 1½ Dutzend Uhren zur Zeit der Ent-

Entwendung so und so viel zum wenigsten werth gewesen wären? und würde der Vf. nicht selbst unter solchen Umständen den Diebstahl für einen grossen gehalten haben?

VI. *Von der Abtreibung der Leibesfrucht.* A. 133. der P. G. O. Der Vf. handelt zuerst im §. 392 — 395. von dem Abtreiben, unterscheidet nach dem Gesetz zwischen dem belebten und unbelebten Fötus; und fährt dann §. 396. fort: „In dem Gesetz ist zugleich die Tödtung lebensfähiger Kinder im Mutterleibe für Verbrechen erklärt." Der Vf. scheint durch diese Darstellung den richtigen Sinn des 133sten A. d. P. G. O. etwas verdunkelt zu haben. Rec. glaubt diesen so verstehen zu müssen. Das Verbrechen des Kinderabtreibens ist zwiefach: 1. „*so jemand ein lebendig Kindt abtreibt,*" d. h. wenn das Kind schon durch Muscularbewegungen Zeichen des thierischen Lebens gegeben hat. — Die Strafe ist capital. 2. „*So aber ein Kindt das noch nit lebendig wer — getriben würd,*" d. h. wenn dergleichen Zeichen des Lebens noch nicht vorhanden waren. — Die Strafe ist arbiträr. — Der Fall, den der Vf. §. 396. anführt, wenn das Kind in der Geburt getödtet wird, gehört gar nicht hierher, indem das Gesetz nur vom Abtreiben spricht, sondern derselbe ist ein wahres Infanticidium. — In dem Begriffe des Abtreibens würde es wohl auch besser seyn, wenn bey Embryo das Beywort „nicht lebensfähig" wegbliebe.

VII. *Das Verbrechen des Ehebruchs* will der Vf. nach §. 380. an der Weibsperson härter als an der Mannsperson bestraft wissen. Aus welchem Grunde?

VIII. *Das Verbrechen der Calumnie* (§. 429.) wird nicht bloss begangen, wenn der Angeklagte des Verbrechens nicht überwiesen worden, sondern auch, wenn derselbe zufolge der falschen Anklage und verfälschten Beweismittel unschuldig bestraft worden ist.

IX. *Vom Incestus iuris gentium.* (§. 463.) Rec. ist der Meynung, dass nach Römischen Begriffen der *Incestus iuris gentium* nur in dem Verhältniss von Ascendenten und Descendenten Statt finde, und zwar sowohl unter den eigentlichen Blutsverwandten, als auch unter den Verschwägerten Personen [in Gemässheit von l. 5. §. 1. D. de condict. sine causa]. L. 68. D. de R. N. sagt: „*iure gentium incestum committit qui ex gradu ascendentium vel descendentium uxorem duxerit. Qui vero ex latere eam duxerit, quam vetatur vel adfinem quam impeditur, siquidem palam fecerit levius si vero clam hoc commiserit, gravius punitur etc.*" Aus diesem, durch das Wort *VERO* ausgedrückten, *Gegensatze* erhellet deutlich, dass unter Geschwistern kein *Incestus iuris gentium* begangen werde. — Was nun die Gesetzesstellen anbetrifft, die entgegen zu stehen scheinen, so lassen sie sich leicht erklären. L. 8. D. de R. N sagt: „*libertinus libertinam matrem aut sororem uxorem ducere non potest: quia hoc ius moribus, non legibus introductum est.*" Allein unter *moribus* muss man nicht etwa eine allgemeine Uebereinstimmung der Völker verstehen. Den Römischen Juristen konnte es nicht unbekannt seyn, dass bey einigen Völkern die Ehe unter Geschwistern erlaubt war. *Mores* sind so viel als Gewohnheitsrecht: *inveterata consuetudo — hoc est ius quod dicitur moribus constitutum* l. 32. §. 1. D. de leg. L. 14. §. 2. D. de R. N. zählt bloss die verbotenen Ehen auf, ohne im mindesten des Unterschiedes zwischen *Incestus iuris gentium* und *iuris civilis* zu erwähnen. Die Worte *Tantundem iuris est et in sorore et sororis filia*, heissen nichts anders als: Diese Ehen sind auch verboten. L. 38. D. ad Leg. Jul. d. adult. enthält auch keine entgegenstehende Behauptung. Denn wenn es ein Criterion des *incestus iuris gentium* ist, dass auch die Weibsperson gestraft wird: so kann *stuprum in sororis filia commissum* kein *Incestus iuris gentium* seyn, weil in §. 1. ja nur von der Bestrafung des Mannes die Rede ist. Papinian wirft die Frage auf: ob die Strafe zu schärfen oder zu mildern sey? und beantwortet sie dahin: Sie ist zu *mildern*, wenn *errore matrimonium illicite contrahitur*, d. h. *si quidem palam fecerit* [*palam delinquentes ut errantes excusantur*]; sie ist dagegen zu *schärfen*, wenn *contumacia iuris* dazu kommt, d. h. *si clam commiserit* [*clam committentes ut contumaces plectuntur*]. So erklärt Rec. diese Gesetzesstelle in Verbindung mit l. 68. D. de R. N.

Endlich sagt auch l. 5. *pr.* (bey dem Vf. steht verdruckt §. 1.) D. *de condictione sine causa*, durchaus gar nicht, dass die Ehe mit der Schwester-Tochter zum *incestus iuris gentium* gehöre, sondern nur dass sie verboten sey. Die Worte *in pari delicto sunt*, heissen nur: man könnte in diesem Falle sagen beide, sowohl die Schwester-Tochter, die ihren Onkel heyrathen wollte und ihm deshalb eine Mitgift gab, als auch der Onkel der dieselbe annahm, hätten *turpiter* gehandelt (*turpis causa dantis et accipientis pecuniam*). Es ist nicht zu verkennen, dass Papinian in diesem Fragmente zwey verschiedene Fälle habe anführen wollen: der eine ist der gedachte Fall; der zweyte ist wenn ein wirklicher *incestus iuris gentium* begangen worden ist, wie wenn die Stiefmutter dem Stiefsohne, den sie heyrathen wollte, Geld, das zur Mitgift bestimmt war, gegeben hatte. Da nun Papinian hier ausdrücklich diesen Fall für *Incestus iuris gentium* erklärt, und darein den Grund setzt, warum die *condictio sine causa* Statt finde, bey jenem Falle aber erst eine weniger einfache Argumentation gebraucht, um zu beweisen, dass die *condictio sine causa* Statt finden könne, so ist klar, dass er den Fall der Heyrath zwischen dem Onkel und der Schwester-Tochter nicht zum *Incestu iuris gentium* gerechnet habe: wiewohl eine solche Ehe nicht erlaubt war und daher, weil sie gar nicht geschlossen werden durfte, das in Beziehung auf eine solche Verbindung vorausgezahlte Geld durch die *condictio sine causa* zurückgefordert werden konnte.

X. *Von*

X. *Von der Legal-Section* (§. 599.) fagt der Vf., dafs fie gefchehen müffe, von einem oder mehreren beeidigten Aerzten oder Wundärzten. Rec. wünfchte, dafs der Vf., wie er es an andern Orten gewöhnlich thut, die eigentliche Vorfchrift des Gefetzes [wo von einem oder mehr Wundärzten („fo mann die gehaben und folchs gefchehen kann") die Rede ift] und dann die Praxis [dafs nämlich aufser einem Wundarzt ein Arzt gewöhnlich zugezogen werde] angeführt hätte.

Durch diefe Erinnerungen wünfcht Rec. dem würdigen Vf. zu zeigen, mit welcher Aufmerkfamkeit er diefe neue Auflage feines Lehrbuchs gelefen hat. Er wünfcht und hofft ihm feine aufrichtige Hochachtung dadurch bewiefen zu haben, dafs er fich bemüht hat, einiges zu der Vollendung eines Werks beyzutragen, das gewifs unter den empfehlungswürdigen juriftifchen Lehrbüchern eine der erften und vorzüglichften Stellen einnimmt, und fich fo fehr zum Leitfaden für Vorlefungen eignet. Möchte diefer neuen Auflage feines Lehrbuchs recht bald eine neue Auflage feiner Revifion folgen!

Prag, b. Barth: *Sammlung von Referatsentwürfen über verfchiedene Rechtsgegenftände fowohl, als über Gefchäfte des adligen Richteramts, und von Urtheilen über verhandelte mündliche oder fchriftliche Prozeffe, nach dem Sinne der allgemeinen Gerichtsordnung, des bürgerlichen Gefetzbuches, und der Verlaffenfchaftsabhandlungsgefetze*, nebft dem *Entwurfe einer Grundbuchführungsinftruction*, und einem *Anhange von Muftern verfchiedener Gerichtsprotocolle, und wirklicher Expeditionen über einige Referate.* Herausgegeben von *Jofeph Georg von Nuce*, Rathsprotocolliften bey dem Magiftrat der K. K. Hauptftadt Prag. 1802. 248 S. 8. (16 gr.)

Diefer ausführliche Titel enthält fchon eine vollftändige Anzeige alles deffen, was die Lefer hier zu erwarten haben. Das Ganze ift ein nach *alphabetifcher Folge* der Gegenftände geordnetes Formularbuch, vorzüglich für Referenten, die einen kurzen Vortrag aus einzelnen, mündlich oder fchriftlich gefchehenen, Anträgen zu machen, und ihr Votum darüber abzugeben haben; dann auch für Abfaffung der Urtheile u. f. w., wie der Titel zeigt. Jenes find die fogenannten Referatsentwürfe, bey welchen der Herausgeber, laut der Vorrede, hauptfächlich folche Mufter gewählt hat, worin der Referent zugleich über Sachen, worauf es in der Verfügung befonders ankommt, und die gleichwohl in den Gefetzen nicht ausdrücklich beftimmt find, eine zweckmäfsige Belehrung findet. Diefe Idee, der Decretirkunft im Materiellen nachzuhelfen, ift gewifs fo übel nicht. Es kommt in Gerichten und Collegien täglich eine Menge von Anträgen vor, wo der angehende, oder minder geübte Referent in Verlegenheit gefetzt wird, da ihn fowohl das Gefetzbuch, als auch fein auf der Univerfität fleifsig benutztes *practicum et relatorium*, (die, offenherzig geftanden, was das Ganze der juriftifchen Praxis betrifft, nicht viel fagen wollen) ihn ganz hülflos laffen. Hier kann ihm fo ein praktifches Noth- und Hülfsbüchlein, als das vorliegende, nicht felten fehr zu Statten kommen. Der Herausgeber proteftirt wiederholt gegen die eigene Abfaffung diefer blofs gefammelten Entwürfe, daher ihm auch der Gebrauch mancher Provinzial-Ausdrücke nicht zur Laft gelegt werden kann, wenn gleich Formularbücher nach Anleitung des von *Klein* in der Vorrede zum *deutfchen Flavius* darüber Gefagten, fonft allerdings zur Verbefferung des Gefchäftsftils beytragen können und müffen. Diefer ift gerade in *Büheimb*, nach den gegenwärtigen Muftern zu urtheilen, mit fürchterlichen Wörtern und Redensarten angefüllt. Einige Proben davon gibt fchon der Titel des Buchs; in der Folge aber kommen noch vor: *Ausfolglaffung, Alimentenbemeffung, Bittfteller, Bittftellerin, Cautionserlag, Cautionsrückftellung, Einantwortungen, Pränotirungsablaffung, Cridaausweis.* Das letztere foll, wie der Zufammenhang vermuthen läfst, ein Diftributionserkenntnifs über die Concursmaffe andeuten. An den übrigen mag der Lefer felbft feine Sprachkenntnifs üben.

Leipzig, b. Kummer: *Grundfätze des Wechfelrechts* von D. *J. L. E. Püttmann* — *dritte*, nach Abfterben des Verfaffers, vom Hofrath G. E. *von Martens* zu Göttingen beforgte vermehrte Ausgabe. 1805. 236 S. 8. (20 gr.)

Püttmann's Wechfelrecht ift bekannt. Den Lefern kommt es nur darauf an, von der Form, in welcher es jetzt erfcheint, eine nähere Nachricht zu haben. Das Werk an fich ift, fo wie es war, beybehalten, und der Herausgeber hat fich nur darauf befchränkt, theils die Literatur zu ergänzen, theils hin und wieder kleine Zufätze und Erläuterungen hinzu zu fügen, welche durch Einfchlufs in Klammern von dem, was des Verfaffers Eigenthum ift, unterfchieden find. Seiner Ueberzeugung, dafs es überwiegende Vortheile habe, die *traffirten* Wechfel zuerft, und vor den *eigenen* abzuhandeln, durfte alfo der Herausgeber hierbey nicht folgen, da diefes eine Umarbeitung unvermeidlich gemacht, und der Lefer alsdann nicht mehr *Püttmann's* Werk, das er zu fordern berechtigt war, erhalten haben würde. Druck und Papier machen der Verlagshandlung Ehre; daher diefe Ausgabe in jedem Betracht mit Beyfall aufgenommen zu werden verdient.

Jena u. Leipzig, b. Gabler: *Joh. Gottfr. Schaumburg* — *Principia praxeos iuridicae iudiciariae*, quae modos procedendi in iudicio ab ordinario diverfos fiftunt, variis obfervationibus practicis illuftratos, libri *fecundi* inftar priori addenda. Cum ind. rer. et verb. Editio *altera* emendationibus et obfervationibus aucta a *Joh. Aug. Reichardt.* 1804. 301 S. 8. (1 Rthlr.)

Schon im J. 1774 gab Hr. G. J. R. *Reichardt* den zweyten Theil von Schaumburgs gerichtlicher Praxis, welcher fowohl den regulären fum-

summarischen Prozess, als den Executiv-, Wechsel-, Possessorischen-, Inhibitiv-, Provocations-, Arrest-, Concurs- und Criminal-Prozess enthält, mit Zusätzen aus dem neuern Sächsischen Recht, auch eignen einzeln Bemerkungen und Berichtigungen heraus. Die vorliegende neue Ausgabe nimmt zugleich auf die nachher erschienene Gothaische Prozessordnung v. J. 1776 Rücksicht, und liefert insbesondere beym Criminalprozess mehrere Zusätze, in welchen unter andern die neueren Schriften von Klein und Kleinschrod, dem jüngeren Meister, und Eschenbach benutzt sind. Gern hätten wir noch bey den übrigen Prozessarten die Untersuchungen der Neueren, namentlich beym Provocations-, Concurs- und possessorischen Prozess Gönner's, Happel's, Dabelow's und Pfotenbauer's, auf gleiche Weise benutzt, auch nach Befinden kürzlich geprüft gesehen, wenn es die Musse des Herausgebers gestattet hätte, sich auch über diese zu verbreiten.

Regensburg, b. Montag u. Weiss: *Egid Joseph Karl von Fahnenbergs*, K. K. Erzherzogl. Oesterr. Reichstags-Gesandten und Directors im Fürstenrathe, *Briefe*, an seinen Sohn Karl Heinrich, *über die Verfertigung der gerichtlichen und gesandtschaftlichen Relationen. Zweite* verm. Ausgabe. 1804. 268 S. 8. (22 gr.)

Die erste Auflage dieses schätzbaren Buchs, welche im J. 1802 erschien, ist schon damals in unsern Blättern (1802. Num. 238.) mit dem gebührendem Lobe angezeigt worden. Die gegenwärtige zweyte Ausgabe unterscheidet sich von jener dadurch, dass Muster zu Ausarbeitungen als Beylagen hinzugefügt sind, die allen Beyfall verdienen. Die erste und zweyte Beylage ist eine Relation nebst Gutachten über einen, wegen Erb- und Lehnfolge zwischen den Domherrn von Spiegel und Fritz Schöneberg von Spiegel anhängigen, Rechtsstreit. Die dritte ist eine in lateinischer Sprache abgefasste Uebersicht einer Relation, und die vierte eine Extrajudicial-Relation in Sachen Weiss entgegen den Grafen Schenk zu Stauffenberg, in welcher der Frhr. von Fahnenberg den Satz, dass Beamte eigenmächtig und ohne Ursache, nicht sofort ihres Amtes entsetzt werden können, durch zweckmäsige Gründe unterstützt. Den Beschluss macht unter Nr. 5 und 6. ein, besonders für Gesandschaften, nützlicher Anzeige- und Anfrage-Bericht.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Hamburg, b. Hoffmann: *Ueber die Ernährung der Kinder in den ersten beyden Lebensjahren.* Zur Belehrung für Mütter, denen das Wohl ihrer Kinder aufrichtig am Herzen liegt. Herausgegeben vom Dr. *J. H. Sternberg.* 1802. 166 S. 8. (12 gr.)

Dieses, in 13 Kapitel abgefasste, zunächst für Mütter bestimmte, eindringend und herzlich geschriebene, Büchelchen enthält manche gute, der Befolgung werthe, jedoch auch einige nicht ohne Einschränkung anwendbare Rathschläge. Mit wie vielen Kosten, Unbequemlichkeiten und Nachtheilen ist nicht der, S. 10. empfohlene Vorschlag verknüpft „wenn eine Mutter das Kind mit ihrer Milch nicht allein sättigen kann: so soll sie nebenbey eine gesunde Amme halten, oder das Kind täglich einige Male einer gesunden und redlichen Frau ihrer Bekanntschaft zu schicken suchen." Nicht das Einschlafen des Kindes an der Brust in der Nacht verursacht Leiden von Säure, sondern die üble Gewohnheit vieler Mütter, das Kind die ganze Nacht hindurch an der Brust liegen und saugen zu lassen. Dadurch wird die Verdauung gestört und geschwächt, und, als Folge dieser Schwäche der Assimilationsorgane, Säure erzeugt. — Ob die, S. 95. mit so vieler Wärme empfohlne, Erdbeeren eine schickliche Kinderspeise abgeben dürften, bezweifelt Rec. sehr, da er so häufig Gelegenheit gehabt hat, auf den Genuss derselben, bey Kindern wie bey Erwachsenen, Durchfälle, Magenkrampf, Koliken u. s. w. erfolgen zu sehen. Inconsequent ist es bey dem Genusse der Birnen das Abschälen derselben unnöthig, und bey den Pflaumen, deren Haut viel zarter ist, dasselbe so besonders nöthig zu finden; ja dieserhalb sogar die Pflaumen den Kindern ganz zu untersagen. —. Wenn das Wasser, als Zusatz zu der für das Kind bestimmten Milch, vor dem Gebrauche gesotten, oder mit etwas Fenchel oder Kümmel abgekocht wird, ist es keinesweges so verwerflich, als der Vf. S. 111. glaubt. Späterhin, am Ende des zweyten Lebens-Jahres, würde Rec. ohne Bedenken, nach langjährigen Erfahrungen, ein schwaches, gut ausgegornes Weissbier, von Gersten-Luftmalz bereitet, empfehlen, so sehr auch der Vf. S. 127. den Genuss jedes Biers als äusserst schädlich verschreyet. Bey dem, im zehnten Kapitel angeführten, Gebrauche und Nutzen des Eichel-Kaffees ist der Cacao-Kaffee vergessen, welcher jenem bey weitem vorzuziehen ist, und von atrophischen Kindern mit dem günstigsten Erfolge getrunken wird.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 1. Februar 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Crusius: *Beyträge zur ausübenden Arzneywissenschaft*, von D. *Lebr. Friedr. Benj. Lentin*, (vorm.) L. A. zu Hannover. *Erster* Band. N. A. 1797. 476 S. m. 3 K. *Zweyter* Band. 1798. 279 S. m. 2 K. *Dritter* Band. 1804. 228 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Sehr wohl wird einem Rec. zu Muthe, wenn er aus dem, jetzt so häufigen, tumultuarischen Gewirre speculativer Theoretiker zu einem rationellen Eklektiker kommt, der, wie der Vf., mit Bescheidenheit die Gränzen der Kunst und des menschlichen Verstandes anerkennt; beide aber zum Vortheile der Menschheit und seiner Kranken hinreichend zu benutzen versteht. Nur ein solcher Arzt ist ein wahrer Wohlthäter des menschlichen Geschlechts! Dem Vf. gebührte dieser Ruhm, als er noch lebte, und noch nach seinem Tode wird er es durch seine Schriften. Der *erste* Theil ist bereits bey Erscheinung der frühern Auflage in der A. L. Z. (1789. Num. 374.) angezeigt worden; der *zweyte* Band enthält: *Bemerkungen über die Epidemieen in Lüneburg*, die Masern und Pocken. An erstern starben viele Kinder aus sorgloser Wartung nach zurückgelegter Ausschlagskrankheit. Die Pockenkrankheit erleichterte der Vf. durch die prophylaktisch genommenen Rosensteinschen Pockenpillen. (Das Verhältniss der mit und ohne diese Pillen behandelten Kinder ist jedoch nicht genau angegeben.). Er schreibt sogar dem Queckfilber einen so grossen Einfluss auf das Pockengift zu, dass er Impfstellen durch aufgelegtes, in Quittenschleim aufgelöstes Quecksilber unwirksam gemacht haben will. Von da kommt die Rede auf die *Krankenpflege der Armen*, die sich jedoch seit dieser Zeit an den meisten Orten in Deutschland verbessert hat. Eine schöne Blume streut der nun auch verblühte Vf. auf das Grab des verewigten *Werlhof*, indem er angibt, dass jeder arme Kranke zu ihm und er wieder zu ihnen, wie Freund zum Freunde, eilte. Wie viele grosse und vornehme Aerzte, wenn kein Rang, Titel oder Gold zu erwerben ist, thun diess? — Die Abschnitte: *Pocken und Ruhr* enthalten nichts neues, ausser die eigene Krankheitsgeschichte des Vfs. unter letzterem Abschnitte. Unter der Aufschrift: *Sporadische Krankheiten* werden *Nachträge* zu der Abhandlung über die Wassersucht im 1. B. geliefert. Der Vf. macht darin auf die gute Wirkung schweisstreibender Mittel aufmerksam, und empfiehlt besonders das Hirschhornsalz. Gegen die harten, geschwollenen Extremitäten wird ein Absud der *Flor. Sambuc. Arnic.* mit *Sal. C. C.* als warme Bähung gerühmt. Weiterhin werden sie dann mit Seifen-, Salmiak- und Ameisenspiritus, bey Unempfindlichen auch mit Kantharidenessenz gewaschen und immer gewärmt. Gegen die Rose wassersüchtiger Theile nutzt erwärmtes Bleywasser. Das Scarificiren widerräth der Vf. und räth nur, zu schröpfen, ohne Köpfe aufzusetzen. Auch legt er ohne Furcht Vesicatorien auf die Schenkel. Wenn die harntreibenden Mittel nicht wirken und Rückenschmerzen verursachen, setzt er denselben schmerz- und krampfstillende Mittel in- und äusserlich zu. Im Zustande der Erschlaffung hat er Nutzen von einer *Essent. Chenopodii mexicani* gesehen. Den Schluss dieses Aufsatzes macht die Beobachtung einer geheilten Herzbeutelwassersucht. *Die blaue Krankheit.* Man hat neuester Zeit eine in Frankreich häufiger als in Deutschland beobachtete Krankheit, das *Endurcissement du Tissu cellulaire* die blaue Krankheit genannt. Sie ist Kindern eigen. Der Vf. beschreibt eine andere, auch nur jungen Leuten gefährliche Art, wovon er in zwey und vierzigjähriger Praxis nur zwey Kranke sah. Ein Jüngling von 15 Jahren hatte ein gedunsenes, bey einiger Anstrengung blauschwarzes Gesicht, die Lippen am meisten, die Nägel an Händen und Füssen beständig blau, der Körper mager. Die Section zeigte einen fehlerhaften Zustand des Herzens und der grossen Blutgefässe, und, als Folge der steten starken Congestion nach dem Kopfe, Anhäufung von Blut im Gehirne, so dass die markichte Substanz kaum von der rindichten zu unterscheiden war. Das Blut selbst ist immer sehr schwarz. Heilung findet nicht Statt, nur eine elende Erleichterung durch Aderlassen aus der Jugularvene, kaltes Baden vom Kopf an abwärts und eine mehr oxygenirte Luft zum Einathmen. *Tentamen vitiis auditus medendi*, eine schon bekannte Abhandlung unverändert abgedruckt. Ihr angehängt sind: *Erfahrungen über die Heilart des schweren Gehörs.* Um Blasenpflaster offen zu

zu erhalten, was der Vf. hierbey für nützlich hält, soll man Seidelbastpulver in die wunde Stelle streuen. Schweres Gehör nach Krankheiten heilt der Vf. mit einem Zugpflaster hoch am Nacken, und einem, grade zu der Zeit, wenn jenes anfängt zu wirken, gegebenen Purgirmittel. (Rec. heilt diese Taubheit mit stärkenden Mitteln.) Gegen den Gesichtsschmerz war manchmal *Tinct. Stramonei*, das Nenndorfer Wasser, auch einmal rother Wein zu 1 bis 2 Bouteillen täglich getrunken und viel Bewegung gut. Die durch Schleim verstopften Eustachischen Röhren suchte der Vf. nach seinen letzten Erfahrungen lieber durch erwärmte Luft als durch Flüssigkeiten zu öffnen. Zu Reinigung des äussern Gehörganges empfiehlt er einen *Liquor* aus *Infus. hb. Mercurialis* oder *Saponariae*, 1 Quentchen Kalbsgalle und etwa 15 bis 20 Tropfen *Lac amoniaci*. *De acido phosphori carisi ossium domitore*, schon bekannt, aber durch *nachherige Erfahrungen über den Gebrauch der Phosphorsäure* auch auf andere Krankheiten, besonders Verbesserung der Fäulnifs und chemischen Auflösung, welche von Mangel an der natürlichen Phosphorsäure herrühren, ausgedehnt. Gegen Caries der Zähne empfiehlt der Vf. dieselbe mit Myrrhe gar sehr. *Marasmus ulcerosus*. Eine unbestimmte Art von Abzehrung, welche hauptsächlich in fistulöser Eiterung besteht. *Von der Wirkung der Gratiola im Wahnsinne*, schon bekannt. Der Vf. empfiehlt das Pulver dieses Krautes, Morgens zu ½ Quentchen und Abends zu 10 Gran. *Unterschied zwischen Rheumatismus und Gicht*. Schon bekannt und itzt fast überflüssig. Noch immer hält der Vf. das Queckfilber, besonders den Sublimat für das *Specificum* des erstern. *Chenopodium mexicanum*, empfohlen als Thee und in geistiger Tinktur gegen Lähmung und überhaupt als ein kräftig excitirendes Mittel. *Lähmung der Armpulsader* blieb nach allerley angewandten Mitteln ungeheilt. *Der uneigentliche Magenkrampf* wird vom Vf. eine Krankheit benannt, von welcher die krampferregende Ursache weder im Magen selbst liegt, noch auch consensuell ist (?). Der Vf. versteht darunter, wie es scheint, die Verhärtung des untern Magenmundes, wovon *Pezold* instruktiv geschrieben hat. Die Lentinsche Benennung verdient nicht beybehalten zu werden. *Ein ohne Gehirn und doch vollständig (?) gebornes Kind. Bestätigung der Wirksamkeit des Bisams mit flüchtigem Bernsteinsalz im kalten Brande* (wegen der Kostbarkeit selten anwendbar!). *Epilepsie*. Der Vf. glaubt, diese Krankheit habe in den letzten 20 Jahren an Frequenz zugenommen. In einem Briefe empfiehlt der verstorbene *Werlhof*, Morgens nüchtern 2 Unzen *Acetum squillae*, ein Fontanell und eine Tisane aus *Viscum quernum* dagegen. *Hämorrhoiden*. Der Vf. heilt sie mit gelinden Ausführungsmitteln; wenn sie blind und Klystire anwendbar sind; mit Kämpfischen erweichenden Klystiren; nach einigen Tagen eine Aderlasse am Arme, wieder nach ein paar Tagen 6 bis 8 Blutigel an den After und Wisbadener Wasser, zum Schlufs Pyrmonter oder Driburger Brunnen. (Statt dieses Gewässers empfiehlt Rec. Schwefel und Stahl in Substanz.) *Gerichtliche Untersuchung und Leichenöffnung einer Person, welche nach einer erhaltenen Maulschelle plötzlich starb*. Bey der organischen Anlage der Person, einer sehr dünnen Hirnschale ohne *Diploe*, fest angewachsener *dura mater*, Ansammlung von Wasser im Gehirne, vollen Gedärmen, erklärt der Vf. den Tod aus der heftigen Gemüthsbewegung, in welcher sich die Getödtete vor ihrem Hinscheiden befand. *Obduction eines im Keller todt gefundenen, neugebornen Kindes*. Ein krittelnder Defensor würde vielleicht hie und da einen Tadel aufzufinden wissen. Das merkwürdigste ist das Bekenntnifs des Vfs., S. 262. eines Augenzeugen, über das Verfahren des Prof. *Röderer* zu Göttingen, bey seinen Experimenten mit dem Nabelstrang, um die nicht nothwendige Unterbindung desselben zu erforschen und zu beweisen. *Bedenken von einer heimlichen Geburt*, von älterem Dato. Der *dritte* Band beginnt mit einem Blicke auf *Epidemieen*, Ruhr, Scharlach, Masern, Stickhusten und Mumps. Der Scharlach war nach dem Vf. gallicht; daher gab er zur Heilung Brechmittel und alle Tage so viel von einem laxirenden Tranke, dafs zwey, drey Stühle erfolgten, so lange es die Beschaffenheit der Stühle und Krankheit erforderten. (??) Zur Linderung des Halses gab er eine Abkochung der gelben Rüben oder der Althee- und Süfsholzwurzeln, auch Säfte mit Vitriolsäure, äusserlich den bekannten (theuern und unangenehmen) Umschlag von Kassienmark, Mandelöl, Elaterium und Salmiakgeist. Bey der Abschuppung räth er lauwarme Kleienbäder. Nun wurden Laxantia und Säuren ausgesetzt, und *Diaphoretica* nebst *Diureticis* gegeben. Das Ansteckungsvermögen des Scharlachs zieht der Vf. in Zweifel, liefs aber doch hie und da eine Präservationskur anwenden. (?). Beym Stickhusten nimmt der Vf. auch einen dreytägigen Typhus an, widerräth jedoch den zu frühen Gebrauch der China. Besser bekam das Decoct von *Polygala amara*, *Marrubium* und *Arnica* mit *Syrup. senegae*. Opiate bekamen nie gut. (Die Erfahrung des Vfs. divergirt hier von der Erfahrung der meisten praktischen Aerzte, auch des Rec.) Vesicatorien forderten Vorsicht. Ueber die *Tinct. Cantharidum* konnte er nichts Bestimmtes sagen. Nun folgen *sporadische Krankheiten*. 1. Krankheiten der Harnblase der Alten. Das Resultat einer Unterredung des Vfs. mit *Wichmann*. (Das durch diese ganze Schrift gezeigte wechselseitige Vertrauen zwischen den beiden würdigen Männern, *Wichmann* und *Lentin*, hat Rec. mit einen sehr wohlthätigen Gefühle ergriffen.) Der Vf. holt zu seinen früher bekannt gemachten Erfahrungen einige nach. Sie beweisen, dafs Krankheiten der Harnblase eben so mannichfaltig als schwer zu heilen sind. 2. Von der Wirkung der *digitalis p.* in der Brustwassersucht. Er hält sie für sehr wirksam. Ein diagnostisches Zeichen, auf welches der Vf. viel hält, besteht darin: Man entblöfse dem Kranken, ehe er etwas genossen, und nachdem er Oeff-

Oeffnung gehabt hat, den Vordertheil des Leibes, lasse ihn stehend sich vorwärts beugen und lege die flache Hand über die Herzgrube. Ist die Brust mit Wasser angefüllt, so empfindet man in der Hand jeden Pulsschlag des Herzens, auch jede Unregelmäsigkeit desselben durch eine weiche Wallung des inwendig enthaltenen Wassers, die gegen die Hand stösst. (Die Brust muss doch gewiss sehr voll und das Wasser selbst im *Cavo pectoris* enthalten seyn, wenn man diese Wallung durch das so starke *Sternum* empfinden soll! Wir bezweifeln die Wahrheit dieses Zeichens!) 3. Heilart verstopfter Drüsen und Scirrhen in der weiblichen Brust. Der Vf. empfiehlt kleine Gaben Belladonna, alle Abende 1 Gran *hb. belladonn.* mit 15 Gr. Rhabarber und dazwischen jeden fünften Morgen ein Brechmittel, einmal aus *Ipecacoana*, das anderemal aus *Tartar. emet.* 4. Fortsetzung der Beobachtungen über den Gesichtsschmerz. Einen specifischen Charakter dieses Uebels setzt der Vf. darein, dass der Anfall des heftigsten Schmerzens durch die leiseste Berührung der angegriffenen Theile aufzureizen sey. Auch ist er geneigt, den Sitz desselben im Unterleibe zu suchen (?). 5. Von der habituellen Epilepsie. 6. Kurze Nachrichten über die Bestandtheile und Wirkungen des Rehburger Gesundbrunnen. Rehburg gehört unter die kalkartig-salinisch-kalischen Stahlwasser, es liegt angenehm und hat einen braven, geschickten und theilnehmenden Brunnenarzt. 7. Forts. der Bemerkungen über den Croup. Der Vf. theilt ihn in den häutigen (oder eigentlichen) und in den krampfichten (*Asthma acutum*); jener sey häufiger bey Knaben, welche mit blossem Halse jeder Jahreszeit ausgesetzt seyn, dieser mehr bey Mädchen. Bey jenem ist rauher, bellender Husten schnell ausgebildet, nach einigen Stunden mit Strangulationston ohne Nachlass, unter dem Kehlkopf eine etwas schmerzhafte (?) geringe Geschwulst (?), mit einem Schleimgeräusche hustet das Kind ohne nieder zu schlingen, der Urin ist stets (?) natürlich, eher etwas dunkel, selten. Bey diesem nebst dem bekannten kreischenden Tone gleich Strangulationsathem, periodischer Gang, öfters blasses Urinlassen, exaltirter Zustand, keine Geschwulst und Schmerz. Hier nie Auswurf, dort Auswurf bey der Entscheidung. Bey beyden Arten räth der Vf. gleich Anfangs ein Brechmittel, bey vollsaftigen Knaben aus *Tart. emet.*, bey zarten Mädchen aus *Ipecacoana*, dann ein laues erweichendes Bad. Nun modificirt er die Kur nach Entzündung oder Krampf. 8. Bestätigung der guten Wirkungen des Wisbader Wassers in Hämorrhoiden und Hämorrhoidalanomalien. 9. Kurzdauernder Wahnsinn, nach einem Brechmittel eingetreten und durch Wurmmittel gehoben. 10. Von einigen Krankheiten der Speiseröhre, Beyspiele von *Deglutitio difficilis.* 11. Widernatürliche Blutungen aus der Gebärmutter. Der Vf. macht auf Polypen aufmerksam, die oft Blutungen der Art erregen. 12. Uebersicht des Wechsels allgemeiner Gesundheitsconstitution vom J. 1756 bis 1803. *Tempora mutantur, et nos mutamur in illis!* Ganz wahr ist es, was der Vf. im Geist und in der Wahrheit von unsrer jetzigen Zeit ausspricht: „Durch Diät und Kleidung, die, was das weibliche Geschlecht anbelangt, so dünn, so transparent, ja ich möchte sagen, so indecent als möglich angelegt wird, werden rheumatische und gichtische Infirmitäten, durch die Art, wie die jungen Leute jetzt tanzen, mancherley Gattungen Hämorrhagieen und Schwindsuchten, und durch das übermäsige Thee- (und Kaffee-) trinken und das unvorsichtige Romanlesen, das Jagen nach Genüssen aller Art, in der Phantasie und Wirklichkeit, nervöse Krankheiten mehr als zu sehr unterhalten!"

GOTHA, b. Ettinger: *Beyträge zur praktischen Arzneykunde*, von D. *Joh. Ge. Friedr. Henning*, Hofr. und Hofmed. zu Zerbst. *Zweyter* Band. 1804. 258 S. 8. m. K. (1 Rthlr.)

Der *erste* Band wurde zu seiner Zeit, (A. L. Z. 1804. Num. 204.) angezeigt; und wenn uns die Durchsicht desselben nur einen beschränkten Beyfall abzwang: so gestehen wir mit Vergnügen, dass der gegenwärtige zweyte Band in Hinsicht der Grundsätze und Gegenstände sowohl, als auch in Hinsicht des Vortrags sichtbare Vorzüge vor jenem habe. Wenigstens ist der Wille des Vfs. und das Bestreben, sich und sein Buch zu vervollkommnen, lobenswerth. Nach einer *Uebersicht des Jahres 1802* theilt Hr. H. uns Beobachtungen *über den Gebrauch des rothen Fingerhutes* mit, vermöge welcher er dieses Kraut für ein wirksames Mittel für das Lymphsystem und Secretionsgeschäft, äusserst durchdringend bey der der Wassersucht so sehr vergesellschafteten Verstopfung der Eingeweide hält. So oft er es brauchte, sah er durch den Stuhl ein Wesen abgehen, das den Kämpfischen Infarkten vollkommen glich. Dergleichen Erscheinungen sah er auch bey skrofulösen Kranken. Je reizloser der Zustand, desto besser schien es zu wirken. (Rec. stimmt, die Infarkten ausgenommen, vollkommen mit diesen Beobachtungen ein). *Besonderer Ausschlag bey Gichtkranken*, rothblauer, abgeheilten Pocken oder dem *morbo maculoso* ähnlicher Art. *Brechweinstein en lavage* oder in getheilten Dosen gegeben, empfiehlt der Vf. sehr in *strumösen* Zufällen, wie er sich S. 40 ausdrückt, und atrophischen Kinderkrankheiten. Im letzten Falle setzt er doch andere Mittel zu; im zweyten nicht auch? Er hat den Brechweinstein, auf diese Weise gegeben, auch als eins der wirksamsten *Anthelmintiken*, S. 48. kennen lernen. *Drey Beyspiele von Dysurie, die tödtlich abliefen. Etwas über den Gebrauch des Mohnsaftes;* dass er sehr vorsichtig gegeben werden solle. (Dieser Aufsatz ist dem Vf. am wenigsten gelungen.) *Eine durch einen unglücklichen Fall in Gewächs übergegangene linke Niere eines dreyjährigen Kindes.* Der Knabe stürzte die Treppe herunter und quetschte sich die linke Lendengegend sehr. Nicht lange darauf fing das Kind an zu klagen, der Leib schwoll an, es kam Fieber, der Urin ward unterdrückt,

drückt, ging mit Schmerz und Blut ab. Die Geschwulst hielt der Vf. für ein Steatom und widerrieth das Oeffnen derselben. (Wer weiss, hätte der Kranke da noch gerettet werden können!) Die Geschichte ist lehrreich. *Ein Hirnbruch.* Der vierte Fall dieser Art, welchen der Vf. sah. (Eine ganz eigene Frequenz eines sonst seltenen Uebels!) Der Beutel, welcher das Hirn enthielt, hatte 16 Zoll in der Peripherie, 9" in der Länge, 8" in der Breite. Die ganze Oberhälfte des Schädels war bey der Bildung vergessen, und was da war, missgebildet. *Eine polypöse Excrescenz am obern Kinnbacken*, die den Tod verursachte. Eine schreckliche Geschichte! Ein verunglücktes Zahnausnehmen gab den Grund zu einem der fürchterlichsten krebshaften Uebel. Wir glauben es gerne, dass dem Vf. schauderte, als er es beschrieb; Rec. schauderte, indem er es las. *Tödtliche Geschichte von einer versetzten rheumatischen Krankheit auf die Halswirbelbeine.* Diese Krankheit scheint etwas mehr als ein rheumatisches Uebel gewesen zu seyn. Vielleicht ein verkannter Abscess in der Tiefe: denn es ist von einer Geschwulst, einem Dreyerbrode ähnlich, die Rede. Endlich entstand volle Caries. *Eine vor zwey Jahren erlittene Hirnerschütterung* beweist die gute Wirkung kalter Umschläge an ihrer Stelle. *Unglückliche Folgen zur Unzeit gebrauchter Bleymittel.* Freylich eine sehr unglückliche Folge: denn der ganze Schenkel wurde krebsicht, die *Arteria cruralis* endlich zerfressen! Aber nicht die Bleymittel allein, sondern die ganze fehlerhafte Behandlung war wohl schuld daran. *Ueber den Gebrauch der beruhigenden Mittel in besondern Fällen.* Unter den beruhigenden Mitteln versteht der Vf. die sonst mehr als jetzt gebräuchlichen Temperirmittel und zeigt, (was man schon längst wusste) dass sie in den meisten Fällen, Alterationen u. s. w. schädlich seyn. Dieser Aufsatz ist recht gut ausgearbeitet und geschrieben. *Nothwendigkeit der Reinlichkeit bey Kindern*, kann nicht oft genug empfohlen werden! Voll Rührung und Pathos ruft der Vf. S. 139. aus: Ach es ist in der That ein wichtiger Gegenstand der medicinischen und bürgerlichen Polizey, der armen kleinen hülflosen sich doch recht herzlich anzunehmen! Wie mancher muss verloren gehn, der vielleicht ein Beyspiel (wovon?) geworden wäre, und nun wird er — Erde! — *Zuruf an Deutschlands menschenfreundliche Fürsten.* Er will die Einführung einer bessern medicinischen Polizey empfehlen, Seiltänzer, englische Bereiter, Taschenspieler, fremde Thierhändler verbieten machen. An irgend einem Orte biss einmal ein eingesperrter Eisbär einem ihn durchs Gitter beschauenden Herrn den Zeigefinger ab; ein anderesmal wäre dieser Bär bald aus seinem Gefängnisse losgebrochen! — *Ueber die pflichtmässige Achtung, die man einer Schwangern schuldig ist. Absolute Nothwendigkeit, das Ausstellen der Leichen zu verbieten.* Lauter lobenswürdige Vorschläge, die auch in manchen gutpolicirten Staaten schon ausgeführt sind. *Ueber den Genuss der Kartoffeln.* Der Vf. hält ihn für verdächtig. Die Erfahrung widerspricht ihm aber. Wenn wir die letzten Jahre her diess grosse Geschenk der Vorsicht nicht gehabt hätten, wovon hätten unsre Waldbewohner leben sollen? Und es bestätigt sich nicht, dass die Sterblichkeit unter ihnen stärker sey, als an Orten, wo weniger Gebrauch von ihnen gemacht wird. *Noch etwas über die Ausrottung der Blattern*, an diejenigen, welche noch immer Feinde der Schutzblatterimpfung sind, deren aber Gottlob! alle Tage weniger werden. *Visa reperta.* 1. Eine heimliche Entbindung, 2. eine Frau betreffend, welche sich scheinbar selbst entleibt hatte. Dieser Fall ist recht merkwürdig! Eine Frau ward schwanger, aber wahrscheinlich war es eine *Conceptio tubaria.* Der Fötus mochte bis zum 5ten Monate gewachsen seyn, als die Frau heftige Schmerzen bekam, welche in der grössten Heftigkeit 3 Jahre lang anhielten. Zuletzt gingen mehrere Knochenstücke und viel Eiter durch die Geburtstheile ab. Sie verlangte nun, dass ihr Ehemann ihr den Leib aufschneiden solle, und da er das nicht that, so versuchte sie die Selbstentleibung. In diesem Augenblicke muss der heisse Brand in ihrem Unterleibe in den kalten übergegangen und die Leidende gestorben seyn: denn die äussern Wunden waren unbedeutend und im Innern zeigte sich alles sphacelirt. In einem durch Vereiterung zerfressenen Beutel befanden sich allerley Knochen eines Kinderskelets, Kopfknochen, Rippen u. s. w. Was muss die unglückliche Frau in ihrem Leben gelitten haben! — Das dritte und letzte *Visum repertum* betrifft eine Pferdekur, und zeigt, wie traurig es noch in den Köpfen vieler Kurschmiede aussieht.

Pesth, b. Trattner: *Elementa Medicinae forensis*, edita a *Franc. Schraud*, M. D. Consiliar. Regio, regni Hungariae protomedico etc. 1802. 164 S. 8.

Der Vf. dieser Anfangsgründe der gerichtlichen Arzneywissenschaft hat sich schon durch seine früheren Schriften dem medicinischen Publicum zu seinem Vortheil bekannt gemacht. Er hat in gegenwärtigem Werk das Bekannte methodisch zusammen gestellt, und auch manche neue physiologische und pathologische Untersuchungen, in so weit sie hierher gehören, benutzt; nur vermisst Rec. ungerne die Anführung jener Schriften, worin die einzelnen in diesem Werke vorkommenden Gegenstände der gerichtlichen Arzneywissenschaft weitläuftiger und genauer abgehandelt worden sind, was allerdings den Anfängern zu statten kommen möchte. Der Stil des Vfs ist kurz und bündig, und nur hie und da nicht genug gerundet; vielleicht weil er zu sehr nach der Kürze gestrebt hat. Der Ausdruck *foetus novennis* (§. 9.) statt *novem mensium*, mag wohl ein Schreibfehler seyn!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR - ZEITUNG.

Dienstags, den 4. Februar 1806.

PHILOSOPHIE.

München, b. Lentner: *Der Geist der allerneuesten Philosophie der H. H. Schelling, Hegel und Kompagnie. Eine Uebersetzung aus der Schulsprache in die Sprache der Welt* u. s. w. Von *Kajetan Weiller. Zweyte* Hälfte. 1805. XVIII u. 160 S. 8. (15 gr.)

Derselbe Nachdruck des Vortrages, dieselbe Deutlichkeit und Lebendigkeit, welche wir von der ersten Hälfte dieses Buches rühmen konnten, (A. L. Z. 1805 Num. 32.) finden sich auch in dieser Fortsetzung wieder. Hr. W. hat das Schellingische System vollkommen erfasst, und zeigt einem jeden Unbefangnen die unheilbaren Schäden desselben; ohne doch gegen den bessern Geist, der in ihm wohnen könnte, — wenn nicht der Körper zu lahm und verkrüppelt wäre — ungerecht zu seyn. In dieser zweyten Hälfte sind besonders die Schellingische Religion und Sittlichkeit Gegenstand seiner Untersuchung geworden, und das mystische Dunkel, in welches sich die Identitätsphilosophie mit Platonischer Sprache ohne Platos Geist, zu hüllen suchte, muss dadurch gänzlich zerstreut werden. In der Vorrede, so wie auch an manchen Orten der Schrift selbst, verwahrt sich der Vf. nachdrücklichst gegen den Wahn, als ob er gegen die Personen kämpfe, wenn er gegen die Sachen rede, als ob er die Philosophen des Atheismus beschuldige, wenn er das System atheistisch nenne u. s. w.; allein es wird ihm diese Unterscheidung bey seinen Gegnern wenig zu Gute kommen: Sie *wollen* einmal nur persönlich kämpfen, sie *wollen* durchaus den Ruhm der Märtyrer sich erwerben, sie *wollen* verfolgt seyn, damit die Stimme des Mitleids und der Gerechtigkeit in jeder Brust für sie rede, und sonach auch ihrer verkehrten Sache helfe. Niemand aber darf der Wahrheit untreu werden um irgend einer Furcht willen, selbst nicht um der Furcht willen, dass man ihn als Ketzermacher verschreye. Doch sterben nicht jene Philosophen zugleich mit ihrer Philosophie? Sie hätten ihr philosophisches Leben an etwas Besseres als den Irrthum, knüpfen sollen! —

Da das System in theoretischer Hinsicht alle bisherigen Wahrheiten der Welt raubt: so ist es ganz in der Ordnung, wenn es dafür in praktischer Hinsicht alle ehemaligen Irrthümer zurückgibt. *Geben* muss es doch, und da alles *Wirkliche* vernichtet ist, kann es nur das *Eingebildete* geben. Schellings *Philosophie und Religion* weiset uns, als ein neuer Vedam, auf die frühesten Zeiten wissenschaftlicher Unschuld der Menschheit zurück, zu dem ersten schlaftrunknen Aufstehen der Kultur, als noch Alles in einander rann, die Reflexion nichts geschieden hatte; als man Alles göttlich fand, nur das eigentlich Göttliche und die ihm verwandte Tugend nicht. Nun ist es wahr, dass durch spätere Kultur häufige Missverhältnisse der Kräfte eintreten mochten, die in der frühesten nicht vorhanden waren; allein dann ist bloss das *Ebenmaß* dieser frühesten Zeit unser Muster und Vorbild, nicht die *Höhe* desselben. Die Mythologie, als Mythologie, auf welche Schelling zurückweist, war schon eine Trübung der Urquelle, und die Lehre der Einheit Gottes mit der Welt steht auf der Bahn der Kultur nicht *über* der Theologie, als der Lehre der Verschiedenheit Gottes von der Welt, sondern jene steht nur *neben* dieser. — Gott ist nach dem neuen Systeme die unbedingte Derdiedasselbigkeit, und als solche weder *Gott* noch die *Welt*. Denn der Gegensatz dieser beyden Ausdrücke entsteht erst in der tiefern Region der Erscheinungen, also in der Region des an sich nicht mehr Wahren. Man kommt indessen noch leichter durch mit einer Erscheinungswelt, als mit einem blossen Erscheinungsgott. Die Dieselbigkeit soll aber ideal und real betrachtet werden können, und diese verschiedene Betrachtung soll den Unterschied Gottes und der Welt hervorbringen. Es drehen sich dann tausend und wieder tausend Gestaltungen der Welt, eitel Gespenster, und da taumelt ihnen ihr Meister und Herr, eigentlich nur das Hauptgespenst, in ewig sinnlosem Tanze nach. Gott ist so gross als die Welt; eigentlicher: so *klein* als sie: denn ein Gott, der nur *so* gross ist, ist *nicht* gross. Dem Kopfe mag an jenem Gotte genügen, aber das Herz kann lieben und achten, und ruht im Schoosse einer schöneren Macht. Es will einen lebendigen *heiligen* Gott.

Die Religion ist nach dieser Darstellung natürlich Poesie. Wenn die grausamen Götzen Qualen, und die sinnlichen Götzen Genüsse lieben: so liebt gewiss ein poetischer Gott nichts anders als Poesie.

Hr. W. berührt bey dieser Gelegenheit die Ungereimtheit, welche Schelling einem jeden anmuthet, *absolute Verhältnisse* zu denken. Anders aber kann er weder mit seinem Gott noch mit seiner Welt zurechte kommen. Dann fliesst alles und geschieht alles, als ob es nicht flösse und nicht geschähe; dann fällt es ab, als ob es nicht abfiele; und die Erzählung lautet ungefähr wie die der Kalmücken, dass Wolken regneten, dass daraus ein Meer entstand, aus welchem die Menschen und übrigen Wesen hervorkamen. (S. 32 — 43.) Desswegen muss nun die Religion Poesie seyn, nicht jene echte Poesie, welche das höhere Schöne und Erhabne, und zugleich auch das Wahre, Gute und Heilige ahndet, sondern eine Poesie, in welcher die Phantasie regellos schwärmt und taumelt, keine Albernheit aneckelnd, vor keinem Widerspruche erschreckend, und vor keiner Qual des edleren Herzens schaudernd. Deswegen wird Indien als der klassische Boden der Andacht gepriesen, wohin jeder, der Religion sehen will, zu reisen aufgefodert wird, — wahrscheinlich um sich von des Dalai Lama Excrementen fromm zu mästen und von den heiligen Kühen andächtig bepissen zu lassen. — Da die Tugend nicht im Absoluten ist, also ein Abfall von ihm: so kann man viel Religion haben, und doch sehr unsittlich seyn. Das Heidenthum stand einer *solchen* poetischen Religion am nächsten, und es müsste wieder hergestellt werden, wie es in den Mysterien war. Was der Vf. über das Anpreisen der heidnischen Mysterien und das willkürliche Darstellen ihres Inhalts erinnert, (S. 58 — 62.) ist sehr richtig. Hierauf gestützt, bringt das neue System ein heidnisches Christenthum heraus, das sich von dem alten Heidenthume durch nichts anders unterscheidet, als dass es die Mysterien öffentlich machte In diesem phantastisch träumenden Zustande der Schule meynt man nicht materialistisch zu seyn, als wenn der Materialismus nicht eben darin bestände, dass das Immaterielle dem Materiellen gleich gehalten wird; man meynt nicht abgöttisch zu seyn, als wenn der Götzendienst darum kein Götzendienst mehr wäre, weil er nur *Einem* Götzen opfert. Man meynt nicht pantheistisch zu seyn, als ob der Pantheismus nicht auf der Identificirung der Welt mit Gott beruhte; man meynt mit atheistischen Behauptungen gottesfürchtig zu seyn, als ob das Wort schon die Sache selbst wäre. Das Identitätssystem ist dem Christenthume abhold, weil es das lustige Heidenthum zerstörte.

Um die Unsterblichkeit stehet es so, dass eigentlich alles an uns unsterblich ist, nur *wir* nicht. Als *Individuen* werden wir nicht fortdauern. Indessen ist etwas an jeglicher endlichen Seele, welches nicht aufhört, und dieses ist die *Idee*, der *ewige Begriff* von ihr. Die Idee strahlt ewig vom Urlichte aus, die endliche Menschenseele war bloss ein Abfall von ihr. Was wir am Sokrates, Aristides, Epaminondas u. s. w. bewunderten, ihre Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit u. s. w., sind blosse Spielereyen im Regenbogen der Endlichkeit und des Abfalls. — Das Richtige, aber freylich sehr schief sich Aussprechende, was diesen Aeusserungen zum Grunde liegt, ist die Ahndung einer höhern Unsterblichkeit, welche nicht an Bedingungen unsers äusseren Daseyns gebunden ist, die einzige, welche von grösseren und höheren Menschen stets geahndet wurde. Aber *unser* ist diese Ahndung, *unser* die Fortdauer. — An der Sittlichkeit ist nach dem Identitätssysteme wenig Bedeutendes: denn zwischen ihr und der Phantasie herrscht schon von Natur einige Spannung. Der Phantasie ist es immer nur um *Bilder* zu thun, den *Inhalt* derselben berührt sie nicht, ja das Bild selbst ist auch schon der ganze Inhalt des Bildes. Die Sittlichkeit dringt aber grade allenthalben auf das Innere, die Sache, der Geist ist das Wichtigste, die äussre Form immer das Untergeordnete. Die Schüler haben der Sittlichkeit sehr arg mitgespielt. In der Genealogie des Absoluten kommt nirgends die Tugend vor, da sie ein Findelkind im Gebiet der Endlichkeit ist, da die Ewigkeit gar nichts von ihr weiss. Sie muss schlechterdings mit der Unsittlichkeit indifferenzirt werden, wenn ihr etwas Ewiges zukommen soll. Nach Hrn. Schelling selbst, wenigstens nach der neueren rectificirten Nachricht desselben, lautet die Nachricht etwas anders. Das Unendliche arbeitet sich in ein andres Absolutes, als sein Gegenbild, hinein. Durch das fortgesetzte Hineinbilden entstehn unter andern Seelen. Sie sind an sich nichts, als ein Strahlenbild des Absoluten. Aber hierdurch entsteht jeder Seele die Möglichkeit, entweder sich in das Nichts zu stürzen, oder sich in der Absolutheit zu erhalten. Hieraus entsteht das Bild der Freyheit, welches wir in der Erscheinungswelt antreffen, welches aber keine weitre Erklärung mehr zulässt. Indessen ist die unechte Freyheit der unechten Nothwendigkeit in der Erscheinung entgegengesetzt; aber die echte Freyheit ist mit der höhern Nothwendigkeit Eins, und die Seele erblickt diese Einheit als Schicksal. Sie sieht nichts als lauter Gutes, selbst im Bösen; sieht in der Tugend nur lauter Genuss und bloss das Unglücklichseyn oder das Sich Unglücklichfühlen, ist die wahre Unsittlichkeit. Die andern Menschen, welche die Tugend als einen Kampf betrachten, lieben eigentlich dadurch das Laster, und wollen sich nicht von demselben losreissen. Hr. Schelling, indem er dieses Andern schuld gibt, weiss aber nicht eigentlich was andre vernünftigere Menschen annehmen, oder will es nicht wissen, und eifert gegen niedrige gemeine Vorstellungen von Sittlichkeit, die wohl in einem rohen Gemüthe Platz finden mögen; aber nicht im Gemüthe derer, welche wissen was sie wollen, wenn sie von Tugend reden, und wissen, was sie achten, wenn sie das Gesetz der Sittlichkeit erheben. Trefflich entwickelt diess unser Vf. S. 109 — 111. — Die Frömmigkeit weiss, nach den Behauptungen der neuen Schule, nichts von der Sittlichkeit und die Kunst ist gar viel vornehmer als die Sittlichkeit. Denn die Kunst besteht in dem Hervorbringen des Idealen aus dem Absoluten durch die schaffende

fende Macht des Geistes. Die Töne der Pflicht gelangen nicht bis zu ihrer Höhe. Der unendliche Künstler schwebt über den Regeln des Rechts. Er schwelgt ihnen zum Trotze in allen Arten von Unsittlichkeit, welche mit ästhetischen Formen vereinbar sind. Er knetet das Heiligste mit dem Unheiligsten in einen Teig zusammen. Er folgt dem Zuge der Form, unbekümmert um ihren Inhalt. Darum hassen die Genies der neuen Schule die Moral, ihnen sind Klopstocks Gedichte unerträglich; sie empfehlen lieber Schamlosigkeit. Indessen wird auch dieses Schlimme zum Guten wirken.

Schliesslich bemerkt der Vf., dass Materialisten, Theosophen, Atheisten, Bigotte, Lüstlinge, Fanatiker, Machiavellisten, bey diesem Systeme ihre Rechnung finden; nur nicht Freunde der Tugend, der Religion. Das Urtheil klingt hart; aber ist unsers Dafürhaltens vollkommen wahr. Rec. wünschte durch vorstehende allgemeine Inhalts-Anzeige, die Leser mit dem Buche bekannt zu machen und sie zu eignem Selbststudium aufzufodern. Je lauter und zahlreicher die Stimmen werden über das neuphilosophische Gaukelspiel, desto reiner wird die Wahrheit hervorgehen. Vortrefflich sagt der Vf. (S. 152.): „Ich kann keine Tugend achten, welche nur so gross, als die Begierde ist. Ich kann keine Unsterblichkeit ehren, welche mir mit jeder Welle gemein ist, die, wie ich, nach einem kurzen Spiel zerrinnt. Ich kann keiner Religion huldigen, welche der Ausgelassenheit den Zutritt in ihr Allerheiligstes gestattet. Ich kann keinen Gott anbeten, der nichts weiter als ein allmächtiger Taschenspieler ist."

Frankfurt a. M., b. Esslinger: *Grundzüge zur Erkenntniss der Natur des Menschen.* Als Einleitung zu einer pragmatischen Physik des Menschen und seiner Welt, am Leitfaden der Natur und ihrer Geschichte. Allen philosophischen Naturforschern und Aerzten gewidmet. 1801. 129 S. 8. (12 gr.)

Rec. befindet sich in einiger Verlegenheit, wie er vorliegendes Buch seinen Lesern ankündigen soll. Auf der einen Seite leuchtet daraus ein recht guter Wille des Vfs. hervor, der sich mit sich selbst, und andre wieder mit sich zu verständigen sucht; auf der andern Seite aber scheinen diese Verständigungen manchmal schwülstig, manchmal trivial, manchmal auch verständig und gut. Am besten charakterisirt sich gewiss die Schrift durch einige ausgehobne Stellen.

„Ueber die Sterne hinaus in die der Wahrnehmung entzogenen Räume unendlicher Welten, die nur die rasche Fantasie erfasst und versinnlicht, führt mich mein Geist rastlos fort, reihet Körper an Körper, Sonne an Sonne und schafft, ungeachtet dieses hohen Fluges, ungeachtet der unvergleichbaren Schnelligkeit, mit welcher ein leichter Gedanke Myriaden von Weltgebäuden durchblickt, meinem Herzen dennoch keine Beruhigung, lässt es immer ohne irgend eine Stütze seinen Trost in sich selbst suchen, und — wie oft! — auch da nicht finden, weil ich in ihm zu fest auf einen sturmgeschützten Hafen rechnete, den ich doch nicht immer durch thätiges Streben nach Wahrheit vor allen Unfällen zu sichern unternahm. Der hohe Schwung des Geistes reisst das etwas trägere Thun des Menschen (der Geist und der Mensch sind also dem Vf. zwey Personen?) mit sich fort, oder er lässt es vielmehr gar nicht zur Aeusserung in der sichtbaren Welt gelangen und die Ideale schweben nach dem Naturgesetze ihrer geringeren Masse und ungeheuern Entfernung in unerreichbaren Höhen über dem Menschen, der da in der Sfäre der Erde handeln und wirken soll. Aber nicht zufrieden mit diesem *salto mortale* in Gegenden, wohin uns vielleicht ein erfinderisches Genie, besonders durch die Benutzung und kunstreiche Anwendung verschiedner Gasarten (?) noch mit der Zeit führen könnte, will sich das Denken auch über die Gränzen aller Welten hinaus noch Raum schaffen und kann damit nichts anderes zuwege bringen, als einen in sich selbst geschlossenen Kreis, ein Bild des Ewigen, aber aus dem Gebiete des Herzens und der Empfindung gerissen; den ununterbrochenen Lichtkreis des Parmenides, ohne auch nur einem einzigen Erdenwesen Tag in die Seele zu leuchten; die Sfäre des Xenophanes, ohne bey ihrem ewigen Einerley irgend eine Spur von Leben innerhalb ihrer Gränzen zu hegen; denn selbst diese Gränzen sind unendlich und leiden keine Einschränkung, sie mag auch kommen woher sie wolle." (S. 3. 4.)

„Das, was wir den Menschen nennen, (S. 18. folg.) äussert sich in so mannichfaltigen Gestalten, an so verschiednen Orten und unter so vielseitigen Verhältnissen, dass man wohl auf unsrer Erde dem möglichen Spielraum dieser Aeusserung nirgendwo Gränzen setzen möchte. Diese Reichhaltigkeit zeigt sich in der ganzen Verbreitung des Menschengeschlechts, zeigt sich im Kind wie im Greis, im Fortschreiten, wie im Rückgang der Cultur. Wir könnten schon aus dieser vielgestalteten Thätigkeit des Menschen, aus seinen ungemessnen Gesichtspunkten und Richtungen in der Gesellschaft sowohl, als aus den unzähligen Veränderungen, Umstaltungen u. s. w., die er in seinem Wirken auf die Natur vornimmt, mit Recht auf eine grössere Ausdehnung seiner Kräfte schliessen, wenn wir auch gar nicht gesinnt wären, die Zusammenreihung dieser Thatsachen und ihre Gesetze zu entwickeln. Man wird mir nun auch auf die eben vorgeschlagne Art die Denkkraft einräumen, besonders, da ich mir von dem Idealisten z. B. nichts anderes erbitte, als was er selbst für sein Erstes und Letztes, für sein Alles hält. Der Mensch kann vermittelst derselben das unendliche Triebwerk jener Veränderungen, die ihm das allgemeine Gefühl als ein Ganzes angekündigt hat, näher erforschen, zergliedern, weit genauer und umfassender, als irgend ein bekanntes und begreifbares Wesen. Ob die Kräfte des Menschen hinlänglich sind, alle Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen, scheint eine sonderbare Frage u. s. w."

„In

„In einem *Versuch über die allgemeine Fysik* (S. 114. folg.) wird der Vf. die Resultate seiner Untersuchungen zusammen fassen, die sich von der Grundlage der Natur des Menschen aus, über seinen ganzen Erkenntniss- und Wirkungskreis ausdehnen. Allgemeine Fysik möchte er nie als eine willkührliche Abtheilung im menschlichen Wissen, als eine höhere Kunst, wie z. B. Experimentalfysik, Chemie, Mechanik u. s. w. angesehen haben; sie ist ihm eine nach den Gesetzen der Vernunft geordnete Darstellung der Natur. . . . . Die Entwickelung solcher Grundgesetze der Natur, d. h. der sämmtlichen Verhältnisse des Menschen, wird den Gegenstand des *Ersten* Buchs der allgemeinen Fysik ausmachen. . . Im *Zweyten* Buch kommen Beyträge zur allgemeinen Fysik. Mehr können die Nachforschungen des Menschen nicht gewähren, und es wäre vermessen, von den Kräften *eines* Individuums etwas zu versprechen, was die Gesammtheit dieser Kräfte bisher noch nicht vermochte. . . . Der Vf. wird die Theoreme der Fysiker über das Licht nach den Angaben der Geschichte prüfen. . . . Die Darstellung des *Baues* der Erde wird es beweisen, dass sie solche Bildungen haben muss, wie sie dieselben wirklich hat. . . . Endlich wird die Organisation des Menschen untersucht, und mit jener der übrigen lebendigen Wesen verglichen, es wird durch ein fysisches Gemälde der Verrichtungen des menschlichen Leibes dargestellt werden, wie das ganze organische Gebilde nur in einer Entwickelung des ursprünglichen Lebenstriebes, dessen Endursachen ausser dem Kreise menschlichen Nachforschens liegen, besteht, und wie unnütz alle Bemühungen sind, diesen dem Menschen ursprünglich durch eine höhere Kraft eingepflanzten Charakter fysisch erklären zu wollen u. s. w."

Unsers Wissens ist seit Herausgabe dieser Einleitung keine Physik (wie richtiger statt *Fysik* geschrieben werden sollte) nach diesem ausführlichen Plane des Vfs. erschienen.

PÄDAGOGIK.

Weissenfels u. Leipzig, b. Böse: *Literaturgeschichte der sämmtlichen Schulen und Bildungsanstalten im Deutschen Reiche. Zweyter* Theil. Nebst Nachträgen zum ersten. Nach alphabetischer Ordnung bearbeitet von *Joh. Dan. Schulze*, D. u. Lehrer der Philos. auf der Univ. zu Leipzig, (jetzt Conrector zu Luckau in der Niederlausitz). 1804. 460 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der zweyte Theil dieses Werks bleibt dem ersten, von uns in diesen Blättern (1805. Num. 33.) angezeigten, ganz gleich, und zeichnet sich wie jener, zu welchem die fleissig gesammelten Nachträge gehören, durch Fleiss und Genauigkeit sehr vortheilhaft aus. Zwar kann eine über alle Artikel sich erstreckende Vollständigkeit eben so wenig schon jetzt erwartet werden, als dass auch gar kein Ort fehlen sollte, wo eine Schule oder Bildungsanstalt von literarischer Publicität vorhanden wäre: denn diess ist der erste alles umfassende Versuch in diesem Fache. Aber es ist schon alles Lobes werth, dass so manche Artikel aufgeführt sind, welche der Vollständigkeit im hohen Grade sich nähern, als Naumburg; Neisse; Nördlingen, doch nur bis auf Beyschlags Abgang nach Augsburg; Nürnberg; Oehringen; Oels; Oesterreich, wo jedoch die ganz neuen Einrichtungen noch nicht berührt sind; Osnabrück; Pforte; Pommern: Prag; Preussen; Sachsen u. s. w. Zu Nachträgen wird die Aufmerksamkeit des Vfs. und die Zeit noch in der Folge Stoff genug liefern, und wir hätten lieber gesehen, dass der Vf., anstatt mit dem Nachtrage zu eilen, einige Zeit gewartet hätte, um alsdann denselben nicht nur vollständiger zu liefern, sondern auch über beide Theile auszudehnen. Einige Artikel verdienen solche Nachträge, als Nassau-Saarbrück, wo der wahrscheinlich noch lebende Rector u. Prof. *Kieffer* mehrere Programme geschrieben hat. Was nach der Trennung dieser Gegend vom deutschen Staatskörper dort in Schulsachen vorgefallen ist, gehört in diese Literaturgeschichte freylich eben so wenig, als das in Speier, Worms u. s. f. veränderte Schulwesen. Von Oldenburg ist noch sehr vieles nachzutragen: es fehlen viele Programme des 1796 verstorbenen Rectors u. Prof. *Manso*, und seines Nachfolgers *Ahlwardt;* so auch bey Otterndorf und Neu-Ruppin. Bey diesem fehlen die Programme des jetzigen Rectors *Henrici*, und die Nachweisung auf die geschichtlichen Notizen, diese Schule betreffend, in *Stuvens* und *Lieberkühns* gesammelten Schulschriften. Sehr leer ist Ostfriesland ausgegangen; freylich wohl nicht mit Unrecht. Indess gibts dort doch einige gelehrte Schulen, und hoffentlich wird die Zeit auch dorther Stoff zum Nachtrage liefern, wenn diese Provinz endlich einmal so glücklich ist, eine gute gelehrte Schule zu erhalten. Bey Warschau konnte des neuen Reglements für das königliche Lyceum daselbst noch nicht angeführt werden, weil es vom Jahre 1804 ist. Ueber Weimar sind die Nachrichten ungemein vollständig; doch fehlen seltsamer Weise alle Prolusiones von *Böttiger*, die doch bekannt genug sind, und vor vielen angeführt zu werden verdienten. Der Artikel Wilsnack in der Priegnitz konnte füglich wegbleiben: denn die aus Matth. Ludecus Historia von der Erfindung, Wunderwerke und Zerstörung des vermeinten heiligen Blutes zur Wilssnagk angeführten Schriften betreffen gar nicht die Schule daselbst, welche auch nur eine ganz gemeine Trivialschule ist; jedoch sehr bald und leicht eine zweckmässige Bürgerschule werden könnte, da sie zwey Lehrer und einen wohlhabenden Patron an dem H. Johanniterritter von Saldern hat.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 6. Februar 1806.

NATURGESCHICHTE.

London: *A Synopsis of the brittish Confervae*, by *Lewis Weston Dillwyn*, F. L. S. Fasc. *III.* cont. 9. highly magnified Drawings, coloured from nature, with descriptions. 1802. gr. 4. (9 Sh.) Fasc. *IV.* cont. 6. Drawings. 1802. (5 Sh.)

Göttingen, b. Dieterich: *Grofsbritanniens Conferven*, nach *Dillwyn*, für deutsche Botaniker bearbeitet von *D. Friedr. Weber* und Dr. *D. M. H. Mohr. Drittes* Heft. mit 6 Kupf. *Viertes* Heft. mit 3 Kupf. 1805. 64 u. 16 S. 8.

Mit der Abficht und dem Werthe des englifchen Werks hat Rec. bey der Anzeige der beiden erftern Fafcikel (A. L. Z. 1804. Num. 75. S. 593—597.) die Lefer bekannt gemacht, und fügt daher jetzt nur hinzu, dafs die Abbildungen in diefen beiden Fafcikeln denen in den erftern an Schönheit und Genauigkeit nicht nachftehen.

Auf einem dem *dritten* Fafcikel vorgehefteten Blatte entfchuldigt fich Hr. *D.*, dafs die Erfcheinung diefes Fafcikels durch Handelsgefchäfte, die er, als er diefes Werk anfing, nicht vorher fehen konnte, verzögert worden fey. Ueberdiefs gefteht er fich felbft, dafs er mit der Herausgabe des erften zu fehr geeilt habe und dabey nicht hinlänglich mit den Schwierigkeiten bekannt gewefen fey, die bey der Verwirrung der Schriftfteller über diefe Gattung und bey der Nothwendigkeit, viele neue Arten aufzuftellen, verbunden find. Der Vf. hat daher feinen Plan ändern müffen; und wird in Zukunft alle vier Monate einen Fafcikel, der nur fechs Arten enthalten foll, heraus geben und zu der regelmäfsigen Ausführung diefes Plans hat er bereits die nöthigen Einrichtungen getroffen.

Die nähere Anzeige der in diefen beiden Fafcikeln abgebildeten Arten übergehen wir auch hier, da in dem deutfchen Werke, welches wir gleich ausführlicher durchgehen wollen, die Arten unter denfelben Namen und in derfelben Ordnung folgen.

Die Vff. des deutfchen Werks, die fich jetzt faft ausfchliefslich (vorzüglich Hr. Dr. *Mohr*) dem Algenftudium widmen, fuchen auch in diefen Heften über die Phyfiologie der zartern Wafferalgen, durch die Benutzung der neueren Beobachtungen in Verbindung mit den ihrigen, ein gröfseres Licht zu verbreiten. Sie verdienen dafür den Dank ihrer Algologen; nur ift es zu bedauern, dafs bey der oft verfchrobenen Schreibart (vorzüglich in der Einleitung zu diefen Heften) es auch dem fachkundigen Lefer fehr fchwer wird, den wahren Sinn heraus zu bringen, wovon wir nur S. 11. und 12. zum Beweife anführen wollen. Ferner mufs Rec. fie vor einen Fehler warnen, der der Erweiterung der Wiffenfchaft oft fehr nachtheilig ift, nämlich nicht zu fchnell in ihrem Urtheile zu feyn, vorzüglich bey der Beurtheilung der Arten, nach trockenen, ihnen zu Gefichte gekommenen, Exemplarien. Wie leicht es fey, folche zarte Naturproducte, deren Unterfcheidungszeichen gröfstentheils nur von dem innern Bau im lebendigen Zuftande entlehnt werden müffen, im trocknen Zuftande zu verwechfeln, ift einem jeden Algologen aus eigner Erfahrung bekannt.

In der Einleitung (bis S. 38.) theilen die Vff. nach Hn. *Vaucher* bekanntem Werke (*Hiftoire des Conferves d'eau douce.* 1803) und nach einem, bisher noch ungedruckten, Auffatze des Hn. Dr. *Treviranus* in Bremen, „von dem Baue der kryptogamifchen Waffergewächfe" Bemerkungen über die Eintheilung der eigentlichen Conferven in gewiffe Gruppen nach ihrer innern Structur mit, wovon fie indeffen felbft geftehen, dafs in der Folge, nach mehrern Auffchlüffen über diefen dunkeln Theil der Naturforfchung, ihre Meynung vielleicht mannichfaltig modificirt, ja wohl gar ganz umgeändert werden dürfte. Da uns diefer Auffatz, den die Vff. in dem nächften Stücke ihres *Archivs für die fyft. Naturgefchichte* mittheilen wollen, noch nicht zu Geficht gekommen ift: fo ift es auch nicht wohl möglich, aus den hier gelieferten Bruchftücken richtige Refultate zu ziehen. Wenn Rec. nach mehrmaligem Durchlefen diefer Einleitung die Meynung der Vff. einigermafsen errathen hat: fo fcheint daraus zu erhellen, dafs Hr. Dr. *Treviranus* auch bey folchen Confervenarten, die mit wahren Abfätzen (*genicula vera*) verfehen find, innerhalb der Röhre, woraus die Conferve befteht, cylindrifche, an beiden Enden gefchloffene, abgerundete und mit einer Körnermaffe mannichfaltig angefüllte *Schläuche* (*Utriculi*) annehme. *Mertens* und *Roth* beobachteten bisher folche *utriculi matricales* nur bey folchen Arten, die keine wahre Abfätze

Absätze haben, bey denen die scheinbaren und also falschen Absätze nur durch die Enden der Schläuche erzeugt werden; daher jene, je nachdem die Enden sich unmittelbar berühren, oder sich von einander entfernen und durchsichtige Zwischenräume bilden, einen dunkeln, undurchsichtigen oder hellen und durchsichtigen Ring in der äussern Röhre bilden. Die Abbildungen in den beiden vorhergehenden Fascikeln dieses Werks der *Conferva flexuosa* Tab. 10, *C. glomerata* Tab. 13, *C. fracta* Tab. 14. und der *C. repens* Tab. 18. geben hiervon anschauliche Beweise. Rec. würde zu voreilig urtheilen, wenn er behauptete, dass diese vom Hn. Dr. *Treviranus* geäusserte Meynung sich wahrscheinlich nur auf eine *fallacia optica* gründe. Er kann indessen versichern, dass, ungeachtet er sich seit einigen Jahren mit der Untersuchung der innern Structur der zarteren Wasseralgen, durch Hülfe eines sehr guten Mikroskops, beschäftigte, ihm noch nie bey den mit wahren Absätzen versehenen Confervenarten dergleichen *Utriculi matricales* zu Gesicht gekommen sind. Dass aber selbst die Vff. bisher noch keinen ganz richtigen Begriff von den *Utriculis matricalibus Mertens* und *Roth* hatten, scheint daraus zu erhellen, dass sie theils in dieser Einleitung so unbestimmt von denselben reden, theils den oben namhaft gemachten Conferven in den Diagnosen wirkliche Absätze zuschreiben und theils dass sie bey der von *Dillwyn* so genannten *Conferva littoralis* im dritten Hefte Taf. 31. von *utriculis matricalibus* reden, wo Rec. wenigstens bisher dergleichen nicht entdecken konnte. Hoffentlich haben wir bey der Erscheinung des Treviranischen Aufsatzes in der Folge Gelegenheit, uns von der in derselben geäusserten Meynung deutlicher zu unterrichten und näher darüber zu erklären. Die Vff. glauben, nach S. 19. aus dem Vorhergehenden erwiesen zu haben, dass die *Batrachosperma* und *Rivulariae Roth* oder die *Familie Batrachospermum Vaucher*, von der Gruppe der übrigen ästigen, wahrhaft gegliederten, krautartigen, Conferven keineswegs verschieden seyn. Sie meynen daher für jetzt, S. 25. „dass die in einen einzigen Haufen zusammen fallenden Ectospermen und Batrachospermen *Vaucher* mit den zahlreichen Arten, die der Kategorie der *Conferva glomerata*" (die in dem Vorhergehenden als ein fester Punkt aufgestellt worden ist, von dem sie bey ihrer ersten Betrachtung ausgehen könnten) „folgen, die eine, die Conjugaten des *Vaucher* hingegen die andere sehr ausgezeichnete Gruppe ausmachen, in welche die grosse Familie der von Hn. Dr. *Treviranus* allein für Conferven künftig angenommenen Arten von Wassergewächsen zerfällt."

Am Schlusse der Einleitung (S. 31—38.) liefern die Vff. Berichtigungen zu den beiden erstern Heften dieses Werks, wovon wir das Wichtigste hier mittheilen wollen. Nach Hn. Pred. *Trentepohls* Bemerkung ist die *Conf. spiralis Dillwyn* Heft 1. Tab. 3. mit *C. spiralis Roth Cat. bot.* Fasc. II. p. 202. eine Art, wozu aber nicht die *C. iugalis Flor. Dan.*, *C. bullosa Hedw. Theor. Gen.* und *C. scalaris Roth* gezählt werden dürfen. Diese drey letzten Synonyme mit *C. iugalis Dillwyn* müssen zur *C. setiformis a. Roth* gerechnet werden; dagegen muss *C. serpentina Müller* unter *C. spiralis* ganz wegfallen, die zur *C. genuflexa Roth* gehört. Die *Conf. capillaris Roth* halten die Vff. für eine unbedeutende Abart der *C. capillaris Dillwyn*, oder *C. Linum R.*, ungeachtet die erstere einen ungleich zartern und verschiedenen Bau hat. Sehr auffallend war Rec. die Behauptung, nach Hn. Dr. *Treviranus*, dass die *Conf. atra Dillw.* Tab. 11. nur eine, jedoch merkwürdige, Abart der *Conf. gelatinosa* oder *Batrachospermum Roth* seyn soll, da doch die ganze Structur der Fäden und vorzüglich der Absätze, wenn anders die Dillwynsche Abbildung richtig ist, sich so weit von *C. gelatinosa* entfernt. Auf solche Weise könnte man noch mit grösserm Rechte die *C. mutabilis R.* auch für eine Abart der *C. gelatinosa* ausgeben, welches die Vff. doch schwerlich zugeben werden. *Conf. crystallina* und *pura Roth* sollen nach Hn. *Mohr Obs. bot.* p. 42. zu *C. glomerata Dillw.* oder *cristata Roth* gehören. Sollte Hr. *Mohr* hier wohl genau auf die Vertheilung der Aeste und Aestchen der von *Roth* beschriebenen Arten geachtet haben? Bey *C. glomerata* gehen sie fast durchgängig einseitig und einzeln, bey der *C. crystallina* im Gegentheil büschelweise und fast quirlförmig hervor; auch sind bey dieser die scheinbaren Glieder noch einmal so lang, als bey *C. glomerata.* Sollten solche Unterschiede nicht hinreichen, beide als verschiedene Arten zu betrachten? — Zur *Conf. repens Dillw.* Tab. 18. wird *C. violacea Roth* gerechnet, ungeachtet beide in der Länge ihrer scheinbaren Glieder, die von den *utriculis matricalibus* gebildet werden, so sehr von einander abweichen. Wir kommen jetzt auf die in diesen Heften abgebildeten und beschriebenen Arten.

Drittes Heft. Taf. 21. *Conferva diffusa Roth Cat. bot.* Fasc. 2. p. 207. Tab. 7. Die Vff. lassen es bis jetzt noch in Zweifel, ob dieses krypt. Wassergewächs sich in der Folge als dauerhafte Art von *Conf. glomerata* oder dem *Ceramium densum Roth* hinreichend unterscheiden werde. (Nach dem innern Baue scheint es allerdings mit der *Conf. glomerata* sehr nahe verwandt zu seyn; ungleich weniger aber mit dem *Ceramium densum R.*, dessen Aeste und Aestchen beständig gegen einander über stehen.) Taf. 22. *Conferva distorta Flora Dan.* Tab. 820. (*Oscillatoria distorta* der Vff.) Diese schöne Art gehört zu der von *Vaucher* aufgestellten Gattung *Oscillatoires*, deren Fortpflanzungskörner an der innern Wand der Röhre, in gewissen, einer jeden Art eigenthümlichen, Entfernungen, Ringe bilden und daher von den Vff. in den vorigen Heften unter den Namen *Confervae annulatae* begriffen wurden. Taf. 23. *Conferva rupestris Linn.* Hierzu werden *Conf. glauca* und *virgata Roth*, wie auch *Ceramium asperum R.* als Synonyme gezogen. Bey dieser Art erklären die Vff. die Erscheinung, die Hr. *Dillwyn* bemerkte, dass nämlich die *genicula*, ehe die Pflanze an die Luft kommt und die inwendig enthaltene Masse zusammen gefallen ist, dunkler wie die *articuli*

erscheinen,

erscheinen, ganz richtig durch die unmittelbare Berührung und das nachmalige Auseinandertreten der platten Enden der Fruchtschläuche. Taf. 25. *Conferva atrovirens filamentis rigidiusculis ramosis: ramis divaricatis subsecundis utrinque attenuatis apicibus obtusiusculis: dissepimentis pellucidis: articulis brevissimis tripunctatis.* Eine neue Art, die Hr. *Dillwyn* an nassen Felsen entdeckte, die den Fluss *Dylais*, nahe bey *Neath*, einschliessen. Nach der Lage der Fruchtkörner hat sie eine grosse Aehnlichkeit mit der *Conf. atropurpurea Mertens.* Taf. 24. *Conferva pectinalis Müller (C. bronchialis Roth)* und Taf. 28. *Conferva flacculosa Roth.* Die Vff. halten diese beiden, von *Roth* und *Dillwyn* als verschiedene Arten beschriebenen, Naturproducte für eine Art, nachdem sie im verwichenen Sommer beobachteten, dass die erstere in dem Zustande, wie sie *Müller* als *pectinalis* beschrieben hat, vor ihren Augen unter dem Mikroskope also nach und nach auflöste, dass sie die *Conferva flacculosa Roth* oder der *Polype à Charnieres* des *Girod-Chantrans* wurde. — Rec. ist nicht im Stande, über diese scheinbare Paradoxie zu urtheilen, da ihm eine ähnliche Erscheinung noch nie vorgekommen ist. Indessen muss er es billigen, dass die Vff. diese Naturproducte zweifelhaft zur Gattung Conferve rechnen. Hr. *Dillwyn* sagt selbst von der *Conf. flocculosa*, dass er es sich kaum erlauben könne, ihr einen Platz unter den vollkommenen Naturproducten anzuweisen. Der verst. Prof. *Draparnaud* zu Montpellier hatte für die *Conf. flocculosa* den Gattungsnamen *Bacillaria* festgesetzt. Taf. 26. *Conferva decorticans (Oscillatoria nigra Var. Vaucher).* Als die Vff. in dem zweyten Hefte S. 23. von der *Conf. limosa Dillw.* handelten, war ihnen diese Alge hinlänglich bekannt und sie hielten sie schon damals für eine Abart der *Oscillatoria nigra Vaucher (C. limosa Dillw.).* Bey dieser Gelegenheit warnen sie, diese Abart mit *Oscillatoria vaginata Vaucher (Conf. amphibia s. atra Roth)* zu verwechseln, die dieser sehr ähnlich ist, sich aber durch einen ähnlichen Geruch, den die *Jungermannia graveolens Schrad.* hat, sogleich unterscheidet. Taf. 27. *Conferva comoides: filamentis tenuibus ramosis: ramis sparsis remotiusculis apice acuminatis: dissepimentis parum contractis, fere obsoletis.* Auf verschiedenen Seealgen und an den Felsen bey *Swansea.* Hr. *Dillwyn* glaubt, dass diese nicht seltene neue Art bisher übersehen oder für eine junge *C. littoralis* gehalten worden sey. Unsere Vff. sagen, dass ihnen nach den Abbildungen von dieser Art keine Seeconferve bekannt sey, zu welcher sie zu bringen wäre, wenn sie nicht etwa mit einer andern neuen Art, die sie *Conf. araneosa* nennen, verwandt seyn sollte. Taf. 29. *Conferva fluviatilis (Polyspermum fluviatile Vaucher).* Hr. *Dillwyn* vereinigt nach Linné und andern Botanikern die *Conferva Dillenii* Tab. 7. fig. 47. und 48. oder *C. fluviatilis* und *torulosa Roth*, weil er beide Arten auf einer Basis gefunden zu haben glaubt. Die Vff. des deutschen Werks trennen mit Recht beide wieder von einander und berichtigen die Synonymie. Auch nach ihrem innern Bau unterscheidet sich die *C. fluviatilis* hinlänglich von der *C. torulosa*, wie Hr. *Mohr* in dem Schraderschen Journale für die Bot. Band 3. St. 2. S. 313. 1805. deutlich gezeigt hat. Letztere wächst immer auf Steinen, erstere dagegen nur an Holz. An der innern Seite des röhrenförmigen Fadens sitzen, bey *C. fluviatilis* in den knotigen Wülsten, bey der *C. torulosa* in den zusammen gezogenen Zwischenräumen, die Fortpflanzungsorgane, welche in schnurförmig an einander gereiheten, ovalen, inwendig punktirten, Körnern bestehen, wovon auf dieser Tafel fig. a. b. c. die Abbildungen nach Hn. *Vaucher* mitgetheilt sind. Diese besondere Structur der Fortpflanzungsorgane bewogen auch Hn. *Vaucher*, aus diesen beiden Conferven eine eigne Gattung zu machen, die er *Polyspermes* nannte. Die Vff. bemerken ganz richtig, dass die Dillwynsche Abbildung auf dieser Tafel der Natur nicht so gut entspreche, als die von *Dillen* und *Vaucher.* Taf 30. *Conferva nana filamentis ramosis minutissimis: ramis ramulisque subalternis acuminatis: dissepimentis pellucidis: articulis cylindricis.* Eine bisher noch nicht bekannte Art, welche Hr. *Dillwyn* im Herbste auf einer zerstörten Conferve fand, die er für *Ceramium caespitosum Roth* hielt. Taf. 31. *Conferva littoralis.* Wir können nicht begreifen, wie Hr. *Dillwyn* dazu kommen mochte, hier das *Ceramium Confervoides Roth* mit dessen *Ceramium tomentosum* zu verwechseln, und wundern uns um so mehr, dass die Vff. des deutschen Werks diesen Irrthum nicht bemerkt und berichtigt haben. Beide Algen sind in ihrem Baue und der Gestalt der Kapseln zu verschieden, als dass sich so leicht eine Verwechselung vermuthen liesse. Als wir die hier gelieferten Abbildungen zuerst erblickten, erkannten wir sogleich darin das *Ceramium tomentosum a. Roth Flora Germ.* Tom. 3. Pars 1. pag. 468. und wir können versichern, dass diese Abbildungen sehr gut gerathen sind. Wenn wir auch annehmen wollen, dass vielleicht in dem Linneischen Herbarium unter dem Namen *Conferva littoralis* sich das hier abgebildete *Ceram. tomentosum* befinde: so passt doch auf keinen Fall das von *Linné* angeführte Synonym des *Dillen* Tab. 4. fig. 19, welche das *Ceramium Confervoides R.* sehr schön vorstellt, sondern vielmehr *Dillen* Tab. 3. fig. 12. Die Vff. des deutschen Werks beobachteten zwar an einem vom Hn. Prof. *Mertens* erhaltenen Exemplare des *Cer. Confervoides* die von *Roth* beschriebenen schotenförmigen Kapseln, glauben aber, dass dieselben die so genannten *Vesiculae spermaticae* seyn möchten, und dagegen Hr. *Dillwyn* die wahren Fruchtkapseln zuerst entdeckt habe. — Hieraus erhellet offenbar, dass die Vff. auf den übrigen Bau dieser beiden Algen zu wenig Rücksicht nahmen. Bey dem *Ceram. Confervoides* findet man die Aeste und Aestchen büschelweise beysammen, die Absätze *(genicula)* sind etwas zusammen gezogen und die dazwischen befindlichen Glieder *(articuli)* rundlich, die schotenförmigen Kapseln sitzen an den Seitenästen grösstentheils wechselsweise auf Stielen mit ihnen von gleicher Länge. Bey dem *Ceram. tomentosum*

mentosum gehen die Aeste und Aestchen gröſstentheils wechſelsweiſe und immer einzeln hervor, wie auch *Dillwyn's* Abbildungen deutlich zeigen; die Abſätze haben mit den Gliedern einen gleichen Durchmeſſer und die kugelförmigen, ungeſtielten Kapſeln ſitzen einzeln und zerſtreut an den Hauptfäden. Bey dieſen Algen, ſo wie bey einigen andern Ceramien, findet man oft die Endſpitzen der Zweige unregelmäſsig aufgeſchwollen oder aufgeblaſen und mit einer gallertartigen Maſſe angefüllt (wie vom *Cer. tomentoſo* auf dieſer Tafel fig. c. vorgeſtellt iſt). In dieſen aufgeblaſenen Endſpitzen möchte man vielleicht eher die *Veſiculae ſpermaticae*, oder die männlichen Befruchtungsorgane, zu ſuchen haben. — Taf. 32. *Conferva gelatinoſa* (*Batrachoſpermum moniliforme Roth excluſ. var. β.*).

(*Der Beſchluſs folgt.*)

Ulm, in d. Stettin. Buchh.: *Johann Friedrich Gmelin's Abhandlung von den giftigen Gewächſen, welche in Deutſchland und vornehmlich in Schwaben wild wachſen. Neue* unveränderte, mit einem Inhaltsverzeichniſs verſehene, Ausgabe. 1805. 228 S. 8. (12 gr.)

Ungeachtet bey dieſem Werke, wie ſchon der Titel ſagt, bloſs dieſer Titel und die Vorrede, nebſt einem Inhaltsverzeichniſs neu gedruckt ſind: ſo müſſen wir doch bemerken, daſs dieſes vor dreyſsig Jahren gedruckte Werk für unſre Zeiten keinesweges allen Werth verloren habe, indem der Vf. nicht nur die meiſten und gefährlichſten Giftgewächſe Deutſchlands genau und umſtändlich beſchrieben, ſondern auch mehrere Unglücksfälle von genoſſenen Pflanzengiften beygefügt hat, welche die giftigen Eigenſchaften derſelben auſser Zweifel ſetzen, und von der Nothwendigkeit der Kenntniſs der Giftgewächſe überzeugen.

ERDBESCHREIBUNG.

Bunzlau, gedr. b. Lindner: *Kurze Beſchreibung von Schleſien*, entworfen und zuſammen gezogen von *J. G. Meiſsner*, Senior des Steinauiſchen Kreiſes u. Pfarrer zu Bielwieſe. *Dritte* Auflage. 1805. 32 u. 392 S. 8.

Kurze geographiſche Abriſſe einzelner Länder ſind ein zu fühlbares Bedürfniſs, als daſs nicht jedes Buch dieſer Art, wenn es zweckmäſsig abgefaſst iſt, mit Beyfall aufgenommen werden ſollte. Dieſen verdient auch die gegenwärtige kurze Beſchreibung von Schleſien, die, ehe ſie noch auſserhalb des Landes bekannt wurde, ſeit 1795 die *dritte* Auflage erlebte (die *zweyte* erſchien bereits 1797). Der Vf. ſchöpfte überall aus guten Quellen, oft aus eigner Anſicht der Dinge, und verbindet mit zweckmäſsiger Kürze eine groſse Reichhaltigkeit von Materialien, denen in deſſen wohl eine angemeſſenere Stellung zu wünſchen geweſen wäre. Nachdem der Vf. vorläufig von Schleſien überhaupt gehandelt hat, beſchreibt er zuerſt das kaiſerl. öſterreichiſche Schleſien (S. 55—84.) und dann bis zu Ende das preuſsiſche Schleſien. In dieſem gröſsern Abſchnitte wird das Land zuerſt überhaupt behandelt nach Namen, Gränzen, Gröſse, Menſchenzahl, nach Charakter, Sprache, Kleidertrachten, Wohnungen, Sitten, Gebräuchen der Einwohner, dem Clima, Boden und der Fruchtbarkeit; dann ausführlicher nach den Producten, deren Gewinnung, Veredelung, Benutzung und daher entſtandener Vortheil (zugleich vom Handel, Maſs und Gewicht, S. 95—131.); kürzer wiederum nach den Ständen, der Religion, dem Schulweſen, den Landescollegien, Steuern und andern Einrichtungen; nach der Zahl der Städte und Dörfer, zuletzt nach dem Militäretat. Eine kurze Geſchichte der preuſsiſchen Regierung ſchlieſst dieſen allgemeinen Abſchnitt, dem die beſondern Abſchnitte über die einzelnen Fürſtenthümer u. ſ. w. folgen. Als Anhänge findet man noch die Biſchöfe und ein Regiſter der Städte, Flecken, Feldklöſter und einiger vorzüglich zu merkender Oerter mit der Entfernung von der Kreisſtadt, der Zahl der Häuſer und Menſchen und den Kämmereyeinkünften; ein Verzeichniſs der im preuſsiſchen Schleſien und in der Grafſchaft Glatz, ohne das Militär 1795 und 96 gezählten Menſchen, eine Populationsliſte von 1803, eine Tabelle von der Menſchenzahl im J. 1804 (2,048,621), ein Regiſter der Dörfer; eine Tabelle von der Menſchenzahl, dem Viehbeſtande und einiger Producte in den einzelnen Kreiſen, auf deren Rückſeite ein anderes über die Zahl der Städte, Flecken, Dörfer, Colonieen, Häuſer, Kirchen, Schulen, Vorwerke, Bauern, Gärtner, Mühlen, Bleichen u. ſ. w., der Landräthe, Marſchcommiſſare u. ſ. w. ſich findet. Auch gibt der Vf. noch hinter den Vorreden zu den bisherigen Auflagen einige Berichtigungen; Erhabenheit einiger Orte über die Meeresfläche nach der Höhenmeſſung des Hn. v. Gersdorf; eine Ueberſicht des ſchleſiſchen Handels 1804 und ein Verzeichniſs ſämmtlicher katholiſcher Ordensgeiſtlichen im preuſsiſchen Schleſien (in den männlichen Stiftern 967, in den jungfräulichen Stiftern 335).

* * *

Prag, b. Calve: *Katholiſches Gebet- und Erbauungsbuch im Geiſte der Religion Jeſu.* Verfaſst von *J. J. Natter*, Commandeur des ritterlichen Kreuzherrn-Ordens mit dem rothen Stern. *Dritte* verbeſſerte und vermehrte Auflage. 1804. XII u. 316 S. 8. (22 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Num. 243. und 1802. Num. 224.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 8. Februar 1806.

NATURGESCHICHTE.

LONDON: *A Synopsis of the brittish Confervae*, by *Lewis Weston Dillwyn*, u. s. w.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Grossbritanniens Conferven*, nach *Dillwyn*, für deutsche Botaniker bearbeitet von *D. Friedr. Weber* und Dr. *D. M. H. Mohr* u. s. w.

(Beschluss der in Num. 16. abgebrochenen Recension.)

Viertes Heft. Taf. 33. *Conferva elongata Huds.* Eine sehr schöne Art, wozu auch *Fucus diffusus Hudson* und *Esper Icon. Fuc.* Tab. 133. gehört. Die knorpelartige Haut, woraus die Röhre gebildet wird, ist mit Venen durchwirkt, die an den Absätzen anastomosiren und mit einer Flüssigkeit angefüllt sind, welche durch das Trocknen gegen die Mitte derselben zusammen fällt. Ausser den an den äussersten Enden der Aeste einzelnen Kapseln, wovon auf dieser Tafel eine vergrössert abgebildet ist (die aber so wenig die Vff. als Rec. jemals gefunden haben), sieht man im Frühjahr die äussere Oberfläche der Hauptäste mit kleinen kapseltragenden Büscheln besetzt, wovon die Vff. auf dieser Tafel fig. a. eine Abbildung mitgetheilt haben, die denen des *Fucus subfuscus* gleichen, mit welchem diese Alge sehr nahe verwandt ist. Hr. *Turner* erwähnt dieser Fruchtbüschel schon in seiner *Synops. of the brit. Fuci* pag. 352. Taf. 34. *Conferva rubra Huds.* Diese Seealge hat nach der Verschiedenheit des Standorts und des Alters ein ganz verschiedenes Ansehen. Da, wo sie Strömungen ausgesetzt ist, erscheint sie gestreckt und ruthenförmig, die Glieder sind nur am Grunde etwas verdickt; an ruhigern Stellen der See aber z. B. in der Ostsee, ist sie ausgebreitet und büschelich und mit dem zunehmenden Alter sind gewöhnlich die Glieder zwischen den Absätzen an den Hauptfäden und grössern Zweigen ganz aufgeblasen und geben denselben ein knotiges Ansehen. Im erstern Falle ist sie die *Conf. rubra Huds.* und *Ceramium virgatum Roth*; im letztern die *Conf. nodulosa Lightf.* und *Ceram. elongatum Roth Cat. bot.* Fasc. 2. pag. 178. Wir hätten gewünscht, dass die Vff. des deutschen Werks diese grosse Verschiedenheit des äussern Habitus bemerklich gemacht hätten, damit man sich die bisherigen Irrungen der Algologen bey dieser Art einigermassen erklären könnte. Auch in der Farbe ist sie sehr veränderlich. Nach dem Dillenschen Herbarium soll auch der *Fucus subfuscus Linn. Transact.* zu dieser Art gehören. Die Vff. finden zwischen dieser Alge und der *Conferva deusta Wulfen* eine grosse Aehnlichkeit und scheinen auch aus diesem Grunde die fig. a. auf dieser Tafel beygefügt zu haben. Rec. muss gestehen, dass er noch niemals einen ähnlichen Bau der Glieder bey der *Conf. rubra Huds.* gefunden habe, wohl aber bey dem *Ceram. violaceum Roth*, dem die *Conf. deusta* am nächsten kommt. Taf. 35. *Conferva aurea (Byssus aurea Linn.).* Die häutigen und vorzüglich die gegliederten Byssusarten, bey welchen man niemals eine Spur von Fortpflanzungstheilen an der äussern Fläche entdeckt, gehören mit dem grössten Rechte zu den Conferven. Bey der Untersuchung dieser schönen Alge im frischen Zustande unter dem Mikroskope beobachtet man sehr auffallend die unächten Absätze und Glieder, welche durch die innern Fruchtschläuche gebildet werden und in der Abbildung hier sehr schön vorgestellt sind, worüber aber die Vff. hier nichts weiter sagen. Rec. muss bemerken, dass *Byssus Iolithus Linn.* oder die *Byssus aurea β. Iolithus Roth Flora Germ.* Tom. 3. Pars 1. pag. 565. so vollkommen in ihrem ganzen Baue mit der hier abgebildeten *Conferva aurea* übereinkomme, dass sie kaum als Abart anzusehen sey. Auch diese verwandelt, durch das anhaltende Trocknen, ihre schöne rothe Farbe, mit dem Verluste des angenehmen Veilchengeruchs, in Aschgrau. Taf. 36. *Conferva coccinea Hudson.* Hierzu gehören *Conf. plumosa Ellis* und *Lightfoot*, wie auch das *Ceramium hirsutum Roth Cat. bot.* Fasc. 2. pag. 169. Tab. 4. Merkwürdig ist die Beobachtung des Hn. *Dillwyn*, dass die Kapseln im Junius, wenn sie reif sind, sich an der Spitze durch einen Riss öffnen und die Fruchtkörner mit einem Theil der sie umgebenden gallertartigen Masse durch die Oeffnung hervorgehen, welches auf dieser Tafel fig. C. sehr schön vorgestellt ist. Die von *Lightfoot* beschriebenen männlichen Exemplare, welche *Ellis* in den *Philosoph. Transact.* Vol. 57. Tab. 18. fig. C. c. besonders abgebildet hat, sind von Hn. *Dillwyn* noch nicht beobachtet worden. Er ist geneigt, ihre Verschiedenheit in dem höhern Alter zu suchen. Rec., der mehrere von diesen männlichen

chen Exemplaren des *Lightfoot* in feiner Sammlung befitzt, kann dieser Meynung des Hn. *Dillwyn* nicht beypflichten. Taf. 37. *Conferva villosa Hudf.* Diese Art gehört zu den *Confervis verticillatis*, wovon Hr. *Roth* in dem Schraderschen Journ. für die Bot. Band 2. S. 331. 1801. eine Monographie geliefert hat. Bey dieser Art theilen die Vff. vortreffliche Beobachtungen über eine andere, bey *Kiel* entdeckte, ihrer Meynung nach, ähnliche Art mit, nämlich über die *Conferva rhizodes Ehrhart Herb.* Bey dieser sowohl, als bey der *Conferva villosa Hudf.* werden die falschen Abfätze auf ähnliche Weise, als bey der *Mertensia lumbricalis Thunb. (Ulva Linn.)* durch *dissepimenta transversalia* gebildet. Nach den angeftellten und hier mitgetheilten Beobachtungen der *Conf. rhizodes* in Vergleichung der *Conf. villosa* halten die Vff. die erstere von der letztern nicht wesentlich verfchieden, ungeachtet bey der erstern die *rami alterni*, bey der letztern aber *oppositi* find. Wenn aber dieser Umstand ihnen nicht wichtig genug scheinen möchte, diese beiden Algen als besondere Arten von einander zu trennen: so muss Rec. sie auf einen andern aufmerksam machen, den sie übersehen zu haben scheinen. Bey der *Conferva villosa* find sowohl nach der Beschreibung und Abbildung *Dillwyn's*, als nach einem aus England erhaltenen Exemplare, die Aestchen, welche dieser Alge das haarige Ansehen geben und um jedes vierte oder fünfte Glied quirlförmig an dem Abfatz fitzen, wieder mit kleinern haarförmigen Aestchen besetzt. Bey der *Conf. rhizodes* fand Rec. an dem Exemplare, welches er aus *Ehrhart's* Sammlung erhalten hat, die quirlförmig um den Faden stehenden Aestchen jederzeit einfach. Taf. 38. *Conferva diaphana Lightfoot* und der *Flora Dan.* Tab. 951. Eine unter verschiedenen Gestalten erscheinende Art, die mit der *Conferva rubra Hudf.* sehr nahe verwandt ist und sich vorzüglich durch die durchsichtigen Glieder, die mit einem netzförmigen Gewebe durchwirkten Abfätze und durch die zangenförmig gestalteten Endspitzen unterscheidet. Hierzu rechnen die Vff mehrere Rothische Conferven, als *C. elegans, globulosa, moniliformis* und *fastigiata.* Auch die *Conf. ciliata Ellis* und *Lightf.* oder *Conf. pilosa Roth* soll hierher gehören und nur ein besonderer Zustand der *C. diaphana* seyn.

HALLE, b. Gebauer: *Der Naturforscher. Neun und zwanzigstes* Stück. 1802. 272 S. gr. 8. m. 4 K. in 4., wovon 2 ilhum. (1 Rthlr. 20 gr.) *Dreyssigstes* Stück. 1804. 102 S. gr. 8. (8 gr.)

Der gröfste Theil des *neun und zwanzigsten* Stücks dieser geschätzten Zeitschrift beschäftigt sich mit Infekten und Würmern. I. *Beschreibung eines langarmigen ungeschwänzten Affen aus dem Innern von Bengalen;* von *H. J. Le Beck*, Münzmeister in Batavia. Der *Simia longimana* verwandt. Es verdient damit der von Wurmb in dessen Merkwürdigkeiten aus Ostindien S. 255. N. 2. beschriebene Affe aus Java, den er *Wauwauw* nennt, verglichen zu werden. 2. *Beyträge zur Naturgeschichte der Eingeweidewürmer* von Dr. *J. Aloys Frölich*, wozu Tafel 1. und 2. gehören. Aufser zwey neuen Gattungen: *Rictularia*, deren Charakter so angegeben wird: Ein elastischer nadelförmiger Wurm, der Kopf knötchenlos gemündet; die Mündung rachenförmig; die Oberlippe gewölbt, sturmhutähnlich (helmförmig), fie enthält eine Art *Rictularia cristata* aus den dünnen Därmen der Waldmaus. — *Fimbriaria*, die andere Gattung von zwey Arten: *Fimbria Malleus*, die *Taenia Malleus* Goeze, und *Fimbria Mitra;* mit folgenden Gattungskennzeichen: Ein langgezogener, flacher, bandförmiger, ziemlich gegliederter Wurm; der Kopf undeutlich in einer manschettenförmigen durchsichtigen gefalteten, vorn abgestutzten und erweiterten Membran verborgen — findet man fieben und vierzig mehrentheils neue Arten aus den Gattungen Filaria, Trichocephalus, Cucullanus, Ascaris, Festucaria, Fasciola, Echinorhynchus, Hydatula (für Hydatigena Goeze, Vesicaria Müll. Bey Rudolphi heifsen die beiden Gattungen, worin er die Blasenwürmer theilt, Echinococcus und Cysticercus). — 3. Drs. *Studer* in Bern *Methode, die kleinen Insekten aufzukleben;* nämlich mit Hülfe einer Nadel, eines Pinsels und einer feinen Pincette werden die vorher getödteten Thierchen mit aufgelöster Oblate auf Papier geklebt und ihre Theile für die Unterfuchung hervorgezogen und gerichtet. — 4. *Anmerkungen über einige Insekten* von den Hn. *Tobias Koy* und *Moriz Johann Böhm* in Ofen, betreffen die Lebensweise von *Lethrus Cephalotes*, *Onitis Clinias*, *Aphodius coniugatus*, *Buprestis cyanicornis* und *Attelabus hungaricus.* — 5. *Nachtrag* zu Dr. *Frölicks Bemerkungen über einige seltene Käfer* im *sechs und zwanzigsten* Stück des Naturforschers. (Von Hn. *v. Schreber.*) Hierzu gehört Tafel 3. und S. 271. 272. Der berühmte Herausgeber hat die Infekten, von denen hier die Rede ist, jetzt felbst in feiner Sammlung, und hat theils die Beschreibungen ergänzt oder berichtigt, theils Synonyme und Bemerkungen nachgetragen, theils Abbildungen geliefert. Nr. 40. *Cetonia bicolor* hat viel Aehnlichkeit mit *Cetonia rufipes* Fabr. *C. quadripunctata* Oliv. und da diese unstreitig eine Melolontha ist: so möchte *Cet. bicolor* des Vfs. wohl auch zu dieser Gattung gehören. Nr. 52. *Erotylus sternicornis* ist nicht *Chrysomela pustulata* Oliv. Fabr., fondern der *Erotylus concatenatus* Fabr. Herbst., aber ganz richtig eine Chrysomela und kein Erotylus. Nr. 54. *Altica virginica* hat so genau den Bau einer Chrysomela aus der Familie von *C. Viminalis*, *Pallida* u. ähnl., dafs man fie trotz ihrer dicken Hinterschenkel ungern davon trennt. Sie ist der *Chrysomela stolida* Fabr. sehr ähnlich, und diese hat eben die dicken Schenkel. Nr. 55. *Cryptocephalus sanguinicollis* ist zwar *Cr. gracilis* Fabr. und Sturm, aber zugleich Abänderung von *Cr. minutus* und *pusillus* Fabr. Wenigstens kommen völlig ähnlich gefärbte Spielarten vom *Minutus* vor. Nr. 58. *Curculio conicus* ist wohl kein *Brachycerus*, wovon ihn die Bildung der Antennenkolbe, so wie Abweichungen des Körperbaues unterscheiden. Rec hat den aus Italien an ihn geschickten *Curculio antiodontalgicus*

talgicus Gerbi in keinem Punkte von dem deutschen Käfer verschieden gefunden. Nr. 63. *Prionus coriarius.* Da der Herausgeber die Irrungen, die hierbey Statt finden, zu heben gesucht hat, und diess ihm aus Mangel einer zur völligen Aufklärung der so lange verwirrten Käfer: *Coriarius*, *Laticollis* und *Imbricornis*, nothwendigen Art, nicht gelungen ist: so wollen wir versuchen, ob wir glücklicher darin sind. Es sind bisher drey Arten mit einander verwechselt, wozu wir noch eine vierte sehr ähnliche aus Georgien in Amerika rechnen könnten, die wir aber hier mit Stillschweigen übergehen. Die erste ist der europäische *Prionus coriarius* Fabr., *Cerambyx coriarius* Linné, Voet Col. II. tab. 3. fig. 9. 10; die zweyte der *Cer. laticollis* Drury 1. tab. 37. fig. 2. (nämlich unter der Annahme, dass diese Abbildung misslungen sey). Dazu gehört der von Hn. *Frölich* beschriebene *Prionus coriarius* aus Virginien, den Hr. *v. Schreber* vor sich gehabt und Tafel 3. fig. 12. hat abbilden lassen. Diesen hält Rec. für *Prionus brevicornis* Fabric. Syst. Eleuth. 260. 15. Die Männchen und Weibchen beider Arten unterscheiden sich nicht bloss durch die Grösse und den vorragenden After des Weibchens, sondern auch durch die Fühlhörner, die bey dem Männchen viel dicker, und die Glieder unterwärts blattförmig erweitert sind. Eben dieser Umstand und ein falsches Citat aus Rösel verleitete die Entomologen, in Linné's *Cer. imbricornis* den männlichen *Coriarius* zu erkennen. Die dritte Art ist der *Cer. imbricornis* Linn selbst. Er ist dem *Laticollis* Drury oder *Brevicornis* Fab. sehr ähnlich, und braun, aber durch die Fühlhörner von ihm, ja von allen bekannten Prionen unterschieden. Denn es ist kein Druckfehler, wie der Vf. vermuthet, dass Linné siebenzehn Blätter an den Fühlhörnern zählte, und dass er unter Blättern die Glieder der Fühlhörner verstanden habe. Wir haben zwey Stücke dieses Käfers vor uns, und jedes hat zwanzig Glieder an den Antennen, wovon die siebenzehn letzten blattförmige Fortsätze bilden. Wir kennen nur noch Einen bisher noch unbeschriebenen Käfer, der mehr als zwölf Glieder an den Fühlhörnern hat. Um so auffallender ist diese Erscheinung an einem Käfer, dem man die Fühlhörner nicht nehmen dürfte, ohne ihn leicht wo nicht mit *Laticollis*, doch mit jenem von uns erwähnten Georgischen Käfer zu verwechseln. Linné ist also gerechtfertigt und sein *Imbricornis* muss in das neuere System aufgenommen werden. Sein Citat aus Rösel ist falsch und gehört zum *Coriarius;* Gronov's Zoophyl. können wir nicht vergleichen; es scheint aber, dass Gronov den *Laticollis* beschrieben habe. Olivier scheint den wahren *Imbricornis* gehabt zu haben; uns fehlt die Tafel und Beschreibung, um darüber entscheiden zu können. Wenn der dritte Zahn an den Seiten des Thorax der Hinterwinkel ist: so stimmt diess mit der Natur des *Imbricornis* Lin. überein. Voets Abbildung Fig. 10. gehört zum männlichen *Coriarius*, nicht zum *Laticollis*. — Nr 84. *Callidium tomentosum* ist unstreitig *Stenocorus marylandicus* Fabr., der wirklich Stacheln an den Gliedern der Fühlhörner hat. — Nr. 91. *Mordella erythrogaster* ist nach Paykull der weibliche *Rhipiphorus paradoxus*. Diesem Aufsatze angehängt ist die Bemerkung, dass *Chrysomela dorsalis* Fab. Mant. eine Spielart und nicht das Weibchen von *Chr. Adonidis* ist. — 6. *Brahms* in Mainz *Bemerkungen über die von der Gattung Coccinella bey Mainz einheimischen Arten;* und 7. *Ebendesselben Bemerkungen über die von der Gattung Cassida bey Mainz einheimischen Arten.* Beide Aufsätze sind schätzbar, scheinen aber schon in einer frühern Epoche abgefasst zu seyn und können daher füglich von uns übergangen werden. — 8. *Ebendesselben Nachricht von einem vorgeblichen Insektenregen* — der in der Gegend von Dachsweiler, Stromberg und im Walde bey Bingen am 11ten und 12ten Februar 1799, so wie in mehrern Gegenden des Rheingaues, der Bergstrasse, bey Offenbach gefallen seyn sollte. Hr. *Brahm* erklärt diese Erscheinung ungezwungen daraus, dass die Insekten und ihre Larven (deren bey dem vorhergegangenen warmen Sommer eine ungewöhnliche Zahl war) und die sich wie immer, an den vor Nord- und Ostwinden gesicherten Orten vor der Winterkälte verkrochen hatten, durch das eingefallene warme Thauwetter hervorgelockt waren, und durch ihre plötzliche Erscheinung auf der Oberfläche bey dem Unkundigen den Gedanken erregten, dass sie herabgeregnet wären. — 9. *Ueber das Geschlecht* [die Gattung] *der Schmetterlinge*, die *Hybläen*, nach dem Systeme des Hn. Pr. *Fabricius* von Pr. *Esper*. Dazu Tab. 4, wo die hier beschriebenen Hyblaeae *rostrata*, *deflorata*, *saga*, *sagitta* und *liturata* Fabr. abgebildet sind. Hr. E. glaubt mit Recht, den Entomologen durch Kenntlichmachung dieser räthselhaften Gattung einen Dienst zu erweisen. Ihr Hauptkennzeichen setzt Fabricius in die langen, in der Mitte verbreiteten vorgestreckten Palpen und eine vorgestreckte spitze Lippe. Die Palpen finden wir bey mehrern Schmetterlingen z. B. bey *Noctua linogrisea* Fab. Esp. genau gleichgestaltet; aber die Lippe, die man bey keinem Schmetterlinge weiter antrifft. Hr. *Esper* bestimmt sie näher, indem er sagt, es sey der Theil, der den Mund von unten schliesse. Ob er sie selbst gesehen hat, ist nicht deutlich. Rec. gesteht, dass er sie nicht finden kann; einst täuschte ihn ein einzelner abgebrochner Vorderfuss; sollte der auch Fabricius getäuscht haben? oder meynt Fabricius den überragenden Haarschopf der Stirn, der bey *Sagitta* sehr auffallend ist? Denn nicht selten verstand er unter *Labium* auch die Oberlippe. Wir bemerken bey den hier beschriebenen Arten, dass *H. deflorata* nicht die wahre Fabricische scheint, oder die Beschreibung wäre äusserst mangelhaft; und dass *H. Saga* von Cramer Uitl. Cap IX. tab. 103. D. E. unter dem Namen *Phal. N. Puera* abgebildet ist. — 10 Hn. Stadtpfarrers *Luz* zu Schwaningen *Beyträge zur Naturgeschichte der Lepidopteren* — *Bombyx bicoloria*, *Cucullа*, *Noctua culta*, *Bombyx flexula*. — 11. *Miscellaneen entomologischen Inhalts* 2te Lieferung (von *Hoffmann*). Papilio Maturna, Argus, Sinapis, Bombyx lanestris,

Phalaena

Phalaena mundana und Noct. exoleta nach Esper. Bey solchen einzelnen, stets schätzbaren Beyträgen zur Naturgeschichte ist das weite Ausholen und der Wortschwall, der leider in vielen naturhistorischen Büchern zur Regel geworden ist, doppelt auffallend und unangenehm. Es ist zwar verzeihlich, wenn ein Liebhaber der Naturkunde seine Entdeckungen mit Vorliebe hegt und betrachtet, und sie in dem Augenblicke für wichtig hält; stellt er sie aber dem Leser so vor Augen: so darf er sich nicht beklagen, wenn dieser darüber lächelt. Uns fiel diese Bemerkung bey, als wir den Anfang von des Hn. *Lux* Beschreibung der Raupe der *Bombyx Cucullа* lasen, und wir setzen sie her, nicht um gerade diesem einen Vorwurf zu machen, sondern um überhaupt viele Naturliebhaber, die sich oft weit grössere Uebertreibungen und Umschweife zu Schulden kommen lassen, auf diese geschmackswidrige und zeitkostende Gewohnheit aufmerksam zu machen. — 12. *Ueber eine neue Thierart, welche die Gattungen Limax und Helix mit einander vereinigt, Helix Semilimax* von Hn. *d'Audebart Ferussac.* Dazu eine Abbildung Tafel 1. — 13. *Bemerkungen über einige Ceylonische Fossilien und ihre Schleifmethode* von *H. J. Le Beck.* Enthält das Verzeichniss der bey Mantolle, einem Ceylonischen Dorfe, das ehemals sehr ansehnlich gewesen zu seyn scheint, wie Ueberlieferungen und aufgefundne Alterthümer beweisen, gefundnen Geschiebe; eine Nachricht von 1795 herabgefallnen brennend-heissen Steinen, die der Vf. einem Erdbrande zuschreibt, die aber vielleicht zu den Mondsteinen gehören, worüber die Vergleichung der hier gegebenen Beschreibung Auskunft geben kann; und Anzeige der Schleifmethode der Muhamedaner in der Vorstadt von Columbo. — 14. Hn. *Le Beck Reise nach dem mineralischen Bade in Afrika*, welches von den Holländern *Swarte Bergs warme Bad* genannt wird, und 22½ deutsche Meilen vom Vorgebirge der guten Hoffnung entfernt ist.

Das *dreyssigste* Stück enthält ein doppeltes Register zu den Bänden ein und zwanzig bis neun und zwanzig; das erste die systematisch geordnete Aufzählung der darin vorkommenden Aufsätze; das zweyte von S. 15. an ein alphabetisches Register der darin enthaltenen Sachen und der Vff. der Aufsätze.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Jakobäer: *Beschreibung einiger See- und Landreisen nach Asien, Afrika und Amerika,* vorzüglich von Holland und England nach Batavia, Madras, Bengalen, Japan und China, ingleichen vom Vorgebürge der guten Hoffnung durch die Kafferey und die Wüste Sahara nach Aegypten. Von einem gebornen Aegyptier, *Zacharias Taurinius.* Mit e. Vorr. von *Joh. Jak. Ebert*, Prof. zu Wittenberg. *Erster* Theil. 1799. 318 S. *Zweyter* Theil. 1800. 350 S. *Dritter* Theil. 1801. 354 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Nur um der Vollständigkeit willen einige Zeilen auch von diesem Machwerk. Die A. L. Z. hat 1801. Num. 7. und in den Intelligenzblättern Num. 36. 39. 69. die Veranlassung gegeben, die Identität des berüchtigten *Dambergers* und dieses *Taurinius* zu entdecken und dadurch einen zu Leipzig und Wittenberg arbeitenden Buchdruckergesellen und dessen Helfershelfern ihre Fabrik von selbstgeschaffenen Reiseabenteuern zu zerstören. Damals waren von dem *dritten* Bande dieser Sammlung schon dreyzehn Bogen gedruckt; wie der Verleger in der vorgesetzten Vorrede anzeigt. Er gibt zugleich seine Gründe an, warum diese Reisen grösstentheils den Schein von Glaubwürdigkeit für ihn gehabt haben, durch welchen er, sie zu verlegen, bewogen werden konnte. Und hierüber ist Hr. *J.* unstreitig ganz gerechtfertigt. Die Sache selbst bedarf keiner weitern Untersuchung. Komisch genug aber ist die Art, durch welche der Zusammenstoppler sich am Ende (S. 353.) aus seiner Verlegenheit über die Dambergerische Reise heraus zu winden sucht. „Von hier an (von Haussa am Niger), sagt Er, beliebe der Leser *Dambergers Reise* nachzusehen, welches die Fortsetzung dieser Retourreise (aus Aegypten nach dem Cap) ist, nur mit der Veränderung [!!], dass diese Reise, welche eigentlich von Tombukto nach dem Cap ging, in Dambergers Reise so angegeben ist, als wenn sie von dem Cap nach Tombukto gegangen wäre. So ist auch daselbst die Jahrzahl verändert." Dergleichen „Veränderungen" nimmt sich denn freylich das Geschlecht der Damberger und Tauriniusse nicht übel, welches, nur in etwas feinern Zusammenstoppelungen, zahlreicher ist, als man denken sollte. Wie einst der eine Robinson *Robinsone aller Nationen* hervorgebracht hat: so gibt es unstreitig in unsern Zeiten, wo ohnehin bald Europa überhaupt, bald die einzelnen Städte und Länder von einzelnen Schriftstellern in Possession genommen werden, auch *Französische, Spanische u. s. w. Tauriniusse*, welche jede in ihrem Gebiete gemachte Reise als ein Eigenthum betrachten, das sie mit gewissen „Veränderungen" auf ihre werthe Individualität überzutragen wissen, ohne dabey den warmen Ofen zu verlassen. Für den zu Wittenberg entdeckten Taurinius, ominösen Andenkens, wurden jene von ihm beliebten Veränderungen die Ursache, dass er sich damals bey Nacht und Nebel der Policey aus den Augen zu rücken für räthlich fand. Seine feinern Seitenverwandten verstehen die Industrie besser.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 11. Februar 1806.

CHEMIE.

Erfurt, b. Hennings: *Systematisches Handbuch der gesammten Chemie* zur Erleichterung des Selbststudiums dieser Wissenschaft. Von D. *Johann Bartholomä Trommsdorff*, Professor der Chemie und Pharmacie, und Apotheker zu Erfurt, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. *Zweyter* Band. 1801. 608 S. *Dritter* Band. 1802. 424 S. *Vierter* Band. 1803. 776 S. *Fünfter* Band. 1803. 260 S. *Sechster* Band. *Angewandte Chemie.* 1804. 480 S. *Siebenter* Band. 1804. 568 S. 8. (Alle 7 Bände 13 Rthlr. 16 gr.)

Auch unter dem Titel: *Die Chemie im Felde der Erfahrung. Zweyter* bis *siebenter* Band.

Das Urtheil, das wir bey der Anzeige des ersten Bandes (A. L. Z. 1801. Num. 137.) gefällt haben, gilt auch von den übrigen; und daher haben wir hier bloss die Ordnung bemerkbar zu machen, in welcher die Gegenstände aufgeführt sind. Der *zweyte* Band beginnt mit dem *achten* Abschnitt, welcher für die Salze, ihre Eigenschaften, das Verhältniss ihrer Bestandtheile an kalischer, erdichter oder metallischer Grundlage, Säure und Krystallisationswasser, nebst den Wahlaffinitäten, welche sie unter einander auszuüben vermögen, bestimmt ist. *Neunter* Abschnitt. *Bestandtheile der Körper des Pflanzenreichs.* Den scharfen und narkotischen Theil führt der Vf., und zwar mit Recht, nicht mehr als einen eigenen Bestandtheil des Pflanzenreichs auf, sondern glaubt, dass er als eine Eigenschaft anderer näherer Bestandtheile und ihrer besondern Mischung betrachtet werden müsse; weil diese Wirkung bey einigen Pflanzen in dem flüchtigen Oele, bey andern im Extracte, und noch bey andern in dem Harze gefunden werde. Dieselbe Beschaffenheit habe es auch mit dem scharfen Theile. Rec. würde diess nicht in den nähern Bestandtheilen, sondern vielmehr in einem eigenen Verhältniss der Urstoffe des Pflanzenreichs suchen. *Dritter* Band *Zehnter* Abschnitt. *Bestandtheile der Körper des Thierreichs. Eilfter* Abschnitt. *Von der von selbst erfolgenden Veränderung organischer Körper. Zwölfter* Abschnitt. *Von den kohlenartigen Körpern des Mineralreichs*, als Diamant, Graphit und Kohlenblende. *Dreyzehnter* Abschnitt. *Von einigen verbrennlichen Körpern des Mineralreichs, die aus dem Pflanzenreich abzustammen scheinen*, als Bergnaphte, Steinöl, Bergtheer, Asphalt, Steinkohle, bituminöses Holz, Torf und Bernstein. Der *vierte* Band begreift bloss den *vierzehnten* Abschnitt, der *von den Metallen, einzeln genommen, und ihren Verbindungen mit andern Körpern*, handelt; und mit diesem Bande ist die reine Chemie geschlossen. Der *fünfte* Band enthält die *Geschichte der Galvanischen Electricität, besonders in chemischer Hinsicht.* Mit dem *sechsten* Bande nimmt die angewandte Chemie ihren Anfang. Der *erste* Abschnitt *begreift die Gewinnung einiger nähern vegetabilischen Bestandtheile*, als: die Gewinnung der ätherischen Oele, fetten Oele, Zucker und Zuckerraffinerie, Kampherraffinerie, Stärkefabrik, Gewinnung des Sauerkleesalzes und die Weinsteinraffinerie. *Zweyter* Abschnitt. *Gewinnung einiger vegetabilischen Producte durch Hülfe des Feuers.* Theerschwelerey, Pechsiederey, Kienrussbrennen, Kohlenbrennerey, Pottaschensiederey und Sodabereitung. *Dritter* Abschnitt. *Gewinnung verschiedener Produkte aus dem Pflanzenreiche durch Hülfe der Gährung*, nämlich durch die geistige, saure und andere Arten von Gährung; es gehört hieher die Wein-, Bier- und Branntweinbereitung, die Essigsiederey, die Bereitung des Indigs, der Orseille und des Tabacks. *Vierter* Abschnitt. *Gewinnung einiger Educte und Producte aus dem Thierreiche.* Leim, Butter, Käse, Milchzucker; (Sollte der Leim wirklich als Educt zu betrachten seyn?) Seife und Seifensiederey. *Fünfter* Abschnitt. *Chemische Veränderung schon bearbeiteter vegetabilischer und thierischer Substanzen.* 1. Veränderung in Rücksicht der Oberflächen durch Entfärbung und Färbung. Gewinnung einiger Farben aus dem Pflanzen- und Thierreich, als Carmin, Berlinerblau, Lakfarben, Tusche, Bastellfarben u. s. w. 2. Veränderung in Rücksicht der Substanz, wozu die verschiedenen Gärbereyen gerechnet werden. *Sechster* Abschnitt. *Chemische Betrachtung über die Ernährung und das Wachsthum der Pflanzen. Siebenter* Band. *Siebenter* Abschnitt. *Gewinnung der Salze und ihrer Producte.* Salpetersiederey, Boraxraffinerie, Alaunwerke, Kochsalz, Salmiakfabriken, Gyps- und Kalkbrennereyen in Verbindung mit der Schiesspulverfabrication, Scheidewasserbrennerey, Salzsäurebereitung. *Achter* Abschnitt. *Bearbeitung der*

der erdichten Substanzen. Porzellanfabrik, Bereitung der Töpfergeschirre aller Art, Ziegelbrennerey und die Glasbereitung. *Neunter* Abschnitt. Bearbeitung leicht entzündlicher Mineralien, als Bernstein und Schwefel. *Zehnter* Abschnitt. *Bearbeitung metallischer Substanzen. Eilfter* Abschnitt. *Die künstliche Bereitung der Mineralwasser.* Die ausführlichere Bearbeitung der Gegenstände der angewandten Chemie, wie man sie sonst in einem chemischen Lehrbuche eigentlich nicht findet, sucht der Vf. dadurch zu rechtfertigen, dass man auch seine angewandte Chemie, chemische Technologie nennen möge. Die Anwendungen der Chemie auf andere Wissenschaften, als Arzneykunde, Pharmacie, Naturlehre u. s. w. ist von des Vfs. Plane ausgeschlossen.

Als vorzüglicher Beweis von der guten Aufnahme und der Brauchbarkeit dieses Handbuchs dient der Umstand, dass wir von dem *ersten* Bande schon die *zweyte* Ausgabe haben, (1805. XXVI u. 574 S.) die wir zugleich mit anzeigen wollen. Der Vf. ist hier seinem ersten Plan völlig getreu geblieben, und er hat bloss dasjenige eingeschaltet, was die Fortschritte unserer Wissenschaft in dieser Zeit nöthig machte, und vorzüglich ist die Literatur ergänzt. Unter den Verbesserungen finden wir Bertholets neue Theorie über die Verwandschaft mit berücksichtiget, wobey es hauptsächlich mit auf das Massenverhältniss ankommt; doch fehlt es hier, wie der Vf. mit Recht bemerkt, nicht an widersprechenden Erscheinungen. Herschels Entdeckungen über das verschiedene Erwärmungs- und Leuchtungsvermögen der durchs Prisma gebrochenen Lichtstrahlen, scheinen dem Vf. für die Identität des Lichts und der Wärme zu sprechen — Könnte aber nicht hier auch Cohäsionsveränderung des Lichts als Materie im Spiel seyn, wovon man die wahrnehmbare Wärme abzuleiten hätte? Bey der Zersetzung der atmosphärischen Luft ist das Schütteln des Zinnamalgams mit in Anwendung gekommen. Bey der Zerlegung des Wassers ist auf die galvanische Säule hingewiesen; der Vf. ist noch für die Zerlegbarkeit desselben. Der bey Zerlegung der Knochen durch Schwefelsäure mit der geschiedenen Phosphorsäure verbunden bleibende phosphorsaure Kalk, könne nach Berthollet dadurch erklärt werden, dass sich der Kalk zwischen der Schwefel- und Phosphorsäure theile. Lowitzens verbesserte Methode, Eisessig zu erhalten und Richters Verfahren, reine Gallussäure, durch die Behandlung mit Alkohol darzustellen. Unter den Säuren finden wir die Honigsteinsäure, Maulbeerholzsäure und Chenevix'ens überoxydirte Salzsäure, und unter den Säuren, deren Eigenthümlichkeit noch zweifelhaft ist, die Kobaltsäure, Raupensäure, Milchsäure, die Säure aus dem Harze von Südwallis, Kamphersäure, zoonische Säure, Ameisensäure, Chinarindensäure, Kichererbsensäure und die brandichten Säuren. Die Ochroiterde ist, weil sie metallischer Natur zu seyn scheine, nicht unter den einfachen Erden aufgeführt. Brugnatelli's Schwefel-Phosphor-Wasserstoff u. s. w. Für die Besitzer der ersten Ausgabe sollen alle Zusätze und Verbesserungen besonders abgedruckt, auch zu allen übrigen Bänden dieses Handbuchs Supplemente geliefert werden.

ERFURT, b. Beyer und Maring, nachher b. Rudolphi: *Beyträge zur Erweiterung und Berichtigung der Chemie* durch *Christian Fr. Bucholz.* Apotheker zu Erfurt u. s. w. *Erstes* Heft. 1799. 103 S. *Zweytes* Heft. 1800. 126 S. *Drittes* Heft. 1802. 176 S. 8. (1 Rthlr. 22 gr.)

Mit Recht sagt der Vf., dass man bisher in die chemischen Lehrbücher noch vieles als Thatsache aufnahm, von dessen Zuverlässigkeit man sich nicht durch eigene Erfahrung überzeugt hatte. Seine Bemühungen sind daher vorzüglich dahin gerichtet, dergleichen Gegenstände näher zu untersuchen und zu berichtigen, um dadurch mehr Zuverlässigkeit in die chemische Wissenschaft zu bringen. Auch stösst man allerdings in diesen Abhandlungen, die sich in allen drey Heften, ausser einigen kleinen Bemerkungen, auf 48 belaufen, auf eine Menge neuer Berichtigungen, nur wünschten wir, dass sich der Vf. eines bessern Stils befleissigen und einige zu wortreiche, zu nichts führende Einleitungen, künftig sparsamer liefern möchte. Ausser einigen neuen Bestimmungen verschiedener Salzverbindungen, als des künstlichen Schwerspats, des salzsauren Baryts, der kohlenstoffsauren Kalkerde; der kohlenstoffsauren, salpetersauren, und salzichtsauren Talkerde, des schwefelsauren Kobaltoxyds, des essigsauren Baryts, des salzsauren Thons, Kalis, Natrons und Ammoniums, sind wir bey genauerer Durchsicht dieser Hefte noch auf mehrere interessante Thatsachen gestossen, wovon wir hier die vorzüglichsten bemerkbar zu machen nicht unterlassen wollen. Darstellung eines reinen Kobaltoxyds aus dem Zaffer durch die Behandlung desselben mit Schwefelsäure. Die Verbindung des Braunsteins mit der Schwefelsäure geschah durchs Anreiben desselben mit concentrirter Schwefelsäure zu einem Brey, Ausglühen, Auflösen und Krystallisiren des gelösten Salzes. Eisen, Braunstein und Schwefelsäure zeigte sich als eine dreyfache Verbindung, woraus sich doch das Eisen durch wiederholtes Glühen und Wiederauflösen trennen liess. Der Zerlegung des Schwerspaths auf dem nassen Wege wird der Vorzug gegeben. Die Schwefelsäure verwandelte das Spiesglanzmetall in ein weisses Oxyd, die Säure wurde in schweflichte umgewandelt und davon wenig Oxyd aufgenommen, das sich auch bey der Erhitzung völlig wieder trennte. Fast eben so verhielt sich der Wismuth mit dieser Säure, doch ging davon etwas mehr mit der Säure in Verbindung. Arsenik wurde durch diese Säure wenig verändert. Der Vf. entdeckte im Uranerze Kupfer und Zink. Die durchs Zerfliessen des Phosphors erhaltene Phosphorsäure müsse noch mit Salpetersäure behandelt werden, um die dabey befindliche phosphorichte Säure erst in Phosphorsäure umzuwandeln; beym

Ein-

Eindicken der phosphorichten Säure erhoben sich brennende Sternchen über der Flüssigkeit. Bey Behandlung der Phosphorsäure in einem silbernen Tiegel bemerkte der Vf., dass wirklich Silber davon aufgelöst wurde, was Wiegleb, Gren und Hildebrandt läugnen. Man erhalte eine reine Thonerde, wenn man die Alaunerde durch Natron aus dem Alaun niederschlage, die Erde mit Wasser auskoche, wieder in Salpetersäure auflöse und sie daraus wieder mit kohlenstoffsaurem Natron scheide; nach des Vfs. Meynung hängt ihr Gehalt an Kohlenstoffsäure ihr nur vermittelst des Wassers mechanisch an. Um von Eisen freye blausaure Salze zu erhalten, glaubte er die Blausäure vorher an ein andres Metall bringen zu müssen, und er wählte dazu das Bley. Es gelang ihm zwar, die Darstellung dieser Salze bey diesem Verfahren nicht, er kam aber dabey auf die sonderbare Erscheinung, dass sich das blausaure Bley, ehe es völlig zur Trockene gebracht worden, entzündete, wobey Ammoniakdämpfe bemerkbar wurden. Eine Auflösung des Kupfers in kohlenstoffsaurem Ammoniak und die dadurch entstandene blaue Auflösung aus einer Destillation unterworfen, zersetzte sich augenblicklich, sobald die Flüssigkeit zum Aufwallen kam. Es sonderten sich schmutzig blaugrüne Rinden, woraus sich durchs Glühen etwas Ammonium und ein Gas entwickelte, in welchem kein Licht brannte, und zwey Scrupel dieser Rinden in einem Glase geglühet, gaben 28 Gran fast metallisches Kupfer. Aus einer in der Kälte bewirkten Auflösung des Wismuths wurde das durch destillirtes Wasser gefällte Oxyd in mehr hinzugegossenem Wasser wieder gelöst; dasjenige aber, was aus der in der Wärme bewirkten Auflösung getrennt wurde, nicht. Die Erfahrungen über die Abscheidung der Weinsteinsäure, bestimmen die Bestandtheile des Weinsteinselenits und geben das richtige Verhältniss der zur Abscheidung der Weinsteinsäure nöthigen Schwefelsäure genauer an. Pelletier's Methode, den kohlenstoffsauren Baryt mit Kohlenpulver zu glühen, um ihn von Kohlenstoffsäure völlig zu befreyen, fand der Vf. richtig, und er erklärt sich diess dadurch, dass die Kohle der Kohlenstoffsäure einen Antheil Sauerstoff raube, wodurch sie, wie mehrere andere Säuren, in den unvollkommen sauren Zustand versetzt und dadurch flüchtiger und leichter scheidbar werde. Eine Auflösung des Wismuths liess sich durch zugesetztes Wismuthmetall völlig zerlegen, und was sich trennte, war salpetersaurer Wismuth. Kohlenstoffsaurer Kali verlor nicht alle Kohlenstoffsäure, ob man gleich so lange oxydirte Salzsäure hindurchströmen liess, bis der Geruch derselben vorstach; es seyn daher die hierdurch entstehender Krystallen Verbindungen aus Kohlenstoffsäure, oxydirte Salzsäure, Salzsäure und Kali nach abweichenden Verhältnissen; die dabey vorhandene Kohlenstoffsäure trage viel zur leichtern Zersetzlichkeit dieses Salzes bey. Weinalkohol zersetzte anfangs die Lösung des Kohlenstoffsäure haltigen oxydirten Kali beym Schütteln; nachher verschwand der Geruch dieser Säure und ein angenehmer Aethergeruch wurde bemerkbar; doch liess sich kein Aether trennen. Es bestehe das sogenannte Antimonium diaphoreticum nicht aus $\frac{3}{4}$ Spiesglanzoxyd und $\frac{1}{4}$ Kali, wie Thenart behauptet, sondern es enthalte nur $\frac{1}{12}$ davon. Bey der Reinigung des salzsauren Kalks von Eisen durch seinen Zusatz von Kalk, Filtrirung der Flüssigkeit und Abdampfung derselben, bis zur Syrupsdicke, erhielt der Vf. zufällig 3 bis 4 Zoll lange Krystallen, die reiner Kalk waren, und die die von Schaub und Trommsdorff gemachte Erfahrung von der Krystallisirbarkeit des Aetzkalks bestätigten. Die Wolframsäure auf eine leichtere Art aus dem Wolfram zu scheiden, bestehet in der Schmelzung des Wolframs mit Weinsalzkali, Lösen des dadurch entstehenden wolframsauren Kali in Wasser und Trennung der Wolframsäure durch Schwefel- oder Salzsäure. Die Bereitung des spiesglanzhaltigen weinsauren Kalis, durch Anreiben des fein gepulverten Spiesglanzglases, nebst dem sauren Weinsalzkali mit Wasser und vierzehntägigen Hinstellen an einen warmen Ort, bey täglichem Umrühren, gelang sehr gut. Beytrag zur Kenntniss des Zinnobers und Berichtigung seiner Bereitung auf dem nassen Wege.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Celle, b. Schulze: *Sammlungen für Geschichte und Staatskunde aus den Braunschweig-Lüneburgschen Churlanden*, von *F. A. Freyherrn von Ende*, K. Grossbrit. und Churf. Braunschweig Lüneburg. Ober-Appellations-Rathe, und *A. L. Jacobi*, K. Grossb. u. Churf. Br. Lüneb. Hofrathe, auch Syndicus der Lüneburgschen Landschaft. *Erster* Theil. 1802. VIII. u. 308 S. (1 Rthlr.)

Von Männern, wie die beiden Herausgeber, lässt sich erwarten, dass sie nichts alltägliches liefern werden, und der vor uns liegende *erste* Theil, dem noch kein *zweyter* gefolgt ist, bestätigt diese Erwartung vollkommen. Gleich die erste Numer enthält die *Unions-Urkunde zwischen der Calenbergischen und Grubenhagenschen Landschaft*, welche unterm 29sten May 1801 bestätigt worden ist, nebst einer zweckmässigen Einleitung über die ältere Verfassung der Grubenhagenschen Landschaft. Nr. IV. *Besoldungsetat in den Herzogthümern Bremen und Verden, unter Erzbischöflicher und Königl. Schwedischer Regierung.* Ums J. 1640 betrugen die Besoldungen des Civil- und Hofetats zusammen auf 8000 Rthlr.; die vornehmsten Beamten erhielten noch Kostgeld, freye Wohnung, Feurung, Licht u. s. w.; es gab noch *Räthe von Haus aus*; im J. 1690 kostete die Unterhaltung des Civiletats allein 38,741 Rthlr. — V. *Instruction für die in den Herzogthümern Bremen und Verden angeordnete Regierung*, d. d. Windsor $\frac{7}{18}$ Aug. 1730. — Es ist zu verwundern, dass diese für die Staatsverfassung und den Geschäftsgang gleich wichtige Urkunde nicht früher durch den Druck bekannt gemacht worden ist. VI. *Creditinstitut der Ritterschaft*

des Fürstenthums Lüneburg. Diese wohlthätige, vom Regenten bestätigte, Anstalt nahm im J. 1791 ihren Anfang. Sehr lesenswürdig ist der vom Hrn. *Jacobi* dem Reglement dieses Instituts vorausgeschickte Eingang, welcher die Nützlichkeit solcher Anstalten überhaupt und den Zweck der vorliegenden insbesondere, kürzlich darlegt. Die Lehnbarkeit der Lüneburgschen Rittergüter erforderte eine von ähnlichen Instituten abweichende Einrichtung, wodurch zwar auf der einen Seite der Geschäftsgang etwas erschwert, auf der andern aber das Gute bewirkt wird, daſs durch eine Zinszahlung von 5 Procent das Capital nach und nach, in der Regel binnen 36 Jahren, sich von selbst abbauet. Zugleich steht es den Schuldnern frey, durch auſserordentliche Zahlungen in geringen Posten, diesen Termin beträchtlich abzukürzen. Das Institut nimmt gegen hinreichende Sicherheit Capitalien zu 3 Procent auf. Besonders beyfallswürdig scheint aber auch die S. 197. ff. enthaltne Einrichtung, wornach kleinere Summen von 25 bis 100 Rthlr. auf monatliche Loose gegen 2 Procent auf *Creditscheine* in Verzinsung genommen werden, und wodurch die niedern Stände Gelegenheit erhalten, kleine Ersparnisse sicher und nutzbar anzulegen. VII. *Classificationsurtheil der von der Fürstlich Braunschweigischen Linie hinterlaſsnen Schulden.* Das im J. 1634 ausgestorbne mittlere Haus Braunschweig hinterlieſs eine beträchtliche Last von Allodialschulden, zu deren Tilgung bloſs die Einkünfte einiger unbedeutenden Allodialstücke bestimmt wurden. Im J. 1717 verglichen sich die mehrsten Gläubiger dahin, daſs sie ein Drittheil ihrer Forderungen schwinden lassen wollten, und es wurden darauf 233 Gläubiger, nach der Beschaffenheit und dem Alter ihrer Ansprüche geordnet, wie sie nach einander aus den Allodialaufkünften ihre Befriedigung erhalten sollten. Bis zum J. 1802 waren erst 121 derselben befriedigt. Durch den vorliegenden Abdruck dieses Classificationsurthels haben sich also die Herausgeber um die Erben der übrigen 112 Gläubiger ein wahres Verdienst erworben, welche doch nun mit einiger Wahrscheinlichkeit überschlagen können, wenn sie oder ihre Nachkommen zur Hebung ihrer Forderungen gelangen möchten.

Leipzig, b. Steinacker: *Nordische Blätter* oder *Beyträge zur bessern Kenntniß der Nordischen Reiche,* von *J. G. Eck,* Sohn. *Drittes* Heft. 1804. v. S. 223 — 306. (12 gr.)

Seit langer Zeit hat Rec. von der Fortsetzung dieser Zeitschrift nichts gehört; es wäre aber schade, wenn sie mit diesem dritten Heft, das den ersten Band schliesst, bereits ihr Ende erreicht haben sollte. Was wir bey der Anzeige der beiden ersten Stücke (A. L. Z. 1804. Num. 270.) über Zweck und Geist dieser Blätter gesagt haben, gilt auch von dem dritten, das folgende Aufsätze enthält: I. Fortsetzung der *Reisebemerkungen* des Vfs. und zwar seine Reise nach Falun. Sie ist mit mehrern Episoden aus Gustav Wasa's Geschichte überladen, die den meisten Lesern bekannt seyn müssen; eine bloſse Andeutung dieser Begebenheiten wäre daher hinreichend gewesen. Die Scheune zu Isala, wo Gustav Wasa als ein Bauer drosch, ist noch unversehrt, sie wird auf öffentliche Kosten erhalten, Gustav III. hat vor derselben ein einfaches Denkmal aus Elfdaler Porphyr aufführen lassen, das S. 233 abgebildet ist. Zu Ornäs zeigt man noch das Zimmer, worin sich der groſse Befreyer seines Vaterlandes aufhielt; hier werden zugleich manche Reliquien von ihm aufbewahrt. Das Titelkupfer zu diesem Heft stellt die Tracht und die Wohnungen der Thalmänner vor. Noch beschreibt der Vf. die groſse Kupfergrube und die Stadt Falun. Möchte es ihm doch gefallen haben, die sentimentalen Auswüchse, die hin und wieder, z. B. S. 252 vorkommen und mit dem Ganzen sonderbar contrastiren, wegzuschneiden! II. III. Einige unbedeutende Gedichtchen nach dem Schwedischen. IV. *Neueste Fortschritte der Cultur im Russischen Reiche.* Sie wird unter folgenden Rubriken geschildert: Armenpflege, Geistescultur (von den Universitäten, der Demidowschen Schenkung und der Weltumseglungsexpedition). Alle diese Nachrichten sind aus andern Zeitschriften gesammelt. V. Correspondenz und andre Nachrichten, mercantilische und statistische Notizen aus den nordischen Reichen, z. B. von dem Verbot der dänischen Bücher in Schweden u. dergl., denen jedoch gröſstentheils das Interesse der Neuheit abgeht. VI. *Ueber die isländischen Annalen als Quellen für die Geschichte,* von *Fr. Rühs.* Ein Nachtrag zu den frühern Abhandlungen, die der Vf. darüber bekannt gemacht hat, der zunächst gegen Hrn. Hofrath *Adelung* gerichtet ist. Ueber *Snorre's* Absicht bey seiner Chronik kann Rec. noch eine von Hrn. R. übersehene Stelle, die sich in der Heimskringla, II. S. 99. der Peringskjöldischen Ausg. findet, nachweisen, wodurch der Vorsatz des Schriftstellers, nur glaubwürdige Sachen zu erzählen, vielleicht noch mehr als durch die Vorrede bestätigt wird.

* * *

Neuburg: *Ueber meine Methode beym ersten Religionsunterricht.* Ein Beytrag zur Berichtigung herrschender Vorstellungsarten. Vom Verfasser der Schrift: Philalethes. Ueber Jesum und seine Religion u. s. w. Neue Ausgabe. Ohne Jahrzahl. 51 S. 8. (4 gr.) Die *erste* Ausgabe erschien im Jahre 1800, und diese sogenannte *neue* Ausgabe ist nur mit einem neuen Titel versehen worden. (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Num. 33.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 13. Februar 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

Königsberg, b. Göbbels u. Unzer: *Versuch einer Geschichte und Beschreibung Königsbergs* von *Ludwig von Baczko*, Prof. der Geschichte bey der Artillerie-Akademie und verschiedener gelehrten Gesellschaften Mitgliede. *Zweyte* völlig umgearbeitete Auflage. 1804. XII u. 539 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Hr. *v. B.*, der das Publicum schon mit so vielen Schriften über Preussen und den preussischen Staat beschenkt hat, gibt uns hier die *zweyte* Auflage eines historisch-topographischen Werks, das seinem Fleisse Ehre macht. Die statistischen Angaben von den neuesten Jahren zeugen, dass der Vf. seinen Untersuchungen keinen Stillstand erlaubt hat.

Der *erste* Abschnitt enthält *Königsbergs* mathematische und physische Topographie (S. 1—17.); der *zweyte*, die Geschichte der Stadt (S. 18—88.), ist nur ein kurzer Abriss, an den der Vf. bey einer etwanigen neuen Auflage wohl mehr Fleiss wenden wird, nicht eben, um ihn zu vergrössern, sondern um die Erzählung zusammenhängender zu machen, das eingestreuete Räsonnement zu prüfen und hier und da zu berichtigen. So will er S. 61. beweisen, dass im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert die Abgaben der Bürger schwerer, der Erwerb geringer, aber der Luxus weit grösser gewesen sey als jetzt; aber wenn auch seine historischen Angaben richtig sind: so lässt sich wider den zweyten Satz — dass der Erwerb geringer gewesen sey — mit Recht vieles einwenden. Oft ist die Erzählung zu chronikenmässig, z. B. S. 77: „Peter der Grosse reiste in diesem Jahre durch Königsberg, wo, weil den Bürgern der Handel mit Brennholz untersagt wurde, das Achtel bis auf 26 Fl. stieg, und am 5. May 1713 wurde der Tod Friedrichs I. von den Kanzeln bekannt gemacht;" drey in einem Perioden erzählte Facta, die doch nicht im geringsten Zusammenhange mit einander stehen. Der *dritte* Abschnitt behandelt die Topographie der Stadt. Die Stadt enthält 269 Strassen und Plätze, die mit 1352 Laternen erleuchtet sind, 4303 Häuser, 622 Speicher und Ställe, 22 Kirchen u. s. w. Die Einwohner waren: 1921 unverehelichte Mannspersonen, 1553 dergl. Frauenspersonen, 606 Wittwer, 3911 Wittwen, 8097 Ehemänner, 8147 Ehefrauen, 7741 Söhne, 8790 Töchter, 1509 Gesellen, 1875 Jungen, 846 Knechte und Diener und 5000 Mägde. — Bey der Angabe der Kämmereybesitzungen hätte der Vf. billig bestimmen sollen, von welchem Hufenmass die Rede sey, ob vom Magdeburgischen oder Kulmischen? Es ist diess ein sehr grosser Unterschied, indem eine Magd. Hufe 30 Morgen von 180 rheinl. Quadratruthen, und eine Kulmische etwas über 67 dergl. Morgen enthält; es ist also bey 1515 Hufen, welche die Kämmerey besitzen soll, eine bedeutende Differenz. Eben so heisst es S. 138: dass die deutsch-reformirte Kirche 120 Hufen besitze, ohne die Grösse derselben anzugeben. — Es werden in dieser Abtheilung viele Gebäude erwähnt und beschrieben, welche frey von allen Abgaben sind, eigne Jurisdiction besitzen und unzünftige Handwerker aufnehmen können. Welche Unannehmlichkeiten, welche Beschwerden der nicht privilegirten und welche Weitläuftigkeiten und üble Folgen im Gange der Justiz, Polizey u. s. w. diese Anomalien haben, ist gewiss einem Jeden bekannt, der in öffentlichen Geschäften gearbeitet hat, und es wäre sehr zu wünschen, dass dergleichen Immunitäten ohne Ungerechtigkeit ganz abgeschafft würden. — S. 182—205. werden die Gegenden um die Stadt beschrieben. S. 206. folgt die sogenannte *dritte* Hauptabtheilung, mit der Rubrik: statistische Nachrichten; diese Eintheilung passt aber nicht mit den vorhergegangenen *drey* sogenannten Abschnitten; es müsste daher entweder *vierter* Abschnitt heissen oder die ersten drey Abschnitte müssten anders eingetheilt werden. — Eine Eigenheit bey den Zählungen der Einwohner in Königsberg ist es, dass man den Civilstand in bürgerliche Einwohner und in Hospitaliten eintheilt; im Jahr 1802 waren in der Stadt 53733 bürgerliche Einwohner und 802 Hospitaliten; das Militär mit den Beurlaubten betrug 7753. In den zehn Jahren von 1793 bis 1802 waren hier 6377 Paar copulirt, 20593 Kinder geboren und 21678 Menschen gestorben; die Zahl der Todtgebornen ist sehr gross, indem auf 89 Kinder 4 todtgeborne kommen. Interessant sind die Consumtionsangaben vom 1. Jun. 1802 bis dahin 1803; sie enthalten freylich nur die versteuerten Consumtibilien; indessen haben wir selten eine bessere Quelle, aus der solche Angaben

gaben genommen werden können, die bey statistischen und staatswirthschaftlichen Berechnungen zu so interessanten Resultaten führen. Die Stadt brauchte in dem genannten Zeitraume 66,574¾ Scheffel Weizen zum Backen, 108,378¼ Schfl. Roggen, 20,960⅝ Schfl. Weizen-, Roggen- und Buchweizenmehl, 16,765 Schfl. Graupen und Grütze, 72,138 Schfl. Weizen-, Roggen-, Gerste- und Branntweinschrot, 148,233 Schfl. Gerstenmalz zum Bierbrauen, 8782 Ochsen, 1086 Kühe, 16401 Kälber, 10440 Hammel und Schafe, 2007 Lämmer, 15844 Schweine über 100 Pfund, 2217 dergl. unter 100 Pfund und 100 Spanferkel. — Die Bürger der Stadt werden eingetheilt in Gross- und Kleinbürger; zu den erstern gehören nur zwey Zünfte: die Kaufleute und die Brauer; in *einem* Theile der Stadt haben jene vor diesen, und in dem andern Theile diese vor jenen den Vorrang. S. 237. sagt der Vf.: dass die Mennonistengemeine in Königsberg aus 27 Familien bestehe, und auf der folgenden Seite: dass sie aus 157 Personen bestehe, welche 36 Haushaltungen bilden. — Das S. 241. beschriebene Ostpreussische Etatsministerium ist nun gänzlich aufgehoben. — S. 299. Anstalten zur Erziehung und Bildung der Einwohner; dieser Abschnitt ist sehr vollständig und in einer zweckmässigen Ordnung abgehandelt; die Verfassung der Universität und ihre Geschichte ist ausführlich beschrieben, ihre Einkünfte betragen jetzt, nach des Vfs. Angaben, mehr nicht als 5329 Rthlr. 70 gr. jährlich, ohne die Deputate, die im Jahr 1725 zu 28000 Rthlr. Kapital angeschlagen waren. — S. 345. Nachrichten von den Bibliotheken und Sammlungen von Naturalien, Münzen, Instrumenten, Gemälden und Kupferstichen. — S. 358. Erwerbsquellen der Einwohner, wo der Handel oben an steht; die Tabelle von den in Königsberg vom Jahr 1797 bis 1802 aus- und eingeführten Waaren ist sehr vollständig; aber es ist zu bedauern, dass die Angabe der Preise fehlt, welches freylich eine schwierige Sache ist, da selten angegeben wird, ob es der Einkaufs- oder der Verkaufspreis, der von dem Steuernden angegebene oder der vom Zollamte angenommene Preis ist. Die Getreideausfuhr, als der wichtigste Artikel, betrug in diesen sechs Jahren in Summe 27,433 Last Weizen, 63,878 Last Roggen, 9606 L. Gerste, 5092 L. Haber und 7020 L. Erbsen. Wenn dieser zu Mittelpreisen, der Weizen zu 100, der Roggen zu 75, die Gerste zu 50, der Haber zu 35 und die Erbsen zu 80 Rthlr. angenommen wird: so ergibt sich für diese sechs Jahre die Summe von 8,754,270, und auf jedes Jahr von 1,459,045 Rthlrn. — Die Kaufmannschaft besitzt jetzt 49 grosse Seeschiffe von 6725 Lasten. — Von S. 394. an sind die Manufakturen und Fabriken ausführlich beschrieben und das Fabricationsquantum ist bey den mehrsten vom Jahr 1802 angegeben. — S. 408. und 409. wird berichtet, dass bey der Biertaxe den Brauberechtigten für jedes Gebräude ein Gewinn von 108 Gulden (36 Rthlr.) zugestanden wird, und der Vf. setzt hinzu: „welches um so nothwendiger ist, da hier der Preis eines solchen Brauhauses von 12,000 bis auf 24,000 und in mehrern Fällen bis auf 40,000 Gulden steigt." — Ein sonderbarer Grund zur Rechtfertigung dieses Verfahrens: denn ja eben durch diesen von den höhern Behörden zugestandenen Gewinn stieg der Preis einer solchen Gerechtigkeit bis auf 24 und 40,000 Gulden, und dem Wohlstande so wie dem Genuss der Einwohner würde weit besser gedient seyn, wenn diese Gerechtigkeiten wohlfeiler wären, und wenn die Käufer das Bier um die 36 Rthlr. wohlfeiler erhielten. — S. 410. findet man ein Verzeichniss sämmtlicher Künstler, Handwerker und Professionisten in der Stadt. — S. 412. Milde Stiftungen und wohlthätige Anstalten; diese sind hier sehr ansehnlich und bey den Stipendien ist gewöhnlich der Fonds angegeben; von dem Waisenhause jedoch nicht. Rec. bemerkt daher, dass dessen jährliche Einnahme jetzt 4570 Rthlr. beträgt. Eine sehr wichtige Stiftung ist das grosse Hospital in Löbenicht, worin damals, als der Vf. schrieb, 806 Personen verpflegt wurden. Auch ist seit 1803. ein Schutzblattern-Impfungsinstitut hier angelegt worden, in welchem alle Kinder unentgeldlich geimpft werden. Auffallend gross ist die Zahl der Armen in Königsberg, welche wirklich Unterstützung erhalten; sie wird vom Vf. auf 4000 angegeben, so dass folglich der vierzehnte Mensch Unterstützung aus Stiftungen und aus andern öffentlichen Anstalten erhalten muss; hier ist doch wohl eine Radicalkur sehr nöthig. — S. 514. folgt noch ein Abschnitt mit der Ueberschrift: Dinge, die besonders Fremden zu wissen nöthig oder nützlich sind, worin von der Acciseeinrichtung, von Gasthöfen, Posten und dergl. Nachricht gegeben wird. Als Beylagen sind angehängt: das lateinische Hauptprivilegium der alten Stadt Königsberg, das deutsche Hauptprivilegium der Stadt Löbenicht und das lateinische Hauptprivilegium der Stadt Kneiphof.

Leipzig, b. Barth: *Erdbeschreibung der Kurfürstlich und Herzoglich Sächsischen Lande. Dritter* Band. Herausgegeben von M. *Friedrich Gottlob Leonhardi*, ordentlichem Professor der Oekonomie u. s. w. *Dritte* vermehrte Auflage. 1804. 678 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Die Beschreibung des *Erzgebirgischen* Kreises macht in dem gegenwärtigen Bande, der mit demselben Fleisse wie die vorhergehenden, ausgearbeitet ist, den Anfang. Die historische Einleitung zu diesem Abschnitt ist zu unvollständig, indem daselbst weiter nichts bemerkt wird, als dass dieser ganze Landstrich in den ältern Zeiten ein grosser Wald mit dem Namen *Miriquido* oder *Miriquidri* gewesen sey. Desto mehr wird man durch die allgemeinen statistischen Nachrichten schadlos gehalten. Der Flächeninhalt des gedachten Kreises wird mit Einschluss der Herrschaft Wildenfels und der Schönburgischen Besitzungen zu 121 Quadratmeilen angegeben. (Nach *Canzlers* Berechnung soll er 111 Quadratmeilen enthalten.) 1785 wurde seine Bevölkerung zu 405,600 Menschen berechnet; 1799 zu 425,796; so dass nach dieser

dieser Angabe 3518 Menschen auf die Quadratmeile ohne die Bruchzahl kommen. Der Ackerbau hat sich seit einiger Zeit besonders seit dem Böhmischen Getreideausfuhrverbote sehr vervollkommnet. Nach einem sechsjährigen Durchschnitte kann man die Zahl der im Umtriebe stehenden Gruben im Erzgebirgischen, Voigtländischen und Neustädtischen Kreise, so wie im Kursächsischen Antheil von Henneberg, auf 6 und 700 setzen, wovon das Freyberger Bergamtsrevier allein über den dritten Theil enthält. In dem Jahre 1800 betrug der gesammte Ertrag dieses Distrikts 52843 Mark 11 Loth Silber, 285 Centner 2¼ Pfund Garkupfer und 1870 Centner Glätte und Bley. — 1797 waren überhaupt bey dem Bergbau 10369 Arbeiter angestellt, wobey jedoch die Arbeiter auf den Hennebergischen und einigen Erzgebirgischen Eisenhütten fehlen, die zusammen aus 403 Personen bestanden. — Bey der Verfassung und Gerichtsbarkeit der Bergämter hätten einige Notizen benutzt werden können, die man in folgender akademischen Schrift findet: *Ernst Joh. Aug. Lehmann (Praes. Christ. Gottlob Bienero) Delibata quaedam de iurisdictione, iudiciis et scabinatibus metallicis ex iure inprimis Saxonico Elector.* Lips. 1799. 4. Unter andern wird in dem dritten Abschnitt dieser Abhandlung ausführlich gezeigt, dass das Freyberger Oberbergamt blos die Oberaufsicht über andere Bergämter führe, ohne jedoch eine Appellationsinstanz zu bilden. Wegen der Appellation wird zwar von den Bergämtern Bericht an das geheime Finanzcollegium erstattet, welches auch über die Admission derselben erkennt: die Sache selbst aber wird in dem Appellationsgerichte mit Zuziehung von Kunstverständigen untersucht, welche das geheime Finanzcollegium ernennt. S. 82. findet man interessante Nachrichten von dem 1789 in der Gegend von Gross-Schirma bey Freyberg angelegten Kurprinzen-Kanal, auf welchem die Erze von der dem Kurfürsten eigenthümlich zustehenden Grube, der Kurprinz genannt, bis an die Halsbrückner Hütten zu Wasser gebracht werden können. Das Merkwürdigste bey diesem Kanal ist eine mechanische Anlage, das sogenannte Hebehaus, wodurch zwey Fahrzeuge mit 50 bis 60 Centnern Erz beladen, bis auf eine perpendiculäre Höhe von 24 Fuss gehoben werden, um sie in den in dieser Höhe weiter fortgehenden Kanal zu bringen. — Dass das Städtchen Tharand in ältern Zeiten der Sitz einer Herrschaft gewesen sey, ist wohl nicht gegründet. Wenigstens wird in der gelehrten Abhandlung *über die Ruinen von Tarand* (Dresden 1795. 8.) S. 17. not. *) behauptet, dass keine Urkunde zu finden sey, worin Tharand eine Herrschaft genannt würde. Auch dürfte sich wohl mit Recht bezweifeln lassen, dass das Schloss Schellenberg, welches ehedem auf dem Berge stand, wo 1568 Augustusburg angelegt wurde, von Karl dem Grossen wider die Sorben-Wenden 790 erbaut worden sey. — Wenig bekannte Nachrichten findet man S. 120. von dem gegenwärtigen Flor der Zeuch-, Kattun- und Baumwollenmanufakturen in Chemnitz, die aber keinen Auszug leiden. — Die Wiederherstellung der verfallenen Fürstenkapelle in Altenzelle, die auf Befehl des jetzt regierenden Kurfürsten vom 31. Aug. 1787 erfolgte, hat 10,348 Rthlr. gekostet. Auf dem daselbst errichteten Monument von sächsischem Marmor befindet sich die Hauptinschrift: *Memoriam maiorum, quorum ossa haec terra tegit, Conditorio refecto titulis scriptis restauravit pietas Friderici Augusti Electoris Saxoniae.* — Der Altenberger auf Zinn betriebene Bergbau ist so ergiebig, dass er 1791 durch 468 Mann 1780 Centner 3 Pfund Zinn und 1801. 2219 Centner 10 Pfund Zinn lieferte. Ein einziger Kux auf vereinigt Feld im Zwitterstock trägt jetzt jährlich 60 Thaler. Auch die Marienberger Bergwerke, die mit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts sehr verfallen waren, haben seit 1754 neues Leben bekommen. — Nach S. 246. soll der Kurfürst Johann Friedrich die Herrschaft Schwarzenberg 1533 von den Herren von Tettau für 126,000 Gulden erkauft haben. Diese Angabe kann gegenwärtig nach den beiden Kaufbriefen, die sich in *Arndts* neuem Archiv der Sächsischen Geschichte S. 108—119. befinden, dergestalt berichtigt werden: dass George von Tettau seine Hälfte der gedachten Herrschaft für 10,700 Rheinische Gulden; Albrecht und Christoph von Tettau aber die ihrige für 10,000 Gulden an den Kurfürst Johann Friedrich verkauften. Auch verdient mit den S. 334. u. f. über die Schönburgischen Graf- und Herrschaften die *Topographie von Schönburg* (Halle 1802. 8.) verglichen zu werden. — In der Geschichte des Vogtlandes, die sehr ausführlich erläutert wird, hätte bemerkt werden sollen, dass die alten Besitzungen des Reussischen Hauses nicht blos Stammgüter desselben waren, sondern auch Reichsdomänen, daher die Reussischen Dynasten in dieser Rücksicht Vögte des Reichs genannt wurden. Der Flächeninhalt des Kursächsischen Vogtlandes wird zu 33⅓ Quadratmeilen angegeben, die Bevölkerung im Jahr 1799 zu 85,360 Menschen, so dass damals 2586 auf einer Quadratmeile lebten. (Da nach *Canzlern* S. 459. die Bevölkerung im Jahr 1783 aus 94,836 Seelen bestanden haben soll: so müsste sich dieselbe, wenn beide Angaben richtig sind, beträchtlich vermindert haben, wovon vielleicht die Ursache zum Theil darin zu suchen wäre, dass die Kupfer-, Messing-, Eisen- und Alaunwerke nicht mehr so viel Menschen als ehedem beschäftigen.) — Ein vorzüglicher Nahrungszweig der Städte Neukirchen und Adorf ist die Verfertigung musikalischer Instrumente, Saiten und Bogen. Im Jahr 1801 wurden in beiden Städten verfertigt 6220 Bund Violin- und Basssaiten, 241 Dutzend Saiteninstrumente, 177½ Dutzend Violin- und 109 Dutzend Bassbogen, 316 Stück Clarinetten, 46 Oboen, 522 Flöten, 46 Fagots, 96 Octavflöten, 12 Picoliflöten, 13 Bassethörner, 290 Waldhörner, 172 Trompeten, 17 Posaunen, 214 Posthörner und 8 Jagdhörner. — Die Einkünfte der Perlenfischerey bey Oelsnitz, die der Kurfürstin gehören, waren ehedem beträchtlicher als jetzt, wo sie kaum 1000 Rthlr. jährlich eintragen sollen.

sollen. Auch die bekannten Wollen- und Baumwollenmanufacturen zu Reichenbach haben sich sehr vermindert: denn von 500 Tuchmachermeistern sind kaum noch die Hälfte übrig. Ein gleiches gilt auch von den dasigen Färbereyen, welche zuerst Tuche von der schönsten Scharlachfarbe geliefert haben und von zwanzig bis auf eine gesunken sind. Der Flächeninhalt des Neustädter Kreises wird zu 14¼ Quadratmeilen angegeben; die Volksmenge im Jahr 1802 zu 36,812 Personen, wogegen *Canzler* nur 31,860 zählt. Die Kreishauptmannstelle dieses Kreises ist jetzt mit der Vogtländischen verbunden.

Von dem Hochstift Merseburg wird behauptet, dass sich Otto I. die Vogtey bey der Stiftung desselben vorbehalten habe. Ein solcher Vorbehalt aber dürfte sich schwerlich erweisen lassen, da man schon in den ältesten Zeiten Spuren von der Markgräflichen Vogtey findet. Man vergl. *Adelungs* Directorium der Südsächsischen Geschichte S. XXXX. in der Note. — Wenig bekannt sind die S. 492. bemerkten Spuren, die sich noch von der Sedisvacanz in dem Stifte erhalten haben. Unter andern muss noch jetzt ein jeder Beamter im Stifte bey seiner Dienstverpflichtung dem Domkapitel einen Revers ausstellen; dass er auf des Stiftsherrn Tod oder Resignation, das Anbefohlne der Capitulation gemäss zum Besten des Domkapitels so lange verwalten und gewähren wolle, bis er an den neuen Stiftsherrn werde verwiesen werden. Die Kammerrevenüen des Stifts werden zu 95,000 Rthlr. angegeben. Die Steuereinkünfte mit Ausnahme von denen, die bloss für das Stift verwendet werden, zu 24,712 Rthlr. an Pfennig- und 36,606 Rthlr. an Quatembersteuern. Von der Landtagsverfassung des Stifts wird sehr kurz gehandelt; umständlichere Nachrichten hiervon s. in *Göbels* Abhandlung von der Landtagsverfassung im Hochstifte Merseburg (in dem Museo für die Sächs. Geschichte B. 3. St. 1. N. 1.) und in einigen Bemerkungen über diesen Aufsatz von dem Conferenzminister *Wurmb* (Ebendaselbst B. 3. St. 2. N. V.). — Die Grösse des Bisthums wird zu 20 Quadratmeilen angegeben; die Bevölkerung in dem J. 1802 zu 40,839 Einwohnern; die Zahl der Ritterpferde zu 97½. (In den eben angeführten Bemerkungen findet man ein aus der Matricul selbst geschöpftes Verzeichniss, in welchem bloss 84 Ritterpferde und 4½ Pferd Beyträge angegeben werden.) — Bey der allgemeinen statistischen Schilderung von dem Hochstift Naumburg scheint der Vf. weniger Quellen gehabt zu haben, als bey der vorigen. Auch klagte schon *von Römer* in seinem Staatsrechte von Sachsen Th. 3. S. 105, dass die Verfassung dieses Stifts noch mit vieler Dunkelheit umgeben sey. Es wird daher von den Naumburgischen Stiftstagen nur so viel gesagt, dass sie die nämliche Form wie die Merseburger hätten; auch werden die Stiftsrevenüen nur im Allgemeinen ohne weitere Berechnung zu 115,000 Rthlr. angegeben. — Die Zahl der Einwohner, die sich auf 15 Quadratmeilen befinden, soll sich 1802 auf 31,896 belaufen haben. — In der statistischen Darstellung von dem Fürstenthume Querfurth, die sehr kurz gerathen ist, scheint der Vf. *Göbels* ausführliche Nachricht von der Landtagsverfassung im Fürstenthum Querfurth (in dem angeführten Museo B. 3. St. 2.) und die darüber auf ausdrückliches Verlangen der Stände des Querfurthischen Kreises von *Johann Friedrich Schomburgk* (in *Weißens* diplomatischen Beyträgen zur Sächsischen Geschichte und Staatskunde N. III) bekannt gemachten Bemerkungen nicht benutzt zu haben.

PRAG, b. Calve: *Alex. Bisani's Briefe über merkwürdige Oerter und Gegenden in Europa, Asien und Afrika.* Geschrieben auf seinen dahin gemachten Reisen in den Jahren 1788 und 1789. Aus dem Französischen. 1802. 305 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Diese Briefe berühren Palermo, mehrere Inseln im Archipelagus, Salonichi, Athen, Konstantinopel, Smyrna, Gibraltar, Tunis, Sardinien. Aber sie berühren bloss. Nicht leicht wird man etwas Oberflächlicheres und Zweckloseres auffinden. Wo man die eigenen Ansichten des Reisenden erwartet, flattert er zurück in Reminiscenzen aus dem Alterthum. Man hoffe aber nicht etwa Erläuterungen über die alte Welt durch die Gegenwart. Hr. B. schwebt über jene, die er meist nur aus De Roy, Spohn u. s. w. zu kennen scheint, so flüchtig hin, als über diese. Da Er bey den Dardanellen vorbeyschifft, hat er nichts Wichtigeres, als auszurufen: „Der Hellespont, Xerxes, Leander und Hero! Welche verschiedene Empfindungen müssen nicht diese Namen erwecken. Deine Grösse, Xerxes, ist nur Rauch; du opferst bloss dem Ehrgeiz und geniessest nicht; aber Leander wird geliebt und seine Leidenschaft macht das Glück seines Lebens" u. s. w. Vom Uebersetzer, welcher uns einen Eschyles, eine Phrines, die Courtisanne Theorides u. s. w. vorführt, ist gar nichts zu sagen, als dass seine Arbeit des Originals vollkommen würdig erscheint.

* * *

MEISSEN, b. Erbstein: *Homeri Iliados* Rhapsodia Z. sive liber *VI.* 1803. 60 S. Rhapsodia H. sive liber *VII.* 1803. 48 S. Rhapsodia Θ. sive liber *VIII.* 1803. 61 S. Rhapsodia I. sive liber *IX.* 1804. 80 S. Rhapsodia K. sive liber *X.* 1804. 56 S. Rhapsodia Λ. sive liber *XI.* 1804. 82 S. 8. (1 Rthlr. 5 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1789. Num. 25. und 1795. Num. 124.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 15. Februar 1806.

GESCHICHTE.

Züllichau u. Freystadt, b. Darnmann: *Geschichte der Mark Brandenburg für Freunde historischer Kunde,* von *Gottfried Traugott Gallus,* Prediger zu Hagenburg und Altenhagen in der Grafschaft Schaumburg-Lippe. *Fünfter* Band, welcher einen vollständigen Abriss der Geschichte Friedrich Wilhelm's I. und einen Theil von Friedrichs II. enthält. 1803. 1 Alph. u. 11 Bogen 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Auch unter folgendem Titel: *Fortsetzung und Beschluß des Handbuchs der Brandenburg. Geschichte in zwey Bänden.* — *Erste* Fortsetzung, welche die ganze Geschichte Fried. Wilhelm's und einen Theil der Begebenheiten Friedrich's des Grossen enthält.

Daffelbe Buch noch unter folgendem dritten Titel: *Abriß der vornehmsten Begebenheiten des Königs Friedr. Wilhelm's I., seines Sohnes Friedrich's II. und seines Enkels Friedr. Wilhelm's II.,* entworfen in *zwey* Bänden von u. f. w. *Erster* Band, welcher in einem Anhange einige Berichtigungen mancher Umstände aus Friedrich's II. Leben von einem Augenzeugen enthält.

Der erste dieser Titel ist für die Besitzer der ersten Ausgabe; der zweyte, für diejenigen, die sich die zweyte angeschafft haben und die vielleicht nicht bis auf die Zeit, wenn auch dieser fünfte Band wieder aufgelegt werden möchte, warten wollen; und der dritte für solche, die den fünften und sechsten Band, ohne die vier ersten, als eine besondere Geschichte von den neuesten Schicksalen des Preussischen Staats, besitzen möchten. Auf dem Titel des vierten Bandes stehen zugleich die Worte: *und letzter.* Sie waren, da er nur bis zu Ende der Regierung Königs Friedrich I. reicht, dem Rec. und gewiss mit ihm mehreren Freunden dieses Werks unangenehm; daher ersterer bey der Anzeige desselben (1798. Num. 76.) den Wunsch nach der Fortsetzung bis auf die neuere Zeit äusserte. Schon hatte er dessen Erfüllung aufgegeben, als sie endlich, nach sechs Jahren, doch erfolgte. Was er dort und vorher bey der Beurtheilung der erstern Bände zur Empfehlung dieses Werks sagte, findet sich auch hier in reichem Masse, Vorsichtigkeit bey dem Gebrauch der Quellen, kluge Auswahl, die das Mittel zwischen einer allzugrossen Umständlichkeit und einer ermüdenden Kürze zu treffen weiss, geschickte Zusammenstellung der Begebenheiten, Festigkeit in Schilderung der Charaktere, anständige Freymüthigkeit im Urtheilen, Popularität des Vortrags.

Das Hauptaugenmerk des Vfs. ist die Geschichte Friedrichs II. oder des Grossen. Die Regierungsgeschichte seines Vaters Friedr. Wilhelm I., ist ihm gleichsam die Einleitung dazu. Daher stellt er gleich beym Eingang eine treffliche Charakteristik desselben auf. Aber, sagt er, es ist nicht genug, zu wissen, was Friedrich war, und was er that: sondern auch, wie er es wurde, und was ihn geschickt machte, es zu thun. Aufschlüsse über beides gibt die Erzählung der Regierungsgeschichte seines Vaters. „Hätte er einen andern Vater gehabt, eine andere Erziehung genossen, eine andere Behandlung erfahren: so würde sein Geist ohne Zweifel in manchen Stücken eine andre Richtung, und sein Charakter hie und da eine andere Schattirung erhalten haben. Und ohne den Grund, welchen sein Vater legte, ohne die zahlreichen, gut abgerichteten Streiter, welche er ihm hinterliess, ohne die *vollgefüllten* Schätze, die er ihm sammelte, und ohne die strenge Ordnung und den pünktlichen Gehorsam, an welchen er sein Volk gewöhnt hatte, würde *(es)* selbst einem Friedrich nicht möglich gewesen seyn, sich dasjenige Uebergewicht über seine Feinde, und dasjenige Ansehen unter den ersten Mächten unserer Halbkugel zu erringen, wodurch sein Leben Bedeutung für die Welt und Einfluss in die Veränderungen, die sich zu seiner Zeit ereigneten, erhielt." Sehr richtig gefasst ist S. 5. der Charakter seines Vaters: „Er gehörte nicht zu den ausgezeichnet grossen Geistern, darum aber auch gerade nicht zu den Alltagsmenschen. Man thut ihm Unrecht, wenn man ihn für nichts weiter, als für einen rohen Sohn der Natur erklärt; man lobt ihn über die Gebühr, wenn man ihn zum Muster eines weisen Regenten erhebt. — Er hat als König Verdienste um sein Land, die ihm unsere Achtung erwerben; als Mensch aber Fehler, die unser Gefühl empören. In vielen seiner

seiner Handlungen zeigte er sich gross, in manchen gut, in keinen liebenswürdig u. s. w." Von seinen eigenhändig ausgeübten Misshandlungen, sogar unschuldiger Menschen, kommt gleich S. 17. eine vorher noch nie gedruckte Anekdote vor. Nach vielfachem, sehr gerechtem Tadel dieses Regenten, empfängt er, von S. 18. an das schönste Lob, vorzüglich wegen seiner Abneigung gegen den Krieg. — Gar nicht am unrechten Orte steht S. 28. u. f. die Charakteristik des Fürsten Leopold von Dessau, weil er starken Einfluss in die Regierung und auch in die Denkart Friedr. Wilhelm's hatte. In der Anmerkung S. 30. u. f. finden sich Nachrichten von fünf seiner Söhne, die im Preuss Kriegsdienst gestanden haben. — Ausführlich, und mit Anekdoten gewürzt, wird die sonderbare Neigung dieses Königs, alle riesenhafte Männer unter seiner Armee zu haben, welcher er, bey aller seiner sonstigen Sparsamkeit, ungeheure Summen opferte, und woraus eine Menge himmelschreyender Ungerechtigkeiten entsprangen, dargestellt. Wenn es aber S. 33. heisst, er habe *im Ernst* behauptet, Gott habe ihm alle Menschen von ungewöhnlicher Grösse vermacht, und er habe sie bloss darum erschaffen, damit sie sein Leibregiment verschönern möchten: so war diess doch wohl sicher nur Scherz. — Die Anmerkung S. 64. über die allbekannten *Avantures de Telemaque* halten wir für einen unstatthaften Auswuchs. — Planwidrig wird S. 69. die Zahl der Todten und Verwundeten in der Schlacht bey Malplaquet angegeben. — S. 80. u. f. wird erzählt, wie den Wollenmanufakturen, hauptsächlich durch den Minister Kraut, aufgeholfen wurde. — Bey Gelegenheit der Theilnahme Preussens an dem Nordischen Krieg, holt der Vf. zu weit aus, indem er dessen Geschichte, für seinen Zweck, zu umständlich vorträgt. Wenigstens ein halber Bogen hätte erspart und das, was vor der Schlacht bey Pultawa vorging, in wenige Zeilen gefasst werden können. Von da an erst war etwas mehr Detail erlaubt. Nach der Geschichte des Nordischen Kriegs wird erzählt, was der König und der Fürst Leopold von Dessau für die Vervollkommnung des Kriegsheeres thaten. Bey dieser Gelegenheit wird aber auch der gräuliche Unfug, den die Preussischen Werber, unter des Königs Auspicien, verübten, durch eine Menge von Thatsachen in das vollste Licht gesetzt. — Von S 166. an folgt die Darstellung des Finanzwesens. — Gut aus einander gesetzt sind die positischen Angelegenheiten, besonders aber die Jülichsche Erbschaftssache, und dann die Verhältnisse des Königs zu Kaiser Karl VI., welches S. 209. sehr richtig geschildert wird: „Ein guter Mann, aber kein besonderer Fürst, von gemeinem Verstande und keinem ausgezeichneten Verdienste, den Vorschriften seiner Minister am Gängelbande folgend, beobachtete genau das dumpfe, steife, kalte Etikettenwesen, was *(das)* ihm sein Geheimerrath vorgeschrieben hatte," nämlich bey dem Empfang des Königs von Preussen zu Kladrup in Böhmen. — S. 214. u. f. von den Verhältnissen des Königs gegen seine Familie, wo er, sehr begreiflich, in einem höchst widerwärtigen Licht erscheint. Die Erzählung derselben ist dem Vf. vorzüglich gut gerathen. — Friedrich Wilhelm's Verhalten bey den Bedrängnissen der Protestanten, gegen welche sich die Unduldsamkeit der Katholiken während seiner Regierung härter, als jemals, zeigte, besonders in Salzburg und in der Rheinpfalz, und die Vortheile, die er für den Staat daraus zog. — Absichten, die er und seine Minister schon auf Polen hatten (S. 266 u. ff.), die aber erst unter seinen beiden Nachfolgern realisirt wurden. — Theilnahme an dem Reichskriege gegen die Franzosen, der durch die Polnische Thronveränderung 1734 entstanden war (S. 287 u. ff.). — Von S. 308. noch verschiedene Anstalten für den innern Wohlstand des Königreichs, z. B. neue Gebäude, besonders zu Potsdam, welche Stadt ihn als ihren Stifter ansehen kann; Abschaffung überflüssiger Ceremonien in den lutherischen Kirchen, u. s. w. — S. 313. Von des Königs Intoleranz gegen den Philosophen Wolf zu Halle. — S. 322. Von seiner Achtung oder vielmehr Nichtachtung der Gelehrten. — S. 324. Von seinen verkehrten Religionsgesinnungen und von dem daraus entstandenen Sittenverderb. — S. 331 u. ff. Von *Klement* und *Ekkart*, zwey Männern, die das Vertrauen des Königs schändlich missbrauchten. — S. 357. wo die von F. W. erzeugten Prinzen und Prinzessinnen genannt sind, hat sich bey der mit dem vorigen Herzog von Braunschweig vermählt gewesenen Prinzessin Philippine Charlotte ein Fehler eingeschlichen; sie soll nämlich *einige Jahre* nach ihrem Bruder, dem König Friedrich, gestorben seyn: allein, diess geschah erst im J. 1801.

Von S. 361. an beginnt die Regierungsgeschichte Friedrichs II. Das meiste von seiner Jugendbildung und von den Widerwärtigkeiten, die er von seinem rauhen Vater erdulden musste, und dessen Andenken er dennoch stets in Ehren hielt, kam schon in der Regierungsgeschichte des letztern vor. Aber Hr. G. trägt von jener Stelle an bis S. 382. noch Manches nach. — S. 375, wo er vom *Anti-Machiavell* spricht, holt er zu weit aus, indem er vom *Machiavell* und dessen Buche *Il Principe* beynahe drey Seiten anfüllt. — S. 380 u. f. Von Friedrichs Aufnahme in den Freymaurerorden, gegen den er aber bald ganz gleichgültig wurde, indem sein grosser Geist keine neue Weisheit bey dieser Gesellschaft entdeckte; er gab sogar weiterhin Winke, die mehr dem Spotte als der Achtung ähnlich waren. — Von S. 382. an folgt die Regierungsgeschichte selbst, unter gewissen Rubriken, z. B. erste Einrichtungen; erster Schlesischer Krieg u. s. w. So läuft sie in diesem Bande fort bis zur Schlacht bey Chotusitz und ihrer Folge, dem Frieden zu Breslau 1742 (S. 508.). Alles ist zweckmässig und, so weit Rec. urtheilen kann, der Wahrheit gemäss dargestellt. Neue, bisher unbekannte, Thatsachen wird man schwerlich finden. Hr. G. macht auch keinen Anspruch darauf; wie er selbst

selbst in der Vorrede bescheiden erklärt. Aber er berichtigt doch einen wichtigen Umstand in dem Jugendleben des grossen Königs, nämlich den allgemein geglaubten Irrthum, *daß er die Hinrichtung seines Vertrauten, des Lieutenants Katte, mit habe ansehen müssen.* Doch, auch diess rechnet sich der Vf. zu keinem Verdienst an, weil ihn nur seine Bekanntschaft mit dem im hohen Alter zu Crossen lebenden Obersten *von Münchow* in den Stand setzte, dieses dem Publicum mitzutheilen. Er verdient dafür und für die Bekanntmachung des ganzen Schreibens desselben, das er an Hn. *Nicolai* in Berlin gerichtet hatte (im Anhange S. 509 — 533.), den lebhaftesten Dank. Bekanntlich hatte Hr. Nicolai ungefähr 2 Jahr nach dem Tode des grossen Königs, die damals in Menge gedruckten Anekdoten in 6 Heften (1788 — 92) theils kritisch geprüft, theils neue hinzugethan. Hr. *v. Münchow*, der in seinen Knaben- und Jugendjahren sehr lange und häufig um die Person des Königs war, folglich viele Umstände erfuhr, die entweder andern ganz verborgen blieben oder nicht genau genug bekannt wurden, wollte zu der Nicolaischen Sammlung einen Beytrag liefern und kleidete ihn in Form eines Schreibens an Hn. N. ein. Als er ihn aber absenden wollte, hörte er, dass sie geschlossen sey; er hielt ihn demnach zurück, und überliess ihn in der Folge unserm Vf., der damals Conrector zu Crossen war, zum beliebigen Gebrauch. Der Oberste war der jüngste Sohn des Präsidenten v. Münchow zu Küstrin, und sieben Jahr alt, als der damalige Kronprinz von seinem zornigen Vater im dortigen Schloss, in einer Stube, die der Präsident von seiner Wohnung abtreten musste, Arrest erhielt. Der junge M. war fast der tägliche Gesellschafter des Prinzen und durch ihn erhielt er gar manche Bedürfnisse, unter andern Bücher, Feder, Dinte u. s. w., die ihm die übermässige Strenge des Vaters vorenthielt. Weiterhin war er vier Jahr lang Leibpage des Königs u. s. f. Hr. v. M. erzählt, ausser dem schon Erwähnten, verschiedene andere vorher unbekannte Anekdoten, und hätte noch weit mehrere mittheilen können. Einige trägt er verblümt vor und von einer, die sehr wichtig seyn mag, sagt er, sie solle mit ihm sterben. Die S. 520. erzählte, zufolge welcher ein Vater, der seine eigene Tochter geschwängert haben sollte, zum Tode verurtheilt war, den aber der Scharfsinn des Königs davon errettete, indem er ausmittelte, dass er nicht Vater derselben sey, erinnert Rec. an eine ähnliche Geschichte, vermöge welcher Peter der Strenge, König von Portugal, einen vorgeblichen Vatermörder von seinem vermeynten Verbrechen befreyte.

Noch muss erwähnt werden, dass Hr. G., so wie in den vorigen Bänden, also auch in diesem, seine Quellen selten nennt: wo er diess aber thut, oder wo wir sie entdeckten, finden wir, dass er sie mit gehöriger Prüfung benutzte. Diess ist z. B. der Fall mit der, von dem jetzigen Hn. Kreisdirector, *Theresius von Seckendorf*, zu Ansbach, im J. 1792 herausgegebenen Lebensbeschreibung des Feldmarschalls und Grafen von Seckendorf, der viele Jahre lang Oestreichischer Gesandter zu Berlin war, sich das ganze Vertrauen Königs Friedr. Wilhelm I zu bemächtigen wusste, und dasselbe zum Nachtheil des Preussischen Staats, des Königs selbst und seiner Familie auf mehrfache Art missbrauchte. Der Vf. nennt ihn S. 145. einen arglistigen, herzlosen und ränkevollen Mann. S. 186. ist er treffend geschildert. Man vergleiche damit ein Urtheil des grossen Königs in dem v. Münchowschen Schreiben S. 524.

Braunschweig, in d. Schulbuchh.: *Julius August Remer's*, Hofrath(s) u. Professor(s) in Helmstädt, *Handbuch der ältern Geschichte, von (der) Schöpfung der Welt bis auf die große Völkerwanderung. Vierte*, ausführlichere und verbesserte, Auflage. 1802. VI u. 812 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ebendas.: *Handbuch der mittlern Geschichte, von der Gründung der jetzigen Europäischen Staaten bis auf die Kirchenverbesserung. Vierte,* durchaus verbesserte und sehr vermehrte, Auflage. 1801. VI u. 690 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ebendas.: *Handbuch der neuern Geschichte, von der Kirchenverbesserung bis auf den Frieden zu Amiens, und den Veränderungen in Deutschlands Constitution im J. 1802. Vierte* sehr vermehrte Auflage. 1803. *Erster* Band. XXII u. 569 S. *Zweyter* Band. 544 S. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der auf dem Titel befindliche Ausdruck: *verbesserte und sehr vermehrte Auflage*, ist der strengsten Wahrheit gemäss, wie Rec., nach einer sorgfältigen Vergleichung dieser Auflage mit der ältern, versichern kann. Der verst. *Remer* war überhaupt einer der fleissigsten Historiker in Deutschland, und arbeitete unablässig an der Vervollkommnung seiner Schriften. Schade, dass ihm der philosophische Blick und die strengere historische Kritik bey seinen Arbeiten fehlte; sie würde ihn in die Reihe der ersten Historiker gestellt haben.

Ohne sich auf den Tadel einzelner Fehler einzulassen, von welchen kein historisches Werk von solchem Umfange, als das obige, frey ist, sey es Rec. erlaubt, lieber sein Urtheil über das Ganze zu sagen.

Unter allen, dem Rec. bekannten, Handbüchern der Universalgeschichte ist dieses das Einzige, welches von *den ältesten Zeiten bis auf die neusten* nach einem *gleich* gehaltenen Plane ausgearbeitet ist. Der Vf. theilt, wie er schon in der alten Ausgabe gethan, das Ganze in die beiden gewöhnlichen Haupttheile ein: 1. *Alte Geschichte*, von der Schöpfung der Welt bis ins *fünfte* Jahrhundert nach Christi Geburt. 2. *Neuere Geschichte*, von der Völkerwanderung bis auf unsere Zeiten. Die *Erste* lässt er in vier Perioden zerfallen: a. Von Erschaffung der Welt bis auf die erste Entstehung der Nationen. b. Von da bis auf den Tod Alexanders des Grossen. c. Bis auf die Schlacht bey Actium. d. Bis auf die grosse Völkerwanderung. Die *Zweyte* hat gleichfalls *vier* Perioden:

rioden: a. Von der grossen Völkerwanderung bis auf Karls des Grossen Regierung. b. Bis auf die Wiederherstellung der Betriebsamkeit und Aufklärung in Europa. c. Bis auf die Reformation. d. Von der Reformation bis auf unsere Zeiten.

Jede der angegebenen Perioden ist wieder in *zwey* Abschnitte getheilt, von denen der *erste sechs* Kapitel enthält, die folgende Gegenstände abhandeln: 1. Chronologie; 2. Geographie; 3. Politisches Verhältniss der Nationen; 4. Bürgerliche Verfassung; 5. Religionsverfassung; 6. Geschichte der Künste und Wissenschaften. - Hierauf folgt der *zweyte* Abschnitt, der die eigentliche oder sogenannte politische Geschichte umfasst. Vor jedem Kapitel sind die allgemeinen Quellen und Hülfsmittel, oft mit kurzen Notizen, sorgfältig aufgeführt, ja bey den meisten merkwürdigen Gegenständen noch besondere vorzügliche Werke, so wie die Stellen, auf welchen die Angaben des Vfs. beruhen, nachgewiesen.

Betrachtet man nun das Werk als ein blosses Geschichts-Repertorium über alle die Gegenstände, die eben genannt sind: so lässt sich die Arbeit vertheidigen, wenn man auch mit der *Absteckung der Perioden*, mit der *Wahl der Rubriken und ihrer Ordnung* u. s. w. nicht ganz dem Vf. beystimmen kann. Soll es aber ein Buch seyn, nach welchem die *allgemeine Geschichte* in ihren Hauptperioden erklärt werden soll: (denn zum Selbstunterricht ist es zu kurz und unverständlich,) so verdient es, wie es Rec. dünkt, grossen Tadel. Was soll zu diesem Zwecke jener Wust von Materien, die hier zusammen gedrängt sind? — Für eine *allgemeine* Geschichte gehört ausser den merkwürdigsten so genannten *politischen Begebenheiten*, nur eine *chronologische* und *geographische* Skizze und von der *bürgerlichen* sowohl als von der *Religionsverfassung*, ingleichen von den Wissenschaften und Künsten nur das, was eine *bedeutende Veränderung* in der *Staatsform*, oder in dem *religiösen Cultus*, oder in dem *Gange* einer Wissenschaft und in dem *Geschmacke* einer Nation hervorbrachte. Alles übrige muss auf der Seite liegen bleiben. Wie aber staunt man hier, wenn man z. B. in der Geschichte der Künste (Th. 3. Abth. 2. von S. 104. an) alle nur einiger Massen bekannt gewordne Künstler aller Nationen, oft ohne nähere Bestimmung ihres Faches, durch einander geworfen sieht! Oder wenn man ebendas. von S. 187. an, unter der Rubrik *Arzneykunde*, eine Menge Namen findet, von denen mehrere, selbst in einer besondern Geschichte der *Medicin*, kaum erwähnt zu werden verdienen.

Dazu kommen noch *zwey* Umstände. Vorausgesetzt, dass alle jene Gegenstände in eine *allgemeine Geschichte* gehören: so wird es um die Erklärung derselben sehr misslich aussehen. Der Vf. selbst, welcher von einer vortrefflichen Bibliothek unterstützt wurde, sagt in der Vorrede zum dritten Bande S. V. dass er sich die Hülfe einiger gelehrten Freunde in der Geschichte einzelner Wissenschaften, *die ihm fremd gewesen*, erbeten habe. So hat die neuere Geschichte der *mathematischen Wissenschaften*: Hr. Prof. *Pfaff*; der *Philosophie*: Hr. Hofr. *Schulze*; der *Theologie*: Hr. Abt *Henke*; der *Jurisprudenz*: ein Ungenannter, und der *Naturkunde*, *Chemie* und *Medicin*: der Sohn des Vfs. ausgearbeitet. Wenn nun aber der Vf. seinen Kräften nicht traute, wie kann er wohl andern *Geschichtslehrern* zumuthen, dass sie jener Fächer mächtig seyn sollen? Wagt sich ja jemand, der mit ihnen nicht vertraut ist, in das Detail derselben: so kann der Vortrag darüber nichts als Nachbeterey und Stümperey seyn. Etwas ganz anderes ist es, im *Allgemeinen* eine *bedeutende Veränderung* zu erwähnen, die eine *Kunst*, *Wissenschaft* u. s. w. bey einer Nation erfahren hat, so weit sie einem gebildeten Menschen, der nicht in jene eingeweiht ist, begreiflich gemacht werden kann. Nur dieses gehört in eine *Allgemeine Geschichte*; jenes aber in eine besondere Geschichte der Kunst oder Wissenschaft. Rec. kann sich daher nicht genug wundern, wie der Vf. sogar in seinem *Lehrbuche der allgemeinen Geschichte für Akademieen und Gymnasien*. (Halle bey Hemmerde und Schwetschke 1800), jenen Plan des Handbuchs beybehalten konnte.

Gesetzt aber, ein Geschichtslehrer vereinigte einmal alle Kenntnisse in sich, die zur Erklärung jenes Werks gehören, *wann* will er denn diese Erklärung beendigen? Dazu gehören Jahre, wenn sein Vortrag nicht in eine blosse Nomenklatur ausarten soll. Auch hier ist es Rec. unbegreiflich, wie der übrigens so einsichtsvolle Vf. es angefangen hat, mit Nutzen Vorlesungen über sein Handbuch zu halten.

Doch wir brechen ab, und begnügen uns, besonders einem künftigen Herausgeber und Fortsetzer des *Remerschen* Werks unsre Gedanken mitgetheilt zu haben, die er vielleicht einer ernstlichen Prüfung würdigt.

RÖMISCHE LITERATUR.

RONNEBURG u. LEIPZIG, im Verlagsbüreau: *Römische Thalia*, oder *Gespräche aus Plautus und Terenz* zur Erlangung der Fertigkeit, gutes Latein zu sprechen, von Dr. *Joh. Jak. Meno Valett*. 1805. *Zweyte* Sammlung. 96 S. *Dritte* Sammlung. 157 S. 8. (12 gr.)

Die *erste* (von uns im Jahrg. 1804. Num. 120. angezeigte) und die *zweyte* Sammlung dieser Chrestomathie enthält abgerissene Partien aus dem Plautus, die *dritte* aus dem Terenz. „Die *vierte* Sammlung soll, wenn sie nicht verbeten wird, Gesprächen philosophischen und rhetorischen Inhalts gewidmet seyn." Aber wie passen diese zu der römischen Thalia, oder welche philosophische und rhetorische Gespräche liessen sich wohl aus dem Plautus und Terenz ziehen, welche doch das Werkchen allein auf seinem Titel verheisst?

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 18. Februar 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

1. Haarlem, b. Bohn: *Geheimzinnige Toebereidselen tot eene boertige Reis door Europa. Vermaakshalven voorgeleezen in, en opgedraagen aan, de Maatschappy der Verdiensten, onder de spreuk: Felix Meritis, door A(drianus) Fokke, Simonsz.* (Geheime Anstalten zu einer scherzhaften Reise durch Europa. Zur Unterhaltung vorgelesen in der Amsterdamer Gesellschaft: Felix Meritis, und derselben gewidmet von A. F., Simon's Sohne, Mitgliede dieser Gesellschaft, dirigirendem Mitgliede des Amsterdamschen Dicht- en Letteroefenend Genootschap, wie auch Mitgliede des Rotterdamschen Dicht- en Letterlievend Genootschap: Studium Scientiarum Genitrix). *Eerste* Deel. Mit 2 Landcharten. 1794. 152 S. *Tweede* Deel. Mit 2 in Kupf. gestoch. Karikaturtafeln. 1797. X u. 262 S. (Vom *zweyten* Theile an unter dem Haupttitel: *Boertige Reis door Europa*). *Derde* Deel. Mit 4 Karikaturtaf. u. dem Grundrisse von London. 1798. VI u. 204 S. *Vierde* Deel. M. 6 Karikaturtaf. 1802. X und 232 S. *Fyfde* Deel. M. 6 Karikaturtaf. 1803. IV u. 220 S. gr. 8. (Wohlfeile Ausgabe zusammen 11 Gl. 10 Stüb. holl.)

2. Amsterdam, b. Roos: *Proeve van een Ironiesch Comiesch Woordenboek van verouderde, vernieuwde en nieuw uitgevonden Woorden en Spreekwyzen, in de Nederduitsche Taal. Voorgeleezen in, en opgedragen aan, de Maatschappy der Verdiensten, ter spreuke voerende: Felix Meritis, door A(drianus) Fokke, Simonsz.*, (Versuch eines ironisch-komischen Wörterbuchs veralteter, erneuerter und neu erfundener Holländischer Wörter und Redensarten. Vorgel. in d. Amsterd. Gef. Fel. Mer., u. dieser Gef. gewid. von *A. F. S.*, Mitglied der genannten Gesellschaften, und der Batavischen Gesellschaft zur Beförderung wahrer Religion, Tugend, Kunst und Wissenschaft). *Erste* Stuk. *A—H.* 1797. 148 S, *Tweede* Stuk. *I—Z.* 1798. 204 S. gr. 8. (Wohlfeile Ausgabe zusamm. 2 Gl. 10 Stüb. holl.)

Nr. 1. Hr. *Fokke* scheint, als launiger und satirischer Schriftsteller, im Auslande weniger gekannt und geschätzt zu seyn, als er es in mehr als einer Hinsicht verdient. Er ist, ausser den hier anzuzeigenden beiden Werken, Vf. von einer Anzahl unterhaltender Schriften, die von seinen Landsleuten mit Beyfall aufgenommen wurden. Die *Boertige Reis* aber und das *Ironiesch Comiesch Woordenboek* sind, unsers Wissens, in diesem Fache seine Hauptwerke. Von dem Beyfalle, den die *Boert. Reis* gefunden hat, ist auch der Umstand ein Beweis, dass die beiden ersten Theile dieser Reise im J. 1804 eine *zweyte* Auflage erlebt haben.

In einer Art von *Einleitung* zum *ersten* Theile zeigt uns der Vf. den Gesichtspunkt, aus welchem er diese *Vorlesungen* und ihre Einkleidung will betrachtet wissen. Die meisten Bewohner seines Vaterlandes (und also auch die Mehrzahl der Mitglieder von *Felix Meritis*, die seine Zuhörer waren) sind, sagt er, *Kaufleute*, die, nachdem sie vom Morgen bis zum Abend auf dem Comptoir ihre Zeit in ernsten Geschäften zugebracht, und ihren Geist durch Berechnungen ermüdet haben, einer Erholung bedürfen. Eine solche Erholung habe er ihnen durch diese, auf dem Zimmer gemachte, Reise bereiten wollen; eine Reise, deren Inhalt, vom *zweyten* Theile an, in der *travestirten Geschichte einiger europäischen Länder und Völker* besteht. In den Vorlesungen, die den *ersten* Theil ausmachen, ist viel Belesenheit, besonders in den alten Klassikern, angebracht, und es fehlt auch nicht an häufigen Anspielungen auf die Mythologie der Griechen und Römer. [Bey diesen Proben der Belesenheit und bey diesen Anspielungen drängte sich Rec. der Gedanke auf, ob nicht diese Materialien manchem von des Vfs. Zuhörern zu *gelehrt* mögen gewesen seyn, da man, ob es gleich gewiss, ausser den Gelehrten, unter den Mitgliedern der Gesellschaft *Felix Mer.* viele gebildete Kaufleute gibt, nicht bey allen, die zu der Klasse der Kaufleute gehören, Kenntnisse voraussetzen darf, die zum rechten Verständnisse solcher Anspielungen erfordert werden. Vielleicht aber kann man sie, weil nun einmal das Publicum derer, die Vorlesungen in *Felix Mer.* halten, so gemischt ist, eben so gut gelten lassen, als Vorlesungen über Gegenstände der Philosophie, der Physiologie oder der höhern Naturlehre. Dagegen muss man alle glücklich benutzte Stellen vaterländischer Dichter, besonders des

des *Cats*, oder gut angebrachte holländische Sprüchwörter, desto passender finden; die aber, wie natürlich, bey dem Ausländer nicht immer ihre volle Wirkung thun können. So sind aus *Vater Cats* (wie ihn die Holländer gern nennen) die *fünf Erfordernisse eines Reisenden: Eselsohren; ein Schweinsrüssel; Falkenaugen; Hirschläufe* und *Kameelrücken*, übergenommen, und sehr genialisch aus einander gesetzt.] Nach mancherley Umwegen, wo der Vf. kein Blümchen verschmäht, das ihm aufstöfst, kein Ruheplätzchen, das sich ihm darbietet; (wie denn auch die Vorlesungen gemeiniglich mit einem poetischen Schlusse aus seiner Feder endigen,) gelangt er endlich zur letzten Vorlesung dieses Theils, zu welcher die beiden illuminirten Karten von Europa gehören. Auf der einen dieser Karten ist Europa als eine bunt gekleidete weibliche Figur, sitzend und karikaturmäfsig, vorgestellt; eine Idee, die ihm zu verschiedenen Bemerkungen Gelegenheit gibt, die aber nicht alle witzig sind, was sie doch seyn sollen.

Der *zweyte* Theil, der auch den speciellen Titel: *das Paketboot*, führt, enthält die *travestirte Geschichte Englands*, von Julius Cäsar an bis auf Georg III. Diese Geschichte wird auf dem Paketboote erzählt. Nach ihrer Beendigung landet die Gesellschaft in Harwich.

Und somit ist der Weg gebahnt zu einer *Beschreibung der Stadt London*, die den Inhalt des *dritten* Theils ausmacht. Zugleich ersieht man nun, auf welche Veranlassung dieser Theil des Werks mit einem Grundrisse von London, der auch, zum Nutzen der Reisenden, besonders verkauft wird, versehen wurde. Ob Hr. *F.* die Stadt, die er hier beschreibt, selbst gesehen habe, oder nicht, wird man aus dem vorgesetzten Motto aus *Augustin. de Trin.* 8. 6: *„Alexandriam cum eloqui volo, quam nunquam vidi, praesto est apud me phantasma eius,"* beurtheilen können. Bey alle dem glauben wir, dafs diese Beschreibung unter die gelungensten Partieen dieses Werks gehört.

Der *vierte* und *fünfte* Theil liefern eine *travestirte Geschichte Frankreichs*, und haben auch den besondern Titel: *der Winkel am Kamin*. In jenem wird die Geschichte des Landes von den ältesten Zeiten an bis zur Erlöschung des Karolingischen Königsstammes, und in diesem dasjenige erzählt, was sich unter der Regierung der Könige aus dem Capetingischen Hause zugetragen hat.

Eine Probe der Manier der Vfs. würde hier zu viel Raum einnehmen. Wir bemerken daher nur noch, dafs, so wie andern humoristischen Schriftstellern, es auch zuweilen dem Vf. widerfährt, dafs ihm die Flügel sinken. Und, obgleich der Satir des Hn. *Fokke* nicht zu den bösartigen gehört: so können wir es doch nicht billigen, dafs er ihn manchmal ins Platte fallen, und gegen den Wohlstand sündigen läfst. Zu der letztern Gattung rechnen wir z. B. das, was am Schlusse der englischen Geschichte, von dem lebenden Regenten gesagt wird. — Den *Karikaturen*, die, vom *dritten* Theile an, von *Jacob Smies* gezeichnet, und von *D. Veelwaard* gestochen sind, können wir, besonders von diesem Theile an, das verdiente Lob nicht versagen.

In Nr. 2. finden wir den Witz des Vfs. gleichförmiger. Hier und da ist etwas aus dem satirischen Wörterbuche, welches der Prof. *Sneedorf* in einer dänischen Zeitschrift lieferte, aufgenommen. Er selbst vergleicht sich mit *Rabener'n;* und wir können diese Vergleichung wohl gelten lassen. Wir theilen nur eine Probe mit, und wählen dazu den Artikel: *Amt;* um desto mehr, da wohl jedem Leser von seiner Jugend her die berühmte *Rabener'sche* Diatribe über das Sprüchwort: *Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand*, diesen Art. doppelt interessant machen wird.

„*Amt*, oder *Bedienung*, ist ein Titel mit gewissen Einkünften. Betragen diese einige tausend Gulden: so nennt man es ein *gutes Auskommen*, einen *guten Verdienst;* wie unter *Brod, tägliches Brod* weiter zu ersehen ist. Nachdem die Einkünfte gut, der Rang hoch, und wenig dabey zu thun ist, nennt man es eine *gute Bedienung*. (Prof. *Sneedorf.*) Wir müssen eine neuere Bedeutung beyfügen, die Prof. *Sneedorf* in Dänemark noch nicht gekannt zu haben scheint. — Das Wort *Amt* bedeutet auch in einigen wenigen Fällen so viel als *politischer Zehrpfennig, Viaticum inter vivos, Offa Cerberi, μελιττουττα*, oder *Honigkuchen*. Denn, so wie die Griechen (und vor ihnen die alten Aegypter) ihren Todten, vor dem Begräbnisse, einen *Bissen (Bolus)*, eine *Pille*, oder *Kuchen*, der von geröstetem Gerstenmehl und Honig sehr wohlschmeckend bereitet wurde, in den Mund steckten, um, wenn sie an das Ufer des Styx kämen, dem bellenden *Cerberus* damit das Maul zu stopfen: so wird, wie Einige wollen, in unsern Zeiten mit unter von Aemtern ein ähnlicher Gebrauch gemacht, und ist auch wohl in der französischen Republik gemacht worden, um den offnen Mund derer zu schliessen, die entweder vor Hunger ihn aufthun, oder deswegen aufthun, um zu bellen, und also unangenehme, beunruhigende Laute hören zu lassen; und weil die Alten ihren Leichen überdem noch ein Stück Geld in den Mund gaben, welches der Fährmann *Charon* als *Zehrpfennig* oder Fährgeld bekommen sollte: so könnte man ein Amt wohl auch einen *Zehrpfennig (Viaticum)*, oder ein *Allmosen (a graeca voce ἐλεημοσύνη, commiseratio, vulgo* Erbarmung) nennen; gleichsam, als ob man bey der Verleihung desselben zu dem neuen Beamten sagte: *Da hast du! aber komm nicht wieder; hörst du!* Worauf denn die Antwort ist: *Salut et Fraternité!* Welches denn so viel ist, als: *Segen und Gesundheit!"*

In einem *Anhange* zum *zweyten* Stücke werden die drey Wörter: *Vrijheid, Gelijkheit* en *Broederschap* (Freyheit, Gleichheit und Brüderschaft) erklärt. Schon damals gaben diese monströsen Geschöpfe eines gewissen Zeitgeistes dem Vf. reichen Stoff zu satirischen Bemerkungen. Was würde er nicht erst in ihrem allmähligen Dahinsterben und dessen Folgen für Ausbeute finden. — Schade, dafs bey den, aus

aus fremden Sprachen, besonders der deutschen und griechischen, entlehnten Wörtern und Redensarten, sich so viel Druckfehler eingeschlichen haben.

Berlin, b. Schöne: *Johann Winkelmanns alte Denkmäler der Kunst.* Aus dem Italiänischen übersetzt von *Friedrich Leopold Brunn*, Professor des Königlichen Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin. *Erster* Band. *Zweyte* (?) mit einem Kupfer vermehrte Auflage. XXIV S. die Erkl. der Vignetten, Vorreden und Inhaltsanzeige. 172 S. Text. Kupfertafeln von Nr. 1 bis 80. *Zweyter* Band. 136 u. LXXIV S. Register etc. Kupfertafeln von Nr. 81 bis 208. 1804. gr. Fol.

Diese so genannte *zweyte* Auflage der im J. 1790 und 1791 heftweise erschienenen Uebersetzung der *monumenti antichi inediti* ist nichts weiter als — ein neues Titelblatt zu der *ersten* Auflage, mit der Zugabe einer Vignette vor dem Register und einer Zueignung des Verlegers an den Kaiser Alexander. — In Num. 119. unsrer A. L. Z. vom J. 1791 sind die beiden ersten Lieferungen dieser Uebersetzung angezeigt, und ihre Mängel gerügt worden. Da eben diese Mängel, wovon damals mehrere Beyspiele angegeben sind, bey der nachherigen Fortsetzung der Lieferungen und folglieb auch bey der Erscheinung dieser so genannten *zweyten* Auflage Statt finden: so müssten wir hier bloss wiederholen, was damals über die ersten Lieferungen gesagt ist. Die Unvollständigkeit des verdeutschten Werks, in Ansehung der fehlenden Nachrichten von vielen seit Winkelmanns Tode erschienenen berichtigenden Erklärungen mehrerer dieser Kunstwerke, und in Ansehung der Veränderung des Eigenthums und des Orts vieler derselben, fällt jetzt um so mehr auf, da seit der ersten Erscheinung der Uebersetzung wieder sechszehn Jahre verflossen sind. Solche Zugaben und Berichtigungen hätte man doch billig erwarten können, da es der Verlagshandlung gefiel, dem Werk durch einen neuen Titel etc. einen Schein der Neuheit zu geben. — Um noch etwas von der Geschichte dieser Verdeutschung des wichtigen Werks unsers unsterblichen Landmanns nachzuholen: so bemerken wir, dass die erste, 8 Bogen Text und 40 Kupfertafeln enthaltende, Lieferung derselben bereits im J. 1780 erschienen war. Hr. Dr. *Biester* hätte sie besorgt, und dem Text viele schätzbare, theils erläuternde, theils berichtigende Bemerkungen beygefügt. Hr. Prof *Brunn* übernahm dann 1790 die Fortsetzung des Werks — ohne Beyfügung solcher Bemerkungen, woran er durch die Eile und durch den Mangel an Hülfsquellen, wie er in seiner Vorrede gesteht, verhindert ward. Er hielt sich bloss an eine wörtliche Uebersetzung des Textes, und suchte sie der in W. Geschichte der Kunst herrschenden Sprache zu nähern. Dieses Unternehmen, und in wie fern es ihm gelungen sey, zu beurtheilen, kommt weniger in Betracht, als sein Bestreben den *Sinn des Originals* deutlich und bestimmt jedesmal auszudrücken. Die hiebey nöthige Zusammenstellung des ital. Originals mit der deutschen Nachbildung aber würde, sollte sie vollständig seyn, hier zu weit führen, da zudem eine solche mühsame Vergleichung sich in diesem Fall durch den damit zu erreichenden Zweck nur wenig lohnen würde. Der gedehnte und verwickelte italiänische Stil W's. machte das Uebersetzungsgeschäft allerdings sehr mühsam, und es ist daher wegen der von Hn. B. selbst vorgeschützten Eile dieser Arbeit um so weniger zu verwundern, dass dabey sehr viele Fehler einschleichen mussten, welche durch das angehängte drey Folioseiten lange Sündenregister „der Druckfehler und Verbesserungen" bey weitem nicht alle verbessert sind.

Königsberg, b. Göbbels u. Unzer: *Deutsche Chrestomathie.* Zur Bildung des Geschmacks und zur Uebung im Declamiren für die Jugend. *Zweyte* vermehrte Auflage. 1804. IV u. 124 S. gr. 8. (10 gr.)

Die erste Ausgabe dieser Sammlung (1792) war zunächst für die Lese- und Declamirklassen des Collegii Fridericiani bestimmt, und der Sammler ging dabey von dem Grundsatze aus, dass für den Schulgebrauch nur aus Klassikern gewählt, und auch nur solche Stücke aufgenommen werden dürften, die in Hinsicht auf Decenz ganz unanstössig sind und zur Bildung des echten Geschmacks beytragen können. Es sind lauter poetische Stücke, Lieder, Erzählungen und Hymnen; und man wird jenen richtigen Grundsatz durchgängig treu genug befolgt finden. Die Namen der Vff. hätten wohl mögen beygesetzt werden, ob sie gleich grösstentheils bekannt sind. Den Zöglingen werden sie es indess weniger seyn, und sie ihnen zu nennen, war hier mehr, als Befriedigung der Neugierde.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Breslau, b. Meyer: *Sammlung verschiedener Schriften über Schlesiens Geschichte und Verfassung* von *Friedrich Wilhelm Pachaly. Zweyter* Band, welcher einzelne Abhandlungen enthält. 1801. 300 S. gr. 8. (20 gr.)

Der *erste* Band dieses Werks ist A. L. Z. 1790. Num. 368. angezeigt worden. Der *zweyte* enthält *sechs* einzelne sehr lesenswerthe Abhandlungen, wovon der Vf. *vier* schon 1776 zusammen und *eine* 1786 einzeln herausgegeben hatte. Die ersten sind theils ganz umgearbeitet, theils sehr vermehrt und hin und wieder verbessert worden. Rec. bemerkte mit Vergnügen die neuen Zusätze, vermisste aber doch manches, was seinem Gefühle nach aus der ältern Ausgabe hätte beybehalten werden können, weil es dem Ganzen eine bessere Uebersicht gab. Auch hätte Rec. gewünscht, manchen Fehler verbessert zu sehen, der auch in dieser Ausgabe sich eingeschlichen hat, z. B. das *zabiezcie, zabiegaycie, occurite,* mit *zabiiaycie, zabiycie* verwechselt. S. 22. N. Ausg. S. 21. A. Ausg. Der Inhalt der sechs Abhandlungen ist: 1. Der Einfall der

der Mungeln in Schlesien; (der Vf. bemüht sich zu zeigen, dass ihrer nur etwa 50000 nach Schlesien gekommen sind;) 2. von der Vereinigung Schlesiens mit Böhmen; 3. kurzer Entwurf einer Geschichte der schlesischen Bischöfe; 4. Johann II. Herzog von Sagan und Glogau; 5. Bruchstücke einer physischen Geographie von Schlesien; 6. von den schlesischen Erblandshuldigungen. Das Leben des Herzogs Johann II. ist sehr interessant und dürfte auch manchen romantischen und dramatischen Stoff bieten, wenn dieser Theil der Geschichte mehr bekannt wäre. Die Abhandlung von der Vereinigung Schlesiens mit Böhmen gibt eine sehr anschauliche und richtige Darstellung dieser merkwürdigen Begebenheit. Nur von der eigentlichen Bedeutung des polnischen und deutschen Rechts scheint der Vf. unrichtige Begriffe gehabt zu haben. Deutsches Recht, *locatio iure teutonico* und deutsche Verfassung und deutsche Gerichte, Sitten und Sprache sind nicht so ganz einerley, wie der Vf. meynt. Die schrecklichen Verwüstungen der Böhmen in Schlesien nach Mieczyslaw II. Tode, die beständigen Kriege zwischen den Böhmen und Polen haben wahrscheinlich Schlesien sehr entvölkert und in eine halbe Wüsteney verwandelt; der Einfall der Mungeln hat aber vollends den alten polnischen Einwohnern Niederschlesiens den Rest gegeben. Seit der Tatarschlacht 1241 fangen erst in Niederschlesien die Deutschen recht an sich zu mehren und die Oberhand über die Polen zu gewinnen. Hr. P. nimmt darauf weniger Rücksicht, als er thun sollte, und schreibt alles den Einrichtungen der Herzoge zu, welche von Polen ab- und sich nach Deutschland und Böhmen hinneigten. Rec. läugnet keinesweges den Einfluss dieser Stimmung der Herzoge, glaubt aber, dass er nicht allein die völlige Umwandelung von Niederschlesien bewirkt habe. Bis zur Tatarschlacht ist der Hofstaat der niederschlesischen Fürsten noch sehr polnisch. Man sieht diess auch aus den Unterschriften ihrer Urkunden. Erst nach dieser Periode bemerkt man Aenderungen in Sitten und Sprache, welche nur allmählig steigen, und erst nach Jahrhunderten die ganze Gestalt Niederschlesiens verwandeln.

Leipzig, b. Hartknoch: *Lukumon oder Nachricht von ausserordentlichen Menschen in physischer und psychologischer Rücksicht, ingleichen Merkwürdigkeiten aus der Natur- und Kunstgeschichte, Länder- und Völkerkunde* zur Belehrung und Unterhaltung herausgegeben von *Johann Georg Rievethal*, Conrector an der Domschule zu Riga. *Dritter* und *letzter* Theil, nebst einem Anhange. 1802. 342 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Was die Anzeige des *zweyten* Theils dieser Sammlung (s. A. L. Z. 1800. Num. 178.) von ihrem Werthe sagt, ist vollkommen auch auf diesen Theil anwendbar, welcher das Ganze beschliesst. Die grössere Zahl der hier gelieferten Aufsätze ist unterhaltend, und zum Theil selbst unterrichtend, so dass sie dem Zweck des Vfs., die Jugend von der Lectüre bloss frivoler Schriften ab- und zu einer nicht bloss unschädlichen, sondern auch nützlichen Lectüre hinzuziehen, vollkommen entsprechen: allein strenger könnte die Auswahl allerdings seyn, und vorzüglich haben wir in den naturhistorischen Rubriken Artikel gefunden, die auch in Ansehung ihrer Richtigkeit einer kritischen Revision bedurft hätten, und hier und da sind Druckfehler eingeschlichen, die falsche Angaben und Namen fortpflanzen, wie z. B. *Guebern* statt *Gebern* (es ist von dem bekannten Volksstamme in Persien die Rede), sowohl in dem Aufsatze S. 153. durchgängig, als auch in der Inhaltsanzeige sich findet. Der Anhang, welcher ähnlichen Inhalts, wie die vorhergehende Sammlung ist, jedoch nicht wie diese, in der Ordnung der einzelnen Aufsätze gewissen Rubriken folgt, war, nach der Vorerinnerung, für einen Almanach bestimmt, passt aber vollkommen in die ihm hier angewiesene Stelle.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Frankfurt a. M.*, b. Döring: *Taschenkunst-Apparat*, eine Sammlung magischer und mechanischer Kunststücke, zur Unterhaltung in frohen Gesellschaften. Ohne Jahrzahl. (1802.) 47 S. 12. mit 2 Kupfern. (12 gr.) — Die hier beschriebenen Kunststückchen waren Rec. meist alle schon aus ältern Schriftstellern bekannt, nämlich: das mathematische Kreuz; das magische Kästchen; die verwandelten Farben; das Zauberkästchen; die Zauberbüchse; das Solitärspiel mit Zahlen; das Achteck; die fünf Quadrate in Ein Quadrat zu legen; die Nonnenlist; das Fünfeck; die unzertrennlichen Hölzer; der Zauberring; der verschlungene Zauberring; zwey Triangel in ein Sechseck zu verwandeln; der magische Stern; die Zauberschlinge; die magischen Zahlen; die drey mathematischen Löcher; das täuschende Guckkästchen; die magischen Hölzer; das Solitärspiel mit kleinen Hölzern; das Belagerungsspiel illuminirt (bey gegenwärtigem Exemplare unilluminirt). Es werden auch Marken und Würfel dazu gegeben. Die Beschreibungen sind zum Theil sehr kurz, so dass selbst die Abbildung auf der Kupfertafel zur Verständlichkeit nicht hinreichend seyn dürfte; übrigens werden in einer Vorerinnerung auch die nöthigen Werkzeuge angegeben, mittelst deren man sich die kleinen Kunstapparate selbst zu verfertigen im Stande ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 20. Februar 1806.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

MÜNSTER, b. Waldeck: *Die hellstrahlenden Pleiaden am arabischen poetischen Himmel;* oder die sieben am Tempel zu Mecca aufgehangenen arabischen Gedichte. Uebersetzt, erläutert und mit einer Einleitung versehen von *Anton Theodor Hartmann*, Prorector des Friedrichsgymnasiums zu Herford. 1802. 216 S. kl. 8. (18 gr.)

Nach einer (nicht unbezweifelten) Tradition wurden Gedichte, welche von den sich bey dem Jahrmarkt zu Okkadh in Tehama seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts versammelnden Arabern mit vorzüglicherm Beyfall gehört wurden, mit goldnen Buchstaben auf seidene Teppiche gestickt (Modhahebât) und in den Hallen des Tempels zu Mecca aufgehangen (Moallacat). Von sieben dergleichen Preisgedichten sind drey ganz arabisch, das vierte zum Theil gedruckt; alle gab *William Jones* London 1783. 4. nach dem arab. Texte, aber bloss in lateinischen Lettern, nach englischer Aussprache, und nicht correct genug, doch zugleich übersetzt und durch Uebersichten erläutert, heraus. (Das Ganze ist, wie es war, im IV. Th. seiner Werke. 1799. 4. wiederholt.) Der Vf. gibt sie, grösstentheils nach *Jones*, deutsch wieder; doch nahm er auf die *Notice historique des anciens poëmes arabes connus sous le nom de Moallakahs, par A. J. Silvestre de Sacy* (im Magazin encyclopedique. An III. T. VI. nr. 24. An VI. 1798.) Rücksicht, setzte, besonders nach der Rosenmüllerschen Abh. in den Nachträgen zu *Sulzers* allg. Theorie d. schönen Künste. (Bd. 5. St. 2.) eine die Eigenheiten der arab. Dichtkunst beleuchtende Einleitung vor, und begleitete jedes einzelne Gedicht mit einer Uebersicht und mit Anmerkungen. Das orientalische Studium des Vfs. verdient unstreitig alle gerechte Aufmunterung. Er kennt und benutzt die uns zugänglichen Quellen mit Leichtigkeit und mit Liebe zur Sache. In seiner Einleitung sind mit Geschmack mehrere von den bessern arabischen Gedichten ausgestellt, welche zu diesen nomadischen Musen hinlocken können. Zum Uebersetzer fehlt es ihm nicht an Gewalt über die deutsche Sprache. Läugnen aber kann Rec. nicht, dass die Diction oft vernachlässigt ist. Noch wichtiger aber ist die gewiss gerechte Forderung, dass deutscher Fleiss und Geschmack, nachdem wir einmal die Vorarbeiten, welche in diesem Fache das Eis gebrochen haben, vor uns hatten, manches in diesen berühmten Gedichten richtiger, als die Vorgänger, hätte fassen und enträthseln sollen. Haben wir gleich nicht Bibliotheken, aus denen wir ungedruckte, handschriftliche Schätze ediren können: so sollte doch, wenn wir etwas von andern herausgegebenes wiedergeben, die neue Arbeit, welche nicht mit den grossen Schwierigkeiten jeder ersten Edition und Interpretation zu kämpfen hat, Berichtigungen enthalten und dadurch das Fach beliebter machen. Im ersten Gedicht lässt Hr. H. S. 45. Vers 1. den *Amrolkais* bey dem Anblick des *Zeltes* seiner Geliebten weinen. War denn diess noch da? Es ist nur der Zeltenplatz, wo sie und ihre Horde gewesen war. Vers 2. setzt Er: *deren* Spuren noch nicht erloschen sind; so dass der deutsche Leser das *deren* auf die zunächst genannten vier Ortschaften beziehen muss. Der Sinn ist: die Spuren jenes Nomadenlagers seyen nicht erloschen. Diese Spuren bestehen, wie die zwey bey Jones fehlenden, bey Lette aufbewahrten Verse andeuten, in nichts als Gasellenmist, der noch wie Pfefferkörner (vertrocknet) unter dem Sande sichtbar war u. s. w. Hätte Hr. H. diesen Sinn sich klar gemacht: so könnte er die von Lette erhaltenen Verse unmöglich für unpassend erklären. Der 4. Vers sagt nach dem Uebers.: „Thränen (antwortete ich.) lindern meinen Schmerz allein; aber wozu sie über die Trümmer einer verlassenen Stätte vergiessen?" Wie könnte die nämliche Person dieses beides sagen? Weinen wollen und sich vom Weinen abhalten? Allein die letzte Frage thun die Begleiter des Amrolk., die auch Vers 5. sprechen! Freylich hat auch Jones diesen Sinn verfehlt. Allein die Sache spricht für sich selbst. — Vers 8. sollte angedeutet seyn, dass die Begleiter — Vers 13. dass Amrolk. rede. Vers 16. darf der Name Fatima nicht fehlen; so nur wird klar, dass von dem Mädchen die Rede ist, bey welcher Amrolk. im Kameelkorb sass. Vers 18. ist, „wenn dir mein *Charakter* missfällt," und Vers 29. 35. die *Taille*, Vers 36. ihr *Negligé* u. dergl. m. wie Excursion, Represaillen u. s. w. etwas für die Uebersetzung eines Nomadenlieds viel zu exotisches. Das Folgende: „zerreisse Mein Kleid, das Kleid Meines Herzens von dem Deinigen, dass es herabfliesse," hat, so viel

Rec. einsieht, keinen Sinn. Amrolk. sagt: Missfällt Dir wirklich mein Seyn und Betragen: so reisse mit einem Mal den Mantel (die Hülle) von meinem Herzen weg, um mich von meiner Liebe loszureissen. Vers 22. will der Zusammenhang nicht: zu ihnen, sondern bestimmt: zu ihr. Vers 25. sollte statt: verstossen, stehen: abweisen. Vers 29. „Ihre Brust war einem polirten Spiegel gleich." Ein sehr zweydeutiges Lob. Der delicatere Araber sagt: Ihr Busen war *rein* wie ein Spiegel. Vers 30. sagt: „Oder wie ein Strausseney an einem spiegelhellen Bach genährt." Ein *genährtes* Strausseney? — Wie käme Vers 38. der Derwisch — ein türkisches Wesen — in das Lied eines Arabers? Vers 70. erscheint, nicht viel besser, die Lampe eines *Mönchs!* — Vers 41. läfst der Uebers. den Ausdruck seines liebekranken Arabers gar zu tief ins Unpoetische fallen: „Wie oft hab' ich den strengen *sauertöpfischen Moralisten* abgewiesen" u. s. w. Der Vers 43. ist sicher eine Glosse. Der Context läfst den Amrolk. jetzt nicht dem Mädchen nahe seyn. Er spricht bloss zur furchtbaren Nacht, wie Vers 49. zum hungrigen Wolf, der ihm aufstöfst. Vers 44. ist missverstanden. Amrolk. will, dass die Nacht vorüber seyn möchte. Vers 79. passt auf keinen Fall *gepfefferter* Wein. So viel von einzelnen Stellen. Betrachtet man aber das Gedicht im Ganzen, mit dem Gefühl von poetischem Zusammenhang, welches man zu solchen alten Ueberresten, deren Entstehungsgeschichte dunkel ist, mitbringen muss: so ist es, dünkt uns, unläugbar, dass die Amrolkaisische Moallaka aus *drey* ursprünglich nicht vereinten Gedichten besteht, die bloss in unkritischen Abschriften, wo man den Raum sparte, zusammen geflossen sind. Vers 1—41. ist nichts als brünstige Liebe. In allem Folgenden hievon kein Wort mehr! Vers 42—68. folgt das Lied eines kühnen, arabischen Reiters und Jägers, mit Schilderungen, die ausser aller Verbindung mit Liebe seine bestandenen Gefahren und das Ross, seinen treuen Gefährten, uns darstellen. Vers 69—80. hat wieder mit den beiden vorhergehenden Liedern keinen Zug, keine einzelne Beziehung gemein. Es ist das für sich stehende Gemälde eines Gewitters in Arabien. Zwischen diesen drey verschiedenen Ganzen kann man zwar willkürlich einen Zusammenhang erfinnen. Niemand aber wird eine Spur nachweisen können, dass der Dichter selbst in dem Einen irgend einen Wink von Verflechtung mit dem andern durchscheinen lasse. Man muss also hier, wie in den Ueberlieferungen griechischer und lateinischer Gedichte, ohne Rücksicht auf die Träume mancher Scholiasten, sondern und scheiden, was nicht der alte Dichter, sondern der blosse Zufall zusammengefügt hat. Uebrigens sind diese drey Gedichte des Amrolkais echte Beyspiele von lebendiger, glühend-warmer Darstellung gewisser nicht gedichteter, aber in der Wirklichkeit völlig poetischer Situationen und Empfindungen.

Das *zweyte* Gedicht ist das von *Tarafa*. Was liesse sich wohl dabey denken, wenn hier Vers 3. gesagt seyn sollte: „Die Sänften, welche meine Schöne wegtrugen, an dem Morgen, wo die Malekiten aufbrachen, schienen *Lastschiffe in den Krümmungen des Thales von Duda* zu seyn, die von Adula seegeln." Lastschiffe im Thal? Dergleichen Stellen fordern doch allzu sichtbar einen neuen Blick des Auslegers. Der Text sagt: die Sänften, welche meine Schöne wegtrugen, Morgens, als die Malecs-Horde wegzog und ihre Kameele an den Ufern von Deda gingen, glichen Lastschiffen, die von Adula herseegeln." So kostbar schienen nämlich jene Sänften, die des Dichters Geliebte trugen! — Von seinem Kameel soll der Dichter Vers 28. sagen: „Lang ist sein Hals, und wenn es ihn erhebt, gleicht es dem *Anker* eines Schiffs" u. s. w. Vielmehr: dem Spiegel eines Schiffs u. s. w. Wie wäre etwas, das sich erhebt, mit einem Anker vergleichbar? — Vers 43. soll von der Kameelin, in deren Lob der Dichter unerschöpflich ist, gesagt seyn: Stolz kehrt sie mit ihrem Schwanz (Schweif) den Boden, *wie eine Sklavin*, die bey dem Gastmal ihres Herrn die lange Schleppe ihres faltenreichen Gewandes nachschleppt." Wann sollte diess eine Sklavin thun? Der Text sagt: „wie eine *Tanzende*" und so ist alles passend. Vers 57. „Gäbe es nicht drey Arten von Ergötzlichkeiten . . gleichgültig wäre es mir dann, *wenn tröstende Freunde sich mir näherten*." Sonderbare Gleichgültigkeit. Aber der Text sagt: „Unbekümmert würde ich dann seyn, wie bald meine Freunde meinem Sterbebette sich näherten. Vers 68 gibt eines der originellsten Bilder, das man aber schwerlich fasst, wenn übersetzt wird: „Wenn das Verhängniss keine Wunde schlägt, so gleicht es einem Kameeltreiber, der schiessen läfst den Strick, den er mit seiner Hand umschlungen hält." Der Gedanke ist: Der Tod, so lange er uns seine Wunde noch nicht beybringt, gleicht einem Kameeltreiber, der mit dem Leitseil jetzt nachgibt, dennoch es fest um seine Hand gewickelt hat." Er kann es alle Augenblicke straffer anziehen und dem Kameel durch den Ring in seinem durchbohrten Nasenknorpel heftige Schmerzen machen. Zu Vers 63. wäre wohl die Anmerkung nöthig gewesen, dass die erschlagene Kameelstute als trächtig vorgestellt wird. Das noch ungeborne Junge wird nun als der leckerste Bissen zum Mal bereitet. Vers 101. ist sicher nicht (mit Jones und andern) von Pfeilen, die man zum Loosen gebrauchte, zu deuten. So gewiss diese arabische Sitte ist: so muss sie doch nicht überall herbeygezogen werden. Wozu wäre bey dieser Anspielung die Beschreibung, wie durch Feuer gelb gemacht und gehärtet der Pfeil gewesen sey. Pfeile, bloss zum Loosen gebraucht, bedürften dieser Zubereitungen nicht. Der Vf. sagt: „Manchen Pfeil, zum Loosen bestimmt, sah ich gelb und geschwärzt am Feuer und legte ihn darauf in die Hand eines knickerigen Spielers." Der Text sagt: „Manchen Bogen sah (hatte) ich, am Feuer gehärtet und gelb gemacht, und schenkte ihn dann einem Weidmann, von dem ich wusste, dass er (aus Mangel guter Waffen) nicht glücklich gewesen war."

war." — Vergleicht man übrigens diesen Gesang mit dem vorhergehenden: so wird nichts sichtbarer, als dass hier Einheit des Ganzen ist, dass in jenem also die Sonderung der unzusammenhängenden drey Lieder um so gewisser als nöthig zugegeben werden müsse. Was endlich Hr. *H.* als Vers 103. angibt, ist sicher ein fremder Zusatz von frömmerem Inhalt, als der tapfere Libertin, Tarafa, geben konnte und wollte. Ein Mann, wie dieser, kann nicht mit dem Maschal schliessen:

Die Tage des Lebens sind bloss anvertrautes Gut.
Nutze sie; aber mit Weisheit und gewissenhaft.

Bey dem *dritten* Gedicht verdient die Ausgabe, womit uns der gelehrte Fleiss des Hn. Prof. *Rosenmüllers* (1782), nach Abschriften vom Hn. Prof. *Rink*, beschenkt hat, unter dem Titel: *Zohairi Carmen templi Meccani foribus appensum, nunc primum e Codice Leidensi [cum Scholiis Nahasi et selectis e Commentario Tebrizi annotationibus] arab. editum, latine conversum et notis illustratum* (pp. 70. 4.) durchaus verglichen zu werden. Hr. *H.* hat meist nach dieser Bearbeitung und richtig übersetzt. Nur den Ueberblick des Ganzen vermisst Rec. auch hier. Wie kann man annehmen, dass die Schilderung liebenswürdiger Nomadinnen und ihrer Züge Vers 1—15. mit dem Lobgedicht auf die Friedensstiftung der Absiten und Dobhyaniten Vers 16—46. und dann wieder mit den einzelnen Sentenzen, welche Vers 47. bis ans Ende folgen, unter sich aber gar nicht zusammen hängen, für Ein Ganzes zu halten sey? Dass die Maschäle (von Vers 47. an) eine Perlenschnur sind, an welcher bald mehr bald weniger angereiht war, zeigen selbst die uns bekannten Abschriften. Bey Jones gehen sie bis zum Vers 64. Der von Rosenm. edirte Codex hat *fünf* weniger. Dass in den Gesängen, welche Rec. als den ersten und zweyten unterscheidet, keine Anspielung, keine Beziehung des Einen auf den andern sey, zeigt sich von selbst. Unser Resultat also ist, dass wir auch von Zohair nicht bloss eine Moallakah, sondern zwey Kaziden und dann mehrere Maschäle übrig haben. Bestehen doch auch mehrere Bücher des Alten Testaments und selbst die sogenannten Maschäle Salomo's aus mehrern Stücken, nebst angehängten kleinern alten Dichtungsresten.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Stendal, b. Franzen u. Grosse: *Ueber die Altmark.* Ein Beytrag zur Kunde der Mark Brandenburg. *Erster* Band. 1800. 252 S u. 1 Bogen Anhang. *Zweyter* Band. 1802. 316 S. 8.

Eine mit historischen Notizen und Betrachtungen durchwebte Landesbeschreibung, welche nicht systematisch geordnet und bald in Form einer Reisebeschreibung, bald in Form einer sehr ausführlichen Topographie, oft in blumenreicher Sprache, abgefasst ist. Der Vf. (Hr. *H. Ch. Steinhardt*) entschuldigt das Unregelmässige in der Form seiner Schrift vorzüglich durch den Mangel an Unterstützung, der ihn genöthigt habe, vieles wegzulassen, was nach seinem Plane in diese Schrift aufgenommen werden musste. — Das Anziehendste für viele Leser dürften wohl die Kapitel über den Nationalcharakter und die Sitten der Einwohner seyn; ausserdem aber hat der Vf. auch für den Liebhaber der Geschichte ein unterhaltendes und belehrendes Buch geliefert. Die dahin gehörigen Gegenstände sind oft bis ins kleinste Detail untersucht; und es wäre zu wünschen, dass er sein Vaterland mit einem bloss historischen Werke beschenkt haben möchte, da die Topographie desselben durch Hn. *Bratring* zur Genüge bearbeitet wird. Weniger glücklich als in der Geschichte, ist der Vf. in der Behandlung einzelner staatswirthschaftlicher Gegenstände. Rec. hebt einige Räsonnements und Behauptungen desselben aus, da falsche und undeutliche Begriffe in der Staatswirthschaft auch für den Geschichtschreiber sehr schädlich sind und uns oft den wahren Nutzen der Geschichte ganz entziehen. B. 1. S. 10. wird berichtet: „dass die Askanischen Markgrafen sehr freygebig mit Privilegien an die Stände und Städte gewesen seyen, weil — sie den Wohlstand ihrer Unterthanen ernstlich gewünscht hätten." Bey dem *Wunsche* mag es aber auch wohl geblieben seyn: denn schon das Wort Privilegium zeigt an, dass diese Begünstigung dem Einen das gibt, was es andern nimmt, und dass diess also gar nicht der rechte Weg ist, ein Land in Flor zu bringen. Nach S. 102. glaubt der Vf.: „dass ein lange anhaltender Friede die Landbesitzer und die Pächter in Verfall und die Städte in Flor bringen wird" (der ihnen jetzt fehlt). Es wäre doch traurig, wenn der Flor des einen Standes — des Producirenden — nicht mit dem Flor des andern — des Fabricirenden — bestehen könnte! und man muss nicht vergessen, dass zu dem Verfall der Städte ganz andere Ursachen beytragen, die der Vf. zum Theil selbst erwähnt. S. 105. „die Mark Brandenburg verdankt ihre schönste Blüthe dem Luxus!" Hätte sich doch der Vf. bemühen wollen, seinen Lesern eine deutliche Erklärung dieses so verschieden gebrauchten Worts zu geben: denn es könnte leicht Jemand eben so wahr sagen: der Mark Brandenburg hat der Luxus schon sehr viel geschadet. Im *zweyten* Bande S. 59. heisst es: „die Liebe zur Bequemlichkeit, zum Glanz und zum Wohlleben entfaltet die schöne Blüthe eines Staats" Ungekünstelt würde diess heissen: sie bewirken den Wohlstand und das Glück eines Staats — und auf derselben Seite liest man: „je mehr man den Menschen mit Lebensgenüssen bekannt macht, desto unglücklicher wird er;" und diese letztere Behauptung wird mit Gründen unterstützt, gegen die viele nichts einzuwenden haben werden: — können denn aber wohl beide Behauptungen mit einander bestehen? — Gegen die S. 153. *gegründet* genannte Klage über Holzmangel liesse sich sehr viel *gegründetes* einwenden. So lange das Holz immer einen künstlichen Preis behalten soll, so lange der

der Besitzer von Waldungen in der Benutzung derselben eingeschränkt wird, so lange wird die Holzverschwendung, und mit ihr die Klage über Holzmangel dauern. Wenn die Unterthanen (wie der Vf. vorschlägt) gezwungen werden sollen, den Acker, den sie weit höher nutzen können, mit Holz zu bepflanzen: so ist diess doch wohl eben dieselbe Ungerechtigkeit, als wenn man den Handwerker zwingt, Arbeiten zu thun, die ihm weniger einbringen, als die, welche er freywillig thun würde. Der Einwand, dass das Wohl des Staats dergleichen Massregeln fordere, gilt nicht; das Wohl des Staats kann nie Ungerechtigkeiten gegen ganze Stände fordern, und — wie weit könnte von Financiers dieser Grundsatz ausgedehnt werden! er unterhält den ewigen heimlichen Krieg der einzelnen Stände im Staate gegen einander. Dass, wie der Vf. S. 156. selbst sagt, in der Provinz noch unsäglich viel Holz zu Zäunen und Gehegen verbraucht wird, beweist, dass nicht Klage über Holz*mangel*, sondern über Holz*verschwendung* am rechten Orte ist. — Wenn S. 243. behauptet wird: dass es *immer* nachtheilig sey, Grundstücke in Erbpacht auszuthun: so ist zu bedenken, dass die dagegen gemachten Einwendungen dadurch gehoben werden, wenn, wie es jetzt mehrentheils geschieht, der Kanon in Getreide, oder dessen jedesmaligem Verkaufswerth, gegeben wird. — B. II. S. 217. spricht der Vf. auch von der Zerschlagung oder Vertheilung der Aemter an Kolonisten; aber freylich ist diese wichtige Frage nicht mit den dort angeführten Gründen entschieden.

Zum Beschluss machen wir auf einige besondere Gegenstände aufmerksam. B. I. S. 21. findet man ein Namenverzeichniss aller Oerter in der Altmark. — S. 31. ein Verzeichniss der Altmärkschen Ritterschaft vom Jahr 1610. — S. 46. eine interessante Beschreibung der alten Gerichtsverfassung in diesem Lande; das Botding und Lodding. — S. 53. eine Art von Adresskalender. — Das Verzeichniss der Predigerstellen mit ihren Filialen und der Namen der Prediger, auch zum Theil ihrer Schicksale nimmt 42 Seiten ein. — Als Anhang zu dem ersten Theile findet man ein Verzeichniss der adlichen Güter in der Provinz mit den Namen der Besitzer und dem Wohnorte derselben. B. II. S. 24. klagt der Vf. bey der Beschreibung von Osterburg über die Lasten, durch welche die kleinen Städte gedrückt werden. Von der Wische findet man S. 44. eine interessante Beschreibung; der Wohlstand dieses Landstrichs lässt sich schon aus der Notiz erkennen: dass ein Grossknecht bis an 50 Rthlr. jährliches Lohn bekommt. — Die Note S. 264. über die lateinischen Schulen in kleinen Städten verdient Beherzigung: denn es ist wohl wahr, dass an der Errichtung und Erhaltung solcher gelehrten Schulen in unverhältnissmäsig grosser Zahl mehr die Eitelkeit als eine richtige Einsicht von ihrem Werth Antheil hat. — Die Geschichte des Klosters Neuendorf ist sehr ausführlich und für den Liebhaber wegen den historischen Anmerkungen und Urkunden belehrend; eben so die Geschichte der alten Grafen von Osterburg. Von den zu Ende des *zweyten* Bandes aufgeführten wüsten Feldmarken hat Hr. *Bratring* viele Notizen gesammelt. — Das Hospital in Gardeleben macht der Vf. B. II. S. 262. zu reich; es besass im J. 1800. 30,163 Rthlr. Kapital und seine jährliche Einnahme ist nicht mehr als 1700 Rthlr. Es gibt reichere Stiftungen in der Mark. — Ein nicht angezeigter erheblicher Druckfehler ist B. II. S. 74. Z. 10, wo es statt Ordnung Ordonnanz heissen muss.

FREYMAURERSCHRIFTEN.

Berlin, b. Maurer: *Vollständiges Gesangbuch für Freymaurer.* Zum Gebrauch der grossen National-Mutterloge zu den drey Weltkugeln in Berlin, und aller mit ihr vereinigten Logen in Deutschland. *Zweyte* vermehrte Auflage. 1804. 1 Alphab. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die *erste* Auflage erschien im Jahr 1801 und ist von uns angezeigt worden (A. L. Z. 1802. Num. 196.). In dieser *zweyten* hat der Herausg. hin und wieder einige Lieder durch einen gewählteren, beym Singen kaum merkbaren, Ausdruck zu verbessern gesucht, und die Sammlung mit einem zweyten, zwey Bogen starken, Anhang von grösstentheils gut gewählten Liedern vermehrt. Da dieses Gesangbuch in den, auf dem Titel genannten, Logen schon allgemein eingeführt ist: so fand es der Herausg. bedenklich, ganze Lieder wegzulassen und an andern mehr, als geschehen ist, zu verändern. Freylich wäre es besser, wenn gleich anfänglich eine strengere Wahl getroffen und die Sammlung auf Lieder und Gesänge von echt poetischem Schrot und Korn eingeschränkt worden wäre.

* * *

Braunschweig, b. Reichard: *Handbuch der Religion und Moral in Auszügen aus Deutschlands klassischen Schriftstellern.* Für Jugendlehrer und gebildete Christen aller Stände. *Dritter* und *letzter* Band, welcher die noch übrigen Abschnitte der Tugendlehre und die Ascetik enthält. Herausgegeben von *Johann Wilhelm Heinrich Ziegenbein*, Prediger an der Petrikirche und Religionslehrer am Katharineum zu Braunschweig. 1803 422 S. 8. (1 Rthlr. 15 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1803. Num. 90. und 227.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 22. Februar 1806.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

MÜNSTER, b. Waldeck: *Die hellstrahlenden Pleiaden am arabischen poetischen Himmel;* übersetzt, erläutert u. mit einer Einleitung versehen von *Theodor Hartmann*, u. s. w.

(Beschluss der in Num. 22. abgebrochenen Recension.)

Das *vierte* Stück, *Lebids* Gedicht, zeigt einen gebildeteren und doch nicht minder dichterischen Vf. Wie reich ist in den ersten neun Versen der einfache Gedanke, dass der ehemalige Zeltenplatz seiner Geliebten lange, lange ganz verlassen sey, durch alles, was in einer solchen einsamen Gegend Arabiens zu erfolgen pflegt, ausgemalt! — Vers 17. spricht nicht, wie schon Jones in seiner Einleitung meynt, ein Fremder; vielmehr macht der Dichter sich selbst Vorstellungen, um seine nomadisch umherschweifende Nuwaira zu vergessen. Vers 22. hat Jones den Fortgang der Lebidischen Naturzeichnung durch den sonderbar eingeschobenen Gedanken, als ob der Dichter vor seiner Geliebten fliehen wolle, unterbrochen und sich eben dadurch in die Nothwendigkeit versetzt, auch Vers 36. durch einen Einschiebsel (*Is this the swiftness of my camel? No! etc.* statt dass es blos heissen sollte: *Is this my camel?*) zu missdeuten. Vor Vers 22. ist nichts weniger einzuschieben, als das: „*Execute thy purpose, o Lebeid*" des Jones. Der Dichter sucht vielmehr blos Vergleichungen aus der arabischen Natur, für eine ungetreu werdende Geliebte. Zuerst ist sie ihm eine Kameelin, die, obgleich ermattet und hager (gleichsam durch die vorige Liebe abgezehrt), doch noch davon rennen könne, wie eine Wolke vom Südwind getrieben. Noch besser malt Er Vers 25—35. sein und ihr Verhältniss aus durch Vergleichung mit einer wilden Eselin, die, obgleich trächtig, doch der Waldesel nicht aus den Augen lassen könne, ohne Nebenbuhler zu scheuen. Jetzt kommt Er in Vers 36. auf sich selbst und vergleicht seine getäuschte Neigung und Treue mit den Todesschmerzen einer wilden Kuh, welcher ihr Kalb, weil sie es von sich gelassen hatte, von Wölfen gefressen worden war u. s. w. Das Gleichniss ist treffend ausgemalt bis Vers 53. Von dort an beschreibt der Dichter, wie er sich jetzt zu zerstreuen suche, durch Kameelreisen in die Ferne Vers 53—56. (Nur muss Vers 53. nicht: „auf einem *solchen* Kameel," sondern blos „auf einem Kameel" gelesen werden!) durch Wein und Schmaus Vers 57—61. durch Krieg zu Pferd für die Stammverwandte Vers 63—69. durch Aufnahme von Gastfreunden, mit unterhaltenden Gesprächen und Wettgesängen Vers 70—75. (wo man aber blos dem Scholiasten überlassen muss, an Noomans Pallast u. s. w. zu denken, da vielmehr des Dichters eigene Wohnung als Ort der Gastfreundschaft gemeynt ist!) mit Wohlthätigkeit gegen Alte und Verwaiste. So weit hängt alles zusammen an dem Faden der Liebe Lebids, die er ehrenvoll zu vergessen sucht. Nun aber beginnt ganz etwas anderes. Vers 78—89. ist ein Loblied des Dichters auf die Tapferkeit und andere Vorzüge seines Stammes. Dass arabische Scholiasten eine ganze Geschichte, wie und wo Lebid so gesungen habe, aufstellen, diess kann uns eine den Inhalt des Liedes selbst widersprechende Deutung nicht als unwidersprechlich aufnöthigen. Lassen sich doch klassische Philologen durch so manche alte, aber irrige Inhaltsanzeige der Horazischen Oden und dergl. oder die Bibelerklärer durch Psalmeninschriften, deren Vff. ebenfalls bloss gemuthmasst, nur ihre Muthmassungen dreist als historisch gesetzt haben, nicht länger irre führen. S. 162. verglichen mit S. 171. gibt den überzeugendsten Beweis, dass den arabischen Scholiasten, wenn sie gleich sehr dreist die Veranlassung der commentirten Gedichte her erzählen, doch nicht, wider den Inhalt selbst, zu folgen und zu trauen ist. Von der sechsten Moallaka (der des Amru) geben verschiedene Scholiasten verschiedene Veranlassungen mit gleicher Entschiedenheit.

In dem *fünften* Liede, dem von *Antara*, ist Vers 4. Abla die Geliebte. Vers 2. sollte deswegen nicht übersetzt seyn: Laube *von* Abla, sondern: Hütte der Abla. *Ömm Alheitam* Vers 5. ist nicht der wirkliche Name der Geliebten, sondern ein Beyname. s. أمّ الهيثم *Castell. Heptagl.* p. 136. nr. 73. Wahrscheinlich aber ist hier *Mutter des Hügels* zu übersetzen. Vergl. *Castell.* p. 893. هيثم *collis arenaceus ruber.* Der Dichter nennt seine Geliebte „Mutter des Hügels," auf welchem die Zelte ihrer Horde standen.

Da ſie weg iſt, iſt ihm der Hügel *verwaiſt!* — Ein eigenthümliches Intereſſe erhält Antara's Liebe dadurch, daſs Vers 6 ſeine Geliebte, oder wie Er ſagt: „die, welche ihr Zelt in ſeiner Neigung aufgeſchlagen hat" (Vers 8.), zu einem *feindlichen* Stamme gehört. Mit Vers 62. hört auch hier wieder das Lied der Liebe auf! Vers 63. bis ans Ende geben ein anderes, bloſs kriegeriſches, ohne allen Zuſammenhang mit Antara's Liebe. Man kann gerade in dieſen beiden Geſängen den Unterſchied zwiſchen dem mit der Liebe zuſammenhängenden und nicht zuſammenhängenden Lobe des Kriegers ſehr wohl bemerken. Vers 42 — 58. beſchreibt ſich Antara als Helden, um durch die Achtung von ſeiner Tapferkeit ſeine Geliebte zu feſſeln. Ganz anders aber und bloſs einen gewiſſen Kriegsvorfall beſchreibend klingt das beſondere Lied von Vers 63 — 81.

Die *ſechste* Moallaca, die von *Amru,* beginnt auf eine eigenthümliche Art; nicht wie die übrigen von Sehnſucht und Klagen wegen der allzu früh entwichenen Geliebten und dergl. Amru fordert Wein, den Sorgenbrecher, von einem reizenden Mädchen, ſingt erſt das Lob des Weins und dann gleichſam den Becher in der Hand, nicht von ſchmachtender Liebe, ſondern von erhaltenem Genuſs. Dieſes Lied ſchlieſst ſich mit Vers 23. Von Vers 24. an bis zum Ende aber ſingt Amru, ohne irgend weiter auf ſich zurück zu kommen, das Lob ſeines Stammes, des Taglebitiſchen, mit einem Troz, welcher kaum Weltüberwindern zuſtünde. Tapferkeit, gaſtfreundliche Freygebigkeit, Schutz der Verbündeten, ſind ihr Stolz. Selbſt ihre Mädchen denken Vers 92. ff. ſo kriegeriſch, wie Siſſera's Mutter. Die arabiſche Geſchichte ſagt, daſs, wenn Mohammed nicht ſeinen Stamm gehoben hätte, wahrſcheinlich die Taglebiten damals bald ein groſses Reich gegründet haben würden. In dieſem Tone ſingt wirklich Amru, Vers 101. ff.

Haben wir unſre Säbel blank gezogen,
So ſind wir aller Menſchen Vertheidiger,
Wie Väter ſchützen ihre Kinder.
Unſre Krieger rollen ihrer Feinde Köpfe,
Wie im glatten Thale die ſtarken Jünglinge ihre Kugeln.
Unſer iſt die Welt und was darauf iſt!
Greifen wir an, ſo ſind wir unüberwindlich.
(108.) Wir füllen die Erde mit unſern Zelten,
Und, wird ſie uns zu enge, des Meeres Fläche mit Schiffen.

Vers 32. überſetzt Hr. H. völlig unverſtändlich: *Von der öſtlichen Seite von Najd wird das Müllerkleid* ausgebreitet und was wir hineinwerfen, wird Staub" u. ſ. w. Der Krieg wird zuvor mit einer Mühle verglichen. Wie man bey der Mühle das Getreide oben in einen Sack wirft, ſo daſs es auf die Mühlſteine hinabrinnt, ſo fährt das Gleichniſs fort: Der *Mühle Sack* iſt ausgebreitet öſtlich *bis* Nedſched u. ſ. w. d. h. wir erſtrecken unſre verderbliche Fehde bis dorthin. Im Arabiſchen ſteht ثفالها, welches nach dieſer Stelle nicht bloſs *pellis, quae ſubditur molae* (ſ. Caſtell.), ſondern auch *incerniculum* oder *ſaccus, qui molae ſupra inditur* bedeuten muſs.

Im *ſiebenten* Liede klagt Vers 1 — 5. *Hareth,* daſs ſeine Aſoma wegzog; doch ihm gab Hinda (Vers 6.) dagegen ſelbſt durch Nachtfeuer Zeichen und er war bey ihr (Vers 14.) in der Mittagshitze, wenn andere Helden vor Schwüle wie ein blindes Kameel da liegen, das den Todesſtreich erwartet. Aber Kriegsanfälle riefen ihn weg (Vers 15.) und nun vertheidigt er die gute Sache ſeines Stammes gegen die Beſchuldigungen der Streitſüchtigkeit u. ſ. w. vor König Amru, dem Sohne Hinda. Die Rechtfertigung iſt voll von Anſpielungen auf einzelne Fehden, die ſie unverſchuldet, aber ſiegreich, beſtanden haben. Die Einheit dieſes Lieds iſt unverkennbar.

Zum Selbſtſtudium dieſer geprieſenen, dennoch allzu unbekannten, Naturpoeſie kann wohl nichts beſſer anreizen, als Proben; unter der Vorausſetzung, daſs ſie richtig und kräftig überſetzt ſind. Anziehend iſt auch die Veranlaſſung, mehrerer Dichter Schilderungen über den nämlichen Gegenſtand hier vergleichen zu können, wie Klagen über die weggezogene Geliebte, Darſtellungen der geliebten Kameelſtute, des Pferdes, des Löwen u. ſ. f. Rec. will, zugleich um der richtigeren Ueberſetzung willen, hier noch eine ſeltnere Naturſchilderung aus dem Gedichte Lebids Vers 36. ff. ausheben, die durchgeführte Vergleichung ſeines Kummers über verlaſſene Liebe mit den Schmerzen einer arabiſchen Waldkuh, welche ihr Junges durch Wölfe verlor. Ihn entreiſst endlich der Krieg ſeiner Bekümmerniſs, dieſe rafft ſich beym Anfall von Jägern und Hunden aufs neue zuſammen.

(Mein Schmerz gleicht dem Schmerze der) wilden Kuh, deren Kalb Raubthiere würgten,
Da ſie, vertrauend auf des Hirten Schutz, es ſeitwärts graſen lieſs.
Die Mutter, ſo bald ſie mit ihren platten Naſenlöchern (umherriechend) ihr Junges vermiſste,
Rennt, zwiſchen die Sandhügel, in die Thäler, und erfüllt ſie mit Angſtgebrüll,
Mit Gebrüll um ihr weiſshaariges Junges, das im Staube umhergezerrt lag,
Da die Jäger der Wildniſs, die braunen Wölfe, es zerſtückten,
Und niemand ihr Mahl unterbrach.
Im Augenblick, als man nicht darauf achtete, hatten ſie es getroffen;
Mit Gier erhaſchten ſie es. Ach, wie ſicher treffen des Todes Pfeile!
Die Nacht durch bleibt die Mutter in Todesangſt,
Während der Regen ſtrömend herabſtürzt und die dicken Wälder durchnäſst.
Unter den Wurzeln eines einzeln ſtehenden dick beaſteten Baums ſucht ſie ſich zu ſchützen,
Wo ſie, an der Ecke eines Hügels, den leichten Sand wegſcharren konnte.
Doch fielen Tropfen auf Tropfen über ihren geſtreiften Rücken,
Während die nächtlichen Wolken der Sterne Licht verſchleyerten.
Ihr weiſses Haar ſchimmerte, da ſich die Finſterniſs darüber hinzog,
Es leuchtete wie Perlen, die der Kaufmann ablöſt von der Schnur.
Endlich, da ſich zerſtreuen die Wolken und der Tag graut,
Rafft ſie ſchnell ſich auf. Ihre Hufe glitſchen auf dem ſchlüpfrigen Boden
Wild wird ſie und toll vor Schmerzen.

Sieben

Sieben Tage mit ihren Zwillingsschwestern (den Nächten) sahen sie
Wir sinnlos liegen am Teiche Soyaids in ihrer Verzweiflung.
Ihre Eyter, so voll sonst von Milch, sind jetzt schlaff und trocken,
Aber nicht vom Ziehen und Säugen ihres Jungen.
Nun hört sie der Jäger Geschrey. Sie hört sie, noch ungesehn.
Sie zittert vor Furcht. Die Jäger führen den Tod ihr zu.
Da hockt sie stöhnend und harrt, das gefürchtete
Werde von dieser, von jener Seite, von vornen, von hinten, kommen.
Weil die Schützen sie zu erreichen verzweifeln,
Lassen sie los die langohrigen, dünnleibigen Hunde,
Die, mit Namen gerufen, antworten.
Diese rennen hin. Aber sie schwingt gegen sie ihre langen Hörner,
Lang und spitz, wie Pfeile von Samhars künstlicher Hand gemacht.
Jetzt stöfst sie den (Hund) Casaab dem Tode hin. Sein Blut bespritzt sie.
Auch Sokhaam liegt hingestreckt auf dem Grunde.

Und so, muss man denken, kam das Thier durch eigene Noth getrieben, wieder zurecht, wie der Dichter durch Anfälle seiner Feinde. — Wenn übrigens ein solcher Naturdichter episodische Gleichnisse Zug für Zug ausmalt: so scheinen sie ihm wohl deswegen nicht zu lang, weil, durch den täglichen Anblick dergleichen Naturscenen gewohnt, seine Phantasie in wenigen Augenblicken das ganze Bild umfasst, wie es ihm, nicht durch langsames Lesen, sondern vorgesungen von dem lebendigen Dichter, vergegenwärtigt wird.

PHILOLOGIE.

Leipzig u. Plauen, in Comm. b. Grau in *Hof* u. b. Maurer in *Berlin*: *Commentarii societatis philologicae Lipsiensis.* Edi curavit *Christ. Dan. Beckius.* Vol. *I.* 1801. 382 S. Vol. *II.* 1802. 374 S. Vol. *III.* 1803. 378 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Hr. Prof. *Beck* trat vor einigen Jahren mit den Mitgliedern der philologischen Pflanzschule, die unter ihm blüht, zusammen, eine philologische Zeitschrift zu gründen, durch welche einem Bedürfnisse in diesem Zweige der Literatur abgeholfen werden sollte. Man kam dahin überein, handschriftliche Beyträge und Aufsätze von Philologen aufzunehmen, kritische Auszüge aus schätzbaren kleinen Schriften zu veranstalten und in einer fortlaufenden Uebersicht Bericht über alles Merkwürdige, was im Fache der alten Literatur und Kunst entdeckt, gearbeitet, geschrieben, bemerkt werden möchte, abzustatten. Drey Jahrgänge oder Bände, deren jeder aus zwey Stücken besteht, liegen vor uns, unverwerfliche Zeugen von dem gelehrten Fleisse der Herausg. und dem Streben, der Wissenschaft einen Dienst zu leisten. Der Recensionen, Auszüge und Revisionen gedenken wir weiter nicht, ausser in so fern wir die Vollständigkeit und Reichhaltigkeit der letztern rühmen müssen, in welchen eine Menge philologischer Notizen aus den heterogensten Büchern und Zeitschriften zusammen gedrängt worden. Aber die Commentarien enthalten auch eigne aus der Handschrift gezogene Abhandlungen, welche gröfstentheils den Freunden des Herausg. oder gewesenen Mitgliedern seiner philologischen Gesellschaft angehören. Unter diesen gebührt die erste Stelle der Diatribe des Hn. Prof. *Hermann* gegen Eichstädts gelehrte Monographie *de dramate Graecorum comico-satyrico* Leipz. 1793, worin die Existenz eines komischen Satyrspiels, nach Anleitung eines griechischen Epigramms, mit guten Gründen bestritten wird. Hr. Prof. *Schott* in Leipzig hat Kritiken und Erläuterungen über ein Paar grammatische und rhetorische Schriften des Dionysius von Halicarnass beygetragen; Hr. Prof. *Sturz* Erläuterungen und Kritiken über den Empedocles, dessen Bruchstücke er nächstens herausgibt, und andere grammatische und literarische Aufsätze; Hr. Rect. *Siebelis*, kritische Bemerkungen über Strabo und Apollodor; Hr. Prof. *Ast* Anmerkungen zum Pindar; Hr. Conrect. *Hoffmann* in Eisleben Prolegomenen zu einer neuen Ausgabe der Episteln des Pseudo-Chion, den der Vf. für einen Neuplatoniker des vierten Jahrhunderts zu nehmen geneigt ist; anderer Beyträge von andern Gelehrten nicht zu gedenken. Herausg. und Mitarbeiter haben das Ihrige gethan. Wäre das philologische Publicum weniger kaltsinnig gegen ihr Bemühen gewesen: so würde der Stillstand nicht eingetreten seyn, den wir bedauern müssen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hannover, b. Hahn: *Beyträge zur Kenntniß und Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens in den K. Braunschweig-Lüneburgschen Kurlanden*, gesammelt und herausgegeben von Dr. *J. C. Salfeld.* *Fünften* Bandes *drittes* und *viertes* Heft. 1803. 1804. S. 289—576. (18 gr.) *Sechsten* Bandes *erstes* und *zweytes* Heft. 1804. 1805. 288 S. 8. (18 gr.)

Ein schätzbarer Beytrag zur Geschichte der Waisenerziehung ist der erste Aufsatz des *dritten* Hefts: *Geschichte der Stiftung und ursprünglichen Einrichtung, auch nachmaligen Veränderung des landschaftlichen Calenbergschen Waisenpflege-Instituts*, mit Beylagen. Das grosse Moringsche Waisenhaus, worin mehrere Jahre hindurch mehr als sechzig Kinder erzogen wurden, ward 1746 eröffnet und 1797 geschlossen, weil von diesem Zeitpunkt an, nach dem Vorgang vieler Waisenanstalten, die Waisen auf eine weit zweckmässigere Art unter einzelne Familien auf dem Lande waren vertheilt worden, wozu schon 1795 einzelne Versuche gemacht wurden. Jetzt werden aus denselben Fonds über hundert Kinder erhalten. II. *Ob und in wie fern bey der Kindererziehung erst Legalität begründet werden müsse, ehe auf eigentliche Moralität hingewirkt werden kann*, vom Pastor *Jesse* zu Westen. Die Begründung der Legalität vor der Moralität wird als Naturgang angenommen, dem der Erzieher folgen müsse. III. *Versuch einer Kirchen- und Predigergeschichte von Wiedensahl*, vom Prediger

Nöldeke

Nöldeke zu Wiedensahl. Allerdings ist die Kirchengeschichte einer einzelnen Landparochie als Beytrag zu einer künftigen vollständigern Geschichte des allmäligen Wachsthums der Bevölkerung eines Landes, der stufenweise gestiegenen sittlichen Bildung seiner Einwohner und des Fortgangs der Cultur seines Bodens nicht gleichgültig; daher auch diese Nachrichten „über den Ursprung und die Ausbildung eines Gränzkirchspiels, welches gerade in dem engen Weserstriche liegt, über welchen einst unter Karls des Grossen mächtiger Protection, das Christenthum in Niedersachsen, heutiger Benennung, eindrang" mit Dank anzunehmen sind. IV. *Ueber kirchliche Gottesverehrungen, Predigten und Katechisationen*, vom verstorbenen Generalsuperint. *Dahme* zu Celle. Diese auf die Amtserfahrungen des Vfs., der oft eigenthümliche Wege einschlug, gebauten Bemerkungen über Einrichtung der Gottesverehrungen, Taufe, Communion, Predigten, Memoriren, Katechisiren, verdienen erwogen zu werden. Wir wissen es nicht mit der Behauptung des Vfs., dass die Theile der öffentlichen Gottesverehrung, Gebet, Gesang, Vorlesung, Segen u. s. w. zusammenhängen und ein Ganzes ausmachen sollen, zu reimen, wenn er gleichwohl behauptet, die Gesänge brauchten sich nicht auf die Predigt zu beziehen, sollten es in manchen Fällen auch nicht. Eine solche Predigt würde aber einzeln da stehen und sich zu keinem Ganzen mit der übrigen Gottesverehrung runden.

Viertes Heft. I. *Ueber die Lehrweisheit der Apostel Jesu*, vom Superint. *Vasmer* zu Münder. Der Vf. behauptet und erläutert durch Beyspiele die Lehrweisheit der Apostel, d. h., das planmässige und durchdachte Verfahren in der Gründung und Befestigung des Reiches ihres Meisters, und bestreitet zugleich das herrschende Vorurtheil, als wären die ersten Lehrer des Christenthums ganz ungebildete Leute gewesen. II. Von *Ebendems., Erklärung von Marc.* 7, 31 *ff.* Die Heilung des Taubstummen wird für ein Wunder erklärt. Der Umstand, dass dieses Ereigniss unter blinden abergläubischen Heiden vorfiel, möchte bey Manchem die Vermuthung erzeugen, dass sich die von dem vermeynten Thaumaturgen volle Einbildungskraft selbst getäuscht haben könnte. III. Von *Dems., über Luc.* 7, 36—50. Unter der ἁμαρτωλός, die zu Jesus trat, als er bey dem Pharisäer zu Tische war, versteht der Vf eine *Heidin*, der Jesus auch als solcher wegen ihrer liebe- und verehrungsvollen Gesinnungen gegen ihn ihre Sünden vergibt. IV. *Ueber Luc.* 16, 1—17, vom Pred. *Harras* zu Uelzen. In dem sogenannten ungerechten Haushalter wird der Charakter der Treulosigkeit in der Verwaltung anvertrauter Güter dargestellt, in der Absicht, um durch den Gegensatz gewissenhafte Treue im Gebrauch irdischer Güter, die auch nur als fremdes, uns anvertrautes Eigenthum zu betrachten sind, als die wichtigste Pflicht einzuschärfen. V. *Verschiedene Gelegenheitsreden und Predigten*, vom Past. *Nöldeke*, Superint. *Mehliß* und Past. *Timäus*. VI. Die *kurze Apologie der Lutherischen Bibelübersetzung in Beziehung auf den Religionsunterricht* unterschreiben wir von ganzer Seele. Dieses wie die Vulgate beynahe zu kanonischem Ansehen gelangte Meisterwerk soll nicht verdrängt werden, sondern das Aeusserste, worüber etwa die protestantische Kirche eine Uebereinkunft zu treffen suchen möchte, wäre, dass mit der schonendsten Hand und nur da, wo das hebräisch- und hellenistischdeutsche uns durchaus unverständlich oder der Sinn handgreiflich verfehlt wäre, eine kleine Abänderung in den künftigen Ausgaben vorgenommen würde, wobey jedoch in Anmerkungen die alten Lesarten beyzufügen wären.

Des *sechsten* Bandes *erstes* Heft beginnt die *Geschichte der* 1787 *gestifteten Königl. Hofschule*, welche aus einer Anstalt für die Söhne, und einer für die Töchter der Königl. Bedienten bürgerlichen Standes besteht, aber auch von vielen andern Kindern der Honoratioren besucht wird und in Hannover sehr beliebt ist. Sowohl ihren Directoren, *Salfeld*, *Leß* und jetzt dem Ch. Rath *Gerike*, der Oberaufseherin der Töchterschule, Superintendentin *Ballhorn*, und andern braven Lehrern, verdankt sie ihren Flor und füllt eine vorher sehr gefühlte Lücke aus. II. *Ueber Unterrichtspolizey*, vom Generalsuperint. *Eggers* zu Harburg. Zwangsmittel und Strafgesetze werden, vorzüglich, in so fern man mit rohen Menschenklassen, Aeltern und Kindern, zu thun hat, und insonderheit in Beziehung auf den Schulbesuch, als nothwendig in Schutz genommen. III. *Beytrag zur Classification der Pflichten*, vom Superint. *Vasmer*. Der Vf. vermisst in unsern Moralen die Pflichten gegen verstorbene Menschen und gegen die Thiere; aber er würde doch wohl der Pflichten gegen uns selbst *in Ansehung* der verstorbenen Menschen und der Thiere gedacht finden, die übrigens allerdings einer noch weitern Auseinandersetzung zu bedürfen scheinen, als ihnen gewöhnlich zu Theil wird. IV. *Die liturgischen Versuche*, vom Superint. *Reiche* zu Zellerfeld, bestehen aus Trau-, Tauf-, Einsegnungsreden und der Anrede an eine Dienstmagd vor Ablegung eines Eides.

Mit wichtigen *Verhandlungen einer Prediger-Conferenz* unter der Leitung des Superint. *Bornträger* über Angelegenheiten der Landschulen wird das *zweyte* Heft eröffnet. II. *Ueber Unterricht und Behandlung der Confirmanden*, vom Archidiac. *Heinrichs* in Danneberg, enthält unter andern guten Vorschlägen den für Psychologie und Pädagogik wichtigen Rath, dass der Prediger von jedem einzelnen Schulkinde vom eilften Jahre an zur genauern Charakterkenntniss desselben Listen halte. III. *Copulationsreden*, vom Pastor *Dräseke*.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 25. Februar 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Hartknoch: *Adrastea* von *J. G. v. Herder*. Herausgeg. von dessen ältestem Sohn, Dr. *W. G. v. Herder*. *Sechsten* Bandes *erstes* und *zweytes* Stück. 1803. 21 Bog. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Hr. Dr. *v. H.* gibt hier noch, was er, von seinem verewigten Vater für die *Adrastea* bestimmt, unter dessen hinterlassenen Papieren fand. Mehrere, in diesem *sechsten* Bande enthaltene, Stücke waren vollendet und zum Druck bereit, andern fehlten nur die letzte Durchsicht und vielleicht einige Citate, noch andere sind Fragmente geblieben.

Erstes Stück. I. 1. *Arist am Felsen*; ein Lehrgedicht in zehnsylbigen Jamben, die durch den Zusatz noch einer elften Sylbe zuweilen in Amphibrachen oder Bacchien ausgehen. Sein Gegenstand ist der Weltgeist, und sein Thema: nicht nur gedanken- und verstandvoll ist die Schöpfung, auch ein grosses Herz schlägt in der Natur. Hier und da sind die Gedanken mystisch, z. B. wenn es heisst: der Weltgeist bilde den Menschen *thätliche* Gedanken vor und *denke in ihnen*; die Blume blicke uns verständiger an, als wir sie erblickten. Noch manches Andere hätte, so wie im Versbau, auch in den Sachen einer Verbesserung bedurft; z. B. ein *Quentchen* ist das Leben in der Schöpfung, und ach *wie noch ein kleiner Quentchen* ist Verstand und Herz auf unsrer Erde! Ein Quentchen, das noch kleiner ist, als ein Quentchen? — 2. *Nemesis der Geschichte*. Der Geist der Geschichte müsse, so wie bey Herodot, episch seyn. Wie im Epos, wachse auch in der Geschichte alles aus kleinen, fast unmerklichen Anfängen heran, unsichtbare Macht, Schickung, mische sich in die Angelegenheiten der Menschen; der Kampf grosser, mächtiger, starker, glücklicher Menschen mit dem Schicksale interessire auch in der Geschichte am meisten, und gleich dem epischen Dichter, müsse auch der Geschichtschreiber, eine Nemesis-Adrastea, Ordnung und Regel in den menschlichen Begebenheiten und Schicksalen anerkennen. Nach diesen Ideen wird der Gehalt und Werth mehrerer Geschichtschreiber ganz kurz, und ohne in besondere Details einzugehen, bestimmt: so heisst es z. B. von *Sarpi's* Geschichte der Kirchenversammlung zu Trident, sie sey, obgleich ohn' alle poetische Bilder und den unannehmlichsten Gegenstand betreffend, doch das vollkommenste *historische Epos*; eine ganze Kirchengeschichte in Sarpi's Geist wäre ein Meisterstück, obgleich vielleicht über menschliche Kräfte. — Dass eine Geschichte in Ansehung des Stoffes und der pragmatischen Behandlung desselben vieles mit dem ernsthaften Epos gemein hat, berechtigt uns noch nicht, sie *episch* zu nennen, wenn wir anders nicht mit dem Worte spielen wollen; Geschichte geht auf Wahrheit in den Begebenheiten, Wahrheit in Darstellung derselben nach ihren Ursachen und Folgen, um auf wichtige und lehrreiche Resultate zu führen, auf Wahrheit in Schilderung oft sehr veränderlicher menschlicher Charaktere, u. s. w.; sie arbeitet bloss für den Verstand und das Herz. Das Epos ist als Werk der Kunst nicht nothwendig an die Wahrheit der Begebenheiten und des Stoffes gebunden; sie können auch erdichtet seyn, wie die zum Zweck des Gedichts dienenden Handlungen mit ihren Folgen; seine handelnden Personen, erdichtete oder wahre, müssen einen bestimmten, gehaltenen Charakter behaupten, die Geschichte mag ihn, wenn es wahre Personen waren, die der Dichter aufstellt, auch noch so veränderlich und wetterwendisch schildern, u. s. w. Ausser dieser in Rücksicht des Stoffs zwischen dem Epos und der Geschichte eintretenden möglichen Verschiedenheit haftet aber der Geist des Epos wesentlich an den poetischen Formen, durch die es seine Charaktere zu Idealen erhebt und sie und ihre Handlungen auf das Gefühl zum ästhetischen Wohlgefallen, nicht zur Ueberzeugung, wirken lässt. Uebrigens ist in diesem Aufsatze alles sehr im Unbestimmten gehalten und die Einbildungskraft hat mehr Antheil an demselben als nüchterner reflectirender Verstand. 3. *Zweifel, Auflösung der Zweifel; ein Fragment*. Der Anfang und das Ende fehlt. Das, was da liegt, ist eben so verworren als unbedeutend. 4. *Die Waage*, ein elegisches Gedicht; man könnte es auch die *Vergeltung* oder, *wie die That, so der Lohn*, überschreiben: denn das ist sein Inhalt. 5. *Pindar, ein Bote der Götter, Ausleger alter Geschichten*. Pindar hat nicht, wie einige wähnen, aus Armuth der Materie bey seinen Kampfspielen und der Person seines Siegers, zur Mythologie seine

seine Zuflucht genommen, sondern er musste sie anziehen und benutzen, weil alles Glorreiche für Griechen in den alten mythischen Geschichten ihres Vaterlandes, ihrer Staaten, Städte, Stämme und Familien lag; und diese Benutzung geschah von dem Sänger auf eine verständige, edle und weise Art. Rohe Mythen werden von ihm milde ausgelegt, verfeinert oder entschuldigt u. s. w. Lob des Dichters; Geist seiner Gesänge; Wunsch einer echten rhythmischen Uebersetzung derselben. 6. *Herculanum. Winkelmanns Geschichte der Kunst.* Gern liest man diesen mit jugendlicher Liebe und mit offnem ungetrübtem Sinn geschriebenen Aufsatz; sein Inhalt ist: die gefundenen Alterthümer sind nicht bloss lehrreich für den Alterthumsforscher, sondern sie geben auch Winke zur Einführung und Anwendung griechischer Lebensweise, Kunst und Geschmacks auch in den Wohnungen und deren Verzierung. Von den gefundenen Bücherrollen; noch wenig erfüllte Erwartungen; Vorschläge, Wünsche. Der gröste Gewinn, den die ersten Herculanischen Entdeckungen und die Alterthümer des Hauses *Chigi* der Welt gebracht haben, ist, dass sie *Winkelmann* als Ausleger derselben erweckten. Mitgetheilt wird ein Brief von ihm über sein Leben, aus Rom d. 8. Dec. 1762, an einen Freund geschrieben. Angehängt sind demselben noch einige kurze Bemerkungen über Winkelmanns Begeisterung, Kunstschriften, Verdienst und seinen Freund *Mengs*. 7. *Von der Begeisterung in Ansehung des Kunstausdrucks.* *Falconet*, der es nicht leiden konnte, dass Andere, die nicht selbst Artisten waren, über Werke der Kunst mit Begeisterung oder Kritik urtheilten, wird zurecht gewiesen. Er konnte *Winkelmanns Geschichte der Kunst* und *Lessings Laokoon* so wenig schreiben, als diese sein Pferd giessen konnten. Von Kunsturtheilen lässt sich eine Beymischung von Lust und Unlust kaum (gar nicht) trennen. Sie sind der Lebenshauch, der anzeigt, dass das Urtheil von einem Empfindenden kam; so wie es Empfindende auch ergreift und in ihnen fortwirkt. Auf die Jugend wirken jugendliche Gesinnungen am meisten; wer wollte es aber der Jugend wehren, jung zu seyn, jung zu fühlen? *Plato's, Shaftesbury's, Winkelmanns, Mengs* Enthusiasmus werden auf sie ihr unzerstörbares Recht behaupten, u. s. w. 8. *Morgenländische Literatur.* Die orientalischen Reisebeschreiber erläutern vieles in den Sitten, der Denkart, der Lebensweise und den Schriften der alten Hebräer; diess thut auch die Kenntniss von Aegypten, aus welchem die politische Verfassung der Ebräer stammte, und die Cultur der noch lebenden arabischen Sprache. An ihrem Ansehen verloren die hebräischen Schriften dadurch nichts, dass durch jene Erläuterungen das Vorurtheil vernichtet wurde, dass die hebräische Sprache göttlicher Erfindung und Construction sey; vielmehr fielen eine Menge Vorurtheile gegen den Inhalt dieser Schriften weg, seitdem man sie gesund, d. i. local und zeitmässig anzusehen und auszulegen gelernt hatte; ein grosser Theil von Voltaires Spässen passe nicht mehr auf dieselben; so auch grösstentheils die Vorwürfe des Lessingischen Fragmentisten. (Es wäre zu wünschen, dass der verewigte Vf., der hier auf seinem Felde war, nicht bloss bey dem Allgemeinen stehen geblieben, sondern näher und bestimmter in die Sache eingegangen seyn möchte.) Noch werden die Verdienste, die sich *Th. Hyde, Brisson, Anquetil du Perron, Michaelis, Ernesti, Semler, Eichhorn, Rob. Lowth, Reiske, Hammer* u. a. um die orientalische Literatur erwarben, kurz angezeigt. 9. *Persepolis;* grösstentheils literarischen Inhalts. Beygefügt sind unter dem Titel: *Sinesische Exempel der Tage*, zwey Erzählungen, *Treue im Dienst* und *des Feldherrn Tafel;* als Fortsetzung dieses Artikels im VII. St. der Adrastea. II. *Früchte aus den sogenannt-goldnen Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts.* 10. *Von der komischen Epopee, als einem Correctiv des falschen Epos.* Ein Fragment. *Fenelon* habe dem falschen Epos, das zu seiner Zeit in Frankreich herrschte, seinen *Telemach*, *Cervantes* seinen Don Quixote dem Geschmacke an Ritterromanen, und so *Voltaire, Swift, Pope* u. a. ihre Werke dieser Art der Intoleranz, den Vorurtheilen und Missbräuchen ihrer Zeit, entgegengesetzt. Auch in Deutschland herrschte das falsche Epos im Lohensteinischen Geschmack. *Wernike* griff ihn zuerst, in seinem Heldengedichte *Hans Sachs*, gegen den damals blühenden *Postel*, tapfer an. „*Liskow* spottete des Philippi, *Lessing* Gottscheds; wie manchen *Philippi* und *Gottsched* gibt es noch, hochgeehrt! Wie 1700: so fand das Jahr 1801 den schwülstigen Lohensteinschen, oder jenen nervlos-schlaffen Geschmack, den ich den hundsföttischen nennen möchte, und befestigte ihn in Sonnetten, Drama's, Epopeen, Romanzen auf den Blocksberg — Parnass der Deutschen." „O kehre zurück, Geist *Luthers, Wasers, Liskows, Lessings*, oder darf ich euch freundlich einladen, *Cervantes, Buttler, Swift, Fielding*, vereinet euch; unsrer Unempfindlichkeit wegen thut eure Kräfte, eure Launen zusammen, um uns den *Lohenstein* und *Hofmannswaldau*, die neuen *Postel* und *Stoppe* aus den Gliedern zu treiben. Vergesst aber nicht, den weisen *Horaz*, den weisern *Shaftesbury* mit euch zu bringen: denn ohne Grundsätze wird der feinste und gröbste Stachel nutz- oder kraftlos." III. *Das Drama.* Ein Fragment. (Fortsetzung des Aufsatzes im IV. St. S. 286.) Gegen die Meynung, dass sich das ganze griechische Theater mit Wurzel und Stamm zu uns herüber pflanzen lasse. Die Gründe gegen die Möglichkeit dieses Unternehmens beruhen auf folgenden Punkten: das griechische Theater war *Gesang;* ursprünglich *gottesdienstlich;* die griechische Bühne *feyerte Athen*, sie bearbeitete in Attischem Geschmack am liebsten Attische Fabeln, die sie, wie alles Fremde, auf die Herrlichkeit Athens zurückführte; die tragische Bühne der Griechen nahm ihre Fabeln aus vorhergegangenen harten und rohen Helden und Königszeiten, mit stiller Freude der Zuschauer über ihr gegenwärtiges Glück, frey von solchen Tyrannen, Bürger Athens zu seyn; die griechischen Sitten sind aber nicht die unsern, zumal im

Verhältniss

Verhältniſs der Geſchlechter gegen einander. — Den erſten Punkt ausgenommen — wiewohl es auch noch ſo ausgemacht nicht iſt, daſs das griechiſche Theater immer und durchaus eigentlicher *Geſang* war — findet Rec. doch die übrigen Gründe, nach welchen griechiſche Schauſpiele nicht auf unſre Bühnen verpflanzt werden könnten, nicht triftig und beſtimmt genug. Der Aufſatz ſcheint nur bloſse Skizze zu ſeyn, die erſt ausgefüllt werden ſollte. Man erfährt nicht, in wie fern ſich denn das griechiſche Schauſpiel auf unſre Bühne ſchicklich herüber pflanzen laſſe. Daſs uns der tragiſche Geſang der Griechen fremd iſt, verbietet uns die Nachahmung deſſelben von ſelbſt; daſs uns aber die griechiſchen Opfer, Götter, Helden u. ſ. w. nicht mehr heilig ſind, daſs wir keine Athenienſer ſind, andere Sitten, Gebräuche, Verfaſſungen, Gottesdienſt haben, als ſie, hebt doch keineswegs das Intereſſe auf, das eine griechiſche Fabel, ſchicklich und in poetiſchem Geiſte dramatiſirt, und ſelbſt ein Trauerſpiel eines griechiſchen Dichters, nach einer guten Bearbeitung, auf unſern Bühnen zu erregen fähig iſt; und gerade die Fabeln aus den dunkeln Zeiten der Völker ſind einer poetiſchen Bearbeitung am empfänglichſten, und fähig, unſre Phantaſie und Gefühl auf das angenehmſte und lebhafteſte zu beſchäftigen. Um uns für den König Oedipus des *Sophocles* zu intereſſiren, brauchen wir eben keine Thebaner zu ſeyn, u. ſ. w. Wenn unter *Stamm* und *Wurzel* das Weſentliche eines Schauſpiels, — Fabel, Charaktere und Sitten der handelnden Perſonen — verſtanden wird: ſo möchten wir wohl wiſſen, was, wenn wir Stamm und Wurzel zurücklaſſen ſollen, das noch für Aeſte und Zweige ſeyn mögen, an denen uns noch gelegen ſeyn könnte. — Dann noch zwey kurze Gedichte: *Young* über Gedanken und Rede, und die Sterne. IV. *Der Kampf*, Fragment eines lyriſchen Gedichts, von unbekannter Hand, unter den Papieren gefunden. Es ſind nur die beiden erſten Geſänge eines Lehrgedichts, der erſte in alcaiſchen Strophen, der zweyte in zehnſylbigen Jamben. Im erſten unterliegt der Dichter dem Zweifel an der Wahrheit der Tugend, die Muſe bemüht ſich vergeblich, ſeinen Gram zu zerſtreuen und ihm Muth einzuflöſsen. Der zweyte Geſang verläſst die individuelle Darſtellung des Ganges der Geſinnungen des moraliſchen Dulders bis zum endlichen Sieg über den Zweifel und redet nur im Allgemeinen davon, daſs redliche Liebe zur Tugend, Anhänglichkeit an Pflicht und Wahrheit, verbunden mit feſtem Vorſatz, nie ganz fallen laſſe und zuletzt wieder aufrichte: welche veränderte Wendung doch dem Gedichte die Einheit und einen Theil ſeines anfänglich erregten Intereſſes benimmt; indeſſen iſt doch der zweyte Geſang gedankenreicher als der erſte, der auſser den Mängeln im Versbau, auch oft zu matt iſt und zu deſſen Inhalt das lyriſche Sylbenmaſs nicht gut paſst.

Zweytes Stück. Unter den in demſelben enthaltenen Gedichten iſt keines der Aufnahme ganz unwerth, und das erſte, die Wahrheit, und das letzte, *v. Knebels* unmetriſche Ueberſetzung des letzten Geſangs Oſſians, ſind die beſten. Die proſaiſchen Aufſätze ſind: 1. *Hoheit der Deutſchen;* eine Rüge der kriechenden Schmeicheley, der unterthänigſten Acclamationen, womit die Deutſchen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts jede neue Staatsherrlichkeit, als Anfang einer neuen goldnen Zeit, auf die platteſte Weiſe, vom Fürſten bis zum gemeinſten Landedelmann und zum Lehrer jeder Univerſität herab, lobprieſen, und des eiteln ekeln Selbſtlobs und der groben Verachtung anderer Nationen, die ſie doch nachahmten, und von welchen ſie borgten. 2. *Briefe, den Charakter der deutſchen Sprache betreffend:* Von den allgemeinen Begriffen einer Sprache: ſie ſind leitende oder miſsleitende Sterne, Irrwiſche oder Polarſterne; den Geiſt ganzer Geſellſchaften, Familien, Aemter und Stände bilden oder miſsbilden ſie. Die allgemeinen Begriffe, beſonders die ſittlichen, ſollte man von Unſinn reinigen, ſie in ihrer wahren Bedeutung feſtſtellen und zum beſſern Gebrauch liebenswerth einführen u. ſ. w. Da hier nur von dem Charakter der Sprache geredet werden ſoll: ſo gehört alles, was geſagt wird, eigentlich nicht hieher. Die Wörter, die einen Begriff ausdrücken, ſind an ſich keine miſsleitenden Sterne, nur das, was man ſich bey dieſen Wörtern denkt, kann falſch ſeyn. Durch die Reinigung der Begriffe und die Wiederherſtellung des richtigen Sinnes eines Wortes, gewinnt nicht die Sprache, die immer dieſelbe bleibt, ſondern unſre Erkenntniſs. Treffender iſt, was in der *Antwort* auf dieſen Brief gegen die Ausſprache mancher Buchſtaben und Wörter, gegen unſre abgeſchmackten Titulaturen und den ſogenannten Kanzleyſtil geſagt wird. Wenn aber unſre Sprache getadelt wird, daſs Worte, die in andern Sprachen ein fröhlicher Ausruf ſind, z. B. *Amòr, onòr, pietà, honeſtàd* u. dergl. in der unſrigen *ein- und zuſammenſinkende* oder gar *wiſpernde* Namen wären, *Liebe, Ehre, Frömmigkeit, Ehrlichkeit:* ſo iſt das, da es nun doch einmal nicht geändert werden kann, eine Grille. H. vergleicht den gewöhnlichen Troſs unſrer Predigten mit *Kaiſersbergs* und *Luthers* Reden ans Volk; natürlich zum Nachtheil der erſtern. Aber waren denn alle Prediger zu den Zeiten der letztern Kaiſersberge und Luther, und können wir nicht ſogar dieſen Muſter entgegenſtellen, die ſie in jeder Rückſicht übertreffen? Uebrigens wird zur Charakteriſirung der Kaiſersbergiſchen und Lutherſchen Predigten und unſrer Kanzelreden etwas ſehr Schielendes und Einſeitiges geſagt, wenn es heiſst: „In dieſen (Kaiſersb. und Luth. Pred.) ſpringt Leben aus jedem Wort; dort ſingt und dämmert die langweiligſte Kirchen- und neuerlichſt gar die ſchlaftrunkne Katheder-Sprache;" die denn doch am Ende noch lange nicht ſo verderblich iſt, als mancher lebendige leere Wortkram. In den folgenden Briefen werden die Deutſchen noch gegen einige ihnen vorgeworfene Fehler, und beſonders der Gebrauch der Sprüchwörter und Sittenſprüche in Schutz genommen. — 3 *Der Mann und ſein Schatte, Niemand. Deutſche P.* Fragment.

Eine

Eine kurze allgemeine geschichtliche Uebersicht, wie aus dem alten deutschen Mann (Heer und Wehrmann) ein *Niemann* geworden. Was *Deutsche P.* heisen soll, läst sich nicht errathen. 4. *Idee zum ersten patriotischen Institut für den Allgemeingeist Deutschlands.* Vorschlag und Plan zu einer aus allen deutschen Provinzen gesammelten *deutschen Akademie*, deren Zweck seyn soll, die getheilten, zum Theil unbekannten und zerstreuten Kräfte zu einem Ziel der patriotischen Aufklärung zu vereinigen. Ihre Bemühungen sollen sich über die Cultur der deutschen Sprache, deutsche Geschichte und alles, was zur *thätigen Philosophie* der National-Bildung und Glückseligkeit gehört, verbreiten. In jedem Lande sollen so viel Mitglieder, als man für nöthig erachtet, gewählt werden, die Provincial-Deputationen, mit einem Aeltesten oder Director an der Spitze, ausmachen. Diese Deputationen erstatten an die Akademie Berichte über Einrichtungen, Unternehmungen, Vorschläge u. s. w. aus diesen Berichten entstehen die historischen Akten der Akademie. Der Versammlungsort der Akademie soll mitten in Deutschland seyn u. s. w. Nach einer Anmerkung des Herausg. wurde dieser Aufsatz durch einen allgemein verehrten Fürsten Deutschlands veranlast und für denselben schon im J. 1788 entworfen. Es fehlen inzwischen noch manche Bestimmungen, um die Ausführbarkeit dieses Projects begreiflich zu finden. Ein wesentlicher Mangel scheint darin zu liegen, dass von der Organisation des Mittelpunkts der Akademie selbst weiter nichts gesagt wird, als nur dass er aus einem Präsidenten und Secretär bestehe. 5. *Gedanken von Swift mit Nachgedanken*, die jene modificiren. Sie bestehen nur aus drey Sätzen. 6. *Berkeley*, Fragment. Einiges aus seinem Leben, das besonders seine Menschenliebe charakterisirt. Von Bs. Idealismus behauptet H. irrig, dass er mit dem des *Mallebranche* einerley sey, und wirft einen Seitenblick auf die von ihm sogenannten *Formularphilosophen*, die sich *Berkeley's* Grundsätzen tapfer entgegen gesetzt hätten. Der Idealismus des *Mallebr.* unterscheidet sich von dem des *Berkel.* darin, dass jener Gott unmittelbar und die sinnlichen Vorstellungen, die ihm Wirkungen Gottes waren, aus Gottes Eigenschaften zu erkennen glaubte; dieser hingegen erkannte Gott nicht unmittelbar, sondern aus den sinnlichen Vorstellungen, als Wirkungen Gottes. Die Sache verhielt sich bey beiden gerade umgekehrt. *Mallebr.* schloss von Gott und den göttlichen Eigenschaften auf das Daseyn der sinnlichen Vorstellungen; *Berkel.* von den sinnlichen Vorstellungen, als Wirkungen Gottes, auf dessen Daseyn. 7. *Gedanken aus Berkeley*, aus mehrern Excerpten gezogen, die der Verewigte zu dem Denkmal, das er seinem hochverehrten *Berkeley* errichten wollte, aus dessen Schriften gesammelt hatte. 8. *Aurora, die Erscheinung am neuen Jahrhundert, Gespräche;* ist die Einleitung zu einer Zeitschrift, die der sel. H. unter dem Titel *Aurora* zu Anfang dieses Jahrhunderts herausgeben wollte, die aber von der ernstern *Adrastea* verdrängt wurde, der, so wie ihrem trefflichen Urheber, wir so gern ein weit längeres Leben gewünscht hätten.

* * *

Berlin, b. Unger: *Bibliothek der praktischen Heilkunde.* Herausgegeben von *C. W. Hufeland. Neunter* Band. *Vier* Hefte. 1803. 365 S. *Zehnter* Band. *Vier* Hefte. 1803. 384 S. 8. (Der Preis jedes Hefts ist für die Besitzer des Journals 5 gr., für andere 8 gr.) *Eilfter* Band. *Vier* Hefte, 1804. 324 S. *Zwölfter* Band. *Vier* Hefte nebst einem Supplementstück. 1804. 496 S. *Dreyzehnter* Band. *Vier* Hefte. 1804. 359 S. 8.

Berlin, in Comm. b. Wittich: *Vierzehnter* Band. *Vier* Hefte. 1805. 363 S. 8. (Der Preis jedes Hefts ist für die Besitzer des Journals 6 gr., für andere 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1803. Num. 219.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Breslau*, in d. Meyer. Buchh.: *Uebersicht der durch viele vernünftige Erfahrung gesammelten Hauptgrundsätze in der Oekonomie.* 1802. 86 S. 8. (6 gr.) — Im eigentlichen Verstande eine zusammengeraffte Sammlung von wahren und falschen, bestimmten und unbestimmten Vorschriften, die jedoch nur auf einige Theile der Landwirthschaft Beziehung haben: denn von der Pferde-, Schaf-, Schweinezucht, so wie vom Gartenbau findet man hier gar nichts. Bey der Eintheilung des Bodens classificirt der Vf. denselben auch in süsen und sauern. Zu den Regeln, welche dem Landwirth gegeben werden, gehört auch, „dass er auf die Vermehrung der geringsten Gegenstände bedacht seyn solle: denn je mehr Theile, desto grösser werde die Wirthschaft selbst" — Er soll Ordnung unter den Dienstboten halten, sowohl im physischen als moralischen Fach. Als Kennzeichen eines guten Bodens wird angegeben, dass die Erde schwarz und grau seyn muss. Zu Haber soll das Land zweymal, nämlich zu Ende Marz und Anfangs April bestellt werden. Erbsen sollen immer auf demselben Lande gesäet werden." Diese und mehrere seltsame Lehren finden sich hier mit vielen richtigen Grundsätzen vermischt, welche letztere aber so bekannt sind, dass es eines neuen Abdrucks derselben gar nicht bedurft hätte.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 27. Februar 1806.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Einleitung in das Studium und in die Literatur der Religions- und Kirchengeschichte, besonders der christlichen.* Von *Christian Wilhelm Flügge.* 1801. XVI u. 692 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Auch diese Schrift des polygraphischen Vfs. hat, bey mehrern Fehlern, einige Tugenden, die sie, wäre die Zahl der erstern minder grofs, zu einem vorzüglich brauchbaren Handbuch für Freunde der theologischen Literatur machen würden. Wir fangen damit an, unser Lob näher zu begründen.

Hr. F. liefert kein trocknes Register der in den genannten Fächern herausgekommenen Schriften, womit dem Anfänger in den meisten Fällen nur sehr wenig gedient ist, sondern er theilt eine ziemlich vollständige und räsonnirende Ueberficht der vorzüglichsten Werke mit, wobey die getroffene gute Auswahl alles Lob verdient. Er beobachtet dabey im Ganzen eine gute systematische Ordnung, wobey es dem Anfänger leicht gemacht wird, die einzelnen Unterabtheilungen eines Faches zu überblicken. Ferner bemüht er fich, den gegenwärtigen Standpunkt der Wiffenschaft kritisch anzugeben und die Momente anzudeuten, welche bisher nicht genug beachtet wurden. Hr. F. hat in diefer Beziehung manchen guten Wink gegeben, der nicht überfehen zu werden verdient. Endlich hat der Vf. seine Notizen überall mit Fleifs zusammengesucht, und dabey auch einzelne Abhandlungen in Journalen und gelehrten Zeitungen nicht übergangen, so dafs man fich keinesweges über Mangel an Vollständigkeit, zumal in der neuern Literatur, beklagen kann.

Die *Religionsgeschichte* scheint mit vorzüglichem Fleifs bearbeitet zu seyn. Die Bemerkungen über den geschichtlichen, pragmatischen und kritischen Gesichtspunkt der Religionsgeschichte S. 27 ff. find sehr zweckmäfsig. S. 30. heifst es: „Eine Geschichte, in welcher alle Thatsachen der philosophirenden Vernunft vollständig gesammelt, treu und im Zusammenhange nach den drey angegebenen Gesichtspunkten geordnet und auf die Art dargestellt find, dafs das Streben der Vernunft, fich ein eigenes Gebiet zu verschaffen und es nach Principien anzuordnen, neben allem Zufälligen und Veränderlichen, klar vor Augen gelegt wird, ist selbst nur ein Ideal, welches noch nie realisirt ist, auch vielleicht nie vollkommen realisirt werden kann. Aber ein Ideal leistet uns hier, wie in andern Fällen, den wichtigen Vortheil, dafs wir durch dasselbe deutlicher einsehen, was geschehen mufs, und richtiger beurtheilen, was geschehen ist. Es ist einleuchtend, dafs man fich diesem Ideal nur nach und nach annähern kann, nachdem viele Verfuche und Vorarbeiten im Einzelnen vorhergegangen find." Rec. weifs zwar wohl, dafs diese Bemerkungen eigentlich aus einer Abhandlung im Philofoph. Journal 1795. 8 St. S. 329 ff. entlehnt, und, da dort von einer Geschichte der Philosophie die Rede war, auf die Religionsgeschichte angewendet worden find; allein fie steht hier doch am schicklichen Orte, um auf das Bedürfnifs einer solchen, mit philosophischem Geist abgefafsten, Geschichte der Religion aufmerksam zu machen. Nicht minder verdient der Abschnitt S. 37 ff., *was im Allgemeinen noch für die Religionsgeschichte zu wünschen ist*, Beyfall. Zum Theil find schon einige *Pia desideria* erfüllt worden (z. B. durch *Stäudlin's* kirchliche Geographie und Statistik); der Realifirung anderer aber sehen wir noch entgegen.

S. 209 ff. finden fich gute Bemerkungen über die Methode der Kirchengeschichte überhaupt und für angehende Theologen insbesondere. Der Vf. hat zwar auch hier nichts Neues vorgetragen, aber doch das Vorhandene gut verarbeitet und zusammengestellt. Ganz richtig heifst es S. 226: „Noch haben wir kein Werk über die *Patristik*, welches den ganzen Schatz von Notizen vereinigt, die zu einem ficheren und fruchtbaren historischen Gebrauch von den Schriften der Kirchenväter erfordert werden." Eine solche *Einleitung in das Studium der Kirchenväter* würde ein überaus nützliches Werk seyn, und man mufs fich in der That wundern, dafs in einem Zeitalter, wo die *Einleitungen* recht an der Tagesordnung waren, kein Gelehrter diesen Gedanken gefafst oder ausgeführt hat. Freylich ist es kein leichtes Unternehmen, das ein langes Studium der Kirchenväter, viel

viel Circumspection und einen festen kritischen Blick erfordert; — Eigenschaften, die nur bey Gelehrten, wie *Semler*, *Griesbach*, *Planck* und wenigen Andern angetroffen werden. Vielleicht wäre *Münscher* der Mann, der uns künftig eine solche Arbeit liefern könnte. Noch hätte wohl bemerkt werden sollen, dafs das übrigens treffliche Werk von *Dallaeus de usu Patrum* u. s. w. (dessen S. 276. nur, wie im Vorbeygehen, erwähnt ist) hieher nicht gehöre, da es blofs eine dogmatisch-polemische Tendenz hat.

Der erste und wichtigste Fehler aber, den wir an dieser Schrift tadeln müssen, ist die Ermangelung eines bestimmten Plans. Wir wollen nichts dagegen erinnern, dafs die *erste* Abtheilung: Einleitung in das Studium und in die Literatur der Religionsgeschichte überhaupt S. 3—164. zu ausführlich im Verhältnifs zur christlichen Religionsgeschichte gerathen sey. Erst S. 169. erfahren wir (was wir in einer *Vorrede*, die aber gänzlich fehlt und statt deren blofs ein XVI S. langes Inhaltsverzeichnifs steht, erwartet hätten), dafs diese allgemeine Religionsgeschichte der Abdruck einer frühern Abhandlung des Vfs. sey. Er sagt hierüber: „Der Vf. versuchte es zuerst mit einer Einleitung in das Studium der Religionsgeschichte überhaupt, und da man diese fast allgemein zweckmäfsig und lehrreich gefunden hat und Mehrere dadurch zum Studium derselben ermuntert sind: so wagt er einen ähnlichen Versuch über das Studium und die Literatur der christlichen Religions- und Kirchengeschichte, und da beide durch ihren Inhalt genau verbunden sind und einen und denselben Zweck haben: so hat er den ersten Versuch mit den nöthigen Zusätzen und Nachträgen hier von Neuem abdrucken lassen." Hr. F. rechnet, indem er diese frühere Arbeit nicht bestimmter angibt, allzu sehr auf die Bekanntschaft des Publicums mit derselben. Rec. wenigstens wufste sich derselben nicht mehr zu erinnern und er überzeugte sich erst aus *Meusel's* gel. Deutschland, dafs Hr. F. seinen: *Versuch über das Studium der Religionsgeschichte* in *Stäudlin's* Beyträgen zur Philos. u. Gesch. der Religion II. B. Nr. 1. im Sinne habe.

Allein wer wird in einer Literatur der christlichen Kirchengeschichte eine vom Vf. sogenannte „*Innere Geschichte des Christenthums*, dergleichen er S. 482 ff. liefert, erwarten? Dennoch erhalten wir §. 135. eine *Geschichte der theologischen Wissenschaften* und zwar: §. 136. theologische Literaturgeschichte; §. 137. Geschichte der Apologetik; §. 138. Geschichte der Exegese; §. 139. Geschichte der Moral; §. 140. Geschichte der moralischen Lehren; §. 141. Geschichte der Dogmatik; §. 142—44. Geschichte der Glaubenslehren; §. 145—46. Geschichte einzelner Lehren; §. 147. Geschichte der angewandten Theologie; §. 148. Geschichte der Liturgie; §. 149—54. Schriften über die Geschichte der kirchlichen Verfassung und Alterthümer u. s. w. Erst §. 154. S. 557 ff. kommt der Vf. wieder zurück auf die Geschichte der Synoden und Concilien. Das alles gehörte nicht hieher und konnte auch um so eher entbehrt werden, da Hr. F. hier fast weiter nichts als einen Auszug aus seinem: *Versuch einer Geschichte der theologischen Wissenschaften* (3 Theile. Halle 1796—98. Vergl. Ergänzungsbl. zur A. L. Z. V Jahrg. Num. 118.) geliefert hat. Für Confusion in Hinsicht auf Verarbeitung der Materialien müssen wir es auch erklären, wenn S. 35—36. erst von dem „*Zweck dieser Einleitung*" gehandelt wird — was man vom Anfang herein erwartet hätte.

Die von Hn. F. über den Werth mehrerer Schriften gefällten Urtheile sind nur äusserst selten als freye und selbstständige zu betrachten; man hört in den meisten nur den Nachklang einer schon gedruckt vorhandenen Kritik, das heifst mit andern Worten, Hr. F. hat seine meisten Urtheile aus den gelehrten Zeitungen und andern kritischen Blättern entlehnt.

Mit dieser von dem Urtheil Anderer abhängigen Kritik hängt die allzu freygebige Benutzung anderer Schriften zusammen, woraus zuweilen grofse Stücke mit unveränderter Form in dieses Werk übergegangen sind. Hr. F. hat zwar „seine Quellen," wie er sagt, citirt (entweder zu Anfang oder am Schlufs der *in extenso* mitgetheilten Stücke), allein wenn die Anführungszeichen vorgesetzt würden: so dürfte leicht ein grofser Theil dieses Buchs als fremdes Eigenthum erscheinen. So ist, um uns mit Einem Beyspiel der Art zu begnügen, §. 142. S. 500—506, wo von der (hieher gar nicht gehörigen) Geschichte der Glaubenslehren gehandelt wird, gröfstentheils wörtlich aus der Charakteristik Semlers von *Eichhorn* entlehnt. Nun findet sich zwar am Schlufs S. 506. das Citat: „Eichhorn's Bibliothek. B. 5. S. 138." Daraus sollte man aber doch nicht schliessen, dafs die vorstehenden Bemerkungen von Wort zu Wort daher abgeschrieben sind. *Planck*, *Nösselt* und andere sehr bekannte Schriftsteller haben ebenfalls viel contribuiren müssen.

Eine grofse Rüge verdienen noch die Druckfehler, wovon das Buch so sehr wimmelt, dafs Rec. nicht leicht ein ähnliches Beyspiel von schlechter Correctur gefunden hat. Zwar ist ein stattliches Erraten-Verzeichnifs beygefügt; allein es enthält nur eine dürftige Reinigung dieses Augias-Stall. S. 85. steht *Schlüchtegroll* statt *Schlichtegroll*; S. 506. *Münster's* Dogmengeschichte statt *Münscher's* Dogmengesch. Doch — Rec. fühlt sich nicht zum Corrector eines so verwahrlosten Werks berufen!

Marburg, in d. n. akad. Buchh.: *Handbuch der christlichen Dogmengeschichte* von *Wilhelm Münscher*, Consistorialrath, Doctor u. Prof. d. Theologie zu Marburg. *Erster* Band. *Zweyte* verbesserte

ſerte und zum Theil umgearbeitete Auflage. 1802. XIV u. 512 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die *erſte* Auflage des *erſten* Theils erſchien im J. 1797 und wurde A. L. Z. 1798. Num. 207. von einem andern Rec. beurtheilt. Vom *zweyten* Theil haben wir in den Ergänzungsbl. III. Jahrg. Num. 28. Bericht erſtattet und den *dritten* Theil in der A. L. Z. 1803. Num. 105. recenſirt. Dort ſind auch die Vorzüge dieſes ſchätzbaren Werks ſo aus einander geſetzt worden, daſs wir bey der Anzeige dieſer neuen Auflage bloſs auf das dort Geſagte zu verweiſen haben. Was eine nähere Anzeige verdient, ſind die Veränderungen und Zuſätze, welche der Titel ankündigt. Daſs ſie nicht unbeträchtlich ſeyn müſſen, zeigt ſchon die Seitenzahl, da die *erſte* Ausgabe des *erſten* Theils nur 479 Seiten betrug. Ueberdieſs hat der Vf. mehrere Stellen, welche entbehrlich ſchienen, weggeſchnitten, um dafür Raum für neue Bemerkungen und ausführlichere Erörterungen zu gewinnen. „Die Geſchichte der Trinitätslehre, heiſst es S. VII, welche den VII Abſchnitt ausmacht, konnte um deſto unbedenklicher hier und da kürzer zuſammengezogen werden, weil ich nunmehr den, welcher ausführlichere Belehrung ſucht, auf *Martini's* mit ſo vieler Sorgfalt und Bedächtlichkeit gearbeitetes Werk verweiſen kann." So iſt auch die Geſchichte des neuteſtamentlichen Kanons kürzer zuſammengezogen worden und hat dadurch nicht wenig an Beſtimmtheit und Deutlichkeit gewonnen. Dagegen iſt der V. Abſchnitt der Einleitung: Von den Hülfsmitteln der Dogmengeſchichte wohl um das Dreyfache erweitert worden und liefert jetzt eine möglichſt vollſtändige und anſchauliche Ueberſicht der Fortſchritte, welche dieſe Wiſſenſchaft bisher gemacht hat. Hr. M. fängt mit den Sammlungen an, welche *Theodoret* und *Leo der Große* zur Zeit der Monophyſitiſchen Händel von den Ausſprüchen der ältern Kirchenväter über die Perſon und Naturen Chriſti veranſtalteten. Als Beyſpiel ähnlicher Sammlungen hätte vielleicht die von *Baſilius dem Großen* und *Gregorius Nazianz.* aus den exegetiſchen Schriften des *Origenes* veranſtaltete Collection von merkwürdigen Unterſuchungen dieſes Mannes über die h. Schrift, die wir noch jetzt unter dem Titel *Φιλοκαλια* beſitzen, angeführt werden können. Nach einem ſolchen Vorgange war der Gedanke, ähnliche Sammlungen dogmatiſcher Stellen zu veranſtalten, natürlicher. Des *Johannes Damaſcenus*, deſſen *ἐκδοσις* nichts anders als eine groſse *Chreſtomathia patriſtica* iſt, finden wir auch nicht beſonders erwähnt. Sehr richtig wird übrigens bemerkt, daſs dergleichen Sammlungen, die bloſs in der Abſicht, die *Uebereinſtimmung* in der Lehre zu zeigen, veranſtaltet wurden, der Dogmengeſchichte wenig oder gar nichts nützen konnten. Hätten wir doch das vollſtändige Werk, worin *Stephanus Gobarus* im ſechsten Jahrhundert eine Sammlung der Lehrſätze verfertigte, über welche die ältern Lehrer entgegengeſetzte Meynungen gehabt hatten! Wir haben bloſs noch einen kurzen Auszug daraus in *Photii* Biblioth. cod. 232. Auch das iſt ein groſser Verluſt, daſs wir *Abälard* noch vorhandenes Werk: *Liber Sententiarum ſic et non* noch nicht im Druck erhalten haben. In der folgenden Ueberſicht freute ſich Rec., daſs Hr. M. in den meiſten Urtheilen über den Werth der neuern dogmengeſchichtlichen Werke mit den von ihm in den Ergänzungsbl. III. Jahrg. Num. 27—29. gefällten übereinſtimmte. Beide Reviſionen wurden zu einer Zeit geſchrieben, wo keiner den andern benutzen konnte.

Noch müſſen wir etwas über die Note S. 6. und 7. bemerken, worin ſich Hr. M. gegen die Gründe erklärt, womit einige neuere Gelehrte behauptet haben, daſs man die Lehre Jeſu und der Apoſtel ganz von der Dogmengeſchichte abgeſondert halten müſſe. „Was Jeſus, heiſst es dagegen, was ſeine Apoſtel lehrten, iſt ebenfalls eine hiſtoriſche Frage und in einer Geſchichte der chriſtlichen Lehre bleibt immer eine Lücke, wenn die Lehre des Stifters mit Stillſchweigen übergangen wird, und dieſe Lücke wird um deſto merklicher, je häufiger die ſpätern Chriſten zur Beſtätigung ihrer Meynungen auf die Ausſprüche Jeſu und ſeiner Apoſtel ſich beriefen. Mit denſelben Gründen, ſo ſchlieſst der Vf., womit man die Lehre Jeſu und ſeiner Apoſtel aus der Dogmengeſchichte ganz verbannen will, würde ſich eben ſo bündig darthun laſſen, daſs in einer *chriſtlichen Kirchengeſchichte* von Jeſu Leben und Lehre (?) nichts geſagt werden dürfe, weil ja Jeſus noch keine *Kirche* geſtiftet habe."

Wir ſind durch dieſe Gründe noch nicht befriedigt worden. Hr. M. geſteht zu, daſs die *bibliſche Theologie* dazu da ſey, um auszumachen, was Lehre Jeſu und der Apoſtel ſey, oder nicht. Dieſe Diſciplin iſt entweder überflüſſig, oder die Dogmengeſchichte muſs die Reſultate, die ſie gewährt, als Baſis vorausſetzen. Die Unterſuchungen über das Urchriſtenthum ſind bekanntlich ſchwer und verwickelt; das ohnedieſs ſo groſse Feld der Dogmengeſchichte würde dadurch nur vergröſsert. Und, wenn nun am Ende die Reſultate doch dieſelben ſind, wie ſie die bibliſche Theologie längſt geliefert hat? Wir müſſen aufrichtig geſtehen, daſs wir in dem, was Hr. M. bis jetzt über die Bibellehre gegeben hat, nichts Neues gefunden haben, und wir ſind überzeugt, daſs man in ſeinem Handbuch nichts Weſentliches vermiſſen würde, wenn dieſe Erörterungen fehlten.

Uebrigens geben wir ihm gern das Zeugniſs, daſs er dabey das Geſetz der Sparſamkeit mit lobenswerther Rückſicht beobachtet habe. Eigentlich traf auch ihn zunächſt dieſer Vorwurf nicht ſo ſehr, als andere neuere Bearbeiter der Dogmengeſchichte z. B. *Lange*, der eine lange, gar nichts Neues enthaltende, Abhandlung über Plan und Lehre Jeſu vorausſchickte. Das Beyſpiel von der *Kirchengeſchichte* paſst um deswillen nicht recht, weil keine beſondere Diſciplin, worin das Leben Jeſu (denn nur auf dieſes

Verbindung, wobey theils die Art und Weise der Ausübung desselben, theils die Mittel dazu, sowohl Kirchenämter und Pfründen, als Kirchengüter, geistige und weltliche, in Betracht kommen. Das Verhältniss der katholischen Kirche zum Staat aber ist theils auf die Kirchenregierung, theils auf den Gottesdienst, und zwar sowohl auf die Religionsübung, als auf die Mittel dazu, besonders auf Kirchenbeamte und Kirchengüter bezogen. In Ansehung des protestantischen Kirchenrechts ist zuerst das Privat-Kirchenrecht abgehandelt, dessen Grundsätze theils das Subject sowohl das Recht der Beamten, als der Glieder, deren besondere Rechte auf beybehaltenen Instituten aus der katholischen Kirchenverfassung beruhen, theils das Object, sowohl den Gottesdienst selbst, nach Religionsdogmen und religiösen Handlungen, als die Mittel zu dessen Beförderung, Kirchenregierung und Kirchengüter, betreffen. Sodann folgt das Kirchen-Staatsrecht, welches das Verhältniss der protestantischen Kirche sowohl gegen Kaiser und Reich, als gegen den evangelischen Landesherrn, bestimmt. Endlich ist das gegenseitige Verhältniss der verschiedenen Religionstheile, und zwar sowohl des protestantischen und katholischen, als des lutherischen und reformirten gezeigt, wobey in Ansehung des erstern nicht allein die Rechte beider Theile selbst gegen einander, sowohl in Absicht des deutschen Reichs, als in den einzelnen deutschen Territorien, zwischen dem Landesherrn und den Unterthanen verschiedener Religion, und zwischen einzelnen Gemeinden und Kirchengliedern verschiedener Religion, aufgeführt, sondern auch die Mittel, diese Rechte zu verfolgen und geltend zu machen, nachgewiesen sind.

Dieser Plan ist, sowohl im Ganzen, als im Einzelnen, bey den folgenden Ausgaben unverändert geblieben. Auch sind uns im Text keine weitern Veränderungen, ausser einem andern Begriff der Religion bey §. 7 und einer Umschmelzung des §. 29, vorgekommen. Dagegen ist in den Noten die neuere Literatur nachgeholt und jeder Paragraph mit einer eignen Rubrik versehen worden, welches, nebst einem liberalern Druck, die Bogenzahl um etwas vermehrt hat. Insbesondere aber hat die *dritte* Ausgabe den Vorzug, dass auf die neuern Vorgänge seit dem J. 1803 sowohl im katholischen Deutschland bey §. 112. und 334, als wegen der protestantischen Bischöfe und deren Domcapitel bey §. 401, 402, 403. und 451, und in Ansehung gemischter Reichsstädte bey §. 490 Rücksicht genommen ist. Einzelne kleine Mängel, sowohl im Text, als in den Noten, lassen sich leicht verbessern. So ist z. B. im §. 53. durch alle drey Ausgaben Gregor XIII. statt Benedict XIII. gesetzt. Der Vf. der §. 137. not. b. angeführten gelehrten Abhandlungen: *Historia iurisd. eccles.*, ist nicht *Seger*, sondern *Hebenstreit*. Im §. 74. S. 83. der *dritten* Ausgabe ist Kirchen-Subscribenten ein Druckfehler statt Kirchen-Scribenten. Ein Register der Hauptsachen ist allen Ausgaben beygefügt.

Die *erste* Abtheilung des *dritten* Theils des Handbuchs des Vfs. (Nr. 2.), dessen Einrichtung und Werth das Publicum aus den beiden ersten Theilen (S. A. L. Z. 1801. Num 73.) kennt, ist ganz dem *protestantischen* Kirchenrechte gewidmet. Die *Vorbereitung*, welche nach Massgabe des zum Grunde gelegten Lehrbuchs vorangeht, enthält zuvörderst eine kurze Geschichte der protestantischen Kirchenverfassung in Deutschland. Diese zerfällt wiederum in die Geschichte der Reformation in Rücksicht sowohl der Entwickelung derselben, als des erworbenen Reichsbürgerrechts, und in die Geschichte der neuen Kirchenorganisation. Letztere führt insbesondere auf das Resultat, dass die einzelnen Verfassungen zwar in ihren Grundprincipien übereinstimmend ausgefallen sind, diese aber im Detail der einzelnen Ausführung die mannichfaltigsten Modificationen erlitten haben, welche fast eben so oft auf bloss beybehaltenem Herkommen, als auf ausdrücklichen Gesetzvorschriften beruhen. Daraus ergibt sich wieder die Folge, dass das *gemeine* protestantische Kirchenrecht nur vorzüglich eine Erörterung jener Grundprincipien enthalten, nur die vornehmsten Folgerungen aus denselben mit den hauptsächlichsten Modificationen darlegen, keineswegs aber das Detail aller einzelnen, die Kirche und ihre Glieder unter sich betreffenden, Rechtsverhältnisse aus einander setzen könne. Von diesem Gesichtspunkte ist der Vf. bey seiner Arbeit ausgegangen: und wenn auch die von ihm aufgestellte Wissenschaft dadurch nur vorzüglich in der Gestalt einer Einleitung zu dem particulären Kirchenrechte erscheint: so ist sie doch zu dem Studium des letztern eben wegen der Darstellung allgemeiner Grundprincipien offenbar unentbehrlich. Hierauf folgen nun die gedachten Grundprincipien selbst. Zuerst sind allgemeine Grundsätze über die Natur der kirchlichen Verbindung, und über das Subject der Kirchengewalt und des Kirchenregiments aufgestellt. Dabey ist vor allen Dingen die hier vorgetragene Wissenschaft als Grundlage angegeben, auf welcher nicht allein die particulären Kirchenrechte beruhen, sondern durch welche auch die Lücken derselben ergänzt werden müssen: indem solches theils aus der Thatsache des Zusammentretens in kirchliche Gesellschaften und Ausbildung derselben, ohne hiezu durch allgemeine positive Gesetze verpflichtet zu seyn, theils aus den Grundsätzen, welche in den ersten gemeinschaftlichen Vertheidigungen und Rechenschaften der neuen Lehre über kirchliche Verbindung und Kirchengewalt aufgestellt und öffentlich angenommen wurden, dargethan wird. Die als Resultat hieraus abgeleiteten Principien selbst kommen darauf hinaus, „dass die kirchlichen Gesellschaften der Protestanten einzig und allein auf freywilliger Verbindung der einzelnen Glieder beruhen, dass ihr Zweck bloss geistig sey, und dass durch jene Verbindung den unveräusserlichen Rechten eines jeden Menschen in Absicht der Religion nicht habe entsagt werden können." Sodann sind die besondern Bestimmungen der Kirchenregierung

regierung in Beziehung sowohl auf die einzelnen deutschen Länder, als auf ganz Deutschland angegeben: indem in ersterer Hinsicht die bekannten verschiedenen Systeme über den Grund der landesherrlichen Kirchengewalt entwickelt sind, in letzteren hingegen von der Verbindung der Landeskirchen und von dem *Corpus Evangelicorum* gehandelt ist. Ferner sind die Quellen und Hülfsmittel des protestantischen Kirchenrechts aufgezählt. Dabey ist insbesondere wegen der symbolischen Bücher, mit Berufung auf J. H. Böhmer und Pertsch, gegen die Neuern S. 104. Folgendes angemerkt: „Die symbolischen Schriften sind ursprünglich gemeinschaftlich verfasste dogmatische Vertheidigungsschriften, nicht eigentliche und zugleich allgemeine Rechtsquellen. Ihre nichtgesetzliche Eigenschaft ergibt sich theils aus der Geschichte ihrer Entstehung, indem dabey lediglich die Angabe und Bestimmung dogmatisch-religiöser Grundsätze beabsichtigt war, theils aus dem Inhalt der hieher gezogenen Vorschriften, da diese so allgemein gefasst, und in den mehrsten Ländern so wenig befolgt, oder so mannichfaltig modificirt sind, dass man kaum diese Grundsätze in der Anwendung wieder zu finden vermag, theils daraus, dass sie so wenig bey ihrem ersten Erscheinen, als überhaupt in der Folge von den gesammten Obern der protestantischen Kirche in dieser Eigenschaft kirchlicher Verfassungsgesetze promulgirt oder anerkannt sind, mithin es ihnen an dem wesentlichen Erfordernisse, der erklärten Willensmeynung der Obern, fehlt." Ausser den gemeinschaftlichen Quellen sind noch, als particuläre, theils öffentliche Landesgrundgesetze, theils eigentliche, von den Regenten vermöge des übertragenen Kirchenregiments erlassene Kirchenordnungen und Gesetze, namentlich die Preussischen, Sächsischen, Braunschweig-Lüneburgischen, Mecklenburgischen, Hessischen, Würtembergischen und Pommerschen, angegeben. Die *Hauptabhandlung* zerfällt in zwey Bücher, I. protestantisches *Privat*-Kirchenrecht. Davon entwickelt der erste Hauptabschnitt die Rechte des Subjects, der Kirche im Ganzen und deren einzelnen Glieder. Auch hier stehen allgemeine Grundsätze an der Spitze, welche theils die rechtliche Natur der kirchlichen Verbindung, insbesondere des Verhältnisses der einfachen Kirche zu der zusammengesetzten, theils die rechtlichen Eigenschaften der Kirchenglieder im Allgemeinen, in Absicht sowohl des Erwerbs durch Eintritt in die Kirche, als der erworbenen Rechte, deren Uebung und Verlust, zum Gegenstande haben. In Betreff der einfachen und zusammengesetzten Kirche ist bemerkt, dass nur die Gemeinden oder einfachen Kirchen eigentlich kirchliche Gesellschaften bilden, dass die einzelnen Gemeinden eines Landes auch nur in der Hinsicht, als sie durch die gleichförmige Uebertragung des bey weitem grössern Theils ihrer Gesellschaftsrechte zum Zweck des gemeinschaftlichen Kirchenrechts auf den Landesherrn eine zusammengesetzte Kirche ausmachen, mit einander verbunden, mithin ihre innern Collegialrechte nicht völlig aufgehoben sind, und dass die einzelnen Landeskirchen in Deutschland in Absicht ihrer innern Verfassung in gar keiner unmittelbaren Verbindung stehen, da die Vereinigung des *Corpus Evangel.* sich zunächst nur auf die Reichsreligionsrechte und deren Erhaltung bezieht, mithin jede Landeskirche ein für sich unabhängig bestehendes Ganzes bildet. Ueber den Eintritt in die Kirche wird gesagt, dass, obgleich Kinder protestantischer Aeltern schon einstweilen durch die Taufe als Mitglieder der Kirche aufgenommen und betrachtet werden, dennoch der wirkliche Eintritt und Genuss dieser Eigenschaft nach der rechtlichen Natur aller gesellschaftlichen Verbindungen nur durch gegenseitige Einwilligung der kirchlichen Gesellschaft und des neu aufzunehmenden Mitglieds erworben werde, welches durch die sogenannte Confirmation geschehe, indem das neu aufzunehmende Mitglied den Wunsch und die Absicht der Aufnahme durch Ablegung des Glaubensbekenntnisses ablege, und der prüfende Geistliche, als Repräsentant seiner Gemeinde, solches entgegen nehme. Durch den Eintritt selbst erwirbt jeder Einzelne den sogenannten gemeinschaftlichen kirchlichen Zustand: er conservirt auch denselben so lange, als er die Religionsgleichheit erhält, und nicht selbst den Gesellschaftsvertrag aufkündigt, oder durch abweichende Meynungen oder, aus andern Gründen, z. B. durch Verletzung der gesellschaftlichen Pflichten, die kirchliche Gesellschaft veranlasst, ihrer Seits den eingegangenen Vertrag aufzukündigen; dagegen (nach den hiebey aus dem Allg. Landrecht f. d. Preuss. Staaten Th. II. tit. XI. §. 50 f. entlehnten Grundsätzen) wegen einzelner abweichender Meynungen, besonders wenn es keine Hauptgrundsätze sind, und das Mitglied sie nicht vorsätzlich verbreitet, eine solche Aufkündigung nicht geschehen kann. Daneben treten besondere Rechte der Kirchenbeamten ein. Diese hängen allgemein von dem Auftrage der kirchlichen Gesellschaft ab; in so fern jedoch die Beamten unter Concurrenz des Regenten und seiner Stellvertreter angestellt werden, sind sie den öffentlichen Beamten gleich. Der Amtsauftrag muss mit Vorbehalt der Gewissensfreyheit beider Theile verstanden werden, da weder die kirchliche Gesellschaft, noch ihr Beamter des Rechts, ihre Ueberzeugung zu ändern, sich begeben können. Indess kann die Nichtveränderung eine Resolutivbedingung des Auftrags seyn, weil von der Religion äussere Rechte abhängig seyn können; und diess ist der Fall, wenn mit dem Amte der Vortrag der Religion verknüpft ist. Alles, was die Beamten ihrem Auftrage gemäss ausführen, thun sie im Namen der Gesellschaft: sie sind in so fern Repräsentanten der Kirche. Ihre Verrichtungen haben entweder die gemeinschaftliche Religionsübung, den Gottesdienst unmittelbar, oder die Kirchenregierung zum Gegenstande. Insbesondere werden diejenigen, welche zum Vortrag der Religionslehren, und gewöhnlich zugleich zur Administration der Sacramente und anderer

rer hauptsächlicher Religionshandlungen bestimmt sind, Geistliche; hingegen diejenigen, denen nur Nebenverrichtungen bey der gemeinschaftlichen Religionsübung, verbunden wohl selbst mit andern Diensten zum Besten der Gesellschaft, übertragen sind, nichtgeistliche Kirchenbeamte genannt. Ausserdem finden noch eigenthümliche Rechte der Kirchenglieder Statt, welche zugleich Mitglieder der aus der katholischen Kirchenverfassung beybehaltenen Institute, der Stiftskapitel, Ritterorden und Klöster, sind. — Der zweyte Abschnitt handelt von den Kirchenbeamten: und zwar zuerst von den Geistlichen, deren Prüfung und Ordination, insbesondere von den Pfarrern und Schullehrern, sodann von den kirchlichen Regierungsbeamten, sowohl von den Landesherren, in der Eigenschaft der Kirchenregenten oder obersten Bischöfe, als von andern Inhabern der Kirchenregierung, reichsstädtischen Magistraten, unmittelbaren Reichsrittern, landsässigen Stadträthen, Besitzern landsässiger Herrschaften und Rittergütern in einigen Ländern. Insbesondere sind bey der landesherrlichen Kirchenregierung sowohl die Form, oder Art und Weise ihrer Führung, als die Gränzen derselben näher bestimmt, und zwar letztere aus der Natur der Kirchengewalt, aus der bestehenden Kirchenverfassung, und aus dem Zweck des Auftrags dahin, dass sie weder auf innere Religion und deren Rechte, mithin auch nicht auf Aufstellung gewisser Symbole sich erstrecke, noch gegen die Verfassung stosse, noch die Pflicht, das Beste der Landeskirche zu befördern, aus den Augen setze. Die Regierungsrechte selbst sind nach der sonst bekannten Eintheilung classificirt. Hier schliesst sich zugleich die Materie von den Consistorien, Presbyterien und Ministerien, und von Superintendenten, Inspectoren u. s. w. an. Dabey ist die alte Streitfrage von der Nothwendigkeit der Consistorien dahin entschieden, dass letztere alsdann rechtlich nothwendig seyn, wenn sie in Gemässheit der Reichsgesetze nach dem Besitz des Normaljahrs 1624 in einem katholischen oder gemischten Lande, und den *annexis* der Religionsübung gehören, oder durch ausdrückliche Landesgesetze vorgeschrieben und bestätigt seyn, oder einen Theil der bestehenden Kirchenverfassung ausmachen. Die Consistorien sind zugleich als Kirchen- und Landescollegien, die Consistorialsachen jedoch als zunächst von der individuellen Landeskirchenverfassung abhängig betrachtet.

(Der Beschluss folgt.)

Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Anleitung zur juristischen Praxis*, wie in Deutschland sowohl gerichtliche als aussergerichtliche Rechtshändel oder andre Canzley-, Reichs- und Staatssachen, schriftlich oder mündlich, verhandelt und in Archiven beygelegt werden, vom geheimen Justizrath *Pütter* zu Göttingen. *Erster* Theil. *Sechste* Auflage. 292 S. *Zweyter* Theil. *Fünfte* Auflage. 1802. 292 S. (1 Rthlr 8 gr.)

Dieses Lehrbuch ist in der neuen Auflage so wenig verändert, dass sogar die Dedication von 1753 wieder mit abgedruckt worden, obgleich sämmtliche geheime Räthe, denen es gewidmet war, längst verstorben sind. Wir zeigen daher bloss diesen neuen Abdruck an.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Barth: *Wilh. Heberden's Commentarien über den Verlauf der Krankheiten und ihre Behandlung.* Aus dem Lateinischen mit Anmerkungen von *Joh. Friedr. Niemann*, Kön. Preuss. Medicinalrath zu Halberstadt. 1805. 420 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Zu seiner Zeit haben wir das Original angezeigt (1803. Num. 189.), und besonders darauf aufmerksam gemacht, dass der Hauptvorzug desselben in der echt römischen Sprache bestehe, dass aber die Wissenschaft und Kunst keinen bedeutenden Gewinn daraus ziehen werde. Um so weniger erwarteten wir eine deutsche Uebersetzung. Indessen, sie ist einmal da; sie rührt von einem geschickten, kenntnissreichen Arzt her; sie enthält, als Zugabe, Anmerkungen, die nicht ohne Werth sind, und die manchem jüngern Leser angenehm seyn werden. Sie enthalten eben so viele Beweise der Belesenheit als der reichen Erfahrung des Uebersetzers. In der häutigen Bräune gab Hr. N., wo es auf schnelle Wirkung ankam, einmal Sublimat mit Opium-Tinctur, mit vielem Erfolge. In der geschwürigen Schwindsucht liess der Vf. Schwefel-Wasserstoffgas einathmen.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Gulielmi Heberden commentarii de morborum historia et curatione.* Recudi curavit *Sam. Thom. Sömmerring.* 1804. 368 S. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

Wir beziehen uns, was den Werth des Werks selbst betrifft, auf die oben citirte Anzeige des Originals und bemerken hier nur, dass diess ein sehr correcter Abdruck auf weissem Papier ist, den Hr. S. mit einer lesenswerthen Vorrede ausgestattet hat. Der grosse Arzt klagt hier mit Recht über die Lesewuth und über die Neuigkeitssucht unsrer Zeiten: die Jugend besonders sollte viel weniger, und nur klassische, praktische Schriften lesen: denn die theoretischen Grübeleyen unsrer Tage führen sie nur von ihrer wahren Bestimmung ab.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 4. März 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1. Göttingen, b. Dieterich: *Grundsätze des gemeinen in Deutschland üblichen Kirchenrechts* von Dr. *Georg Wiese* u. s. w.

2. Leipzig, b. Fleischer: *Handbuch des gemeinen in Deutschland üblichen Kirchenrechts*, von dem Hofrath *Wiese* zu Gera u. s. w.

(Beschluss der in Num. 26. abgebrochenen Recension.)

Der *zweyte* Hauptabschnitt betrifft das Object des Privatkirchenrechts, die Religionsübung und die Mittel zur Beförderung derselben. Hierbey zuerst von der rechtlichen Seite der Religionsdogmen überhaupt, nach Grundsätzen des natürlichen Kirchenrechts, wie sie von den Neuern näher entwickelt sind. Sodann insbesondere von der Kraft der Symbole, als Grundlagen der kirchlichen Verbindung, und als öffentlicher Lehrnormen, zugleich von den Mitteln zu ihrer Aufrechthaltung, von der Verpflichtung neuanzustellender Religionslehrer zur Unterschrift der symbolischen Bücher und zur Ableistung des Religionseides, und von der Censur der Religionsschriften. So viel die letztern betrifft, nimmt der Vf. zwar mit Andern an, dass wegen der zum Religionsunterricht oder sonst zum kirchlichen Gebrauch bestimmten Schriften ein Verbot alsdann erlassen werden könne, wenn sie mit dem bisher angenommenen Religionsbegriffe im Widerspruch ständen; in Ansehung der nicht zum förmlichen Unterricht oder kirchlichen Gebrauch unmittelbar bestimmten Religionsschriften aber setzt er, vermöge der doppelten Eigenschaft des protestantischen Landesherrn als Staats- und Kirchenregenten, den Unterschied fest, „dass diejenigen, welche, wenn gleich nicht als eigentliche Unterrichtsbücher, doch als Flugschriften oder sonst für den grossen Haufen bestimmt sind, verboten werden könnten und müssten, welche dem angenommenen gemeinschaftlichen Religionsbegriff widersprächen, so lange und so weit nicht durch die gelehrten neuern Untersuchungen eine förmliche Reformation desselben als nothwendig erwiesen und einmüthig erkannt wäre, indem Erhaltung der Ruhe und Ordnung im Staat dieses Verbot eben so sehr, als die von den bürgerlichen Gesetzen nicht erlassene Pflicht des Regenten zur Erhaltung ihres gemeinsamen Lehrbegriffs, und dadurch der kirchlichen Verbindung selbst begründeten; hingegen diejenigen, welche die religiösen Principien gelehrt und ruhig untersuchten und prüften, und für Gelehrte und die gebildeten Stände bestimmt wären, rechtlicher Weise keinem Verbot unterworfen werden könnten, indem theils der Geist des Protestantismus solche Erörterungen eben so unerlässlich fordere, als die Grundsätze der Moralität die fortschreitende geistige Ausbildung zur höchsten Pflicht machten, theils hieraus für den Staat und die Kirche nicht jene nachtheilige Folgen zu befürchten wären." Ferner, von den Sacramenten: ingleichen von den religiösen Handlungen in liturgischer Form. „Das Recht der Liturgie hat zwar der evangelische Regent, als Inhaber der Kirchengewalt; allein er ist hierin nicht uneingeschränkt. In der Form der Religionshandlungen, welche zum Wesen derselben gehören, und also Theile der Religion selbst sind, z. B. den Gebrauch des Weins beym Abendmahl, darf er gar nichts ändern. Eben so wenig ist er zu willkürlichen Veränderungen der einmal angeordneten Liturgie berechtigt, da diese einen Theil der Kirchenverfassung bildet, deren Erhaltung die kirchliche Gesellschaft mit vollem Recht von ihm fordern kann. Sollen also bedeutende Veränderungen darin vorgenommen werden: so müssen die Gemeinden darum befragt, und es muss deren Einwilligung erfordert werden. Nur solche liturgische Anordnungen sind dem Ermessen des Regenten überlassen, welche nicht als fortdauernde gesetzliche Einrichtungen nur für das gegenwärtige, vorübergehende Bedürfniss der Kirche oder der einzelnen Kirchenglieder erforderlich sind, z. B. die Anordnung des Kriegsgebets, des Friedensfestes. Daher ist er auch befugt, von den liturgischen Gesetzen für einzelne Personen oder Fälle Dispensation zu ertheilen." Von den Verlöbnissen und der Ehe ist mit beständiger Beziehung auf die im Vorhergehenden vorkommenden Erörterungen gehandelt, und es sind insbesondere die eigenthümlichen Grundsätze der Protestanten ausgehoben. Die Ehescheidung hält der Vf. „wegen jeder von einem Ehegatten vorsätzlich begangenen groben Verletzung der ehelichen Treue und Pflichten" für zulässig: namen

lich „wegen Ehebruchs, dem auch Sodomiterey und andere unnatürliche Laster gleich zu achten; wegen Lebensnachstellungen, auch solcher groben Misshandlungen, wodurch die Gesundheit und das Leben des andern Ehegatten wirklicher Gefahr ausgesetzt sind; wegen unauslöschlichen gegenseitigen Hasses, besonders wenn er mit thätlichen Mishandlungen verbunden ist; wegen böslicher Verlassung, oder eigenmächtiger Entfernung eines Ehegatten ohne gerechten Grund; wegen halsstarrigen und fortdauernden Versagens der ehelichen Pflicht, welche der böslichen Verlassung gleich zu achten ist; auch wenn ein Ehegatte bey oder nach der Beywohnung die Erreichung des gesetzmäfsigen Zwecks desselben vorsätzlich hindert; wegen vorsätzlich sich oder dem andern Theile zugezogenen ehelichen Unvermögens oder Unfruchtbarkeit, auch Abtreiben der Leibesfrucht, verkehrter Uebung des ehelichen Beyschlafs, und dergleichen Handlungen; wegen grober Verbrechen, welche eine lange dauernde Gefängniss-, Zuchthaus- oder Festungsstrafe nach sich ziehen; wegen anderer strafbarer Handlungen, wodurch ein Ehegatte den andern wissentlich und fälschlich vor Gericht peinlicher Verbrechen beschuldigt, oder wenn er durch vorsätzliche unerlaubte Handlungen den andern in Gefahr bringt, Leben, Ehre, Amt oder Gewerbe zu verlieren, oder wenn der Mann der Frau Hingebung zur feilen Wollust zumuthet, oder wenn ein Ehegatte durch Trunk, Verschwendung und dergleichen solche unordentliche, lasterhafte Lebensweise führt, dass dadurch selbst des andern Gesundheit oder Vermögen mit gänzlichem Verlust bedroht wird, und obrigkeitliche Erinnerungen darin keine Aenderung zu bewirken vermögen, und dergl." — Vom Gelübde und vom Eide. — Unter der Rubrik von den Mitteln zur Beförderung des Gottesdienstes steht die gesetzgebende Gewalt sammt den Kirchengesetzen, die oberaufsehende Gewalt, nebst den Kirchenvisitationen, die vollziehende Gewalt, wobey die geistliche Gerichtsbarkeit, das geistliche Strafrecht, und die geistlichen Verbrechen in Betrachtung gezogen sind, auch die Kirchenämter und Pfründen, wobey, nach vorausgeschickten allgemeinen Grundsätzen über die protestantischen Kirchenämter, von Errichtung und Verleihung dieser Aemter, von der Concurrenz dritter Personen und der Gemeinden dabey, von der Nomination, Präsentation und Vocation, von der Form der Verleihung, Concurrenz der geistlichen Obrigkeit, den Rechten und Pflichten der Kirchenbeamten, und der Erledigung der Kirchenämter gehandelt wird. Sodann von den Kirchengütern, und deren Verschiedenheit, von Kirchengebäuden, Stühlen, Begräbnissen und Zehnten. „Die Pflicht zur Erhaltung und Wiederherstellung der Kirchengebäude legt man zwar zunächst der Kirchenkasse, wenn solche aber unzureichend, nicht dem Geistlichen, noch dem Patron, als solchem, sondern der ganzen Gemeinde und deren einzelnen Glieder auf, welche die dazu erforderlichen Kosten durch Beyträge aufbringen müssen." Erwerb, Verwaltung, Veräufserung jener Güter. II. Protestantisches *Kirchen-Staatsrecht*. Das *erste* Hauptstück bestimmt das Verhältniss der protestantischen Kirche zu Kaiser und Reich, sowohl im Allgemeinen als besonders in Ansehung der Bisthümer und Stifter, auch in Ansehung der Incompetenz der Reichsgerichte in kirchlichen Processsachen überhaupt, und in kirchlichen Angelegenheiten des Landesherrn und seiner Familie insbesondere: meist nach Häberlin's Handbuch des deutschen Staatsrechts. Im *zweyten* Hauptstück ist das Verhältniss der protestantischen Kirche zu dem Landesherrn gleicher Religion entwickelt. Zuerst vom Verhältniss des Landesherrn zur Kirche im Ganzen, und zu ihren einzelnen Gliedern, landesherrlichen Rechten und Pflichten im Allgemeinen, und von Staatsprivilegien der Kirchenbeamten, durch Gleichsetzung mit den Staatsbeamten, durch Befreyung von persönlichen Staatsdiensten und Leistungen, und durch persönlichen privilegirten Gerichtsstand; von der landesherrlichen Concurrenz bey den Kirchenämtern, und von dem Verhältniss des Landesherrn zu den Stiftern; dabey zugleich von dem Rechte der ersten Bitte, und von den Annaten. Dann von dem Verhältniss des Landesherrn zu den einzelnen Theilen des Gottesdienstes, wovon die hieher gehörigen Rechte theils Religionsdogmen, theils religiöse Handlungen, und zwar letztere sowohl an und für sich, als in Ansehung ihrer liturgischen Form betreffen. Endlich von dem Verhältniss des Landesherrn zu den Rechten der Kirchenregierung, und zu den Kirchengütern.

Aus dem bisher aufgestellten Abriss, wobey wir zugleich einige eigenthümliche Aeufserungen des Vfs. ausgehoben haben, ergibt sich leicht, was in der gegenwärtigen Abtheilung geleistet werden sollte. So wenig wir übrigens in Abrede stellen, dass die Bearbeitung des protestantischen Kirchenrechts in Deutschland mannichfaltigen Schwierigkeiten in Aufstellung allgemein gültiger Rechtsätze ausgesetzt ist: so glauben wir doch, dass der Vf. hin und wieder in so fern gefehlt habe, als er das gemeine Recht aus mehrern gleichförmigen particulären Gesetzen abstrahirt, und nicht auf die Natur der Sache, oder auf sonstige positive Rechtsnormen gebauet hat, wie z. B. bey Festsetzung der Eheverbote wegen Nähe der Verwandtschaft oder Schwägerschaft geschehen ist. — Sonst hätte S. 104. noch angemerkt werden können, dass nicht einmal alle aufgezählte symbolische Bücher in allen protestantischen Ländern angenommen sind: wie solches bey der Concordienformel bekanntlich der Fall ist. S. 123. hätte in der Culturgeschichte einzelner wichtiger Lehren des protestantischen Kirchenrechts, neben Schnaubert und Hufeland, noch der bey anderer Gelegenheit allegirte verdienstvolle Beurtheiler aller über das Kön. Preuss. Religionsedict erschienenen Schriften in der A. D. B. Erwähnung verdient. S. 54. u. 126. u. a. O. ist Mosheims Allg. Kirchenrecht der Protestanten noch nach der ersten Ausgabe citirt, da doch in der neuen

neuern (Leipzig 1800) manche von dem Vf. gerügte Aeufserungen berichtigt find. S. 165. glauben wir fchwerlich, dafs bey Beurtheilung des Religionseides *C. G. v. Winkler* neben *J. H. Böhmer* geftellt werden dürfe, wie Not. 9. gefchehen ift. Gegen erftern erfchien: Ueber den Religionseid, Berlin 1785. Noch follte der gut ausgeführte Art. Religionseid im Repertorium des d. St. u. L. R. von Häberlin B. IV. erwähnt feyn. S. 233. verdiente der Auffatz: Was find Confiftorien? und was follten fie feyn, in Henke's Eufebia St. IV. Erwägung. S. 331. ift die vorgekommene Frage: Ob ein Jude Taufzeuge feyn könne? vergl. Gedike's Annalen des Preufs. Schul- und Kirchenwefens J. 1800. B. I. H. 3. unberührt geblieben. S. 377. gehört noch unter die allgemeinen Schriften vom Eherechte: Loy Proteftantifches Eherecht, Nürnb. I. Th. 1793. II. Th. 1794. 8.

Die *zweyte* Abtheilung erörtert das Verhältnifs der verfchiedenen Religionstheile in Deutfchland gegen einander. Dafs fie erft jetzt vollendet ift, gereicht ihr um deswillen zum Vortheil, weil nunmehr zugleich die durch die politifchen Ereigniffe des J. 1803 hervorgebrachten Veränderungen bey den hieher gehörigen Gegenftänden berückfichtigt werden konnten. In der Vorbereitung find die Rechtsquellen des erwähnten Verhältniffes, die bekannten Reichsgefetze, mit Beurtheilung der verbindlichen Kraft, die fie als Verträge haben, angegeben, und allgemeine Grundfätze über jenes Verhältnifs, fowohl im Allgemeinen als insbefondere bey den einzelnen Kirchengliedern der verfchiedenen Religionstheile, aufgeftellt, welche die gegenfeitige Unabhängigkeit der Religionstheile und die Religionsfreyheit der Einzelnen betreffen. Die Abhandlung felbft zerfällt in *zwey* Bücher. Im *erften* Buche ift das Verhältnifs des proteftantifchen und katholifchen Religionstheils gegen einander entwickelt. Zuerft in Abficht des deutfchen Reichs, wobey nicht allein das Entfcheidungsjahr und das Paritätsprincip, als allgemeine Normen aufgeftellt, fondern auch die Bildung der beiden *Corporum* und der verglichene verbefferte Reichskalender, als einzelne befondere Rechtsverhältniffe angegeben find. Sodann in den einzelnen deutfchen Territorien: dabey von dem Verhältnifs des Landesherrn gegen die Unterthanen verfchiedener Religion, in Reichsländern fowohl, als in Reichsftädten, von dem Verhältnifs der einzelnen Gemeinden und Kirchen katholifcher und proteftantifcher Religion gegen einander. Ferner von den Religionsbefchwerden und deren reichsverfaffungsmäfsiger Erledigung, welche Materie befonders gut entwickelt ift. Im *zweyten* Buche ift das Verhältnifs des lutherifchen und reformirten Religionstheils gegen einander abgehandelt: wobey die Rechte beider Religionstheile, nebft den Mitteln zu ihrer Verfolgung und zur Ausgleichung der Religionsirrungen angegeben, auch überall, wie in der ganzen zweyten Abtheilung, die merkwürdigften Vorfälle neuerer Zeiten zur Erläuterung forgfältig beygebracht find.

Ein ausführliches und genaues Sachregifter (S. 245—420.) erhöhet die Brauchbarkeit des Ganzen.

PÄDAGOGIK.

KOPENHAGEN u. LEIPZIG, b. Schubothe: *Nachrichten aus dem Erziehungsinftitut bey Kopenhagen*, nebft andern kleinen Auffätzen; herausgegeben von *C. J. R. Chriftiani. Zweytes* Stück. 1804. S. 45—118. 8.

Ein Theil diefes Stücks wird mit der Beantwortung deffen angefüllt, was über das *erfte* Stück (welches wir 1803. Num. 154. angezeigt haben) erinnert worden ift; der übrige, theils mit verftändigen Winken und Beyträgen zur Beurtheilung des Werths gröfserer Erziehungsanftalten, theils mit Nachrichten über den Fortgang und den jetzigen Beftand der Chriftiani'fchen Anftalt, die jetzt 63 Zöglinge hat, deren Zahl der Unternehmer aber fehr einzufchränken gedenkt, weil er durch Verkleinerung der Anftalt die Schwierigkeiten eines glücklichen Erfolgs zu vermindern und mehr Gutes wirken zu können hofft.

OEKONOMIE.

LEIPZIG, b. Seeger: *Tafchenbuch zur belehrenden Unterhaltung für Liebhaber der Pferde.* Herausgegeben von *Seyfert v. Tennecker. Erftes* Bändchen mit 3 illum. u. 4 fchwarz. Kupf. 1801. 152 und XXIV S. Kupfererklärung. *Zweytes* Bändch. mit 4 fchwarz. Kupf. 1802. 162 S. (Jedes Bändchen 1 Rthlr. 12 gr.)

Diefes Tafchenbuch foll als Fortfetzung des Mefsgefchenks dienen, wovon bereits *drey* Bändchen erfchienen find. Die illum. Kupf. diefes Bändchens ftellen Nr. 1. u. 3. einen Poftillon mit lofen Pferden dar. Sie find ganz artig, nur das nicht, was Hr. *v. T.* aus ihnen macht. Nr. 2. ift blofs die Vorhand eines Pferdes, woran ein modifch garnirter Zaum gezeigt wird. Von den übrigen 4 Kupfern, denen eine beleidigende Deutung gegeben wurde, enthält fich Rec. etwas zu fagen, da Hr. *v. Pöllnitz* bereits Gegenbemerkungen darüber herausgegeben hat.

Der kleinen Abhandlungen, die diefes Bändchen enthält, find vierzehn, theils pferdeärztlich und theils aus dem Reitfache. Die Pferdeheilung macht den Anfang und der Herausg. hat fie *praktifches Heilverfahren* bey den gewöhnlichen äufsern Pferdekrankheiten, auch für Laien verftändlich und ausführbar, überfchrieben. 1. Heilverfahren, wenn ein Pferd mit den Schenkeln in der Halfterkette gehangen hat. Blofs Seifenwaffer oder auch blaues Waffer (*aqua coerulea*). 2. Wenn das Pferd unter den Mähnen, am Halfe oder am Schweife u. f. w. einen rautenartigen Ausfchlag hat. Ebenfalls Seifen-, Blau- oder auch Kalkwaffer; daneben Aderlafs, Laxirung, und wenn das Uebel hartnäckig ift, Haarfeil. 3. Bey dem

dem Sattel- oder Kummetdruck. Ein Anstrich von Lehmerde mit Essig und Kochsalz, oder auch Weinessig, Branntwein und Seife. Sind sehr bekannte Mittel. 4. Bey Schlägen, Stössen, Fallen oder andern Quetschungen — wird, ausser der Behandlung der etwanigen Wunden, das vorige Heilverfahren grösstentheils empfohlen. 5. Heilverfahren bey der *Mauke*. Aus des Herausg. Journal für Rossarzney und Reitkunst 1 Heft. 6. Bey angelaufenen ödematösen Schenkeln u. s. w. durch Haarseile geheilt. 7. Bey angelaufenem Schlauch. Oefteres Waschen mit Weinessig. 8. u. 9. Bey Mondblindheit und dem Fell auf dem Auge. Nicht sehr bedeutend. 10. Heilverfahren bey Kronentritten. Nach jedesmaliger Reinigung wird Blauwasser gebraucht; ist die Verwundung aber tief, so, dass sich der Eiter längs der Horn- und Fleischwand Gänge gebahnt hätte: so soll an der Sohle eine Oeffnung gemacht werden. Für Laien nicht anwendbar. Die Fortsetzung folgt. 11. Ueber den Umgang mit durchgehenden und mit stetischen Pferden. 12. Mit bäumenden Pferden. Die in diesen Aufsätzen angegebenen Mittel sind schwankend und für Laien ohne Nutzen. (Warum bedient sich der Vf. wohl immer des niedrigen Worts Philisterpferd statt Miethpferd?) 13. Einige Bemerkungen für Pferdebesitzer, die ihre Pferde campagnemässig zureiten lassen wollen. Enthält sehr bekannte Dinge. Bemerkenswerth ist aber die erstaunliche Unwissenheit, mit der Hr. *v. T.* S. 97. die Reitbahn zu Dresden verliess. Es ist doch wohl kein Schüler von einem Jahr, der nicht den Unterschied zwischen einem Schulpferd und dem Campagnepferd wissen sollte. Dass aber der Vf. alle seine Campagnepferde den *Schulritt* und selbst das Courbettiren lehrte, bleibt immer ein Meisterstück, das ihm Niemand nachthun wird. Was Hr. *v. T.* auch gegen die Reitbahn sagen mag: so kann Rec. doch aus vieljähriger Erfahrung versichern, dass ein Campagnepferd erst auf der Bahn, und dann im Freyen abrichten, gewiss die beste Art ist. 14. Bemerkungen über den gewöhnlichen Unterricht in der Reitkunst. Dieser Aufsatz steht ebenfalls schon in dem Journal für Rossarzney und Reitkunst Heft 1. Art. XV. S. 94.; ausser dass sich hier noch verschiedene unbekannte Kunstwörter z. B. *radoubiren* u. dergl. finden.

Im *zweyten* Bändchen dient das Bildniss des Herausg. als Titelkupfer. Die übrigen 3 Kupfer sollen Reiter in richtiger und unrichtiger Position vorstellen. - Die Aufsätze dieses Bändchen sind 1. Bemerkungen über Pferdekenntniss. Der Vf. hat noch den gemeinen Glauben an die vorzüglichen Kenntnisse der Rosskämme und erlaubt sich (S. 3.) die unwürdige Behauptung, dass ein Stalljunge des Pferdehändlers gewöhnlich mehr praktische Pferdekenntniss besitze, als mancher Oberbereiter. Der Rosskamm kennt die äussern Fehler des Pferdes und das zum Handel Gehörige recht gut, nämlich, er putzt seine Pferde heraus und sucht sie so bald wie möglich, wieder an den Mann zu bringen; den innern Werth eines Pferdes aber zu prüfen, wozu Zeit und vorzüglich Reitkunst erforderlich ist, versteht er nicht. Was mag Hr. *v. T.* sich also wohl unter Pferdekenntniss denken? 2. Bemerkungen über Pferde. Beziehen sich vorzüglich auf die Physiognomik der Pferde. 3. Bemerkungen über Pferdearzneykunde. Enthalten gute Klugheitsregeln für angehende Pferdeärzte. 4. Bemerkungen über die Reitkunst. Die Forderung an einen Bereiter, dass er auch Pferdearzneywissenschaft gelernt haben muss, ist ganz gerecht; nur würde der Vf., wenn er den übrigen Theil dieses Aufsatzes noch einmal läse, manches abzuändern finden. 5. Bemerkungen über Schriften der Rossarzney und Reitkunst. Der Vf. äussert sehr lebhaft den Wunsch, dass Menschenärzte sich der praktischen Thierheilkunde mehr annehmen möchten; klagt über die Menge noch täglich erscheinender schlechter Bücher über beide Wissenschaften; hält daher eine schärfere Kritik für nöthig, glaubt aber, dass ihre Recensenten keine Kunstverständigen, sondern mehrentheils Oekonomen und Kameralisten seyen. 6. Bemerkungen über mich selbst. „Wenn mich der Himmel, sagt H. *v. T.* S. 94, nur so lange leben liesse, bis ich alle meine literarischen Sünden, durch neue umgearbeitete Auflagen (!) meiner Schriften, wieder gut gemacht hätte!" Dieser reuige Seufzer ist zwar recht gut, das Publicum hat aber die sündigen Schriften theuer bezahlen müssen; wie ist das wieder gut zu machen? — 7. Praktische Uebersicht des Rosstauscherrechts von Dr. *Gutjahr*. Ist die Fortsetzung der im *dritten* Bändchen des Messgeschenks abgebrochenen Abhandlung. 8. Bruchstücke über den guten Anstand zu Pferd. Dieser Aufsatz bezieht sich auf die Kupfer und enthält sehr wahre Bemerkungen über die heutige Art zu reiten. 9. Ueber den jetzt herrschenden Geschmack in Pferden und in der Reitequipage. Liefert Beweise von der Inconsequenz, dass die Modesucht sich auch sogar der Pferdeliebhaberey bemeistert hat. S. 158. steht *Drängtschass* galopiren. War dem Vf. das Wort *train-de chasse* nicht bekannt: so hätte er nur Jagdgalop sagen können. Ein Schriftsteller, der, wie Hr. *v. T.*, so viel über Reitkunst schreibt, sollte sich dergleichen Schnitzer nicht zu Schulden kommen lassen.

* * *

Erlangen, in d. Bibelanstalt: *Leitfaden zum Unterricht der Katechumenen.* Ein Anhang zum Katechismus von Dr. *G. F. Seiler*. *Zweyte* Ausgabe. 1803. 70 S. 8. ($1\frac{1}{2}$ gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1803. Num. 206.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 6. März 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Regensburg, b. Montag u. Weiss: *Ueber die gewöhnlichsten Kinderkrankheiten und deren Behandlung.* Nach *Armstrong* neu bearbeitet von Dr. *Jak. Chrn. Gottlieb Schäffer*, F. Thurn. u. Tax. Leibärzt u. Hofr. 1792. 212 S. 8. (20 gr.)

Ebendas.: *Beschreibung und Heilart der gewöhnlichsten Kinderkrankheiten*, von Dr. *J. Chr. G. Schäffer*, Leibarzt u. Geh Hofr. *Zweyte* Auflage. 1803. 454 S. 8. (2 Rthlr.)

Wie überhaupt der menschliche Organismus, so lange er seine Existenz im Universum behaupten will und soll, in einem fortgesetzten Kampf und Werden, in einem steten Wechsel seiner Verhältnisse und Kräfte begriffen ist: so ist diese Entwickelung von abwechselnden Verhältnissen, Anlagen und Kräften nirgends stärker und lebhafter, als in den frühesten Momenten des organischen Lebens. Jeder Augenblick ist da ein anderer, jeder Monat ein verschieden modificirter, in jedem tritt eine neue Entwickelung, ein neuer Stand des zarten Subjects gegen die Aussenwelt ein. Mehrere Jahre sind erforderlich, bis der junge Mensch zu demjenigen Grade von Selbstständigkeit aufsteigt, welcher hinreicht, um seine Individualität im Wirbel aller von aussen gegen ihn andringender Potenzen sicher und standhaft behaupten zu können. Während dieser Zeit, wie leicht ist es geschehen, dass er in seiner Entwickelung gehemmt, in seiner Kraft behindert, im Aufschreiten seiner Organisation zur Vervollkommnung gestört werde! Wie schwer hinwiederum, diese Störungen bald zu errathen! Welche Vorsicht erfordert es, um die schädlichen Einwirkungen zu heben, der so schnell wechselnden Erregbarkeit zur Seite zu stehen, die bald erschöpften Kräfte zu unterstützen! Es ist also augenscheinlich, dass der Kinderarzt in vielem Betracht eine ganz eigene Technik habe, die Krankheiten der Kinder ihre eigene Aufsicht und Behandlung erheischen. Daher entstanden auch so viele Abhandlungen über die Kinderkrankheiten und deren Heilung. Die Urschrift der vor uns liegenden beiden Ausgaben einer solchen Schrift war ein höchst unvollkommner Versuch, Aerzte und Nichtärzte auf mehrere Vorurtheile in der Erziehung gesunder und mancher Irrthümer in der Behandlung kranker Kinder aufmerksam zu machen. Hr. Sch. machte sie zu einem neuen und brauchbaren Werke, fügte mehrere Kapitel, nämlich: von der allerersten Pflege neugeborner Kinder, von den Fehlern am Nabel, von der Gelbsucht, von der Verstopfung der Nase, von der Eiterung der Augendeckeldrüsen (ein besonders schätzbarer Artikel!) vom Grind, von den Pocken und deren Impfung, vom Scharlach und von den Masern, und von den kalten Fiebern, bey — Gegenstände, welche unter die wichtigsten in einer Kinderstube zu rechnen sind. Eben diese Bearbeitung des Hn. Sch. machte diess Buch den deutschen Aerzten so werth, dass, wie man sieht, bald eine neue Auflage nothwendig wurde. Hr. Sch. zeigte sich darin als einen vorsichtigen, erfahrnen und gefühlvollen Arzt, der wahrscheinlich mehr kranke Kinder geheilt, als der nach ihm kommende *Girtanner* ihrer gesehen hat. Ganz wahr ist die Bemerkung des Hn. Sch., dass Kinder weniger solchen Krankheiten ausgesetzt seyen, welche sich Erwachsene durch Unmässigkeit, harte Arbeit und heftige Anstrengung zuziehen, oder die dem Einfluss der Witterung zuzuschreiben sind; sie wissen (sagt der Vf. ferner) nichts von Sorgen und Gemüthsunruhen, aus denen Fieber, Schwermuth und Nervenzufälle entstehen; wenig angeerbte Krankheiten (eine Klasse, die doch hauptsächlich in einer Kinderschrift einer genauern Sichtung bedurft hätte,) als Gicht, Schwindsucht, Lähmung (?) brechen in der Kindheit oder zarten Jugend aus; die diesem Alter eigenthümlichsten Krankheiten seyen die Gichter (Krämpfe), das Zahnen und die englische Krankheit. Aber nicht nur seyen die Krankheiten der Kinder minder zahlreich, sondern sie seyen auch weit leichter und einfacher zu erklären und zu heilen; sie entständen meist aus einerley Ursache, aus Vollsaftigkeit und schwacher Verdauung, welche letztere den Kindern grösstentheils durch unschicklich gereichte Kost zugezogen werde. Sie seyen deshalb auch nach einerley Methode zu behandeln. Da die Drüsen bey Kindern überhaupt grösser und die Absonderungen reichlicher seyen: so beschweren die überflüssigen Säfte, wenn sie nicht gehörig ausgeleert werden, den Darmkanal und seine Nerven, und bewirken diejenigen Krankheiten, welchen Kinder am meisten unterworfen

terworfen sind und gegen welche Ausleerungen, besonders Brechmittel, am zuverlässigsten wirken. — So sprach Hr. Sch. im J. 1792. Seitdem haben sich die medicinischen Grundsätze sehr geändert; man ist von den Säften zu den Kräften übergegangen, man hat in einer mangelhaften Thätigkeit der letztern den hauptsächlichsten Grund aller Krankheiten gesucht, man ist, besonders auch bey Kinderkrankheiten, von den Ausleerungen mehr zurückgekommen. Wir wollen sehen, wie Hr. Sch. über diese veränderten Ansichten jetzt, im J. 1803, urtheilt! Ich habe, sagt er, in beiden vorigen Ausgaben den Satz aufgestellt, dass die meisten Kinderkrankheiten aus verdorbener Digestion und angesammelten Unreinigkeiten in den Verdauungswegen entstehen und daher mit ausführenden Arzneyen behandelt werden müssten. Auch jetzt, nach einer Reihe von mehrern Jahren Erfahrung, bin ich noch von diesem Satz überzeugt. Hr. Sch. bestätigt also abermals durch sein Beyspiel das Axiom, dass es schwer halte, von einmal angenommenen Meynungen und Maximen zurück zu kommen. Hr. Sch. bleibt z. B. so hartnäckig bey seinen Lieblingsmitteln, den emetischen Arzneyen, dass er auch die Erregungstheorie zur Sachwalterin zu bekommen sich bemüht, um durch sie seine Meynung von der Wohlthätigkeit derselben bey Kinderkrankheiten zu vertheidigen!! So viel im Allgemeinen. Die Abhandlung selbst besteht in der ältern Ausgabe aus sechs und zwanzig, in der neuern aus vier und dreyssig Abschnitten, von welchen die von der *Mundklemme*, der *Rose*, dem *gestörten Verdauungsgeschäft* und den dadurch verursachten Erscheinungen, den *englischen* oder *Schutzpocken*, der *Ohrdrüsengeschwulst*, *Angina polyposa* und *Asthma acutum* (unter dem Abschnitt Masern?!) vom *Krampf-* oder *Schafhusten*, von der *Lungenlähmung* oder dem *Stickflusse*, von der *krankhaften Irritabilität* oder der *unwillkürlichen Muskularbewegung* (?), von der *Verstopfung der Gekrösdrüsen* neu sind. Es sind hier manche Krankheitsursachen und blosse Anlagen, wie man sieht, als wirkliche Krankheiten angeführt worden; wir wollen aber um so weniger Aufhebens davon machen, je mehr uns vom Buche selbst zu sagen noch übrig ist. Vergleichen wir hier beide Ausgaben mit einander: so müssen wir den Fleiss des Vfs. bewundern, mit welchem er, fast Zeile um Zeile die neue Auflage gegen die ältere gehalten, erweitert und vermeintlich — hie und da auch wirklich verbessert hat. Die Kindersäftchen, auch für Kinder, welche die Mutterbrust bekommen, empfiehlt der Vf. auch in der neuen Auflage S. 10. (Rec. hat den Gebrauch dieser abführenden Arzneyen dahin beschränkt, dass er sie nur reicht, wenn das Kind kein Colastrum bekommt.) Von der Froschgeschwulst und den Beschwerden an den Warzen ist S. 13. nur sehr wenig angegeben worden. Der Termin des Anlegens in den ersten Tagen, welcher in der vorigen Auflage auf drey bis vier Stunden ausgedehnt war, wird hier mit Recht auf zwey bis drey Stunden abgekürzt. Das allzu öftere Anlegen wird widerrathen, weil die Milch zu wenig balsamisch (?!) werde. Gegen die Stockungen der Milch von Erkältung empfiehlt der Vf. sogleich Compressen mit warmer Salmiakauflösung, welche, auch nach des Rec. Erfahrung, wirksamer sind, als die bisher empfohlnen Kräuterküsschen. Bey der Bekleidung, S. 28, verwirft der Vf. das leichte Bekleiden bey rauher Witterung und das kalte Baden. Sanftes Wiegen hält derselbe S. 33. nicht für schädlich. Ueber die Verhärtung des Zellgewebes, S. 45, bringt der Vf. keine neuere Erfahrung bey. Die Ursache der Gelbsucht, S. 47, wird noch in Verschliessung des Gallenganges vom Reiz der ersten Kost oder abführender Arzneyen gesetzt und dagegen (dennoch) die letztern empfohlen. Gegen die Verstopfung der Nase wird auch, S. 50., Abführen und Brechen (!) empfohlen. Die Ursache der Mundklemme setzt der Vf., S. 55, in einen Nervenreiz, wie bey dem Tetan nach Verwundungen; das ganze Kapitel ist aber mager ausgefallen. Die Rose, S. 59, hat der Vf. nur zweymal gesehen. Er räth, der China abführende Mittel vorangehen zu lassen. Die Psorophthalmie, auf welche Hr. Sch. zuerst aufmerksam gemacht hatte, behandelt er, S. 73, mit Kollyrien aus weissem Vitriol und etwas Opium, zuletzt mit Bleymitteln. Auch dieses Kapitel hätte einer Sichtung bedurft, da die Krankheit nicht so bedeutend ist, als der Vf. sie macht. Rec. gibt Quecksilbermittel äusserlich und heilt sie schnell damit. Dem Kapitel vom gestörten Verdauungsgeschäfte fehlt es zu sehr an Präcision, um eine gute Einleitung zu mehrern folgenden zu werden, was es eigentlich soll. Wie es dasteht, hätte es füglich wegbleiben können. Auch der Abschnitt: vom stillen innern Jammer hätte einer genauern Durchsicht bedurft. Wie unbestimmt ist z. B. die Angabe S. 85, dass viele Kinder, welche von diesen Fraisen, Krämpfen, von ferne bedroht werden, wachend den Kopf beständig zu bewegen und besonders den Hintertheil desselben auf dem Kopfkissen hin und her zu reiben pflegten! Oder der Ausgang in Schlafsucht, worauf entweder Schwämmchen mit Fieber, oder Erbrechen, oder saure Stüle folgen! Oder die Aetiologie derselben von zu vieler Säure und dergl. Oder die Therapeutik, dass man das Kind nie eher zur Ruhe legen solle, als bis einige Blähungen, je mehr, desto besser, von oben oder unten abgegangen seyen; erfolgen diese nicht, so sey ein gelindes Brechmittel von Zeit zu Zeit zu geben u. s. f. Von den Schwämmchen hat der Vf. weiter nichts Aetiologisches beygefügt, als dass er sie entweder für Folgen eines Fiebers, oder meistens der Unreinlichkeit und vorzüglich der Ueberladung des Magens erklärt. Zu dem Kapitel vom Schluchzen hat der Vf. einiges über das Keichen (oder Ausbleiben im Schreyen) hinzugefügt, welche Erscheinung grösstentheils von einer Art Eigensinn und Bosheit des Kindes herrührt. Auch dieses Kapitel hätte verdient, nach einer bessern, neuern Ansicht corrigirt zu werden. Alle diese Unterleibsbeschwerden rühren von directer Schwäche her

her und werden am sichersten durch schickliche Stärkungsmittel gehoben. Der Vf. empfiehlt auch gegen die wässrichten Durchfälle seinen geliebten Brechwein und nur ein einziges Mal, S. 109, entschlüpft ihm das Wort excitirende Mittel. Unbegreiflich ist es, was er bey einer Bähung von Altheewurzelabsud, S. 110, für eine Idee und Tendenz habe. Der in der neuen Aufl. gleichsam mit Schüchternheit hinzugesetzte Schluss: Zimmtwasser mit etwas Mohnsaft, ist das beste an dem ganzen Aufsatze. Einen übeln Druckfehler wollen wir doch auch hier verbessern, obschon er im Buche selbst unter den Druckfehlern mit aufgeführt worden ist; er kann zu gefährliche Folgen haben, S. 111. Z. 3. v. u. muss es statt Mohnsaft, wie da steht, Mohnsyrup, *Syrup. papaveris albi* gelesen werden. Durchaus hätte der Vf. den Zirkel von Demonstration, in welchem er sich herumtreibt, um den Nutzen, besonders auch die sedative Eigenschaft, S. 115, der Brechmittel zu beweisen, enger gezogen werden sollen. Es ist das liebe lange Lied, was man immer wieder aufs neue zu hören bekommt! Unter den Mitteln gegen Convulsionen kommt auch wieder S. 127. das Gallium zum Vorschein, dessen sich doch kein Mensch mehr bedient. Interessanter ist, dass auch bey dem Vf. das *Oleum tartari per deliquium* sich auffallend wirksam gegen Krämpfe gezeigt hat. Den innern Wasserkopf (*Febris hydrocephalica*) hält der Vf. S. 136. für Folge eines widernatürlichen Leidens des Gehirns, wodurch die Secretion vermehrt und die Resorption vermindert werde. Ueber das Nähere dieses widernatürlichen Leidens, wie es Hr. Sch. benennt, lässt er sich jedoch nicht aus. Selten, sagt er S. 146, sey eine reine Entzündung, unzählige Mal Drüsenverstopfung (?) die Ursache, und daher (?) heile die *Digitalis* und das Quecksilber diese Krankheit noch am zuverlässigsten. S. 147. ist er jedoch wieder sehr geneigt, eine vorhergegangene leichte (?) Entzündung des Hirns anzunehmen. Das Kapitel vom Zahnen ist mit Rücksicht auf neuere Zweifel darüber bearbeitet. Dem Vf. gebührt der Ruhm, die pathologische Dentition schon vor *Wichmann* beschränkt zu haben. Von der *Terra ponderosa*, welche durch eine achtungswerthe Autorität gegen skrofulöse Beschwerden sehr empfohlen ward, hat der Vf., S. 181, allein gereicht, nie ausgezeichnet gute Wirkungen gesehen. Bey dem Ansprung, S. 193, hat Hr. Sch. *Wichmanns* diagnostische Bemühungen benutzt. Gegen den trocknen herpetischen Ausschlag lässt der Vf. äusserlich das frisch ausgepresste Nussöl einreiben. In hartnäckigen Fällen wirke die Salpetersäure mit Fett abgerieben. Den Schorfkopf, S. 198, hält der Vf. für ansteckend. Des neuester Zeit von dem verst. *Thomann* empfohlnen Kohlenpulvers ist dabey nicht Erwähnung gethan. Das Kapitel von den Pocken ist besonders reich an Zusätzen geworden. Uneingeschränkt empfiehlt der Vf. auch hier Brechmittel. Die Behandlung der Pockenpyrexie oder gutartigen Pockenkrankheit ist viel weitläuftiger abgehandelt als in der vorigen Auflage. Um Metastasen vorzubeugen, räth der Vf. alle acht Tage wenigstens, und solches fünf bis sechs Mal, eine tüchtige, S. 233, Abführung. S. 234 f. sind ein Paar merkwürdige Krankengeschichten beygefügt worden. Zwey Geschwister starben, das eine am siebenten, das zweyte am fünften Tage der Blatterkrankheit an einer Hämorrhagie durch den After (wahrscheinlich bey schwerem Typhus). Der Vf. nimmt eine skorbutische Auflösung des Cruors und specifischen Trieb auf die Hämorrhoidalgefässe an. Zwey nachherige Kinder derselben Familie wurden glücklich geimpft, ein jüngeres von sechs Wochen, von diesen angesteckt, bekam wenig Pocken, dennoch aber vermehrte Stulgänge mit Blutstreifen. (Waren die Aeltern hämorrhoidalisch?) Interessant ist auch die Uebersicht der Pockenkrankheit in Regensburg vom Jahr 1741—1801. Das Kapitel von der Impfung der (Menschen)Pocken ist für den Stand der Vaccination zu weitläuftig abgehandelt. Ein schönes Kapitel macht die Impfung der Kuhpocken aus. Der Vf. ist, wie wohl jetzt die meisten Aerzte, ein aufrichtiger Lobredner derselben. Das Kapitel vom Scharlach hat mehrere, sehr nothwendige, Zusätze bekommen, da dasselbe in der vorigen Ausgabe wirklich gar zu mager ausgefallen war. Der Vf. empfiehlt auch hier wieder seine Brechmittel. Mit vollem Rechte verbietet derselbe den frühen Genuss der freyen Luft nach der Krankheit, obschon die Entstehung der Scharlachwassersucht nicht allein hierin begründet ist. (Rec. hat erst jetzt wieder mehrere Beyspiele gesehen, wo Kinder heftig daran erkrankten, welche doch sehr sorgsam vor derselben bewahrt worden waren.) Bey gefährlichen Kranken fand der Vf. am fünften, sechsten Tag, meist nur auf den Armen Frieselausschlag, welcher von schlimmer Bedeutung war. (Es ist ein Unterschied, ob dieser Ausschlag einzeln und abgesondert vom Scharlach kommt, oder ob der ganze Scharlach frieselartig, pustulös ist. Der letzte ist nicht immer gefährlich.) Bey den Masern denkt der Vf. auch der Rötheln, *Rubeolae*. Er ist aber in seiner Meynung darüber ungewiss, und glaubt, sie seyen keine eigenthümliche Krankheit, sondern entweder ein einfaches Scharlach (?) oder eine Abart desselben, welche mit geringerer Heftigkeit, wenigerem Ausschlag und kleinern Flecken bestand. Hn. *Ziegler* bezüchtigt der Vf. einer Unrichtigkeit. (Es wäre doch wirklich einmal Zeit, über diese räthselhafte Krankheit mehr Licht zu verbreiten. Es wäre diess ein bey weitem nützlicheres Sujet für Inauguraldissertationen als das ewige Wiederkäuen unsicherer speculativen Principien.) Den Schluss dieses Kap. machen einige hieher nicht passende Bruchstücke von der *Angina polyposa* und dem *Asthma acutum* und wunderlich genug! ein Epigramm auf die Weiber! Unter den Mitteln gegen Abzehrung nach Masern führt der Vf. lange eiternde Vesicatorien, Fussbäder, Selterwasser, Einhauchmaschinen (d. h. Dämpfe vermittelst derselben eingesogen), unter denen gegen Felle der Augen Pulver aus Borax, Vitriol und gebrannten Alaun, oder ein Sälbchen aus

einem

einem Loth Butter, 15 Gran rothem Präcipitat, 6 Gran weissem Vitriol und 50 Tropfen der zerflossenen (?) Leber einer Aalraute an. Bey den Geschwülsten nach Pocken kommt das Wort asthenisch, so viel wir gewahr worden sind, zum ersten Mal vor. Beym Keichhusten sind Beobachtungen aus neuern Epidemieen beygefügt, welche des Vfs. (und Rec.) Meynung von der Ansteckbarkeit desselben und die Wirksamkeit der Belladonna beweisen. Die Struvische Einreibung mit Brechweinstein entsprach der Erwartung nicht. (Sie erzeugt nur eine nutzlose und beschwerliche Pustulation an der geriebenen Stelle.) In einem eigenen Kap. unterscheidet der Vf. den Krampf- oder Schafshusten vom Keichhusten; verwechselt aber irriger Weise jenen mit der hitzigen Krampfbräune oder dem Millarschen Asthma. Einzeln handelt auch Hr. Sch. den Stickfluss oder die Lungenlähmung ab und behandelt sie mit reizenden Mitteln. Er glaubt, die Krankheit sey den Knaben mehr, als den Mädchen gefährlich. Unter der Benennung: krankhafte Irritabilität oder unwillkürliche Muskelbewegung beschreibt er eine Abstufung des Veitstanzes, welcher Mädchen zwischen neun bis zehn Jahren unterworfen seyen, die unmerklich anfängt, mit ungestörtem Bewusstseyn, verkehrtem Sprechen und Bewegen verbunden ist und lange dauert. (Grade in dieser vom Vf. benannten Zeit hat Rec. zwey ähnliche Kranke, auch Mädchen von neun und dreyzehn Jahren zu behandeln gehabt. Es schien damals eine epidemische Einwirkung vorzuwalten: denn auch an andern Orten kam diese seltene Krankheit, allerdings eine Art von Veitstanz, vor. Sie gehört jedoch nur uneigentlich in diese Schrift.) Die Abhandl. von der Verstopfung der Gekrösdrüsen hätte unter einer neuern Ansicht eine wahrscheinlich sehr veränderte Gestalt erhalten; der Vf. bleibt bey der ältern. Dadurch wird aber diess Kap. selbst zu weit von einem andern, Kap. VIII, getrennt, welches diesem nahe verwandt ist. Das Wesen der Rhachitis setzt der Vf. in einen geschwächten Zustand der ernährenden Werkzeuge und zu grosse Thätigkeit der Saugadern, welche mehr erdichte Substanz von den festen Theilen des Körpers ausführen, als ihnen durch die ernährenden Werkzeuge zugeführt wird. (Der Vf. deutet damit wahrscheinlich auf den Mangel an phosphorsauren Kalk und Ueberfluss an Phosphorsäure, welche neuere chemische Pathologen bey dieser Krankheit angenommen haben.) Hr. Sch. empfiehlt dagegen kräftig auflösende (!) und gelinde ausführende (?), dann stärkende Mittel und das kalte Bad. Vom letztern sagt er, es müsse ganz zuletzt erst angewandt werden: denn da es sehr wirksam sey: so dürfe es nicht eher genommen werden, als bis der Kranke hiezu gehörig vorbereitet worden (d. h. wieder gesund ist. Die Regel ist sonst, dass die sehr wirksamen Mittel ohne Aufschub angewendet werden. In einem Einschiebsel sagt der Vf.: Zuweilen vertragen sie, die Kranken, die lauen Bäder vortrefflich, besonders wenn solche von *Calamus aromaticus* bereitet werden. Wie unbestimmt ist alles diess!) In diesem Kap. sind auch zwey Worte vom Winddorn, von der Lähmung der untern Glieder, und von der Blutgeschwulst am Kopfe, deren Hr. *Michaelis* erwähnt, gesagt werden. Die letzte hat Hr. Sch. noch nie (Rec. aber wirklich einige Mal) beobachtet. Das Kap. von den Skropheln ist mit einer Einleitung versehen worden, worin der Vf. die nächste Ursache dieser Krankheit in einen hohen Grad von Atonie und Schwäche des lymphatischen Systems setzt, mit kränklich vermehrter und specifischer Reizbarkeit verbunden, wodurch sich denn eine eigene specifische Schärfe, Skrophelschärfe, erzeugt. Die nächste Wirkung ist widernatürliche Reizung des Lymph- und Drüsensystems, wodurch Absorption und Assimilation gehindert, die Absonderung der Phosphorsäure durch den Urin vermindert und diese letzte folglich im Körper angehäuft wird. Das ist ganz richtig; aber so richtig diese Meynung ist, so wenig hat der Vf. sie weiter verfolgt. Eine ähnliche Beschaffenheit hat es auch mit dem Kapitel von den Wechselfiebern. Der Vf. setzt das Wesen derselben in ein Nervenleiden, vorzüglich in den Verdauungsorganen. Das normale Zusammenstimmen der Lebensthätigkeit sey unterbrochen, es entstehe ein allgemeiner Krampf, Reaction (?), Fieberfrost (alles einerley?), der Wärmestoff werde zurückgehalten und wenn die Reaction nachlasse, gehe mit dem Schweiss und Urin das angehäufte Phlogiston (?) aus dem Körper. (Diese Theorie des Wechselfiebers dürfte wohl wenig Anhänger finden.) Das ganze Kapitel, so wie auch das vom Schleimfieber, ist mager ausgefallen. Das letzte hält der Vf. jedoch mit Recht für eine Unterabtheilung des Nervenfiebers. Es werden auch wieder Brechmittel gegen dasselbe empfohlen. Das Kap. von den Würmern ist unverändert geblieben, der Vf. gehört (mit Rec.) unter diejenigen Aerzte, welche primäre Wurmkrankheiten für Seltenheiten halten. Das ganze Buch schliesst mit Recepten. Auch über diese müssen wir noch ein Wort sagen! Die Receptur des Vfs. gleicht seiner Aetiologie; so complicirt und unharmonisch in den ersten Elementen diese ist, aus so ungleichartigen, manchmal sich widersprechenden Mitteln sind seine Recepte zusammengesetzt. Sie sind durchaus nicht regelmässig, geschweige musterhaft. Unter andern ist der Vf. ein grosser Freund von Salzen und Quecksilber zusammengemischt, *Sal mirabile* und *Calomel*, *Pulvis lenitivus tartar.* und *Calomel*, *Sal polychrest.* und *Pulv. alterans Plummer.* u. s. w. Der *Pulvis alterans* steht an manchen Stellen gewiss nur der Gewohnheit wegen. Eben so kann es unmöglich aus einer reinen Indication entspringen, wenn der Vf., wie er oft thut, *Spirit. Mindereri* und *Aqua laxativa*, oder Baldrian, China, Guajak, Salmiak, Stärkenmehl und Rhabarber zusammenmischt. Jeder Arzt sollte sich auch über das Geringste in seinen Verordnungen Rechenschaft zu geben wissen! Ueberhaupt müssen wir, so sehr wir auch den Vf. als einen humanen, gefühlvollen und emsigen Arzt schätzen, von seinem Buche bekennen, dass es den Ansprüchen der Kritik nicht in allen Stücken genüge und eine neue Bearbeitung dieses Gegenstandes, der Kinderkrankheiten, nicht entbehrlich mache.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 8. März 1806.

PHILOSOPHIE.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Versuch einer solchen fasslichen Darstellung der Kantischen Philosophie, dass hieraus das Brauchbare und Wichtige derselben für die Welt einleuchten möge.* Fortgesetzt von einem Verehrer des seligen *Mutschelle* und einem Freunde der Philosophie. *Achtes* bis *zwölftes* und *letztes* Heft. 1805. XXIV u. 339 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Auch unter dem Titel: *Der Transscendental-Idealismus in seiner dreyfachen Steigerung;* oder *Kants, Fichte's, Schellings* philosophische Ansichten, nebst des Verfassers Ansicht und Beurtheilung.

Die frühern Hefte dieser vom seligen Mutschelle angefangenen Arbeit sind im Jahrg. der A. L. Z. 1803. Num. 252. von einem andern Rec. angezeigt worden, und es ward dort bemerklich gemacht, dass der Fortsetzer von dem populären Zweck des ersten Herausgebers abgewichen sey und mehr tieferliegende Untersuchungen der Philosophie seinen Lesern darlege. Dasselbe dürfte auch von diesen letzten Heften gelten, obgleich der Vf. versucht hat, so fasslich und klar über die neuere speculative Philosophie zu schreiben, wie es der Gegenstand nur zulassen mochte. Wir wollen dieses Werk ohne Rücksicht auf grössere oder mindere Popularität desselben blos nach seinem Inhalt und der darin niedergelegten Ansicht der neuesten Philosophie würdigen.

Bey der Anarchie im philosophischen Staate hält es der Vf. für ein Bedürfniss, sich zum Behuf der Pacification zu orientiren. Er findet seine Beruhigung und sein Licht im *Ganzen* des Transscendental-Idealismus. Darum sollen die eigenthümlichen Ansichten, wie sie Kant, Fichte und Schelling gefasst hatten, auf eine concentrirte Weise zur deutlichen Uebersicht dargestellt werden. Im *ersten* Abschnitt sind folgende Fragen beantwortet: 1. *Was Kant denn eigentlich wollte?* Er wollte das Fundament der philosophischen Systeme durch Kritik des geistigen Vermögens und seines Gebrauchs bey dem Menschen untersuchen. Durch Hume ward er dazu veranlasst und ergriff als Genie eine schöpferische Idee. 2. *Welche Methode erwählte Kant, diese Idee zu realisiren?* Eine Gränzbestimmung des rechtlichen Gebrauchs der Vernunft, ein vollkommen kritisches Verfahren. Er versuchte, was Kopernikus in der Astronomie unternommen hatte, den umgekehrten Weg, den man bisher betrat, und gab die Voraussetzung auf, dass sich die Vorstellungen nach den vorgestellten Objecten richteten; ergriff im Gegentheil den Gedanken, dass die Erkenntniss der Objecte den Gesetzen des Erkenntnissvermögens unterlägen. Er verwirklichte dadurch die Idee eines Idealismus, wie man bisher noch keinen kannte. Dieser Idealismus ist transscendental, da der frühere nur dem Materialismus entgegen stand. Die Elemente der Erkenntniss glaubte er in der ursprünglich synthetischen Einheit der Apperception des Selbstbewusstseyns (des Ich denke) zu entdecken. Nur was unmittelbar durch diesen ursprünglich synthetischen Akt und dessen Einheit ausgesprochen war, ward von ihm mit Sicherheit angenommen. Hiemit waren die Gränzen der Erkennbarkeit bestimmt, ausser denselben aber lag ein Feld der moralischen Wirksamkeit, wo die Ideen der Freyheit, Unsterblichkeit und Sittlichkeit in ihrer Gültigkeit gerechtfertigt wurden. Die ästhetischen Ideen rechnete er, weil es weniger um ihre Realität, als um ihre Anwendung und Subsumtion zu thun war, zur Urtheilskraft. — 3. *Wie lauten die Hauptmomente der Kantischen Ansicht?* Kant fand die beiden Gebiete der Subjectivität und Objectivität allerdings in ihrer Trennung vor; aber er beachtete diese Trennung zuerst mit klarem Bewusstseyn, sprach sie bestimmt aus, und war bemüht, ihre Begränzung in ihrer Unabhängigkeit von einander auszumitteln, so dass er den freyen Uebergang von einem zum andern schlechthin läugnete, und denselben als die Quelle aller sich versteigenden falschen Wissenschaft, oder Dialektik, erklärte, so bald er ohne kritische Vorsicht unternommen wurde. Anerkannte Realität findet sich nur auf dem Boden der Erfahrung, der Verstand kann nie darüber hinaus dringen, er kennt nicht das *Wesen* der Dinge, sondern nur ihre *Erscheinungen.* Nur was in dem Schematismus der transscendentalen Einbildungskraft seinen Grund hat, ist allgemein gültig und nothwendig. Auf dem Gebiet der Subjectivität ist als Postulat die Idee der freyen Selbstthätigkeit, eines praktischen Charakters der Vernunft zu ergreifen. Mittelbar ist diese Idee aufzuweisen in der Idee einer unbedingten Gesetzgebung, die sich in

in den entwickelten Gefühlen von Recht und Pflicht und im Begriff eines reinguten Willens, der ihnen huldigt, unläugbar offenbart. Doch müssen diese Ideen nicht für die Erkenntniss und dessen Bestimmung gemissbraucht werden. Die ästhetischen und teleologischen Ideen, welche auf eine gewisse gesetzgebende Macht Anspruch machen, werden nach ihrem Ursprung und nach ihrer Anwendung in der Kritik der Urtheilskraft gewürdigt.

Im *zweyten* Abschnitt wird von der *Fichteschen* Ansicht geredet. Der Vf. betrachtet sie als eine Steigerung der Kantischen. Kant hatte einen transscendentalen Idealismus aufgestellt, der aus dem wesentlichen Charakter der menschlichen Subjectivität die Wahrheit so wie die Echtheit der für die Menschen erkennbaren Objectivität deducirt. Es blieb nach ihm ein eitles Unternehmen, unmittelbar von den Dingen an sich Kenntnisse zu erwerben. Zur Vollendung des menschlichen Wissens schien nichts weiter nöthig zu seyn, als den entdeckten letzten Grund, das reine unvermischte Bewusstseyn, näher zu entwickeln und zu beleuchten. Fichte fasste den Gegensatz des Objects und Subjects in der höchsten Abstraction. Für ihn war nichts, was *existirte*, ehe es nicht erst vor dem Auge seiner philosophischen Beobachtung im ursprünglichen Handeln *entstände*. Er abstrahirte von allem Existirenden, um rein zu finden, wie und unter welchen Gesetzen es in dem Ich entstehe. Um in die innerste Tiefe seines Bewusstseyns einzudringen, nahm er eine *höhere* Reflexion zu Hülfe, welche stets sich selbst experimentirend und beobachtend bis zum einfachsten ursprünglichsten geistigen Akte vordringt, und von demselben ausgehend, das Bewusstseyn und jede Erscheinung des Bewusstseyns, als *Handlung*, bis zur völligen Geschlossenheit der Sphäre, streng systematisch ableitet und darstellt. Auch Fichte unterschreibt die Hauptsätze der Kritik der reinen Vernunft, unterscheidet sich aber von ihr durch den höhern Standpunkt und durch die eigne lebendige Methode. Kant blieb bey dem ursprünglichen Akt des Bewusstseyns, als Factum, stehen; Fichte fixirte seinen Standpunkt als reine Thätigkeit, als ein Handeln schlechthin, welches über den ersten synthetischen Akt der transscendentalen Erkenntniss hinaus liegt. Daher seine erste absolute Thesis, das Setzen schlechthin, das absolute Setzen des Ichs. Sie tritt mit sich selbst in Wechselwirkung und bestimmt sich zu einem endlichen Resultate. Das Bewusstseyn wird construirt. Nach dieser Methode *entsteht* alles *lebendig* vor dem Auge des philosophischen Beobachters; die Sätze sind nur die todten Farben die lebendig wandelnde Gestalt zu malen. Das Entstehenlassen vor dem Auge des Geistes, welches in der Mathematik Statt findet, ward von Fichte auf die Philosophie angewandt. Das System kehrt am Ende, als ein lebendiges Ganzes, in sich selbst geschlossen zurück. Die theoretische und praktische Vernunft werden zur vollkommnen *Vereinigung* gebracht. Die Freyheit steht an der Spitze aller Theorie. Der Spiritualismus erhält das Uebergewicht über den Materialismus, die Naturgesetze sind der Reflex der Geistigkeit, ihre Erkennbarkeit ist klar, und die Ideen erhalten in physischer Hinsicht ihren Werth wieder.

Schellings Ansicht wird im *dritten* Abschnitt charakterisirt. Fichte betrat das Feld der Subjectivität als das *Einzige*. Die Dualität des Subjectiven und Objectiven *entstand* ihm erst aus der Subjectivität. Schelling verschmolz beides in ein höchstes Absolutes, und lässt aus ihm alles Einzelne hervorgehen. Indessen bleibt das Ideelle, wenigstens in Rücksicht auf Erkenntniss, das Vorwaltende, und daher auch die Nothwendigkeit der intellectuellen Anschauung. Die absolute Indifferenz als Urquelle aller Differenzen in allen möglichen Erscheinungen, steht an der Spitze des Systems. Dadurch construirt sich ein Universum, und es muss als universaler lebendiger Organismus betrachtet und construirt werden. Nichts ist in durchaus reinem Gegensatze zu denken; nur ein quantitativer Unterschied der Richtung bewirkt die Verschiedenheit. Es gibt eine *durchgängige* Wechselwirkung, welche zu einem Dritten, als seiner relativen Indifferenz tendirt. Diese reift im Producte. Die Philosophie ist entweder eine Idealphilosophie oder eine Realphilosophie, und beide indifferenziren sich in der Erkenntniss des Absoluten vermittelst der intellectuellen Anschauung. Der Vf. liefert hierauf S. 166 f. ein Schema der Ideal- und Realphilosophie.

Um nun diese Bestrebungen der drey dargelegten Systeme zu würdigen und zu beurtheilen, gibt der Vf. im *vierten* Abschnitt uns über seinen eignen Standpunkt Auskunft. Jeder Philosoph sucht, sagt er S. 191. das Urwahre, das letzte Befriedigende, das Absolute, und zwar vermittelst einer wissenschaftlichen Untersuchung zu erforschen. Diess geschieht auf eine für den Menschen, wie er ist, geeignete Weise. Da meynt nun der Vf., man müsse zum Behuf der Philosophie das Absolute erringen und könne es auch; aber es fodere viele Vorsicht, um es auf die gehörige Weise mit Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit des menschlichen Wissens zu erreichen und dann auch auszusprechen. (Diess ist so unbestimmt und allgemein ausgedruckt, dass es eigentlich nichts sagt und erläutert: denn eben auf die Art und Weise des Erringens des Absoluten, auf die Eigenthümlichkeit des menschlichen philosophischen Wissens kommt es an, und *darüber* sind die Philosophen uneins.) Indem der Vf. sagt: „Menschen sind keine Götter, sie sitzen dem Absoluten nicht im Schosse, noch weniger sind sie das Absolute selbst. Wie wollen sie es unmittelbar in der Anschauung ergreifen, ohne es erst zu beschränken?" — ist er mit diesen Worten schon ein Widersacher des Schellingischen Systems, dessen ganzes Gewicht eben auf dem vorgeblichen Besitz einer intellectuellen Anschauung ruht, und Rec. begreift nicht, wie zwischen ihnen eine Pacification möglich sey. Um sich zu dem höchsten Standpunkt zu erheben, fährt der Vf. fort, muss man erst eine mittlere Stufe einnehmen,

men, die in Hinsicht ihrer Zuverlässigkeit und Wahrheit gesichert und ausser Zweifel gesetzt ist. Diese vorläufige Begründung ist eine Einleitung zur Philosophie. (Rec. begreift nicht, wie es zum Absoluten eine *Einleitung* geben kann, und zwar eine solche, die eine vorläufige *Begründung* seyn soll. Da das Absolute zugleich das Urwahre ist: so erhält alles andre Wahre erst durch das Absolute seine Begründung, und kann ohne dasselbe durchaus nicht *vorläufig* begründet werden. Schelling hat darin ganz Recht, dass es keine Einleitung zum Absoluten geben kann, so bald man wirklich durch eine intellectuelle Anschauung in den Besitz desselben gesetzt ist.) S. 204. heisst es: „das Absolute wird in seiner Realität mehr gläubig geahnt, in der Idee ergriffen, formal und ideal erstrebt. Das Absolute schlechthin zu schauen, zu erkennen, rühmt sich der Forscher nicht." Dann ist es aber zugleich undenkbar, dass der Philosoph, wie es oben S. 1.9. hiess, das Absolute vermöge einer *wissenschaftlichen Untersuchung* zu erforschen, strebe, weil er ja die Unmöglichkeit einer solchen wissenschaftlichen Erforschung einsieht. Ueberhaupt möchte es schwer seyn, auf die synkretistische Weise, welche der Vf. angibt, zu verfahren. Er verschmilzt S. 206. die drey ausgezeichneten Bemühungen Kants, Fichte's und Schellings, behält von jedem das Gute und beseitigt die Fehler. Sein *System* ist S. 207. rein-idealistisch, seine *Tendenz* ist nach Schellings absoluter Einheit, sein *Gang* Kants behutsame Prüfung seiner Kraft. Rec. weiss nicht, wie es ein System geben kann, das nicht als solches schon seine eigenthümliche Tendenz und seinen Gang hätte. Verlöre es die letztere, und gewönne dafür etwas Fremdes: so wäre es dadurch schon nicht mehr dasselbe System. Daher scheinen auch die nähern Angaben des Vfs. nicht recht unter einander zu harmoniren. Das Absolute, oder die Gottheit, wird nach S. 211. nicht anders erreicht, als im Glauben, der zwar gerechtfertigt wird, aber immer *Glaube* bleibt; und doch soll zugleich S. 213. das Absolute, für die Theorie abwärts, Anfangs- und Endpunkt, alles für die ideale Construction des Menschen beseelender Mittelpunkt seyn. Wie kann das Absolute, welches mit der Erkenntniss nicht gefasst, sondern nur im Glauben geahndet wird, für irgend eine wissenschaftliche Construction brauchbar seyn? Wie kann sich das Absolute, als Absolutes (S. 214.) spalten in Reales und Ideales? Rec. vermisst in diesen Angaben Bündigkeit und Klarheit, und hält diesen Mangel für den Grund, weswegen der Vf. alle neuern Philosophen mit sich einig findet. Er huldigt nach S. 230. dem Transscendental-Idealismus auf eine Art, dass er in der dreyfachen Steigerung desselben „das jedesmalige Gute nicht verkennt, aber auch das Einseitige, Mangelhafte, Schiefe nicht übersieht." Ein solches eklektisches Verfahren scheint wenig Gewinn zu bringen, und aus den zerstreuten Bruchstücken bildet sich schwerlich ein Ganzes. Der Vf. charakterisirt Kants Unternehmen als die *bescheidne Philosophie des Menschen*, Fichte's Philosophie als die *der Menschheit*, und Schellings Unternehmen als die *kühne Philosophie des Universums*. (S. 244 f.) Amalgamiren wir diese drey Charaktere: so fragt sich: was wird aus der Bescheidenheit, die zugleich eine Kühnheit ist, und aus der Kühnheit, die zugleich eine Bescheidenheit ist, und aus der Philosophie der Menschheit, welche die eigne Bescheidenheit und die Kühnheit des Universums zugleich besitzt? — Auch mit den Gegnern des Schellingischen Systems mit *Jacobi*, *Köppen*, *Fries*, *Weiller*, ist der Vf. einig, und nähert sich wesentlich noch am meisten, wie uns scheint, ihrer Vorstellungsweise; selbst mit *Reinhold*, *Bardili*, *Grohmann*, *Krug*, *Salat*, *Berg*, hält er sich in Uebereinstimmung. Es verdient nachgelesen zu werden, wie der Vf. dieses aus den verschiedenen Aeusserungen der genannten Männer folgert. Wahr ist es, was S 300. steht, dass alle Menschen, die sich der Philosophie widmen, eigentlich nach einem Ziele streben, nur unter verschiedenen Formen; aber eben diese Formen geben die verschiedenen Systeme, und über diese Formen, ihre Unzulässikeit und Zulässigkeit, ihren Mangel und ihren Werth, wird gestritten. Es sollte billig nie mit Heftigkeit, sondern mit Unbefangenheit und ruhiger Forschung geschehen; aber zur allgemeinen Pacification würde es wohl dennoch nicht kommen. Diese würde nur eintreten, wenn die Philosophie eine so demonstrirende Wissenschaft, wie die Mathematik, werden könnte. Sie dazu gemacht zu haben, meynen viele, und zwar auf ganz verschiedene Weise. Ihnen entgegen stehen Andre, welche läugnen, dass der Versuch gelang. Ist zwischen den Behauptenden und Verneinenden ein Vergleich zu treffen, so lange sie sich nicht wechselseitig von ihren Gründen zu überzeugen vermögen? Auch der Vf. wird schwerlich durch seine Bemühungen den allgemeinen Frieden der Philosophie näher herbeygeführt haben; indess steht zu wünschen, dass jeder, gleich ihm, mit Aufrichtigkeit, Billigkeit und Achtung Andrer, sich selbst zu orientiren und der Wahrheit einen redlichen Dienst zu leisten suche.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig u. Gera, b. Heinsius: *Der deutsche Fürstenbund nach den Forderungen des neunzehnten Jahrhunderts.* Ein Mittel zur Erhaltung Deutschlands und vielleicht des Gleichgewichts von Europa. Von *Hieronimus a Lapide d. Jüngern.* 1802. 174 S. 8. (18 gr.)

Ein allgemeines Bündniss aller Reichsstände ist (nach der Meynung des Vfs.) als unmöglich zu betrachten. Denn in Betreff des Beytritts von Oestreich und Preussen finden dieselben Hindernisse Statt, welche sich einem dauerhaften Bündnisse unter ihnen allein entgegenstellen, und die ausschliessende Theilnahme von einem dieser mächtigsten deutschen Fürstenhäuser würde das Zustandekommen des ganzen Bundes erschweren, und die Dauer desselben gefährden.

fährden. Dänemark und Schweden würden vielleicht einem Bunde der deutschen Fürsten nicht ungern beytreten; Deutschland aber möchte dabey mehr verlieren als gewinnen, weil jene beiden Staaten zusammen weniger mächtig als das vereinigte Deutschland sind, und dieses durch eine Verbindung mit ihnen in unnütze Kriege verwickelt werden könnte. Es sollten sich daher nur die mittlern und kleinern deutschen Staaten in einem Fürstenbunde vereinigen; doch wäre Kurbraunschweig in denselben aufzunehmen, weil es wahrscheinlich sey, dass solches in Zukunft mit England in andre Verhältnisse treten werde. Dieser Fürstenbund müsste eine Armee von 200000 Mann halten, deren Commando unter den Kurfürsten alterniren sollte. — Da der Ausführung dieses politischen Entwurfs unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen stehen, die ein jeder Kenner unsrer Verfassung und Lage sogleich bemerken wird: so dürfte es wohl überflüssig seyn, die andern Vorschläge des Vfs. wegen der Organisation des neuen Fürstenbundes umständlich anzuführen, ob sie gleich manche gute Bemerkungen enthalten. Uebrigens hätte der Vf., ehe er sich *Hieronymus a Lapide den Jüngern* nennte, wissen sollen, dass es keinen *Hieronymus a Lapide den Aeltern* gibt. Der Schriftsteller, den er im Sinn dabey hatte, nannte sich *Hippolithus a Lapide.*

PHILADELPHIA (BERLIN, b. Braun): *Freymüthige Betrachtungen eines Weltbürgers über die merkwürdigsten Revolutionen des achtzehnten Jahrhunderts.* 1801. 640 S. 4. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der Vf. dieses höchst elenden, aus 34 Briefen und aus Betrachtungen über die, in den Jahren 1790 bis 1800 vorgefallenen, *zweckmäßigen* (?) Begebenheiten bestehenden, Machwerks starb, nach der Versicherung des ungenannten Herausgebers, auf der Festung zu Spandau. Wenn auch diese Anzeige nicht ein blosser Kunstgriff des Buchhändlers seyn sollte, um dem Buche Käufer zu verschaffen: so bleibt es dennoch Pflicht des Rec., das Publicum zu warnen, dass es sich nicht durch dieses lockende Aushängeschild, und den Druckort *Philadelphia,* zum Ankauf einer Schrift verleiten lasse, die so sehr unter dem Mittelmässigen steht, dass man sie nur aus Pflicht und nach vieler Ueberwindung ganz durchlesen kann. Die beiden ersten Briefe enthalten ökonomisch-kameralistische Vorschläge über die beste und zweckmässigste Art der Güterverpachtungen, ohne dass man einsehen kann, welch einem seltsamen Zufalle sie ihren Platz hier an der Spitze der sogenannten freymüthigen Betrachtungen eines Weltbürgers über die merkwürdigsten Revolutionen des achtzehnten Jahrhunderts verdanken. *Um bloss einige Einfälle vorzubringen,* ehe sich der Vf. nach S. 9. u. 10. *mit Russlands Wichtigkeiten befasst,* sind seine Vorschläge nicht neu und nicht wichtig genug, dass man sie hier als Einleitung zu historischen Untersuchungen dulden könnte. Eben so wenig werth und zweckmässig sind indess auch diese. Sie enthalten meistens nichts weiter, als eine trockne Uebersicht der russischen Geschichte, wie man sie in dem ersten besten Handbuche der Geschichte weit besser findet. Unter den zweckmässigen Begebenheiten werden, so wie in den Briefen, neben der *russischen* Geschichte, die der Vf. überhaupt als den Hauptgegenstand seiner Betrachtungen ansieht, und an die er alle übrigen anreihet, auch noch der Türkenkrieg, die Vorfälle in Polen und die Revolutionen in Frankreich, Holland, Italien und der Schweiz bis zum 18. Brumäre, nach seiner Manier, *freymüthig* abgehandelt. Diese Manier läuft aber nur auf eine höchst trockene und widrige Aufzählung und Wiederholung der bekanntesten Zeitungsnachrichten hinaus, deren Prüfung hier sehr überflüssig seyn würde. Von dem Stile nur ein Paar kurze Proben: S. 216. „Aus einer solchen trüben Tiefe schwingt nun die Geschichte sich hinauf zu dem Prunk des freudigen Taumels am Hofe Elisabeths, wo am 25. April 1742 das Fest der Krönung mit allen Sollennitäten zu Moskau vollzogen wurde, welcher Prunk auch durch Aufführung einer Oper vermehrt ward." S. 440. „Ist gleich der Plan dieser Aufsätze zu einer förmlichen Befassung der allgemeinen Begebenheiten nicht verabsichtet: (?) so führen doch diese und jene Auftritte so viel Influenz mit sich, dass sie ohne besorglichen Anstoss hier mit eingeflochten werden dürfen."

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Ohne Druckort: *C. W. Barton's sichere Mittel, Wanzen und Motten auf immer zu vertreiben;* vermehrt mit einigen Mitteln der Deutschen, hier vorzüglich durch Hülfe der Sabadille, gegen Wanzen, Würmer und den Bandwurm insbesondere. Neue Auflage. 1803. 16 S. 8. (2 gr.) — Die *erste* Auflage dieser Schrift kennt Rec. nicht. Bartons Mittel gegen die Wanzen waren 1. ein Gemenge von weisser Seife, Grünspan und Tabak; 2. Seifensiederlauge und Leim mit Weinessig; 3. Fischthran und ungelöschtem Kalk; 4. Scheidewasser, Kupferwasser und Rindsgalle; 5. Kalk mit Vitriolwasser; 6. stark riechende Dinge als Ellernholz, Schwefeldampf und Pferdedecken; 7. gestossener Pfeffer und Talg; gegen die Motten Terpentinöl, Einwickeln in leinene Tücher und Räuchern mit spanischem Pfeffer. Die Herausgeber, angeblich eine Gesellschaft von Deutschen, empfehlen gegen die Wanzen 1. Salmiak, Sublimat, Ochsengalle mit Steinöl, Kienöl und Baumöl; 2. Rindsgalle, Knoblauch, Schwefel, Baumöl und Essig; 3. Saft fauler Zitronen; 4. Quecksilber mit Schmierseife abgerieben; 5. Seifenschaum; 6. Fliegenschwamm, und 7. gegen Würmer [Ascariden] und Bandwürmer Sabadillsamen, und das von Alexander I. gekaufte, in der Petersburger Zeitung und dem Frankf. Ristretto, auch Reichsanzeiger bekannt gemachte Mittel.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 11. März 1806.

PHILOSOPHIE.

MEISSEN, b. Erbstein: *Die Theorie der Gesetzgebung*, aufgestellt von *J. R. Bergk.* 1802. XX u. 366 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. dieses scharfsinnigen, gründlichen und in der besten moralischen und politischen Tendenz abgefassten Werks, nimmt den Begriff von Gesetzgebung hier in einem viel weitern Umfang, als dem gewöhnlichen. Er wollte überhaupt die Gesetze des Denkens, Erkennens und Handelns aufstellen, um zu bestimmen, was der Mensch wissen kann; welche Pflichten er zu erfüllen hat, und welche Rechte ihm im Verhältniss zu seines gleichen zukommen. Daher erörtert er zuvörderst den ganz allgemeinen Begriff eines Gesetzes, das ihm eine Regel ist, welche man als die nothwendige Bedingung von etwas durch Vorstellungen oder Handlungen zu bewirkenden zu betrachten hat. So viel es nun ursprüngliche Thätigkeiten und Bestrebungen des menschlichen Geistes gibt, welche einen verschiedenen Inhalt zum Denken liefern, eben so viel specifisch verschiedene Gesetze gibt es auch. Sie betreffen aber alle entweder das Denken oder das Erkennen, oder das Handeln: der Verstand und die praktische Vernunft sind daher die beiden Vermögen, welche sich im Gemüth als ursprünglich gesetzgebend ankündigen. Jener sagt, was wahr, diese, was gut und rechtlich ist; jener ist im Denken und Erkennen, diese im Handeln gesetzgebend. Die Gesetze, welche dem Verstand ihr Daseyn verdanken, sind *theoretische*; diejenigen, welche aus der praktischen Vernunft entspringen, sind *praktische*. Ausser diesen beiden Arten gibt es noch eine dritte, wesentlich von beiden verschiedene, Art, nämlich die *pragmatischen* Gesetze, welche lehren, wie man es anfangen müsse, um sich glücklich zu machen, und aus der theoretischen Vernunft entstehen, indem solche die Materialien der Erfahrung bearbeitet, und wenn sie sich, mit dem von ihr in Ideen umgebildeten empirischen Begriffe des Verstandes an das Begehrungsvermögen wendet, dieselben als Gesetze des Zweckmäsigen für diess Vermögen aufstellt. Nun beziehen sich die theoretischen Gesetze entweder auf den Verstand allein, oder auf den Verstand und die Sinnlichkeit zugleich, und bestimmen sowohl das im blossen Denken, als im Erkennen Wahre, d. i. die formale und materielle Wahrheit. Die praktischen Gesetze nehmen entweder den Willen eines jeden Menschen an und für sich, oder den Willen eines und aller zusammen in Anspruch. Jene sind *ethische* (Tugend-), diese *juridische* (Rechts-) Gesetze. Die ethischen Gesetze sind Tugendgesetze in Ansehung meiner, und Tugendgesetze in Ansehung anderer: die Rechtsgesetze sind Gesetze des Privatrechts oder des öffentlichen Rechts, nämlich Gesetze des Staatsrechts und zwar des bürgerlichen Rechts, des peinlichen Rechts und des Polizeyrechts, oder Gesetze des Völkerrechts, oder des weltbürgerlichen Rechts. Eben so sind die pragmatischen Gesetze theils Gesetze der Privatklugheit, theils Gesetze der öffentlichen Klugheit.

Ein *theoretisches* Gesetz ist eine nothwendige und allgemeine Regel, die jemand befolgen muss, wenn er etwas als Wahrheit denken oder erkennen will; und vermittelst eines praktischen Gesetzes erkennt jemand nicht allein das Gute und Rechtliche, sondern er erhält auch zugleich das Gebot, das Gute zu thun, und das Verbot, das Böse und das Unrecht zu unterlassen. Die *praktischen* Gesetze kündigen sich daher im Bewusstseyn als Pflichten an. Die *ethischen* Gesetze fordern, dass nicht allein der Wille mit dem Gesetz übereinstimme, sondern dass dieses auch der Bestimmungsgrund der Uebereinstimmung sey, und dass man demselben aus blosser Achtung gegen die Vernunft gehorche; die *juridischen* hingegen verlangen zwar auch, dass die Willkür mit dem Gesetz übereinstimme, aber sie machen dieses nicht zum Bestimmungsgrund derselben, sondern überlassen die Wahl der Triebfedern zum Thun oder Unterlassen, dem Belieben; mag dieselbe eigennützig oder uneigennützig seyn, diess ist in Ansehung der Rechtlichkeit der Maximen einerley, wenn diese nur allgemein seyn können. Die *pragmatischen* Gesetze wenden sich auch an das Begehrungsvermögen; aber sie verpflichten dasselbe nicht, sondern rathen ihm bloss an, dass, wenn es seine Neigungen, Wünsche und Begierden befriedigen wolle, es dieses oder jenes thun oder unterlassen müsse.

Wenn aber Gesetze wirklich seyn sollen: so müssen sie gegeben werden. Diess erfordert eine Gesetzgebung, das heisst den Akt, nicht allein prak-

tische, sondern auch theoretische Gesetze zu geben. Der Begriff derselben umfasst demnach nicht bloſse Willenshandlungen, welche die praktische Vernunft in Anspruch nimmt, sondern auch Beurtheilungen in Rücksicht des Wahren und Zweckmäſsigen, welche durch den Verstand und die theoretische Vernunft bestimmt werden. Folglich begreift die Gesetzgebung 1. die Art und Weise, wie Gesetze möglich werden; 2. den Akt, durch den sie in die Wirklichkeit übergehen; und 3. die Gewalt (Kraft), die die Gesetze als nothwendige Vorschriften zur Bewirkung und Erlangung von etwas ausspricht. Ihr allgemeiner Charakter besteht darin, dass sie Gesetze gibt, und als der Urheber derselben anzusehen ist. Theorie der Gesetze ist eine wissenschaftliche Anweisung, wie das Wahre, Gute, Rechtliche und Zweckmäſsige erkannt und gefunden werden kann, und die Theorie der Gesetzgebung lehrt die Grundsätze, die man befolgen muss, wenn man das durch die verschiedenen Gesetze bestimmte und erkannte Wahre, Gute, Rechtliche und Zweckmäſsige ausführen will. Beide sollen nicht allein zeigen, was Wahr u. s. w. ist, sondern sie sollen auch eine Anweisung geben, wie man es anfangen müsse, um sich in allen Fällen und unter allen Umständen keinen Verstoſs gegen die Wahrheit, die moralische Güte, die Gerechtigkeit, und die Zweckmäſsigkeit im Beurtheilen und Handeln zu Schulden kommen zu lassen. Und da eine Theorie wissenschaftlich seyn muss: so muss die Belehrung und Anweisung nach Principien geschehen, welche jeder Art von Gesetzen und Gesetzgebung eigenthümlich sind, und die ihren Charakter, ihren Inhalt und die Gränzen ihrer Anwendbarkeit bestimmen. So begründet alles, wodurch sich der menschliche Geist auf eine besondere Art thätig beweist, ein besonderes Gebiet von Erkenntnissen, welche nach den ihnen eigenthümlichen Gesetzen beurtheilt werden müssen. Ueber den politischen Gesetzgeber, als solchen, darf man daher nicht nach den Principien der Moral, sondern nach den Grundsätzen des Rechts und nach den Regeln der Klugheit entscheiden, und nie dürfen die verschiedenen Gebiete der Beurtheilungen mit einander vermischt werden, wenn die Wissenschaft gedeihen und jedem zu beurtheilenden Gegenstande sein Recht widerfahren soll.

Den Geist, mit welchem diese Untersuchungen angestellt werden müssen, bezeichnet der Vf. in der Vorrede sehr wahr und treffend. Wer, sagt er, keine andere Zurückhaltung bey seinem Forschen nach dem, was wahr ist, kennt, als die Furcht vor dem Irrthum, und dabey weder eine irrdische, noch eine überirrdische Macht scheuet, so lange er nur die Gesetze von beiden pünktlich beobachtet, der wird auch kein Bedenken tragen, alles, was er in Ansehung des zu untersuchenden Gegenstandes für wahr hält, freymüthig zu bekennen; allein er wird sich auch bescheiden, dass, wenn schon seine Gedanken von dem, was irgendwo als positives Gesetz gilt, abweichen, es doch seine Schuldigkeit erfordere, jedem bestehenden Gesetz pünktlichen Gehorsam zu leisten; weil dieser allein einen rechtlichen Verein erhält. Und wenn er auch schon überzeugt ist, dass diese oder jene Regierungsform allein den Forderungen des Rechts entspricht: so wird er sich doch in demjenigen Staat, in welchem er lebt, wie seine Regierungsform auch beschaffen seyn mag, stets als den treuesten Unterthan zeigen. Er wird wünschen, dass nach den Ideen des Republicanismus regiert werde: allein er wird nie seine Hand einem frevelhaften Unternehmen leihen, welches irgend einen gewünschten Zeitpunkt mit Gewalt herbeyzuführen versucht. Allein wenn jemand auch pünktlich den bestehenden Gesetzen gehorcht: so wird er doch stets die Freyheit in seinen Urtheilen bewahren: denn wer diese aufgibt, der handelt eben so unmoralisch, als verderblich. Die Freyheit im Urtheilen führt zur Wahrheit, macht zur Tugend geneigt, und flöſst Achtung gegen das Recht ein; und derjenige, der selbst dann heuchelt, wenn er eine *Untersuchung* über irgend einen Gegenstand *öffentlich bekannt* macht, mag zwar in alle Sättel gerecht seyn, aber weder die Sache der Wahrheit noch die Sache des Rechts gewinnt etwas durch ihn. Es ist besser schweigen, als seine Ueberzeugung nicht aussprechen, und es ist Pflicht, sich keiner Unwahrhaftigkeit schuldig zu machen, weil diese den Keim alles Guten und Groſsen, alles Heiligen und Ehrwürdigen gänzlich zerstört.

Nach diesem Plan und mit der angegebenen, anständigen, nicht nur unverfänglichen, sondern auch höchst heilsamen, Freymüthigkeit, erörtert der Vf., nach einer vorausgeschickten Einleitung über Gesetzgebung, deren Theorie und den verschiedenen Arten der Gesetze §. IV — VI. zuvörderst die *theoretischen* Gesetze. Als Gesetze des Wahren gibt er an die Gesetze des bloſsen Denkens oder Kriterien der formellen Wahrheit; Gesetze des Erkennens oder metaphysische Gesetze der Wahrheit; Gesetz des Erkennens der äuſsern Gegenstände; Gesetz des Erkennens der Gegenstände des innern Sinnes; Gesetz des Daseyns oder der Wirklichkeit; Gesetze der Wahrheit der a priorischen Erkenntniſs; Gesetze der Wahrheit der Erfahrungskenntniſs; Gesetz der Wahrheit der philosophischen Erkenntniſs; der mathematischen Erkenntniſs; der historischen Erkenntniſs. Alsdann wendet er sich (§. VII. VIII.) zu den praktischen Gesetzen, bestimmt (§. IX.) genau den Unterschied der ethischen und rechtlichen Gesetze, und entwickelt (§. X.) das *ethische Gesetz*, welches als Erkenntniſsgrund so lautet: „alles, was aus bloſser Achtung gegen die Vernunft durch Freyheit möglich ist, ist moralisch geboten, und was bloſs um das Gebotenseyn gethan wird, ist ethisch wahr;" und als Bestimmungsgrund: „jeder soll seinen Willen nach einer Maxime bestimmen, die nicht allein allgemeines Gesetz seyn kann, sondern die auch zugleich aus bloſser Achtung gegen die Vernunft in die Willenshandlung aufgenommen wird." Aus diesem Gesetz entspringen die Tugendpflichten (§. XI.), sowohl die

gegen

gegen sich selbst, beides vollkommne und unvollkommne (§. XII), als gegen andre (§. XIII.) in Ansehung ihrer Glückseligkeit und der ihnen schuldigen Achtung. Die höchste Tugendpflicht von allen ist die Achtung gegen die Menschheit und die Behauptung ihrer Würde; daher ist das Gesetz, welches in Rücksicht der scheinbaren Collision der Pflichten (§. XIV.) Statt findet, folgendes: „jede Pflicht, welche die Behauptung der Achtung gegen die Menschheit unmittelbar zur Absicht hat, ist höher als diejenige, welche das nur mittelbar beabsichtigt, und jene muss eher gethan werden, als diese, und je entfernter eine Handlung als Pflicht von der Erhaltung des Menschen als einer Person ist, desto geringer ist ihr Werth."

Die einzelnen, von dem Vf. aufgestellten, Sätze scheinen uns sowohl an sich richtig, als in ihrer Folge zweckmäsig entwickelt zu seyn: auch finden wir die Abfassung im Ganzen deutlich und bestimmt, so viel nur die Sprache der neuern philosophischen Schulen solches nach der Ansicht der Uneingeweiheten zuläst. Wir können ihm aber hierin um so weniger folgen, da wir unsre Begriffe von der *Gesetzgebung* nach dem bisherigen Sprachgebrauch gebildet haben, und auch nach einer sorgfältigen Prüfung des Systems des Vfs. noch immer dafür halten, dass man diese Wissenschaft besser auf die eigentlich juridischen Gesetze, wie der Vf. sie nennt, beschränke. Denn in Ansehung der ethischen Gesetze ist, wie er selbst sehr richtig sagt, keine äussere Gesetzgebung möglich, welche dem Menschen seine Verbindlichkeit durch eine fremde Willkür auflegt; wohl aber in Ansehung der juridischen. Ethische Gesetze können daher nie positiv werden, wie es mit den juridischen der Fall ist. Nun scheint uns aber diese Verschiedenheit in Art der Auflegung der Verbindlichkeit, oder mit andern Worten, die Anknüpfung eines Zwangs an das Gesetz, auf die menschliche Handlungsweise einen so wichtigen Einfluss zu haben, dass wir beide Wissenschaften lieber von einander trennen möchten, und die Wissenschaft von den theoretischen und den ethischen Gesetzen ungern zu der Theorie der Gesetzgebung ziehen wollten, als welche es nach den angenommenen Begriffen nur mit solchen Gesetzen zu thun hat, die derjenige, welcher sie als Regeln vorschreibt, auch aufrecht erhalten kann. Ueberhaupt dürfen wir nicht verschweigen, dass es uns in mancher Rücksicht räthlich scheint, bey Behandlung der für das menschliche Leben, insonderheit in der bürgerlichen Gesellschaft, praktischen Wissenschaften, nicht ohne sehr erhebliche Gründe ganz neue Formen einzuführen, weil sonst diese Hülle nur zu leicht eine Klasse von Lesern ganz abschreckt, auf welche der Schriftsteller allerdings wünschen muss mit zu wirken, und welche doch manche gute und fruchtbringende Idee auffasst, wenn sie ihnen in einem bekannteren Gewande vorgetragen wird. *Montesquieu's* unsterbliches Werk würde sicher bey weitem nicht so viel gewirkt haben, wenn es in schulgerechter Form abgefasst wäre, und die oft tiefsinnigen Untersuchungen der Engländer über Wahrheiten des Staatsrechts sind um nichts weniger eindringend, weil sie nicht in deutsche Systemsprache eingezwängt werden.

Das *Rechtsgesetz* (§. XV.) lautet dem Vf. als *Erkenntnißgrund* so: „jede Handlung, welche mit der Freyheit der Willkür Eines und Aller nach einem allgemeinen Gesetz bestehen kann, ist rechtlich," und als *Bestimmungsgrund — positiv*: „schränke alle deine Handlungen auf die Bedingung ein, dass sie mit den Handlungen aller Andern als freyer und vernünftiger Wesen nach einem allgemeinen Gesetze zusammen bestehen können," und *negativ*: „enthalte dich jeder Aeusserung deiner Willkür, welche nicht Princip einer allgemeinen Gesetzgebung für die Handlungen vernünftiger und freyer Wesen, die mit einander im wechselseitigen Einfluss stehen, seyn kann." Nachdem er nun erwiesen hat, dass dem Menschen Rechte zustehen (§. XVI.), bestimmt er das Gesetz des angebornen (§. XVII.) und des erworbenen (§. XVIII.) Rechts, erörtert (§. XIX. XX.) Zweck und Organisation des Staats, und Inhalt, Zweck und Gränzen der öffentlichen Gesetzgebung, ingleichen (§. XXI – XXII.) die Arten von *öffentlichen Gesetzgebungen* und die Maximen, welche jeder öffentliche Gesetzgeber zu beobachten hat. Die *Staatsgesetzgebungen* behandelt er (§. XXIII — LIV.) vollständiger als die übrigen Arten von Rechtsgesetzgebungen, weil jene für den Menschen in Bezug auf seines Gleichen die wichtigste ist, und weil, so lange die Staaten keine rechtlich organisirte Verfassungen haben, weder seine Cultur, noch seine Sittlichkeit in dem Masse gedeihen kann, als es der Fall seyn wird und muss, wenn die Gerechtigkeit das oberste Principium der Staatsformen und ihrer Handhabung seyn wird. Für die einzelnen Zweige derselben werden die Gesetze als Erkenntniss- und als Bestimmungsgrund, in eben dem Sinn und in eben der Sprache, als die oben angeführten, entwickelt. Im Ganzen stimmen wir den Ansichten des Vfs. völlig bey, und wir sind auf mehrere treffende, mit vorzüglichem Scharfsinn ausgeführte Bemerkungen gestossen, die zum Theil aus der genauern systematischen Darstellung zu fliessen scheinen, ob wir gleich bey einigen Gegenständen, wie z. B. über die peinlichen Strafen verschiedener Meynung seyn müssen. Was aber den Vortrag betrifft: so halten wir uns verpflichtet, unsre obige Aeusserung um so mehr zu wiederholen, als Deutlichkeit und Bestimmtheit an verschiedenen Stellen durch die Sprache dürften gelitten haben. Uebrigens erörtert der Vf. hier beyläufig auch einige besondere Fragen z. B. über den Handel, den er wohl nicht ganz richtig für ein völliges politisches Adiaphoron hält; über das Verhältniss des Staats zur Kirche, welche er mit Recht als ganz unabhängig von dem Staat betrachtet (wogegen wir keineswegs mit ihm einverstanden sind, wenn er sagt, dass auch die Schul- und Erziehungsanstalten den Staat nichts angehen, sondern vielmehr dafür halten, dass ihm hierin eine Oberaufsicht seiner Selbsterhaltung wegen

wegen allerdings zukomme); über das Verhältniſs des Schriftſtellers und Verlegers, welches er ſehr richtig in bloſs perſönliche Anſprüchen ſetzt, woraus denn auch folgt, daſs der Nachdruck widerrechtlich ſey und von dem Staat beſtraft werden müſſe, weil der Nachdrucker eine des Vfs. Rechte betreffende Handlung in deſſen Namen vornimmt, ohne dazu ſeine Erlaubniſs zu haben. Das *Völkerrecht* (§. LV — LVIII.) iſt der Inbegriff der Bedingungen, unter welchen ſich Staaten als Perſonen neben und bey einander behaupten, ſo daſs jeder ſeine Willkür auf die Bedingung einſchränkt, daſs ſie mit der Willkür aller Andern als frey, aber allgemein geſetzlich beſtehen kann. Dieſes Recht aber exiſtirt nur in der Idee, und es hat keine Realität und Gültigkeit, bis es mittelſt eines Völkerbundes durch eine öffentliche Geſetzgebung beſtimmt wird; wie denn auch im Kriege bloſs das Verhältniſs des Menſchen zum Menſchen noch gültig iſt, deſſen Geſetze von niemand verletzt werden dürfen, ohne ſich muthwillig ſeiner Würde als Menſch zu entäuſsern. Um ſo mehr iſt die Abſchlieſsung des ewigen Friedens Pflicht, weil er allein den Rechten Eines und Aller Sicherheit gewährt, und dem rechtsloſen Kriegszuſtande der Staaten ein Ende macht; wenn aber der Vf. auch meynt, daſs die Natur, trotz des Widerſpruchs der Menſchen, ſtets auf die Beförderung dieſes Friedens hin arbeite: ſo fürchten wir, daſs dieſer fromme Wunſch noch von ſeiner Erfüllung gar weit entfernt ſey, da die cultivirte Welt hierin bisher nur ſehr geringe Fortſchritte gemacht hat. Das *Weltbürgerrecht* endlich (§. LIX.) iſt auf die mögliche Vereinigung aller Menſchen angelegt, und begreift daher die Bedingungen, unter welchen Alle Menſchen einander als juridiſche Perſonen behandeln. Es gründet ſich auf die Hoſpitalität der einen Nation gegen die andere, und vermöge deſſelben darf keine der Andern den Verkehr mit ihr verſagen, ſo wie denn überhaupt das ſtrenge Befolgen von Rechtsgeſetzen, wenn auch nicht allemal für den Einzelnen, doch für Alle, die beſten und glücklichſten Folgen hat.

Die *pragmatiſchen* Geſetze (§. LX — LXII.) der *Privat-Klugheit*, welche die phyſiſche, geiſtige, äſthetiſche und moraliſche Glückſeligkeit des Menſchen, ſowohl für ſich, als in dem Verhältniſs mit andern beſorgen, muſs ſich jeder ſelbſt machen und ſie ſelbſt befolgen; die der *öffentlichen Klugheit* muſs ſich der Regent entwerfen, wenn er den Vortheil des Staats ſich zu ſeinem angelegenen Geſchäft macht, und die Beherrſchten und ſeine Nachbaren mit ſich zufrieden machen will. In Anſehung jener lautet das Geſetz ſo: „der Regent thue alles, was er rechtlicher Weiſe thun ſoll, und unterlaſſe alles, was die Menſchen ſelbſt thun dürfen, und was ſich von ſelbſt macht" —; er ehre ihre Freyheit, achte ihre Menſchheit, und überlaſſe ihnen alles, was jeder nach ſeinem Sinn ausgerichtet haben will, ſo lange dadurch nur niemand Unrecht geſchieht. Gegen andere Staaten iſt die allgemeine Regel, die der Regent zu beobachten hat, Schonung ihrer Unabhängigkeit und Ehrfurcht gegen alle ihre Rechte. Ehrlichkeit iſt die beſte Politik, und wenn auch Liſt und Tücke manchmal triumphiren: ſo können ſie es doch in die Länge nicht gegen das Recht aushalten: ſie ſtürzen endlich denjenigen, der ſich ihrer bedient, in die Grube, die er Andern gegraben hat.

Am Ende zeigt der Vf. noch, daſs es kein oberſtes Geſetz gebe, auf welches ſich alle andere Geſetze beziehen, und woraus ſie ſich ableiten lieſsen. Er ſchlieſst dann mit einer dringenden Einſchärfung der Achtung für die Menſchheit. Man darf nie an dem Menſchen verzweifeln, daſs es beſſer mit ihm werden werde, wenn ſich auch der Schein dagegen ſträuben ſollte, der doch ſogleich in nichts verſchwinden muſs, wenn die Menſchen beſſer ſeyn *wollen*. Das Zweifeln in dieſer Angelegenheit iſt das Grab des Guten, ſo wie der Glaube an die Fortſchritte des Menſchengeſchlechts zum Beſſern den Samen zu tauſend guten Handlungen ausſtreuet, und endlich die Herrſchaft der Aſträa wieder auf die Erde zurückruft.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Frankfurt* u. *Leipzig*: *Die von allen Fehlern ganz gereinigte Eſſigbrauerey nach alter Art und dabey nach der neueſten und vortheilhafteſten Erfindung*, nebſt ſicherer Anweiſung, Hefen zu machen, ſo viel man verlangt, mehr als eine Sorte von beſter Eigenſchaft und alle umſonſt. Welchem noch beygefügt, nützliches Verfahren beym Branntweinbrennen. *Neue* Auflage. 1803. 25 S. 8. (4 gr.) — Bey aller Sonderbarkeit des Titels, der eher Miſstrauen als Vertrauen erweckt, haben wir doch ein gutes Verfahren, Eſſig zu bereiten, in dieſen Bogen gefunden. Eine Miſchung aus Waizen- und Gerſtenmalz ſchickt ſich zu der Eſſigbereitung am beſten. Das Malz wird eingebrauet, das Abgeſeihete durch Hefen in Gährung geſetzt und dann die Eſſiggährung am beſten in Töpfen, die man mit Papier zubindet, veranſtaltet. Alle Eſſigfermente als Sauerteig, Roſinenſtiele u. ſ. w. werden, und zwar mit Recht, als unnütz betrachtet, ſo auch das von *Hahnemann* empfohlne Schütteln in der Tonne. Etwas zugeſetzter, ſchon fertiger Eſſig ſey das beſte Eſſigferment.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEM. LITERATUR - ZEITUNG.

Donnerstags, den 13. März 1806.

NATURGESCHICHTE.

DARMSTADT, im Verlage d. Herausgeber: *Deutsche Ornithologie* oder Naturgeschichte aller Vögel Deutschlands in naturgetreuen Abbildungen und Beschreibungen. Herausgegeben von *Borkhausen, Lichthammer, C. W. Becker, Lembke* und *Becker dem Jüngern. VIII* bis *XII*. Heft. 1803 u. 1805. gr. Fol. (Jedes Heft 3 Rthlr. 8 gr.)

Die gegenwärtigen Hefte dieses deutschen Prachtwerks, wovon die frühern in der A. L. Z. 1803. Num. 327. beyfällig angezeigt worden, stehen jenen an Schönheit und Richtigkeit nicht nach. Die *erste* und *zweyte* Kupfertafel von Heft *VIII*. enthält eine treue Darstellung der *Halbweyhe* männlichen und weiblichen Geschlechts, die beide so auffallend in der Farbe und Zeichnung verschieden sind, dass sie die mehrsten Ornithologen für verschiedene Arten unter dem Namen *Falco cyaneus* und *Pygargus* und andern mehr ausgegeben haben. Der Blick verweilt mit Wohlgefallen auf den so unvergleichlich schön gezeichneten und gestochenen Figuren. Eben so vortrefflich ist auf der *dritten* Tafel der *Dorndreher (Lanius spinitorquus)* nach beiden Geschlechtern dargestellt. Im Darmstädter Museum trifft man eine Ausartung dieses Vogels mit einem Kreuzschnabel (*Lan. sp. forficatus*) an. Die *vierte* und *fünfte* Kupfertafel stellt das Männchen und Weibchen der *Spitzente (Anas acuta)* dar, und im Text finden sich mehrere neue Bemerkungen über Gestalt und Lebensart dieses schönen Wasservogels. Die *Differentia specifica* ist etwas weitläuftig, aber dafür auch desto bestimmter.

Männchen: Kopf rosenfarbig kupferglänzend, an beiden Hinterseiten desselben eine schmale, vom Halse hineinziehende, weisse Linie — *Hals sehr lang und dünn* — Spiegel grün und röthlich kupferglänzend, oben strohgelb, unten schwarz und weiss gesäumt — Schwanz lang und zugespitzt mit zwey schwarzgrün glänzenden, einige Zolle vorragenden, Mittelfedern — Füsse graugrünlich (nicht aschgrau nach mehrern Schriftstellern) — Oberleib mit weissen und graubraunen Wellenlinien — Vorderhals, Brust und Unterleib weiss.

Weibchen: Kopf, Oberleib, überhaupt die Hauptfarbe lerchengrau, gewölkt und durchschossen — Unterleib bräunlich schmutzig weiss — Hals mittelmässig lang — Schwanz zugespitzt ohne vorragende Mittelfedern — Füsse wie am Männchen — Spiegel ein undeutliches Gemisch aus braun, grau und strohgelb (bey sehr alten wie am Männchen).

Auch die *sechste* Kupfertafel, welche beide Geschlechter des *Bergfinken (Fringilla montifringilla)* enthält, macht Künstlern und Herausgebern Ehre. Es ist auch keine Feder verfehlt.

Im *IX*. Hefte steht auf der *ersten* Kupfertafel der *Adler mit den weissen Augenkreisen (Aquila leucamphomma Bekkeri)*, den *Bechstein* in seinem ornithologischen Taschenbuche *Falco (Aquila) leucopsis* nennt. Es ist das Weibchen, und nur ein flüchtiger Blick zeigt, dass dieser Vogel eine eigene Art und nicht der *Flussadler (Falco Haliaetos, Lin.)*, der als Männchen und Weibchen auf der *zweyten* und *dritten* Kupfertafel abgebildet steht, ist. Rec. kennt diesen Vogel auch, und kann versichern, dass die Figur sehr treu ist, obgleich sein Vogel etwas dunkler auf dem Rücken war, und am Unterleibe eine etwas dichtere Zeichnung hatte; vielleicht dass diess den Unterschied des Geschlechts ausmacht, wie bey *Falco apivorus*. Dieser seltne Vogel wird hier folgender Massen beschrieben. *Kennzeichen der Art:* Kopf und Hals stark, erster platt gedrückt, mit Pfeilspitzen, am Hinterkopfe wegstarrenden Federn; Wachshaut und etwas lange geschuppte Fusswurzeln blassblau; Augenkreise *weiss und wollig*. *Beschreibung:* des Weibchens Länge von der gekrümmten Schnabelspitze bis zum Schwanzende ist 2 Fuss 8 Zoll; die grossen Flügel klaftern 6 Fuss 11 Zoll, ragen gefaltet ein wenig über die Schwanzspitze, und hängen, ohne von den Seitenfedern des Körpers (Flügeltragfedern) unterstützt zu werden; jedoch am Schwingenende gekreuzt, am Körper. Der Schnabel ist stark, zahnlos und bläulich hornfarben; der Augenstern hochgelb; die Wachshaut und die etwas langen, jedoch stämmigen, klein geschuppten nackten Fusswurzeln sind schwach blau, und die Fersen vorn herein mit einigen Federn bedeckt. Die Gegend um die Augen ist 6 Linien breit *rings herum* mit weissen wollartigen Federn (Flaum) versehen; die Stirn einige Linien breit weiss mit einzeln eingestreuten Borstenfedern; der Kopf sammt dem ganzen Oberleibe rostbraun; die Schwungfedern dunkelbraun, und die der zweyten Ordnung schmal weiss gesäumt; die Kehle weisslich mit schmalen rostfarbigen Federchen;

chen; der Brustfleck rostfarben; Unterleib und Schenkelfedern weiss mit einzelnen, pfeilartigen schwach rostfarbigen Querflecken; der Schwanz auf seiner Oberseite dunkelbraun mit schmaler weisser Kante, auf der Unterseite aber schmutzig weiss. Die gebogenen schwarzen Krallen sind nach Verhältniss der körperlichen Grösse nicht sonderlich stark.

In der *vierten* und *fünften* Abbildung und der dazu gehörigen Beschreibung erhalten wir eine treue Schilderung der *weißäugigen Ente (Anas leucophthalmos, Borkhausen)*, die *Naumann* Moorente nennt, und die wahrscheinlich nichts anders als die *Anas Nyraca* ist, die *Güldenstädt* im 12. Bande der neuen Abhandlungen der Petersburger Akademie S. 403. beschrieben hat, und die von da ins System gekommen und von andern Schriftstellern aufgeführt worden ist. Sie ist in Deutschland manches Jahr im Sommer und Winter nicht selten. Die *Kennzeichen* sind:

Männchen: Der auf dem Scheitel etwas geschopfte, auf den Seiten zusammengedrückte Kopf, der Hals und die Brust schön rothbraun; Oberleib und ein 6 Linien breiter Ring um den Hals schwarzbraun, ersterer mit dunkelgrünem Schiller; Bauch weiss; Seidenfedern und das *Crissum* schmutzig rostbraun; *Stern im Auge*, Flügelspiegel, *ein kleiner Kinnfleck* und *die untern Beckfedern der Schwanzwurzel rein weiss*; Füsse dunkelgrünlich.

Weibchen: Alle braun gezeichneten Theile des Männchens sind hier dunkler, schmutziger und wie verwaschen, die Federn mit hellerm Rande; der Halsring fehlt; Bauch schmutzig weiss; Schwungfedern der dritten Ordnung mit einzelnen silberfarbenen Lichtern.

Auf der *sechsten* Kupfertafel finden wir den *gemeinen Seidenschwanz*, und zwar den etwas versteckten Unterschied zwischen Männchen und Weibchen sehr deutlich dargestellt. Wollte jemand an diesen schönen Figuren etwas aussetzen: so würde es etwa die allzu grosse Lebhaftigkeit seyn, die sie in der Stellung und dem ganzen Charakter zeigen: denn bekanntlich ist der Seidenschwanz ein ganz harmloser träger Vogel.

Auf dem Umschlag zu diesem Hefte suchen sich die Vff. in einer *Nachricht an den Leser* gegen einige Erinnerungen des Rec. bey den vorhergehenden Heften, vorzüglich gegen die zu vertheidigen, nach welcher er wünschte, dass sie wo möglich, beide Geschlechter von Vögeln, die in der Gestalt und Farbe von einander abweichen, zu gleicher Zeit in Abbildungen lieferten. Allein die Gründe, die sie vorbringen, haben Rec. nicht ganz gnügen wollen. Er ist aber schon zufrieden, da er in dieser Hinsicht seinen Wunsch, und gewiss den Wunsch vieler Käufer dieses vortrefflichen Werks bey diesen neuen Heften, so viel als möglich, erfüllt sieht.

Das *X.* Heft ist bereits A. L. Z. 1805. Num. 145. angezeigt.

Im *XI.* Heft wird sowohl die *erste* und *zweyte* Kupfertafel, welche die beiden Geschlechter des *weisslichen Bussards (Falco albidus)* darstellt, als auch die Beschreibung dazu den Ornithonologen sehr interessiren: denn hier sieht er es treu vor Augen gemalt, dass dieser Raubvogel *specifisch* von dem *Mäusebussard (Falco Buteo)* verschieden und keine *Varietät* desselben ist. Seine *Differentia specifica* wird folgender Gestalt festgesetzt: Mit glatter schwefelgelber Wachshaut — schwach gezähntem Schnabel — kurzen, mittelmässig starken, und schwefelgelben Fusswurzeln — weissem, mit braunen Flecken besetztem, Körper und einigen mittlern Schwanzfedern, die auf gelblichweissem Grunde, schmale braune, jedoch *am Schafte abgesetzte* Querstreifen haben. Noch näher unterscheidet sich *F. albidus* von *F. Buteo* in folgendem. a. *In Hinsicht der Form der Wachshaut:* bey *F. Buteo* ist sie etwas erhaben oder bucklich, bey *F. albidus* aber eben und glatt. Auch die Farbe ist bey diesem immer heller gelb, wo sie dort, vorzüglich bey alten Vögeln, ins orangefarbene spielt. b. *In Hinsicht der Fänge:* sie sind bey *F. albidus* etwas schmächtiger, und auch ihre gelbe Farbe ist heller. Die dicke Erhabenheit an den Wurzeln der drey Vorderzehen ist übrigens der von *F. Buteo* gleich. c. *In Rücksicht des Auges:* *F. albidus* hat schon im ersten Jahre gelbe Sterne, da, wo sie bey *F. Buteo* in diesem Alter graulich, und späterhin nur grünlich grau sind. d. *In Rücksicht des Kopfs:* er ist bey *F. albidus* kleiner und matter als bey *F. Buteo.* e. *In Rücksicht der körperlichen Grösse:* *F. albidus* ist in allen körperlichen Verhältnissen immer kleiner als *F. Buteo.* f. *In Rücksicht des gezeichneten Schwanzes:* bey *F. albidus* sind die Querbänder am Schafte *abgesetzt*, und dieser bey allen hierher gehörigen Exemplaren — ihr Alter mag so verschieden seyn als es wolle — eintreffende Umstand ist ein Hauptcriterium dieses Raubvogels. Bey *F. Buteo* sind die Querbänder nicht abgesetzt, näher an einander gereiht und daher zahlreicher. — Das abgebildete und beschriebene *Männchen* scheint noch nicht seine ausgebildete Farbe zu haben, wie *Rec.* an dem Exemplare dieses Vogels sieht, das er vor sich stehen hat, welcher drey Jahre lang in einem nahen Buchenwalde horstete, und erst in diesem Frühjahre von ihm erlegt wurde. Die Vff. beschreiben ihr *Männchen* so: Kopf, Nacken und Rücken sind weiss, ersterer auf seinem Scheitel mit einzelnen kleinen braunen Punkten und Streifen bezeichnet, die dem Nacken entlang, in häufigern und grössern braunen, kaum mit einigem Weiss — welches die schmalen Ränder einzelner Federn bilden — durchschossene Flecken sich zeigen, und auf dem Rücken wieder mit mehrerm Weiss beleuchtet sind. Das Kinn ist rein weiss, die Brust und der Unterleib gelblich weiss und auf beiden Seiten derselben stehen herz- und rautenförmige braune Flecken und schmale Striche, und solche Striche ziehen an manchen Exemplaren auch an beiden Seiten des Schnabelwinkels gegen die Brustseiten herab. Die Flügel u. s. w. An *Rec.* Exemplare sind Oberhals, Oberrücken, Schultern und die kleinen Deckfedern der Flügel oder der ganze Mantel gelblich weiss; nur der Kopf ist dunkelbraun gefleckt und die Deckfedern der Flügel haben schmale, feine dunkelbraune Strichelchen. Der Unterleib ist ebenfalls gelblichweiss, nur an der Gurgel und den Seiten der Oberbrust mit grossen

halb

halb eyrunden braunen Flecken besetzt; der Schwanz ist oben in seinem hellen Grunde fuchsroth überzogen u. s. w. Die *dritte* Kupfertafel enthält den männlichen und weiblichen *gemeinen Eisvogel (Alcedo Ispida)* nach seinen Geschlechtsfarben sehr sauber dargestellt. Auf der *vierten* und *fünften* Kupfertafel findet man das Männchen und Weibchen des *Gänsesägers (Mergus Merganser)* abgebildet, und es wird dabey aus Erfahrung deutlich gezeigt, dass *Mergus Castor, Linn.* entweder ein junges Männchen oder das alte Weibchen von *Mergus Merganser* sey, wohin auch *M. Gulo Scopoli* gehört. Eben so ist *Mergus rubricapillus, Brünnichs* offenbar ein junges Männchen. Auf der *sechsten* Kupfertafel ist der *Feldsperling (Fringilla montana)* nach seinen beiden Geschlechtern unübertreffbar abgebildet.

Im *XII.* Heft enthält die *erste* Kupfertafel das Männchen und die *zweyte* das Weibchen des *Uhus (Strix Bubo)*. Hier ist sowohl in der Abbildung als Beschreibung die Farbenverschiedenheit des Geschlechts, die man in andern Werken so wenig bemerklich gemacht findet, deutlich angegeben. Auf der *dritten* und *vierten* Kupfertafel befindet sich das Männchen und Weibchen der *Quackente (Anas Clangula)*. Die Kennzeichen des männlichen und weiblichen Geschlechts sind gut aus einander gesetzt, und bey der Lebensart auch manche neue Beobachtung eingeschaltet. Die *fünfte* und *sechste* Kupfertafel stellt das Männchen und Weibchen des *gehäubten Steißfußes (Podiceps cristatus)* vor. Der *Erztaucher (Podiceps s. Colymbus Urinator)* wird auch hier, wie es von *Latham* bereits geschehen ist, für einen jungen Vogel dieser Art gehalten.

Leipzig, b. Crusius: *Gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands nach allen drey Reichen* von *J. M. Bechstein. Zweyte* vermehrte u. verbesserte Ausgabe. *Erster* Band. 1804. 1355 S. *Zweyter* Band. 1805. 1346 S. 8. m. Kupfern. (8 Rthlr. 18 gr.)

Diese *zweyte* Auflage eines bekannten vortrefflichen Werks (vergl. A. L. Z. 1790. Num. 82. und 1792. Num. 265.) erscheint hier in manchen Stücken verändert. Wir wollen diese Aenderungen kurz anführen und beurtheilen. In dem *ersten* Theile ist, statt der mit Recht verworfenen Linneischen Eintheilung der Säugthiere, eine andere gewählt worden, welche mehr mit der Blumenbachschen übereinstimmt. Der Vf. theilt die Säugthiere in vier Ordnungen: in Thiere mit Hufen, mit Zehen, mit Flughäuten und mit Flossenfüssen. Den Elephanten, Rhinoceros u. s. w. bringt er zu den Thieren mit vielen Hufen; aber wenn man diesen Hufe zuschreibt, so möchte wohl der Begriff von Huf schwer zu bestimmen seyn. Huf ist eigentlich eine hornartige Scheide, welche mehrere *phalanges digitorum* umhüllt, und eine solche fehlt dem Elephanten gänzlich. Uebrigens sind die Abschnitte dieser Ordnungen die bekannten fast allgemein angenommnen. In den Beschreibungen der einzelnen Arten bemerkt man auch hin und wieder Zusätze und Verbesserungen. Eine ganz neue Art ist hier unter dem Namen *Vespertilio Myotis* aufgeführt, welche man sonst, und Bechstein selbst, für eine grosse Abart der gemeinen Fledermaus (*Vespertilio murinus*) hielt. Dass beide Arten verschieden sind, bezweifelt Rec. nicht, glaubt aber, dass *V. Myotis* unsers Vfs. die wahre *V. murinus Linn.* sey. Das Synonym von Frisch sowohl als von Edwards, welche Linné bey *V. murinus* anführt, gehören zu *V. Myotis*, und Linné sagt ausdrücklich von *V. murinus: aestate foetens*. Einer genauen Revision und einer mehr wissenschaftlichen Darstellung bedarf das Veterinarische in diesem Theile, welches der Vf. hoffentlich bey einer folgenden Ausgabe verbessern wird. Auch müssen wir ihn auf solche Stellen aufmerksam machen, wo chemische und physische Kenntnisse erfordert werden. Es ist z. B. ganz der Theorie zuwider, dass die Katzen wegen ihres elektrischen Felles den Blitzstrahl anziehen; vielmehr zieht es als Nichtleiter die Elektricität weniger an, als die Felle anderer Thiere, welche besser leiten. Es ist unstreitig ein Vorurtheil, dass das Gehirn der Katzen giftig sey, und der Vf. hätte es als ein solches rügen sollen. Doch dieses sind kleine Flecken — Die Naturgeschichte der Vögel hat noch mehr Veränderungen, sowohl in der Anordnung als dem Einzelnen erlitten. Das System ist das Lathamsche mit einigen Veränderungen. Neu aufgenommen sind: der weisköpfige Geyer (*Vultur leucocephalus*), wobey sich eine vortreffliche Auseinandersetzung der verwandten Arten findet; der Alpengeyer (*Vultur Trencalos Bechst.*), Buffons *Percnoptere*, nicht Linné's *Percnopterus*; der Adler mit weissem Augenkreise (*Falco leucopsis Bechst.*); der weissliche Bussard (*F. albidus Gm.?*); der grauschnäbliche Bussard (*F. poliorhynchos Bechst.*); die Rohrweyhe (*F. arundinaceus B.*); die braune Weyhe (*F. fuscus Merrem*, eigentlich *brunneus Merr.*); der rothfüssige Falke (*F. rufipes Beseke*); der isländische Falke (*F. islandicus Gmel.*); der Geyerfalke (*F. candicans* und *F. lanarius Gmel.*); der Schlechtfalke (*F. Gyrfalco L.*); die kurzöhrige Ohreule (*Strix brachyotos Gmel.*); die krainische Ohreule (*Str. carniolica Gmel.*); der Zwergkauz (*Str. pygmea Bechst.*), eine noch nirgends beschriebene Art; der grauköpfige Specht (*Picus canus Gmel.*); der Elsterspecht (*P. leuconotus B.*); die Steinkrähe (*Corvus Graculus L.*). Es ist sehr zu billigen, dass der Vf. sowohl die deutschen als lateinischen Namen, den angenommenen Regeln des Systems gemäßer gebildet hat; wir wünschen, dass er in der Folge auch die schlecht gebildeten, im ornithologischen Taschenbuche gebrauchten, Gattungsnamen *Sylvia, Saxicola* und *Arenaria* ändern möge, und schlagen dafür die wohlklingenden Wörter *Philomele, Laidion* und *Ammitis* vor. *Falco Melanaëtos* wird jetzt mit Recht zu *F. ossifragus* gebracht; Linné's Beschreibung passt nur auf diesen. *Falco leucocephalus* von Gmelin ist ein Gemenge zweyer Arten; der von Catesby abgebildete ist von dem deutschen ganz verschieden; daher muss für diesen der Name *F. Albicilla* bleiben.

Rec.

Rec. hat einen *Falco naevius* vor sich, dem die weissen, als charakteristisch angegebenen, Flecken fehlen; der gestreckte aber kleinere Körper, als an *F. fulvus*, die langen dünnen, bis an die Zehen befiederten, Beine zeichnen ihn hinlänglich aus. Bechstein verbindet *F. maculatus* und *Mogilnik Gmel.* damit. *Falco leucopsis* oder *leucamphomma* ist auch in Mecklenburg geschossen worden. *Falco carolinensis* ist gewiss von *Haliaetos* verschieden, obgleich eine verwandte Art; nie ist der Kopf, selbst an dem jungen Flussadler, so weiss; auch fehlt der schwarze Streif am Halse dem Flussadler gänzlich. Rec., welcher den echten *Falco ater* vor sich hat, kann sich nicht entschliessen, ihn als Abänderung, oder, wie Bechstein will, als junges Weibchen zu *F. Milvus* zu rechnen; der Kopf ist auffallend kleiner, da er sonst an jungen Falken verhältnissmässig grösser zu seyn pflegt, die Schwungfedern ragen über die mittelsten Schwanzfedern hervor und gleichen fast den äussern; die Füsse sind nicht so weit befiedert, als an *F. Milvus*, der ganze Körperbau ist verschieden. Die hier gelieferte Abbildung vom schwarzen Milan ist ganz falsch. Linné's *F. apivorus Fn. suec.* gehört ohne Zweifel zum *F. poliorhynchos* des Vfs.; aber die Synonyma zum gewöhnlich sogenannten *F. apivorus*, welcher sehr variirt, aber sehr leicht an den befiederten, nicht behaarten, Wangen zu kennen ist. Rec. hat ein fast ganz braunes Exemplar mit einzelnen weissen Flecken vor sich. *Falco arundinaceus* scheint wirklich nicht von *F. aeruginosus* verschieden; der letzte kommt mit weisser und gelblich weisser Scheitel vor. Fast möchte Rec. mit Naumann auch den *Falco rufus* mit *F. aeruginosus* vereinigen; indessen ist der Halskragen ausgezeichneter. *F. Subbuteo maior* der ersten Ausgabe heisst jetzt *F. abietinus* und die Unterscheidungszeichen desselben von *F. peregrinus* (unter welchem Namen er in der deutschen Ornithologie abgebildet ist) werden angegeben. Die Eule, welche hier unter dem Namen *Strix hudsonia* beschrieben wird, ist ein sehr schwer zu bestimmender Vogel. Rec. hat einen vor sich, ausgezeichnet durch den ungemein langen keilförmigen Schwanz, und auch sonst dem hier beschriebenen sehr ähnlich; aber Kopf und Oberhals sind mehr braun und weiss marmorirt, der breite Streif am Halse ist einfärbig schwarz. Wahrscheinlich ist dieses *Str. funerea Fn. suec.* Aber die Abbildung von Edwards, bey *Str. hudsonia* citirt, stellt einen ganz andern Vogel dar, der bey weitem keinen so langen Schwanz hat. Es bleiben also wenigstens zwey sehr verschiedene Arten übrig, von welchen die eine, von Edwards beschriebene, den Namen *St. hudsonia* behalten muss. *Corvus Graculus* ist hier sehr schlecht, besser im ornithologischen Taschenbuche abgebildet. *Oriolus Galbula* wird sehr gut zur Gattung *Coracias* gezogen. Die Neuntödter hingegen stehen nicht gut unter den krähenartigen Vögeln, mit welchen sie wenig gemein haben; sie sind Mitteldinge zwischen den Raubvögeln und Sangvögeln, und den beiden Gattungen *Ampelis* und *Muscicapa* am nächsten verwandt. Weiter als bis auf die krähenartigen Vögel geht der *zweyte* Band nicht, dem alle Untereintheilungen, zur grossen Unbequemlichkeit der Besitzer, fehlen.

Berlin, b. Pauli: *Hn. von Buffons Naturgeschichte der Vögel.* Aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen, Zusätzen und vielen Kupfern vermehrt durch *Bernhard Christian Otto*, d. W. u. A. Doct., Prof. d. Arzneywissensch. zu Frankfurt a. d. Oder, u. s. w. *Ein und dreyssigster* Band. 1804. 336 S. u. 38 Kupfer. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Dieser Band einer hinlänglich bekannten Uebersetzung der *Buffonschen Histoire naturelle des Oiseaux* umfasst die Seeschwalben, Tropikvögel, Tölpel, Fregatten und Mewen, und ist sehr reich an schätzbaren Zusätzen des Uebersetzers, die dieser theils aus eigner Beobachtung, theils aus andern Schriftstellern entlehnte. Nur die ersten wollen wir hier erwähnen. Eigne Beschreibungen und Nachrichten von der Lebensart der *großen Seeschwalbe*, *Sterna Hirundo*, der *kleinen*, *S. minuta*, der *schwarzen*, *S. fissipes*, der *kaspischen*, *S. caspica* und der *kentischen* oder, wie sie Hr. O. nannte, *stübberschen*, *S. cantica*, die eignen Abbildungen der beiden letztern, so wie der Eyer aller eben genannter Arten von Seeschwalben, die Beschreibungen der *graubraunen Mewe Lacus fuscus*, der *Kittivake*, *L. tridactylus*, der *großen grauen Mewe*, und die mitgetheilten Nachrichten von der *Lachmewe*, *L. ridibundus* und die Abbildung des Eyes der graubraunen Mewe verdienen vorzüglich unsern Dank. *Sterna fissipes* und *nigra*, *S. alba* und *candida*, *S. fuscata* und *spadicea* sind nach Hn. O. Muthmassungen zu einerley Arten zu vereinigen. Brissons aschgraue Seeschwalbe, *S. cinerea*, ist vielleicht eine junge Lachmewe. Die Beschreibungen von *Sterna metopoleucos* und *sinensis* lassen sich der kleinen Seeschwalbe anpassen. Martens sogenannter Bürgermeister scheint dem Uebers. *L. marinus*, Oedmanns *L. glaucus* ein alter, und die gefleckte Mewe *Larus naevius* ein junger Vogel eben dieser Art zu seyn. Brissons *Gavia cinerea minor* endlich, welche Hr. Oedmann für einen *L. tridactylus* hielt, möchte Hr. Otto lieber für einen alten *Larus Rissa* ansehen. Durch einen sonderbaren Druckfehler sind die Synonymen des *Larus marinus* unter die allgemeine Geschichte der Seeschwalben gerathen.

* * *

Berlin, b. Maurer: *Sagen der Vorzeit* von *Veit Weber*. *Siebenter* Band, enthält 1. der Fündling von Egisheim; 2. Glaubensmuth; 3. Nackt und bloss. 1798. 366 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. Num. 244.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 15. März 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, b. Himburg: *Reise durch einen Theil von Deutschland, Helvetien und Oberitalien im Sommer* 1803. In Briefen an einen Freund. *Drittes* Bändchen. 1806. XII u. 262 S. kl. 8. m. 5 Kpf.

Dieser letzte Theil der, (A. L. Z. 1804. Num. 269.) von uns angezeigten Reise des königl. preuss. Majors *von Menu*, verdient vollkommen das damals ertheilte Lob eines lehrreichen Inhalts, einer besondern Aufmerksamkeit auf Kriegsschauplätze und guten moralischen Stimmung. *Sieben* Briefe enthalten die Reise von Genf nach Frankfurt; S. 240. bis zu Ende sind Bemerkungen eines französischen Officiers über die Schlacht bey *Hohenlinden*. Aus diesen ist zu sehen, wie viel Theil an dem Sieg dem General Richepanse zukommt, welcher sich sehr früh am Eingange des Waldes von Mattenpöt im Rücken des feindlichen Centrums zeigte; durch seine Operation schien das Treffen schon entschieden. *Qu'en pensez vous, camarades?* rief Richepanse. *Ils sont F.., Général*, antworteten die Grenadiers. Ehe Moreau dieses wissen konnte, formirte er zwey Divisionen in Colonnen und warf den Feind in den Wald zurück. Die verschneyten, schlimmen Wege hielten eine starke Colonne, welche die Oestreicher decken sollte, auf. Man sieht nicht, ob diese bey den 80000 mitgezählt wird, welche als die Streitmacht dieses Tages wider die 60000 Franzosen angegeben werden. Ein anderer, wohl behandelter Punkt der Kriegsgeschichte ist der *Hüninger Brückenkopf*, welcher (Gott weiss warum) drey Monate lang die Beschäftigung eines Heeres wurde, welches die Zeit so viel besser hätte anwenden können. Bonaparte hatte damals kaum noch 40000 Mann. Die Reisebeschreibung selbst wird, wie wir es gewohnt sind, von merkwürdigen Digressionen unterbrochen. Eine derselben betrifft *Hannibals* Zug über die Alpen; *entschieden* wird freylich nichts. Dass er zu Lyon war, scheint auch uns nach Livius kaum zu bezweifeln. Wir würden auch *Whitaker'n*, der ihn Genf zuführt und welchem die Arve die Druentia wird, *so* weit nicht ungern folgen: bis an den grossen Bernhardsberg ist es uns *zu* weit. Wie sollte der lemanische See ungenannt geblieben seyn! Eher zog er durch Savoyen, über den Mont Cenis, den Argentiere, wer weiss nach welchem Geschick, durch die kaum gebahnten Strassen! Kein Mensch hätte des Bernhardtsberges gedacht, ohne den Irrthum mit dem penninischen Gott. Von *Voltaire's* Tod kommen aus *Vanières* Handschrift noch interessante Züge; selbst seinen Feinden mag er bedauerlich vorkommen; das schnöde Weib, die Denis, welche des Greises und des für sie langweiligen Ferney satt war, hat ihn unverantwortlich behandelt. Es ist nicht wahr, dass er die Wünsche der Pfaffen erfüllt: *Laissez moi mourir en paix*, sagte er dem Pfarrer von S. Sulpice, und verunreinigte ihm die Calotte. Von Genf wird gesagt, seit es Departementsstadt ist, steige die Bevölkerung; übrigens halten die Genfer ihre Nationalfeste, ohne sonderliche Theilnehmung an den französischen. Es wird hier von römischen Alterthümern, die erst gefunden worden, und von der Natur unendlich ältern Ruinen auf dem Salève gehandelt, auch von beiden durch wohlgerathene Kupfer ein Begriff gegeben. Die Brücke bey S. Maurice, deren Bogen einen Raum von hundert dreyssig Fuss umspannt, hält der Vf. mit Recht für römisch. Durch die ganze Wadt und weiter ist es angenehm dem Vf. zu folgen, wie er die Spuren des Römerreichs und seiner versunkenen Pracht anzeigt. Obwohl Kehl, Philippsburg, Frankfurt, ihn auf die militärischen Gegenstände zurückführen, vergisst er jene nicht. Ueberall bleibt er als Beobachter und liebenswürdiger Mann sich gleich.

Es sind ihm, wie auf Reisen wohl geschieht, einige, leicht zu verbessernde, Fehler entgangen. Die Escalade wurde, unsers Wissens, nicht 1702 (S. 46.), sondern nach der Sardinischen Theilnahme an der Beruhigung Genfs 1782 abgeschafft (so dass altvaterländische Bürger sie zu Hause doch feyerten). Nicht Hauptort (S. 79.), sondern nur die gegen Helvetien äusserste Stadt der Allobrogen war Genf; jener Name kommt eher Vienna zu. S. 81. wäre die Erzählung, „wie nach den Römern Genf zuletzt in die Hände der *deutschen* Kaiser gefallen, und *aus deren Gewalt* in die der burgundischen Könige übergegangen, worauf gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts die *Franzosen* (Franken) sie erobert, und gegen Ende des achten Jahrhunderts auf seinem Zuge nach Italien Karl der Grosse sie eingenommen" u. s. f. als eine

eine in der Druckerey begangene Verwirrung zu betrachten; der Vf. weiss wohl, dass vor den Burgundern keine deutschen Kaiser gewesen, auch Karl der Grosse eine zu Frankreich gehörige Stadt nicht einzunehmen brauchte. Genf blieb römisch bis auf die Burgundionen; unter diesen, bis auf die Franken; unter diesen bis auf das neuburgundische Reich. S. 124. sind die grossen Zahlen dahin zu berichtigen, dass von dem Einkommen aus der Wadt für Bern hundert und funfzig (nicht 900) tausend Franken übrig zu bleiben pflegten: auch hätte wohl können bemerkt werden, dass das Land in einem nicht eben erschöpften, bedauernswürdigen Zustande aus der Hand seiner Obern hervorging. Doch, der Vf. meldet, was man ihm sagte, und erkennt im übrigen wohl, dass die Revolution auch hier nicht die gesegnetesten Folgen zurückgelassen. Die Belagerung von Murten hat nicht (S. 134.) am 16. März 1476, sondern am 10. Juny angefangen. Wie könnte *Haller* über denselben Sieg gesungen haben:

Die Eintracht schlug den Feind, den nur sein Bund belebte.

Er sprach, von den Eidgenossen redend:

Die Eintracht schlug den Feind, *die ihren Arm belebte.*

Auch nicht *Hier liegt das grosse* — sondern das *kühne* Heer; und nicht *Lernt Schweizer eure Macht* — *Kennt, Brüder,* sagt er, *eure Macht.* Prinz Friedrich von Oranien (S. 197.) ist nicht vor Philippsburg, sondern zu Padova vor Ausbruch des zweyten Krieges gestorben.

Des Guten und Wahren, wir sagten es, ist weit mehr, und man sieht einen auf das praktische gerichteten Sinn. Hiebey erinnern wir uns der guten Schilderung von den Löschanstalten zu Genf S. 48—54. Bey diesem Anlass gedenkt der Vf. einer Feuersbrunst, welche den grössten Theil eines Städtchens verzehrt, „weil die Einwohner, statt nach der Brandstelle hinzueilen und da zu löschen, erst jeder seine Habseligkeiten habe retten wollen, und lieber in dem allgemeinen Unglück mit umkam, als dass er mit vereinter Kraft dasselbe von sich und von seinen Nachbaren abzuhalten gesucht hätte." Ist das nicht ein allegorisches Gemälde des gegenwärtigen Zustandes von Europa?

BRAUNSCHWEIG, b. Culemann: *Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg* von *G. Hassel* und *K. Bege. Zweyter* Band, welcher die Topographie des Schöningischen, Harz- und Weser-Bezirks, des Amts Thedinghausen, Communion Unterharzes, Fürstenthums Blankenburg und Stiftsamts Walkenried enthält. 1803. 394 S. nebst Register über beide Theile. 8.

Auch dieser Band enthält eine sehr detaillirte Beschreibung aller hier angegebenen Bezirke mit den darin befindlichen Städten, Stiftern und Klöstern, fürstlichen und adlichen Gerichten und Aemtern. Voran steht nicht bloss bey den Kreisen, sondern auch bey den Städten, Stiftern und Aemtern die Angabe der Landkarten und Zeichnungen, auch der gedruckten und handschriftlichen Nachrichten, welche dabey, und zwar, wie es Rec. scheint, hier mehr, als im vorigen Bande, gebraucht worden sind. Wenigstens findet man hier mehrere Nachrichten aus der alten Geographie von der Lage der Gauen, von alten Schlössern und Ruinen, Feldmarken, alter zerstörter Dörfer, ehemaligen Namen der Oerter, und andere Merkwürdigkeiten, die die Vff. aus Büchern genommen zu haben scheinen. Dass sie übrigens auch hier viele schriftliche an Ort und Stelle von Sachkundigen aufgesetzte Nachrichten gehabt haben, sieht man sehr deutlich aus der bestimmten Angabe der Grösse der Ländereyen nach Morgenzahl, der Volksmenge nach den neuesten Zählungsregistern, und den vorzüglichern Beschäftigungen in einzelnen Dörfern, worauf der jetzige Wohlstand ihrer Einwohner beruht. Sicher aber kommen, wie wohl zu erwarten war, nicht alle Nachrichten, welche die Vff. aufgenommen haben, von Sachkundigen her, und es gibt noch vieles darin zu berichtigen. Möchten doch diejenigen, die dazu im Stande sind, die Mühe über sich nehmen, und den Vff. ihre Berichtigungen zuschicken, damit diess schätzbare Buch durch einige Bogen Verbesserungen und Zusätze für die jetzigen Besitzer, die solche gern kaufen würden, und für eine *zweyte* Auflage, die wahrscheinlich dadurch beschleunigt werden würde, die zu wünschende Vollständigkeit erhielte. Rec. will nur einiges, was ihm bey dem Durchlesen aufgefallen ist, hier anführen.

Gleich anfangs scheinen die Vff. die Benennungen: Schöningischer und Elm-Bezirk, Wolfenbüttelscher und Ocker-Bezirk für einerley zu halten. Das ist aber der Fall nicht. Der Elm liegt im Schöningischen, und das Okerthal im Wolfenbüttelschen Distrikt; aber diese eingeführte Namen mit jenen willkürlichen zu vertauschen, steht dem Schriftsteller nicht frey. Von Schöningen wird gesagt, dass es schon im Jahr 744 und 748 als *Villa* oder Maierhof vorhanden gewesen, dass mehrere (?) deutsche Könige sich darin aufgehalten, und aus Otto's III. Zeiten sich mehrere von Schöningen aus datirte Urkunden finden. Botho in Leibnitz script. Brunsv. T. III. p. 305. sagt, dass im J. 927 vom König Heinrich vor dem Elm an dem Bach Missau, wo er die Ungern geschlagen, die Stadt gebauet worden, die er *Scheyningh* genannt, weil die bey seinem Heere befindlichen Herren und Fürsten auf die Ankündigung, mit den 4000 Mann von den 12000, die bey ihm geblieben waren, das 50000 Mann starke Heer der Ungern anzugreifen, gesagt: Herr Keyser, dat will jük nicht *bescheyn;* er aber geantwortet: dat schall *scheyn,* weel Gott! Ein höheres Alter also dem Orte beyzulegen, ist unwahrscheinlich; und wenn der Abt *Rhegino,* der erste, der dieses Orts erwähnt, das Jahr 742 angibt, wo Pipin in der Verfolgung seines Bruders Gripho durch Thüringen und Sachsen

Sachsen an den Fluss Mussaha (Missau) in ein Dorf (*vicus*, nicht *villa*) gekommen, welches Schabaningi heisst: so kann Rhegino, der im zehnten Jahrhundert lebte, vielleicht den zu seiner Zeit bekannten Namen des Dorfs gebraucht haben, um die Gegend genauer zu bestimmen, wo Pipin hingekommen ist. Auch ist bey Eccard Hist. Med. T. I. p. 138. nicht einmal der Ausdruck *vicus*, sondern es heisst *Pipinus Anno 747 in saxoniam interivit usque ad fluvium Missaha, in loco qui dicitur Scannigge*, u. s. w. Was Botho eine kleine Stadt nennt, heisst bey dem Rhegino *vicus*, und dieser Ausdruck passt auf mehrere Städte, die Heinrich gebauet hat. Vielleicht eine blosse Mauer oder auch nur ein Pfahlwerk (*Pfahlbürgel vor der Stadt*) um den Ort machte denselben zur Stadt. Schöningen hatte indess ehemals hohe Mauern, Wall und Graben. Was hier von dem *Kotilgarten*, wo die deutschen Monarchen aus der sächsischen und fränkischen Monarchie, wo nicht ein *palatium regium*, doch einen Absteigeort gehabt haben sollen, gesagt wird, ist Rec. unbekannt. Er hat von einem solchen Orte nichts gehört, es müsste denn der sogenante Kettel(Kessel)garten seyn, der in der Gegend des Klosters liegt.

Bey dem Amte Hessen sind zwar die Herren von Hessen aus dem zwölften und dreyzehnten Jahrhundert genannt; dass aber Hessen ehemals die Residenz des Assio (den gleichzeitige Schriftsteller auch Hassio, Hesso, nennen) Herzogs der Ostfalen zur Zeit Karls des Grossen, und im siebenzehnten Jahrhundert ein glänzendes Lustschloss der Herzoge von Braunschweig gewesen, in dessen berühmten Garten die deutsche Gartencultur so viel gewonnen, sagen uns die Vff. nicht. Jenes wissen wir unter andern aus Scheids Bibl. histor. Goetting. S. 38, wo der Zug Karls des Grossen nach Sachsen im Jahr 775 beschrieben wird. An der Ocker, wo jetzt Braunschweig liegt, kamen die Ostfalen (*Austreleudi Saxones*) mit ihrem Anführer Hassio oder Hesso zu Karln, und gaben ihm Geisseln. Reineccius (*in not. ad Poetam Anonym. Saxonum* p. 12.) meynt, dass das Amt Hessen im Fürstenthum Wolfenbüttel, welches unter dem Namen Hessingau schon bey ältern Schriftstellern vorkommt, von ihm den Namen habe. Man sehe von ihm das 79ste, 80ste und 81ste Stück der Hannöverschen gelehrten Anzeigen vom Jahr 1752, und Braunschweigisches Magazin vom J. 1788, 17tes und 18tes Stück. Vom fürstlichen Garten aber zu Hessen die Beschreibung des fürstlichen Gärtners Joh. Royer, mit Angabe der sämmtlichen Gewächse, und ihrer Cultur vom Jahr 1607 bis 1651. Jetzt ist es ein Küchen- und Baumgarten, darin von der ehemaligen Herrlichkeit weiter nichts als ein Sonnenzeiger übrig ist, der wohl am wenigsten verdient hätte, erhalten zu werden, weil die Stunden, worauf der Schatten einer lothrechten Stange hinweiset, durch Buxbaum ausgedruckt sind. Hessen hat, wenn man die Schlosskirche, die jetzt zum Holzmagazin gebraucht wird, mit rechnet, 3 Kirchen, aber nur eine, darin öffentlicher Gottesdienst gehalten wird. Eine andere, die hier die obere Kirche heisst, ist die zum Armenhause gehörige Stiftskirche, darin der Hausverwalter Betstunden für die Armen hält. Die Vff. sagen: der Hausverwalter hält in der *Obernkirche* Betstunde. — Neben derselben steht die *Stiftskirche* — dieser letzte Ausdruck zeigt schon die Unrichtigkeit des ersten.

Im Harzdistrikt, wo die Abnahme der Forsten und des Bergbaues, der beiden Hauptquellen der Nahrungsquellen dieser Einwohner, offenbar abgenommen hat, hat doch die Zahl der Einwohner nach unsern Vff. zugenommen. Im J. 1793 setzen sie nämlich die Volksmenge auf 25007 Menschen und im J. 1799 auf 25614 Menschen. Man kann sich diess nur daraus erklären, dass das Spinnen und Leinewandbereiten hier und im Weserdistrikt mit immer grösserm Eifer betrieben wird. Auch hat der Herzog in dem letzten Jahr vorzüglich durch die Aemter Korn unter die Armen austheilen lassen. Uebrigens ist auch hier manches nicht genau ausgedrückt. Z. B. das Gericht Volkersheim soll zwischen den Aemtern Seesen und Lutter am Barenberge liegen, da es doch, wie sie nachher selbst angeben, ein Dreyeck bildet. Von dem Stifte Gandersheim hat der wohlunterrichtete Hr. Hofr. v. Strombeck in dem 30sten Stück des Braunschw. Magaz. v. J. 1803 schon viele erhebliche Berichtigungen angegeben. Manche Kleinigkeiten scheint indess Hr. Hofr. v. Strombeck nicht haben berühren zu wollen. So sollen die Mädchen von einem besondern Lehrer in der Tümmelburg unterrichtet werden. Die Tümmelburg ist aber ein abhängiger Platz vor der Abtey, wo sich die Jugend ohne Lehrer zu tummeln pflegt. Vorzüglich interessant sind die statistischen Nachrichten vom Weserdistrikt. In diesem Distrikte, den man insgemein für den ärmsten im Fürstenthum Wolfenbüttel hält, ist die Leinewandbereitung und der Handel damit in solchem Flore, dass man den Gewinn davon auf mehrere hundert tausend Thaler setzen kann. Das Amt Greene, welches doch nicht den beträchtlichsten Leinewandhandel treibt, gewinnt vielleicht mit den 24 dazu gehörigen Orten in guten Jahren damit 10000 Rthlr.: denn Wenzen liefert jährlich auf 3000 Stiege, Naensen auf 40 Stühlen einige tausend Stiege u. s. w., welches nach einer neuern Nachricht sich freylich nach der Flachsärnte richtet und nicht alle Jahr gleich ist. So ist in dem Jahre 1804 — 1805 in Wenzen der Ertrag nur 1500 Stiege greise und gebleichte Leinewand, in Naensen derselbe fast eben so gross, und in Greene an 2500 Stiege gewesen, welches der schlechten Flachsärnte dieses Jahres zuzuschreiben ist. Ueberhaupt sind solche statistische Angaben sehr unbeständig. In Brunsen ist ein Hof ausgelassen, der der steinerne Hof genannt wird, und mit zum Vorwerke Voldagsen gehört. Er begreift 7 Häuslinge, welche Herrendienste auf dem Vorwerke thun. Das Amt Wickensen, das grösste im Weserdistrikt, treibt unstreitig den stärksten Leinewandhandel, besonders zu Doohsen und Kirchbraak. Von jenem Orte sollen jährlich für beynahe 150,000 Rthlr.

grobe

grobe Leinewand nach Amsterdam, Lissabon, Cadix und Sevilla, und von diesem jährlich nicht unter 50000 Rthlr. und seit den Jahren 1800 — 1803 jährlich zwischen 100,000 und 120,000 Rthlr. Werth verschickt worden seyn. Im Amte Wickensen suchen sie auch das Siegesfeld des Germanicus, dessen Tacitus Ann. II. 16. gedenkt. Es heisst *campus Idistavisus*, nicht wie hier steht, *Idavistisus*. Es wird allgemein an dem westlichen Fusse der Bergkette des Idts gesetzt. Nach Overheids Specialkarte von der Grafschaft Pyrmont liegt *campus Idistavisus* bey Frenke an der Ostseite der Weser, im Hannöverschen Amte Grohnde, also nicht im Amte Wickensen, aber doch an der Westseite des Idts und nicht weit von Halle, welches noch zum Amte Wickensen gehört. Nicht weit davon bey Lidbeke, jetzt Lohbach unweit Bevern, ging auch Karl der Grosse 775 über die Weser, und schlug da sein Lager auf. Doch wir müssen uns enthalten, mehrere dergleichen Zusätze beyzubringen, weil wir hoffen, dass die Vff. selbst für die Vervollkommnung ihres immer sehr schätzbaren Werks sorgen werden.

Kopenhagen, b. Soldin: *Kortfattet Jordbeskrivelse for Borger- og Almueskoler.* (Kurzgefasste Erdbeschreibung für Bürger- und Volksschulen.) Af *L. Stoud Platou.* Andet forb. Oplag, udgivet v. *J. Kierulf*, Prof i Hist. og Geographie. 1805. 144 S. 12. (6 gr.)

Dieses schon in seiner ersten Erscheinung schätzbare kleine Schulbuch des jetzigen Lehrers an der Kathedralschule in *Christiania*, *Platou's*, hat in der *zweyten*, vom Prof. *Kierulf* besorgten, Ausgabe hin und wieder merkliche Verbesserungen erhalten. Es ist auf die Bedürfnisse der allerersten Anfänger in der Geographie berechnet, liefert nach einer allgemeinen Einleitung, worin die Kinder die nothwendigsten Vorkenntnisse erhalten, eine kurze Beschreibung der fünf Erdtheile, und hält, in Ansehung des Vortrags, den lobenswerthen Mittelweg zwischen einer allzu trocknen und bloss tändelnden Einkleidung. In Ansehung der Rechtschreibung bleibt sich der Vf. oder Herausg. nicht allenthalben gleich. Er schreibt z. B. *Kurförst*, *Förſt*, statt *Fyrst* und doch Lyon, Indbyggere. So schreibt er auch *Pürmont* S. 80. statt Pyrmont, und doch *Schweiz* S 107. statt Sveits u. s. w. Auch fehlt es nicht an kleinen Unrichtigkeiten. *Deutschland* wird S. 76. ein *Königreich* genannt; die Zahl der Einwohner von *London* und *Paris* wird für gleich gross, nämlich für 700,000, angegeben S. 92. und 103. Unter den Städten, welche vorher zu *Deutschland* gehört und jetzt an *Frankreich* gefallen wären, wird S. 105. auch *Basel* genannt. Dieser wenigen Mängel ungeachtet hält Rec. das Buch zu seiner Bestimmung für sehr brauchbar. Es ist lobenswerth, dass der Vf. den geographischen Unterricht für die dänische Jugend nicht nur mit Dänemark anfängt, sondern sich auch bey der Beschreibung der dänischen Staaten am ausführlichsten aufhält.

GESCHICHTE.

Lemgo, in d. Meyer. Buchh.: *Johann Diederich von Steinen fortgesetzte westphälische Geschichte.* Herausgegeben von *Peter Florens Weddigen*, Doctor der Philosophie, Prediger zu Kleinbremen im Fürstenthum Minden u. s. w. *Fünfter* Theil *dritte* Abtheilung. 1804. 378 S. 8. (1 Rthlr.)

Auch unter dem Titel: *Paderbornische Geschichte.* Nach *Schatens* Annalen u. s. w. *Erster* Theil *dritte* Abtheilung.

Die gegenwärtige Bearbeitung von Schatens Annalen können wir nicht ganz billigen. Denn da sie keine wörtliche Uebersetzung enthält, die auch ganz unzweckmässig gewesen wäre: so hätte eine weit strengere Auswahl der Begebenheiten Statt finden sollen; besonders mussten alle Thatsachen, die in die allgemeine deutsche Reichs- und Kirchengeschichte gehören, als z. B. die Unternehmungen des Kurfürst Moritz von Sachsen gegen Karl V., die Schicksale der Tridentiner Synode u. a. m. ganz weggelassen werden. Auch ist der Stil weder correct noch fliessend, wie man unter andern aus folgender Probe beurtheilen kann: „Bey diesen Gesinnungen der katholischen Geistlichkeit war es übrigens ganz natürlich, dass sie sich der *für die Weltlichen und für die Länder* so vortheilhaften Reformation widersetzte, da der Mensch durch Eigennutz am meisten in Thätigkeit gesetzt wird, *so daß viele Katholische endlich zu begreifen angefangen haben*, dass sie nur für die Sache ihrer Geistlichen streiten, *und daß einer oder der andere Glaubensartikel dem Gewissen, als der beste Schatz eines jeden Menschen, überlassen werden muß.*"

* * *

Jena u. Leipzig, b. Gabler: *Biographieen des Reichsgrafen Teleki von Szék und Bergrath Tölpe*, von *J. Fr. H. Schwabe*, der Philos. Doctor und Privatdocent zu Jena, der Societät für die gesammte Mineralogie Bibliothekar und ihres Museums Aufseher, und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Aus dem *ersten* Bande der Annalen der mineralogischen Gesellschaft besonders abgedruckt. 1802. 36 S. 8. (4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1803. Num. 196.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 18. März 1806.

STATISTIK.

Ofen u. Pesth, in d. Univerf. Buchdr.: *Hungaria in parabolis* five *Commentarii in adagia et dicteria Hungarorum* per *Anton. Szirmay de Szirma*, S. Maj. Confiliarium Aulicum et Poetam laureatum hiftorico-jocofe confcripti, edidit *Mart. Georg. Kovachich*, Senquicienfis. 1804. 150 S. 8.

Ein feltfames Buch, in dem viel Schlechtes, aber auch viel Gutes und Neues enthalten ift. Jede Nation fchildert fich felbft am beften durch ihre Sprichwörter, mündliche Ueberlieferungen, Gefänge und Lieblingsredensarten; und der Gedanke, die Ungrifche Nation von diefem Gefichtspunkt aus darzuftellen, ift fehr glücklich gefafst. Schade, dafs der Vf. die Körner fo fehr mit Spreu vermifcht, durch Mangel an Ordnung und an einem Regifter das Auffinden der richtigern Bemerkungen erfchwert, und das Unrichtige und Fehlerhafte nicht mit mehr Kritik vom Wahren und Treffenden gefchieden hat. Rec. nimmt indeffen mit dem Büchlein, wie es ift, gern vorlieb, und betrachtet es als eine fchätzbare Bereicherung der Ungrifchen und überhaupt der ethnographifchen Literatur.

In der Vorrede bemerkt der Vf., wie fehr viel zumal bey afiatifchen Nationen aus ihren Sprichwörtern, Gleichniffen, Sagen, Gewohnheiten und Gefängen zu lernen und zu entnehmen fey. Der Herausg. fügt hinzu, dafs er aus diefer Sammlung manches, was den Zeitumftänden nicht angemeffen oder nicht für Lefer aller Art zuträglich gewefen wäre, weggelaffen habe; doch verfpricht er im Namen des Vfs. einen Nachtrag zu diefer Sammlung. Diefe Vorrede ift übrigens an Hn. *v. Kondè*, Verwalter der Graner erzbifchöflichen Güter, gerichtet, der aus Achtung für die Literatur die patriotifchen Bemühungen des Hn. *v. Kovachich*, in Bekanntmachung verfchiedener Werke zur Gefchichte von Ungern, durch jährliche Geldbeyträge rühmlichft unterftützt.

Die Eintheilung des Buchs ift folgende: Der *erfte* Abfchnitt erläutert die National-Sprichwörter (die magyarifchen nicht nur, fondern auch die lateinifchen), in fo fern fie auf das Land und feine Bewohner Bezug haben. Der *zweyte* geht der Etymologie und urfprünglichen Bedeutung lateinifcher und ungrifcher einzelnen auffallenden Wörter und Redensarten nach, und der *dritte* liefert die übrigen Sprichwörter alphabetifch. Endlich folgt S. 134. noch ein Nachtrag zum bisherigen.

Verzeihlich ift es, dafs das Buch gleich mit dem Sprichworte anhebt: *Extra Hungariam non eft vita, fi eft vita, non eft ita.* Der Unger gedenkt feines Vaterlandes immer mit dem Beywort *édes* (füfs), auch nennt er es wohl feine durch Blut erworbene Heymath. — Abentheuerlich find die Erklärungen des Namens *Saki*, oder *Schytae* S. 3. aus dem Ungr. *Száz-ki-ki* (S. 3.) des Sprichworts *Ebatta* (der Hund hat dich gegeben) aus dem Namen *Ekbatana* (S. 4.) des Namens der Hunnen aus *Hon*: Heymath der Türken, aus *Türki* (ein wohlgebildeter Krieger S. 9.) des Namens der Comitate *Arva*, *Lyptó* und *Szepes* aus *Arva* (Waife) *Lépj-tovább* (Schreite weiter) *Szebb-ez* (diefs ift fchöner) S. 24 ff. Dergleichen Grübeleyen müfsiger Köpfe, fo wie auch S. 14. die ernftliche Behauptung alter hunnifch ungrifcher Schriftzüge, find unfers Vfs. unwürdig und verleiden nicht wenig das Weiterlefen. Defto lieber wendet fich Rec. fchnell zu dem *Beffern*, das er auszuzeichnen hat. Charakteriftifch find die Sprichwörter der Ungern in Beziehung auf ihre *Hauptftadt Ofen*, oder Buda. Z. E. Noch ift Ofen nicht verloren, — ein ehedem allgemeines Troftwort der patriotifchen Ungern (7.), fo wie jenes: Noch lebt *der Gott der Ungern* (*d' Magyarok Iftene*, ein echt orientalifches Sprichwort, man denkt an den Jehovah der Hebräer). S. 10. Den *Szeklern* legen fehr gewöhnlich ungrifche Sprichwörter eben die Untugenden bey, die das franzöfifche Sprichwort: *Point d'argent point de Suiffe*, den Schweizern beymifst; aber diefe Untugenden find diefem Volke nicht angeboren. Sie kamen erft durch die erbärmlichen Regierungen mehrerer fiebenbürgifchen Nationalfürften in den übeln Ruf, verfchmitzt zu feyn und für Geld fich zu allem brauchen zu laffen. Auf den ehemaligen *Nomadenzuftand der Magyaren* beziehen fich mehrere ihrer Redensarten z. E. *Harmadfii* heifst ein Oechschen, welches das dritte Mal Gras frifst, d. h. ein Oechschen im dritten Jahre. Die hölzerne Waf-

fer-

ſer- und Weinflaſche (*Kullács, Kotyogó, Veres Gyúrkó*) der eigne Schlag der ungriſchen Schäferhunde gehören auch hieher. Die *Theißanwohner* behaupten das Vorrecht, das Ungriſche beſſer zu ſprechen, als die *Donauanwohner*, durch ein ſcherzhaftes Nationallied (S. 19. und 134.). Den *Slaven* hängt der Magyar gern etwas in ſeinen Sprichwörtern an, und ſogar die beym Anonymus B. R. Not. aufbehaltene Ueberlieferung: daſs Svantopolk ſein Land für ein weiſses Pferd verkauft habe, wird ihnen ſprichwörtlich vorgeworfen. vergl. S. 69. Auf die *Nationalfreyheit* bezieht ſich manches den Ungern geläufige Wort ſo z. E. wenn auch der Wolf hungert, ſo tauſcht er doch nicht mit dem Hunde, der die Teller des Kaufmanns ableckt. Die ſchrecklichen *Fluchwörter* der Ungern ſollen ſie nach unſerm Vf. ſpäter, in den türkiſchen Kriegen, von den mit Türken vermiſchten Manichäern gelernt haben. (Fein, aber nicht wahr; übrigens mangelt es keiner Nation an garſtigen Flüchen, und die Ungern beſonders mögen viele von den Walachen und Slaven geborgt haben.) Das Sprichwort: wir haben einen Hund gefangen, d. i. wir ſind übel angekommen, ſoll ſich auf *die Zeiten Heinrichs des Vogelfängers* beziehen, der den ungriſchen Abgeordneten ſtatt des Tributs einen ſchäbigen Hund auflud. Die *Sprichwörter über die Geiſtlichkeit* S. 29 f. machen den Magyaren Ehre. Z. E. Ein guter Geiſtlicher lernt zeitlebens — Man achtet mehr auf den Wandel, als auf die Lehre des Geiſtlichen. *Barátirás* Mönchsſchrift werden alte Urkunden genannt, weil lange Zeit nur die Geiſtlichen ſchreiben konnten. Einwirkung der chriſtlichen Religion auf die ungriſche Sprache (S. 31.). Die bey den Magyaren gewöhnliche *Herrſchaft des Mannes über die Frau* beurkunden mehrere Schimpfreden wider die Pantoffelmänner. Die Frau nennt den jüngern Bruder ihres Gemals *ihren kleinern Herrn (Kiſſebbik Uram). Die alte Treue, Ehrlichkeit und Geradheit* drückt ſich in mehrern *Trink-* und *Wahlſprüchen* aus, z. E. ein Wort ſo viel als hundert. S. 45. folgen mehrere *Sprach- und Sach-Erläuterungen* über die *ungriſche Kleidertracht, Geräthſchaften* und *Speiſen*, wobey viel Komiſches vorkommt. So z. E. heiſst in vielen Gegenden ein fettes Schweinchen ein calviniſches; hingegen ein mageres ein papiſtiſches. So geht der alberne Religionshaſs ſogar in die Volksſprache über, wenn er immer fort genährt wird. Dürftig ſind die Bemerkungen über die *Titel*, die *Muſik*, die *Münzen* der Ungern. Hingegen *über die Nationen, die mit und neben den Magyaren in Ungern* wohnen, kommt manches Lehrreiche vor. Der Dialekt der Palótzen an der Mátra hätte noch näher und mit mehr Beyſpielen erläutert werden ſollen. Den *Sachſen* wirft der Unger den Mangel an Hoſpitalität ſprichwörtlich vor. Den Zipſer nennen die Ungern *Fel Földi*, Oberländer und ſchätzen ihn. Wie frey von National-Vorurtheilen der Vf. ſelbſt ſey, erhellet aus ſeiner Aeuſserung über die Deutſchen überhaupt: „*Teutonibus in Hungaria plurimae illuſtres familiae originem, Civitates Regiae incunabula, ingenuae artes et opificia progreſſum ſuum debent. Unde Hungarus Germanum Sógor affinem compellat.* (Dieſs rührt wohl mehr daher, weil den Deutſchen die Benennung Schwager für Poſtillons und andere unbekannte aus dem gemeinen Volke ſo üblich iſt.) *Illos iam novem ſeculis intra nos habemus. Non illi vi intraverunt in medium noſtri, ſed nos Hungari vocavimus eos, et partiti ſumus cum iis fraterne agros, vineas et panem. Nos illis filias noſtras dedimus, et illi nobis ſuas, et mixtus eſt ſanguis noſter cum ſanguine eorum.*"

Aus dem *zweyten* und *dritten* Abſchnitt wollen wir noch einiges Hervorſtechende auszeichnen. Vom *Fiſcus* heiſst es in einem ungriſchen Sprichwort: er ſucht auch unter dem Stier ein Kalb. Das bekannte ungriſche *Lehet* oder *Nem lehet*, (es kann, oder kann nicht ſeyn, wobey der Magyar ſeinen Schnurbart im erſten Falle rechts, im letztern links ſtreicht,) hat zu dem Epigramm den Anlaſs gegeben:

Meg lehet hac trahitur, ſed nem lehet trahitur iſthac.

Häufig ſind Sprichwörter unter den Ungern mit hiſtoriſcher Beziehung auf vaterländiſche Begebenheiten und berühmte oder lächerliche Inländer. So z. E. heiſst es: er iſt ſtrenger als der K. Colomann — er iſt tapfrer als der Niclas Toldi (zu den Zeiten des Matth. Corv.), er iſt ſo weit davon, als Makó von Jeruſalem (der Trunkenbold Makó, Begleiter des K. Andr II. begrüſste die Stadt Spalatro in Dalmatien als das erſehnte Jeruſalem u. ſ. w. Das Naive und Einfache der altnomadiſchen Magyaren leuchtet aus den meiſten Sprichwörtern hervor. So z. E. ſein Rauch iſt gröſser als ſein Braten, d. h. er macht mehr aus ſich, als wirklich an ihm iſt u. ſ. w.

Rec. muſs noch einiges über die Verſuche ſagen, die der Vf. gemacht hat, hie und da alte diplomatiſche Ausdrücke zu erklären, oder alten ungriſchen Stammwörtern nachzuſpüren, und dadurch die Diplomatik und ungriſche Sprachkunde zu erläutern. Dieſe Verſuche ſind nicht immer glücklich ausgefallen. So z. E. iſt der alte diplomatiſche Begriff vom Worte Magiſter S. 89. ganz falſch erklärt; der Vf. kann über dieſs Wort und über mehrere andere beſſere Erklärungen z. E. in *Cornideſii Vindiciae anonymi B. R. Not.* finden. Daſs das Wort *Kevély* vom ungriſchen *Capitàn Keve* herzuleiten ſey, iſt eine willkürliche Behauptung (S. 88.). In dieſer und andern oben angegebenen Rückſichten muſs Rec. wünſchen, daſs der Vf. ſein ganzes, wie es ſcheint, eilend zuſammengeſchriebenes Büchlein noch einmal durchſehe, und neu herausgebe: bey welcher Gelegenheit er ſehr gut thäte, mehr Rückſicht als bisher auf die alten Nationalgeſänge zu nehmen, und ſo viel ſich davon aus allen Gegenden Ungerns und Siebenbürgens auftreiben läſst, mit Noten herauszugeben.

Aus einer angehängten Bekanntmachung des Hn. *v. Kovachich* erfahren wir, daſs das Peſther Comitat ſein Vorhaben, vaterländiſche ungedruckte Geſchichtſchreiber, Denkmäler und andere nützliche Werke herauszugeben, durch eine anſehnliche Pränumeration

tion unterstützt habe, und dass, wenn mehrere Comitate dem Beyspiele folgen, wir eine Reihe solcher nützlichen Schriften von seinem unermüdeten Eifer zu erwarten haben.

AMBERG, in d. Seidel. Buchh.: *Franz Paul von Smitmer's*, des Johanniter Ordens Commenthurs u. s. w., *Literatur der Geist- und Weltlichen und Militär- und Ritterorden überhaupt, so wie des hohen Johanniter- oder Malteser Ritterordens und seiner Besitzungen insbesondere. Neu* umgearbeitet und vermehrt. 1804. IV u. 282 S. 8.

Der ungenannte Bereicherer des (schon im Jahr 1781 zu Wien herausgekommenen) *Smitmerschen* Catalogs liefert hier das Muster eines Realcatalogs, so wie jede specielle Literatur billig bearbeitet werden sollte. Sein Verdienst beruht nicht sowohl auf der sehr beträchtlichen Anzahl von Zusätzen und Nachträgen, als vielmehr auf der Anordnung, welche das Werk zu einem sehr bedeutenden Handbuche für alle Ordensgeschäftsmänner und Literatoren erhebt. Durch den zweckmässigen Gebrauch der verschiedenen Zahlen, Buchstaben und Unterscheidungszeichen, durch ein correctes Register und durch mannichfaltige Verweisungen ist dessen praktischer Gebrauch sehr erleichtert. — Für den dermaligen Zustand der europäischen Angelegenheiten sind die Rubriken von den *östreichischen Amortisations-Gesetzen* Nr. 12, welche unter dem Namen des Fiscalischen Heimfallsrechts oder *droit de paf* jetzt auf die heterogenste Weise angewendet werden, von der dreyfachen Belagerung von Malta Nr. 27, von Genua Nr. 110, von den Grosmeistern Nr. 126, von Russland Nr. 235. u. s. w., von vorzüglichem Werthe. Für die deutsche Reichsverfassung insbesondere sind es die Abschnitte von Ellingen Nr. 89, von Suplinburg Nr. 260, von Vorderöstreich Nr. 292. u. s. w.; für die Ordenscandidaten die Literatur der Ahnenprobe Nr. 5, der Gesandtschaften Nr. 2. und 10, der Ordensaufnahme Nr. 22; für Genealogen die Nachrichten von mehrern Familien, z. B. *Osterhausen* (II. 146. 18.), *Metternich, Riedesel* u. s. w. — Der Vorzug der Vollständigkeit stellt sich anschaulich dar in der Benutzung des *Lünig*, welcher hier in mehr als in hundert Stellen zergliedert wird; in den Allegationen der vielen Zeitschriften und Wochenblätter, selbst derer in England, Spanien und Italien bis auf die *wahrhaftige Zeitung* der *Stadt Modena* vom Jahr 1531 hin. Auch in den Almanachen, Wappenkalendern und Namenverzeichnissen, welche bekanntlich gar nicht in den Buchhandel kommen, zeigt sie sich unter der Rubrik *Großmeister* Nr. 126, *Ritterorden* Nr. 229. und an zerstreueten Orten (II. 186. und 293.).

Rec. könnte freylich einige Druck- oder Schreibfehler anführen, welche ungeachtet des sichtbaren Strebens nach möglichster Correctheit entschlüpften, z. B. S. 13. *Schwann* statt *Schwan;* und auch einzelne Zusätze geben. So ist z. B. S. 66. die zweyte Ausgabe der *von Schwarzkopfschen* Abhandlung über das brandenburgsche Heermeisterthum nicht neben der erstern von 1790 gesetzt, (obgleich sie für den Ritterschlag von 1797 neu bearbeitet wurde); allein, einerseits ist das Neujahr 1802 als das Ziel anzunehmen, nach welchem vom Vf. nicht mehr nachgetragen wurde, und anderer Seits war es auch kein leichtes Unternehmen, die Literatur der Geist- und Weltlichen, der Militär- und Ritterorden auf einem so beschränkten Raum zu liefern.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Gräff: *Peter Friedrich von Suhms Geschichte der Dänen.* Aus Liebe zu dem Studium derselben und aus Ehrfurcht für ihren Vf. ins Deutsche übersetzt von *Friedr. Dav. Gräter. Erster* Band: *Geschichte der Nordischen Fabelzeit vom grauesten Alterthum an bis zu Ende des achten Jahrhunderts. Erste* Abtheilung. 1803. LIV u. 442 S. *Zweyte* Abtheilung. 1804. 472 S. gr. 8.

Auch unter dem besondern Titel: *P. F. von Suhms historische Darstellung der nordischen Fabelzeit. Erste* und *zweyte* Abtheilung. (3 Rthlr.)

Da der Werth des Originals dieses wichtigen historischen Werks, welches seit dem Jahre 1782 in Kopenhagen herauskam, und zu seiner Zeit in der A. L. Z. angezeigt wurde, längst entschieden ist: so werden wir uns eigentlich nur auf die Arbeit des Uebersetzers einzuschränken haben. Dieser sind wir das vortheilhafteste Zeugniss schuldig. Nur selten kam uns eine Uebersetzung zu Händen, die mit so vieler Sach- und Sprachkenntniss, und zugleich mit so vorzüglicher Sorgfalt bearbeitet wäre. Sie ist eine zwar getreue, aber zugleich verständige Nachbildung des Originals, und sollten wir etwas tadeln: so wäre es bloss, dass der Uebers. sich nicht mit dem Stil grössere Freyheit nahm, da man auch der Uebersetzung den freylich einfachen, aber oft in das Gemeine fallenden und dabey nicht selten weitschweifigen Ton des Originals noch anmerkt. In Ansehung des Inhalts hat er Suhms Verbesserungen und Zusätze gewissenhaft benutzt, und sie als solche allenthalben bemerklich gemacht; seine eigenen Zweifel aber, so wie andere zufällige Erläuterungen und Nachträge in Anmerkungen beygebracht, ohne jedoch sich dabey in irgend einige Polemik einzulassen, weswegen er selbst solche Sätze, worüber er ganz verschiedener Meynung war, z. B. dass die Angelsachsen ihrer Sprache nach wahre Dänen, und keine wahren deutschen Sachsen seyen, unangefochten hingehen liess. Der *ersten* Abtheilung ist eine chronologische Uebersicht des Inhalts vorangeschickt, welcher, nach der Einleitung oder kritische Muthmasungen über die älteste Abstammung und Geschichte der nordischen Nation, und den ersten, zweyten und dritten Odin, welcher letztere funfzig Jahr vor Christi Geburt lebte; die Könige von Lathra, von *Skiold* an, der auch noch zwischen 50 und 15 Jahren v. C. herrschte, bis auf *Siward*, Regnar Lodbroks Sohn, ungefähr um

das

das J. C. 794 beschliesst. Am Schlusse der *zweyten* Abtheilung steht das von *Sandwig* zu dem dänischen Original mit vielem Fleiss verfertigte Verzeichniss der Personen, so wie der Länder, Völker und Oerter, und ein von dem Uebers. bearbeitetes sehr nützliches alterthümliches Sachenverzeichniss, welches einen höchst schätzbaren Beytrag zur Kenntniss des alten Nordens abgibt. Noch findet man in der Vorrede eine kurze biographische Nachricht von *Suhm*, und ein Verzeichniss seiner kritischen Vorarbeiten zum Behuf dieser Geschichte; auch sehen wir daraus mit Vergnügen, dass die handschriftlich hinterlassene Fortsetzung seiner *kritisk Historie af Danmark*, welche bis 1400 reicht, da der *siebente* und letzte gedruckte Band, der nach seinem Tode 1800 herauskam, nur bis 1182 geht, nicht ungenutzt bleiben wird, sondern der Sorgfalt des schon rühmlichst bekannten Prof. *Engelstoft* zur Herausgabe anvertraut ist.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WEIMAR, im Landes-Industriecomptoir: *Benj. Grafen von Rumford kleine Schriften, politischen, ökonomischen und philosophischen Inhalts.* Nach der *zweyten* vermehrten Ausgabe aus dem Engl. übersetzt. *Dritter* Band. 1803. 436 S. 8. m. K. (2 Rthlr. 12 gr.)

Auch unter dem besondern Titel: *Ueber Küchen-Feuerheerde und Küchengeräthe,* nebst Beobachtungen über die verschiedenen Theile der Kochkunst und Vorschlägen zu ihrer Verbesserung.

Nachdem der Vf. in der Vorrede sehr richtig bemerkt hat, dass das Wasser zum Behuf des Garkochens keineswegs den Grad der Siedhitze zu erreichen brauche, und dass schon daraus eine sehr beträchtliche Ersparung des Brennstoffes sich ergebe, ingleichen, dass viele Gattungen von Lebensmitteln weit schmackhafter und besser werden würden, wenn sie in dem ihnen eigentlich angemessenen Grad der Hitze des Wassers gekocht würden, derselbe mag nun unter oder über dem des siedenden Wassers seyn: so untersucht er die Fehler der gewöhnlichen Küchen-Feuerherde, die Gegenstände, auf welche bey ihrer Verbesserung vorzüglich Rücksicht zu nehmen ist, und die richtige Eintheilung des verschiedenen Küchengeräths, und gibt sodann erst im Allgemeinen die Regeln an, wie bey dem Plan zu einer verbesserten Einrichtung der Küche zu verfahren sey, so wie er auch nachher diese Vorschriften auf viele Erfindungen und Veranstaltungen im Detail anwendet. Hier kommen viele schätzbare Erläuterungen und Bemerkungen vor, die theils durch die angehängten Kupfer, theils durch zahlreiche, in den Text eingedruckte, Holzschnitte erklärt werden, und deren praktische Brauchbarkeit zugleich einleuchtend gemacht wird, so dass wir sie dem Studium aller derer, die aus irgend einem Gesichtspunkt mit der Ausführung von Arbeiten dieser Art zu thun haben, mit vollem Grunde glauben empfehlen zu müssen. Sollten auch gegen einige noch an sich Zweifel obwalten, und der zu erwartende Gewinn von anderen zu hoch angeschlagen seyn: so bleibt dennoch immer genug übrig, wo die erspriesslichen Wirkungen unbezweifelt und zum Theil durch hinlängliche Erfahrungen bestätigt sind, um dieses Werk zu einem der gemeinnützigsten und belehrendsten in diesem Fach zu rechnen. Wir können es uns daher auch nicht versagen, einige von den Erfindungen zu nennen, die uns vor andern in Rücksicht auf allgemeinere Anwendbarkeit Beherzigung zu verdienen scheinen. So werden kleine Oefen von Eisenblech armen Familien besonders empfohlen. Man kann drey bis vier solcher Oefen vereinigen und mit einem Feuer heizen. Die Bratröhren sind nicht allein eine beträchtliche Ersparung der Feuerung; sondern geben auch gesunden und schmackhaften Braten. Anstatt des Kupfergeschirrs sollte man Eisengeschirr brauchen; auch Erdengeschirr mit Salz glasirt, oder mit Kupferblech überzogen. Universal-Küchenkessel sowohl zu den verschiedenen Küchenprocessen, als zum Wärmen des Wassers zur Wäsche und dergleichen, nebst einem dazu gehörenden tragbaren Herd. Dampföfen sind wahrscheinlich das beste Mittel, Zimmer zu heizen; sie ersparen den Brennstoff, und erwärmen die Luft, ohne sie zu verderben. Gegossene eiserne Wärmer, auf welchen Küchengeschirre warm gehalten, auch Speisen gar gekocht werden können. Kleine tragbare Oefen von gegossenem Eisen, Eisenblech, irdenem Geschirr oder gebrannter Thonerde, für Theekessel, Casserolle und dergleichen. Küchengeräth der armen herumwandernden Familien, die zwischen Bayern und Tyrol Handel treiben, das nachher von dem bayerschen Militär angenommen ist. Sehr einfacher verschlossener Feuerherd aus sieben einzelnen Backsteinen, der noch sehr verbessert werden kann, wenn noch drey Backsteine mehr und einige Kieselsteine dazu genommen werden. Tragbarer Kessel für eine kleine Familie von gegossenem Eisen, auf dessen Deckel mit leichter Mühe und auf eine sehr einfache Art im Dampf gekocht werden kann. Wohlfeile Kessel von Blech oder gegossenem Eisen, oder irdene Kessel und Kasserollen zum Gebrauch bey den tragbaren Oefen. Grosse tragbare Küchenöfen mit Thüren in den Feuerherden. Sehr wohlfeiler viereckiger Kessel von Eisenblech zum Gebrauch grosser öffentlicher Küchen. Hütten- oder Bauer-Feuerherd und ein kleiner Rost für Kaminherde. Vorläufige Nachricht von einem neu erfundenen Kessel, der unlängst in dem Königl. Institut zu London errichtet ist, um den grossen Hörsaal mit Dampf zu heitzen. Von diesem Kessel, der wahrscheinlich bey Dampfmaschinen mit vielem Nutzen gebraucht werden könnte, werden wir hoffentlich in der Folge noch genaueren Unterricht erhalten, den wir mit Verlangen erwarten.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 20. März 1806.

GESCHICHTE.

PRAG, b. Calve: *Paul Stransky's Staat von Böhmen.* Ueberſetzt, berichtigt und ergänzt von *Ignaz Cornova*, k. Profeſſor der allgem. Geſchichte an der Karlferdinandiſchen Univerſität, und ordentlichem Mitgliede der königl. böhmiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. *Dritter* Band. 1794. 591 S. *Vierter* Band. 1795. 630 S. *Fünfter* Band. 1797. 519 S. *Sechster* Band. 1801. 822 S. *Siebenter* Band. 1803. 598 S. 8. (7 Rthlr. 16 gr.)

Da ſich *ſechs* Bände des gegenwärtigen Werks (von welchen die beiden erſten ſchon von einem andern Rec. in der A. L. Z. 1794. Num. 289. angezeigt worden ſind) bloſs *mit der Regentengeſchichte von Böhmen* beſchäfftigen: ſo kann man ſchon hiernach die Weitläuftigkeit deſſelben beurtheilen. Sehr leicht hätte dieſer theils durch Weglaſſung des gröſstentheils unbedeutenden Stranlkyſchen Texts, theils durch die Vermeidung aller Ausſchweifungen in die deutſche Reichshiſtorie und in die Geſchichte der übrigen öſtreichiſchen Staaten beſchränkt werden können. Bey der Geſchichte Karl IV. und ſeines Sohnes Wenzel geſteht es der Vf. ſelbſt, daſs ſie manches aus jener allgemeinen Geſchichte enthalte; doch ſucht er ſich dadurch zu entſchuldigen, daſs er dieſe beiden Regenten gegen manche Vorwürfe habe vertheidigen wollen, die man ihnen mit Unrecht wegen ihrer deutſchen Regierung gemacht hätte; allein zu geſchweigen, daſs dergleichen Nebenabſichten dem Geſchichtſchreiber nie von ſeinem Hauptzweck abführen dürfen: ſo findet man auch denſelben Fehler, nur nicht in gleicher Stärke, bey andern Theilen der böhmiſchen Regentengeſchichte. Da übrigens der Vf. keine Anſprüche auf den Ruhm eines kritiſchen Geſchichtſchreibers macht, ſondern ſein Verdienſt bloſs auf eine zweckmäſsige Darſtellung bekannter Thatſachen einſchränkt: ſo wollen wir auch nur dieſe bey unſrer Beurtheilung in Erwägung ziehen.

Die Auswahl der Begebenheiten iſt, die ſchon getadelte Weitſchweifigkeit abgerechnet, gut getroffen; beſonders billigen wir es ſehr, daſs der Vf. mehr Rückſicht auf die Veränderungen der Nationalcultur genommen hat, als noch jetzt die meiſten Geſchichtſchreiber zu nehmen pflegen. So wird z. B. S. 190. ſowohl von den Bemühungen Karl IV., den inländiſchen Weinbau zu befördern, als auch von der Tapetenmanufactur, die er in Prag anlegte, und wozu er kunſtreiche Tapetenwirker aus den Morgenländern, beſonders aus Perſien, kommen lieſs, gehandelt. Die Schreibart könnte zwar hin und wieder reiner und gedrängter ſeyn, doch iſt ſie flieſsend und bisweilen auch kräftig. Eine von den vorzüglichern Stellen, die ſehr deutlich zeigt, daſs ſich der Vf. auch über das Gemeine zu erheben vermag, iſt folgende Schilderung, die B. 3. S. 590 von dem ſo oft verkannten König Georg Podiebrad entworfen wird: „Eben als der höchſte Hierarche die Waffen der ganzen Chriſtenheit wider ihn aufbot, wünſchten Deutſchlands tapfre Fürſten nur unter ihm wider die Feinde des chriſtlichen Namens zu fechten; eben als ihn Rom von dem böhmiſchen Thron herabzuſtürzen bemüht war, ſah ihn das *fürſtliche* (?) Deutſchland für die Stütze ſeines Kaiſerthrones an. Der Fanatismus bewaffnete einen Theil ſeiner Unterthanen wider ihn; aber die Verehrung des Auslandes konnte er ihm nicht rauben; und ſelbſt der Unterthan, deſſen *unwilligen* Arm ein religiöſes Vorurtheil zwang, den Ketzer in ihm zu bekriegen, verkündigt(e) in den ſchmeichelhafteſten Zeugniſſen der Nachwelt den Ruhm des beſten Fürſten. Er lobt in dem, den ihn die *Kuria* (Curie) verdammen hieſs, wache Sorgfalt für die öffentliche Ruhe mit unparteyiſcher Gerechtigkeit, weiſem Eifer für das allgemeine Beſte mit der zärtlichſten Vaterliebe gegen jeden einzelnen Staatsbürger *vergeſellſchaftet* (verbunden)." Aus dieſer Stelle ergibt ſich zugleich die Unparteylichkeit, womit der Vf. die Religionsſtreitigkeiten beurtheilt, die einen ſo groſsen Theil der böhmiſchen Geſchichte einnehmen. In der Darſtellung von den Urſachen und Veranlaſſungen des dreyſsigjährigen Kriegs (Th. 4. S. 231 u. f.) dürfte man vielleicht bey dem erſten Anblick dieſe Eigenſchaft vermiſſen; allein nach Rec. Meynung war wenigſtens bey denjenigen Irrungen die über die Anwendung des Majeſtätsbriefs auf den Kirchenbau zu Braunau und Kloſtergrab entſtanden, das Unrecht offenbar auf der Seite der Proteſtanten, da dieſe nach den Worten des Majeſtätsbriefs, der nur von den drey Ständen, den Herren Rittern und königlichen Städten ſprach, jenen Kirchenbau in Herrenſtädten

städten nicht fordern konnten. Eher könnte man dem Vf. einige Parteylichkeit bey Darstellung der politischen Ereignisse, besonders der neuern Zeit, Schuld geben. Denn ob er gleich in der Vorerinnerung zum *fünften* Bande bemerkt, dass er sich bey dieser, in Ermangelung einheimischer Quellen, oft der Schriftsteller der Gegenpartey habe bedienen müssen: so werden doch die Gründe der letztern nicht immer mit der gehörigen Vollständigkeit angeführt. So wird z. B. B. 5. S. 108 u. f. von den rechtlichen Gründen, worauf sich die Ansprüche des Königs von Preussen Friedrich II. auf einige schlesische Fürstenthümer gründeten, gar nichts gesagt, sondern sie werden bloss aus dem Gesichtspunkte der Staatsklugheit betrachtet. Wenn ferner S. 473. die östreichischen Ansprüche auf Niederbayern erwähnt werden, welche sich auf die bekannte Belehnung des Herzogs Albrecht von Oestreich den 10. März 1426 gründeten: so hätte zugleich auch die vom Hn. von Senkenberg ans Licht gezogene Verzichtsurkunde desselben Herzogs vom 30 Nov. 1429 erwähnt werden sollen. Ferner macht der Vf. B. 6. S. 77. einen Versuch, das Betragen Kaiser Joseph II. bey der eigenmächtigen Aufhebung des Barriere-Tractats zu rechtfertigen; allein alle Gründe, die er anführt, lassen sich durch die einzige schon oft gemachte Bemerkung widerlegen, dass das Staatsinteresse bestehenden Völkerverträgen jederzeit weichen muss. Endlich sind B. 6. S. 766 u. f. die Beschwerden der deutschen Fürsten über die französische Nationalversammlung nicht ganz richtig dargestellt; denn bey Beantwortung der Frage: ob ganz Elsass an Frankreich abgetreten worden sey, ist nicht nur der Münstersche, sondern auch der Ryswickische Friede in Erwägung zu ziehen, in welchem Frankreich bloss die ausser Elsass reunirten Orte wieder an das deutsche Reich zurückgab.

Der *siebente* Band handelt grösstentheils *von der Staatsverfassung Böhmens*, und muss daher abgesondert von den übrigen Bänden, welche die Geschichte enthalten, beurtheilt werden. Nur die beiden ersten Abschnitte desselben gehören eigentlich noch zu dem historischen Theile, indem der erste von den Herzoginnen und Königinnen Böhmens und der zweyte von den Prinzen und Prinzessinnen des regierenden Hauses handelt. Beide aber hätten in die Regentengeschichte verwebt werden sollen, welches auch gewiss geschehen wäre, wenn es der einmal befolgte Plan von Stransky gestattet hätte. — In dem Staatsrecht wird der Anfang *mit den Reichsständen* gemacht. Die Vorrechte derselben, die Stransky sehr ausdehnte, werden auf folgende drey beschränkt. 1. Im Fall des gänzlichen Aussterbens des königlichen Hauses haben sie das Recht, einen König zu wählen; 2. kann kein Stand des Königreichs vor irgend ein fremdes Gericht gezogen werden. (Dieses *Ius de non evocando* ist mehr ein königliches als ständisches Vorrecht, und äussert auch seine Wirkung eben so gut bey andern Unterthanen als bey den Reichsständen.) 3. Müssen sie ihre Einwilligung zu neuen Steuern und Auflagen geben. — *Von den böhmischen Gesetzen.* Dieser Abschnitt ist sehr mangelhaft; unter andern wird von der Aufnahme der fremden Rechte in Böhmen gar nichts gesagt. Um so mehr wäre es zu wünschen, dass die von dem Vf. angekündigte Geschichte der böhmischen Gesetzgebung von dem k. k. Appellations-Rath Grafen von Auersperg wirklich erscheinen möchte. — *Von den böhmischen Landtagen.* Einer richtigen Ordnung gemäss hätte diese Materie mit der Lehre von den Reichsständen sollen verbunden werden. Es wird dabey zugleich von dem Ausschuss der Stände gehandelt, den Kaiser Joseph II., seinem Vereinfachungssystem zufolge, aufhob, indem er die Angelegenheiten der Stände durch zwey von ihnen gewählte Repräsentanten bey dem Landesgubernio besorgen liess; der aber unter Leopold II. wieder hergestellt wurde. — *Von den Staatsämtern in Böhmen.* Es werden hier manche Erbämter angeführt, die nicht nur *Stransky*, sondern auch *Balbin* (in seiner Schrift *de Magistratibus*) entgangen sind. — *Von der königlichen Kanzley.* Der Unterschied zwischen der alten Reichskanzley, die zu Prag ihren Sitz hatte, und der jetzigen böhmischen und der östreichischen, von der Maria Theresia vereinigten, Hofkanzley zu Wien wird sehr gut erläutert. — *Von Böhmens Gerichtshöfen.* Die Bemerkungen Stransky's über diesen Gegenstand, die sehr ausführlich sind, werden noch hin und wieder aus Balbin ergänzt. — *Von Böhmens Nationalreichthum und Kriegsmacht.* Der erste Gegenstand, auf dessen Erläuterung wir am meisten begierig waren, wird fast ganz mit Stillschweigen übergangen; über den zweyten werden mehr historische als statistische Bemerkungen mitgetheilt. Dasselbe gilt auch von dem folgenden Abschnitt, der von *den Münzen und der Art, sie zu berechnen*, handelt. — *Von den königlichen Einkünften.* Die merkwürdigste Steuer, die in den böhmischen Geschichtschreibern des Mittelalters erwähnt wird, ist diejenige, welche unter dem Namen *Berna* vorkommt. Das Wort (von welchem sich Rec. sehr künstliche Ableitungen gelesen zu haben erinnert) ist aus dem böhmischen Worte *Beru, ich nehme*, entstanden, und heisst also weiter nichts als eine Einnahme. Der Urheber dieser Steuer ist nicht, wie *Balbin* behauptet, König Johann, sondern Wenzel I., welcher sie im Jahr 1250 von jeder Hube forderte. Bey der Angabe der heutigen landesherrlichen Einkünfte ist der Vf. den hierüber von *Rieggern* (wahrscheinlich in seinen Materialien zur alten und neuen Statistik von Böhmen?) gesammelten Nachrichten gefolgt. — *Von dem königlichen Begräbnisse und Leichengepränge.* Da gegenwärtig das Leichenbegängniss der Könige von Böhmen nicht mehr zu Prag, sondern an dem Orte ihrer Residenz gehalten wird: so kann man leicht vermuthen, dass dieser Abschnitt blosse Alterthümer, die grösstentheils schon *Stransky* gesammelt hatte, enthält.

SORAU,

Sorau, b. Ackermann: *Archiv für die Geschichte Schlesiens, der Lausitz und zum Theil von Meißen,* von *J. G. Worbs.* 1798. 360 S. 8. mit 4 in Kupfer gestochenen Siegeln. (1 Rthlr. 6 gr.)

Glogau, b. Günther: *Neues Archiv für die Geschichte Schlesiens und der Lausitz,* von *Joh. Gottlob Worbs. Erster* Theil. 1804. 406 S. nebst einer Kupfertafel und Register. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Beide für den Geschichtsforscher in Rücksicht Schlesiens und der Lausitz beynahe unentbehrliche, für den Freund der Geschichtskunde sehr willkommne Archive enthalten mehrere interessante Abhandlungen und wichtige, gröſstentheils ungedruckte, Urkunden, die zur Aufhellung der Geschichte dieser und benachbarter Länder vieles beytragen können. Rec. kann nicht den Inhalt von letztern angeben, weil dieſs ihn über die Schranken einer Recension hinausführen würde, bemerkt aber nur, daſs in dem ältern Archive unter 23 Urkunden 18 bisher ungedruckte, im neuern 57 meistens noch ungedruckte Urkunden sich befinden. Der Vf. gibt genau an, woher er sie genommen hat und ändert in der Orthographie derselben nichts, welches besonders bey deutschen Urkunden zu schätzen ist. Die eingeschlichenen Druckfehler in den lateinischen sind wohl nicht auf die Rechnung des Herausgebers zu setzen, sondern der Nachläſsigkeit des Druckers zuzuschreiben, daher auch vier Seiten Druckfehler am Schlusse angegeben sind. Manche Urkunden scheinen indessen nicht genau copirt zu seyn. Der Inhalt der Abhandlungen ist im ältern Archiv: 1. ein unbekannter Enkel Konrads des Groſsen von Meiſsen (Heinrich I.) Erzbischof in Gnesen verschafft der Geistlichkeit die Immunität und befördert das Cölibat; 2. die ältesten Nachrichten von niederlausitzischen Ortschaften; 3. über die Gaue der Niederlausitz; 4. Erklärung einer bisher falsch verstandenen Stelle in einer wichtigen niederlausitzischen Urkunde; 5. über den Feuerdienst in Europa zur Erläuterung der Johannisfeuer in Schlesien, der Oberlausitz, Böhmen u. s. w.; 6. über die Orientalismen in den Sitten der Slaven; 7. Geschichte der Herrschaften Sorau und Triebel in der Niederlausitz von 858 bis 1558. Am Schlusse ist eine Stammtafel der Herren von *Biberstein.* Rec. hat alle diese Abhandlungen mit Vergnügen gelesen und muſs dem Fleiſse und der Kritik des Vfs. volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn er auch gleich sich genöthigt sieht, vielen Hypothesen geradezu zu widersprechen. Die erste Abhandlung über den Gnesener Erzbischof Heinrich I genannt Kietlicz hat Rec. am wenigsten Genüge gethan. Der Vf. will den *Dlugosz Libr. VI. p. 581. Zdislaus Gnesnensis A Episcopus — et B. Hedwigen gradu tertio contingens* durch eine sehr gewagte Conjectur emendiren, aber aus *Paprocki Speculum Moraviae.* Pag. 322. ed. Bohemicae, aus dem *Bullario Franciscano.* Tom. III p. 479 509. und *Damalewicz Serie Archiepiscoporum Gneznensium* Nr. 24, welcher ebenfalls die päbstlichen Bullen angeführt hat, *Rzepnicki Vitae Praesulum Poloniae* p. 62. cf. Sommersberg I. 931. *Gerken Cod. dipl. Brandenb.* ergibt es sich, daſs nicht Dlugosz, sondern der Vf. Heinrich I. Kietlicz 1200 — 1219 und Heinrich II. Grafen von Brene 1281 — 83 verwechselt hat, mithin fällt diese Emendation von selbst weg. Desto interessanter sind die übrigen Abhandlungen und so unbedeutend an sich die Geschichte von Sorau und Triebel manchem unkundigen Leser scheinen möchte, so wichtige Nachrichten nicht bloſs über die Lausitz, sondern über den ganzen benachbarten Norden und Osten kann man daselbst finden, ohne dem Vf. den Vorwurf machen zu können, daſs es unnöthige Digressionen sind. Rec. glaubt auch bemerken zu müssen, daſs die thüringische Geschichte nebenbey dadurch einiges Licht bekommt, ohne daſs der Vf. eigentlich daran dachte. Der Graf *Tacolf comes et dux Sorabici limitis,* welcher im neunten Jahrhundert Sorau an das Stift Fulda geschenkt hat, ist wohl nach allen Umständen, die der Vf. anführt, kein anderer als der thüringische, von Ludwig dem Frommen neu eingesetzte, Herzog von Thüringen Dachhulf oder Takulph. Der Vf. hat sich durch den Ausdruck der Bestätigungsurkunde Heinrich II. 1012 *quidam comes de Bohemia* verführen lassen, diesen alten thüringischen Herzog zu einem gebornen Böhmen zu machen, und hat auch aus der Schenkung der Stadt Sorau gefolgert, daſs die Niederlausitz im neunten Jahrhundert völlig unter deutscher Herrschaft gestanden habe. Ja er geht so weit, daſs er S. 120. ausdrücklich sagt: daſs man den Herzog Tacolf und seine Nachfolger richtiger Herzoge in der serbischen Mark als an der serbischen Gränze hätte nennen sollen. Rec. begnügt sich bloſs dagegen anzuführen, daſs notorisch vor Heinrich I. kein slavisches Land jenseits der Elbe eine deutsche Verfassung bekommen hat, der Vf. nennt selbst neben dem Tacolf slavische Fürsten und Herren in der Lausitz, wie z. B. den Crystybor, welches mit der völligen deutschen Hoheit unvereinbar ist: denn daſs nicht bloſs die Lausitzer, sondern auch andere Slaven jenseits der Elbe den Karolingern sich mehrmals unterwarfen, Tribut versprachen und oft zahlten, das ist nicht zu läugnen; aber immer behielten die Slaven ihre Verfassung, Sitten und Rechte. Wie übrigens Tacolf zur Besitzung von Sorau gekommen ist, läſst sich nicht ausmitteln. Kauf, Verwandtschaft mit irgend einer slavischen Familie, (denn damals hat man wohl noch nicht so gegen die Slaven gedacht, als späterhin, daſs die Ehen mit ihnen ungültig wären,) können ihm den Besitz von Sorau verschafft haben; aber daſs er selbst kein Slave oder Böhme war, sieht man aus Annal. Fuld. p. 21. ap. Freh. Daſs der Ausdruck *de Bohemia* wohl auch so viel bedeutet als *praefectus limitis contra Bohemiam,* sieht man aus der Stelle ib. 17. Daſs übrigens dieſs Sorau wirklich das niederlausitzische Sorau ist, beweist der Vf. aus *Gerken Cod. dipl. Brand.* I. 189.

Das neue Archiv enthält: für Schlesien 1. kritische Geschichte des Herzogs Konrad II. von Glogau; 2. Beytrag zur Geschichte des Peterpfenniges; 3. Siegmund von Kurzbach nimmt den polnischen

polnischen Grafen Andreas Gòrka bey Adelnau in Polen gefangen. 4. Für die Lausitz: 1. was heisst die Ostmark? (*marchia orientalis;*) 2. Berichtigung der Genealogie der ersten östlichen Markgrafen im *Chronico Montis Sereni;* 3. Geschichte der Niederlausitz bis auf Heinrich von Groitsch. Die kritische Geschichte des Herzogs Konrad II. von Glogau ist musterhaft bearbeitet, und verbreitet neues Licht über die Geschichte von ganz Niederschlesien. Konrad II. starb 1273 und nicht 1298. Die Geschichte des Peterpfennigs in Polen hat Naruszewicz gut aus einander gesetzt. Schade, dass der Vf. ihn nicht benuzzen konnte. Die Geschichte, welche zwischen Siegmund von Kurzbach, Standesherrn von Militsch und dem Grafen Andreas Gorka herbu Lodzia vorgefallen, ist sehr lesenswerth und ein wichtiger Beytrag zu einem Sittengemälde des sechzehnten Jahrhunderts. Der Aufsatz: was heisst die Ostmark? ist sehr belehrend und enthält eine neue, Rec. höchst wahrscheinliche Meynung: dass nämlich die *Marchia orientalis* des Gero I., Christian, Ditmar I., Hodo, Gero II., Ditmar II. eigentlich diesseits der Elbe gewesen ist, und den Kurkreis zum Theil und einige angränzende Stücke des Leipziger und Meissner Kreises in sich begriffen habe. Der Vf. gibt mehrere unläugbare Beweise davon. Der in diesem Auffatze S. 199. geäusserten Meynung, dass bis 970 oder 980 nur ein Markgraf in der ganzen (Rec. setzt hinzu z. B. wie Neuengland unbestimmten) Ostmark gewesen ist, also über Meissen und auch die Lausitz zu befehlen gehabt habe, pflichtet Rec. vollkommen bey; nur glaubt er, dass sowohl der Umstand, dass der Besitz aller überelbeschen Länder von Seiten Polens und Böhmens und der noch heidnischen Wilzen, Lutizier u. s. w. noch sehr unsicher war, als auch dass die Markgrafen nicht erblich waren, niemals aus den Augen gelassen werden muss, und dass folglich, wie der Vf. wohl auch selbst weiter unten indirecte bemerkt, diese ersten Markgrafen mehr bloss militärische *legati praefecti*, Rec. setzt hinzu, oft in unbestimmter Zahl bald mehr, bald weniger, und keine eigentlichen Markgrafen in der spätern Bedeutung des Worts, waren. Die Geschichte der Niederlausitz bis 1135 von S. 213—306. hat der Vf. sehr fleissig bearbeitet. Den Markgrafen Gero I. nimmt der Vf. in Schutz, und zeigt wie billig, dass man ihm Tapferkeit und militärische Verdienste nicht absprechen kann; aber bey dieser Gelegenheit kommen einige ganz überflüssige Ausfälle auf die Slaven vor, welche mit der sonstigen Unparteylichkeit des Vfs. stark contrastiren. Die Worte: *Witichinds* p. 647 *ipse dolum dolo praeoccupans convivio claro delibutos ac vino sepultos ad triginta fere principum barbarorum una nocte extinxit* leiden allerdings die Erklärung des Vf., dass Gero I diesen Mord nicht bey sich an den eingeladenen Gästen, sondern durch einen Ueberfall bey einem dritten begangen hat. Indess schliesst diese Erklärung die Möglichkeit der andern nicht aus, und Gero I. läst sich wohl so wenig wie mancher Feldherr neuerer Zeit entschuldigen z. B. Tilly, Wallenstein. Die deutschen Eroberungen in den slavischen Ländern lassen sich wohl, wie alle Eroberungen, rechtfertigen; aber die gültigen Gründe sind wohl nur immer aus dem Rechte des Stärkern genommen und was die Slaven dabey verloren, ist dem Vf. nicht unbekannt. Die heidnischen Grausamkeiten der Slaven im Bisthum Meissen sind gerade von der Art, wie die Grausamkeiten der heidnischen Thüringer, welche Gregorius Turonensis L. III. c. 7. p. 296. berichtet. Das Augenausstechen ist eine Strafe, die in Deutschland sehr gewöhnlich war. Karl der Grosse liess sie oft ausüben und wie die Leibeigenschaft nicht minder hart in Deutschland gewesen ist, als in den slavischen Ländern, das weiss der Vf. ohne Zweifel so gut, wie Rec. Man kann noch hinzusetzen, dass sie eigentlich aus Deutschland nach Polen gekommen zu seyn scheint. Dass die Deutschen in den Ländern über der Elbe meistentheils so wie in Liefland, die allerdrückendste Leibeigenschaft einführten, kann der Vf. nicht in Abrede seyn: denn er führt ja selbst Belege dazu aus dem Wittichind an. Rec. bemerkt nur noch aus *Dreyers Cod. dipl. Pomeraniae* p. 287. Urk. CXCI, dass es höchst wahrscheinlich in den beiden Lausitzen eben so gegangen seyn wird, wie in Preussen und Polen. Nicht auf einmal ward die Sklaverey eingeführt, nach und nach entzog man ein Recht nach dem andern den armen Neubekehrten oder Unterjochten, bis endlich völlige liefländische Erb- und Leibeigenschaft daraus entstand, welche bloss nach und nach erst in Jahrhunderten weise Fürsten mildern und in eine leidliche, local oft nothwendige Unterthänigkeit wieder umwandeln konnten. Wie musterhaft die so gepriesenen deutschen Ritter in Preussen es vor dem Jahr 1249 verstanden, ihren Untergebenen ein unerträgliches Joch der Unterthänigkeit stufenweise aufzulegen, lehrt jene Urkunde (eigentlich ein Vergleich zwischen ihnen und den Neubekehrten durch die Vermittelung des fürstlichen Legaten und Lütticher Archidiacon Jacob). Wie sie aber auch späterhin diese Kunst nicht verlernt haben, davon hat man noch bleibende Spuren in Ostpreussen im Lithauischen Departement, obgleich die weise preussische Regierung die Leibeigenschaft schon längst aufgehoben und das Schicksal der Unterthanen gar sehr verbessert hat. Dass der Vf. in der Geschichte des Miecislaus II. so ganz dem Wippo und seinen Nachschreibern folgt, kann Rec. nicht billigen, und beruft sich deshalb bloss auf Naruscewicz Tom. II. Otto Boleslaws I. Sohn ist wohl unstreitig mit dem Udo Mistiwoys Sohne verwechselt worden. Dass Kasimir I. kein Mönch war, trägt der Vf. in den Berichtigungen erst nach (S. 380). Den ersten Theil des neuen Archivs beschliesst der Vf. mit einem genauen Register, wofür er allen Dank verdient. Rec. hätte gewünscht, dass der Vf. zu dem alten Archive ein ähnliches nachgetragen hätte. Doch diess kann wohl bey der Fortsetzung geschehen: denn so sehr auch die Lesewelt mehr nach unterhaltender Leserey als nach belehrender Lectüre fragt: so hofft doch Rec., dass der Vf. im Stande seyn wird, dieses neue Archiv fortzusetzen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 22. März 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Söder*, von *S. S. Roland*. Aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt von *C. G. Horstig*. Mit zwey malerischen Ansichten und einem Grundrisse (des Schlosses) von Söder, nebst dem Bildnisse des Freyherrn von Brabeck. 1799. X u. 134 S. Fol. (6 Rthlr.)

Das Schloss zu Söder bey Hildesheim und die Gemäldesammlung des Hn. v. Brabeck verdienen unstreitig weit mehr als manche andere, weit grössere Schlösser und Kunstsammlungen bekannt gemacht und nach ihrem wahren Werthe gewürdigt zu werden. Diese Beschreibung ist daher ein dankenswerthes Unternehmen, und verdient um so mehr beachtet zu werden, je seltener es ist, dass die Landsleute des Vfs. dem Charakter, den Talenten und den Productionen der Deutschen auf eine so unbefangene Weise Gerechtigkeit widerfahren lassen, als es hier fast durchgängig geschieht. Man findet nämlich in diesem Werke nicht allein eine detaillirte Beschreibung des Schlosses, der dabey befindlichen Gartenanlagen und der vorzüglichsten Gemälde zu Söder, wobey Hr. Roland sich überall als einen Mann von Kenntniss und gebildetem Geschmacke zeigt; sondern es sind auch über Kunst und Künstler im Allgemeinen, und über Kunst und Künstler Deutschlands insbesondere, so wie auch über die Fortschritte unsers Vaterlandes in jeder Art von Cultur, viele Bemerkungen und Urtheile eingestreut, die den Vf. als einen Mann von Einsicht, von ruhigem Prüfungsgeiste und von offener Wahrheitsliebe bezeichnen. Gleichwohl muss Rec. gestehen, dass er, trotz der Anerkennung dieses Verdienstes, wohl schwerlich alle 134, reichlich bedruckten *Folio*seiten dieses Werks würde gelesen haben, wenn ihn seine übernommene *Pflicht* nicht dazu angetrieben hätte. Fast alles, was hier gesagt ist, hätte mit der Hälfte, und oft mit noch weit weniger Worten gesagt werden können; einer Menge von unnützen Abschweifungen, wozu die Briefform Veranlassung gegeben hat, nicht einmal zu gedenken. Rec. will hiemit nicht sagen, dass man sich über französische Geschwätzigkeit zu beklagen habe: er findet vielmehr eine so echt deutsche Breite und Umständlichkeit in diesem kleinen Folianten, dass er ihn wahrscheinlich für ein vaterländisches Original-Product würde gehalten haben, wenn er nicht anderweitig belehrt worden wäre, dass er eine Uebersetzung aus dem Französischen vor sich habe. — Die Vorrede des Uebersetzers, welche eigentlich eine Abhandlung über die Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Bedürfnisse des Schönheitssinnes ist, steht in guter Harmonie mit dem Buche selbst. Aus den Beschreibungen des Schlosses und der Gemäldesammlung geht unwidersprechlich hervor, dass Hr. v. Brabeck unter der Zahl der wenigen Begüterten in unserm Vaterlande, welche von den Gaben eines günstigen Geschicks auf eine sinn- und geschmackvolle Weise Gebrauch zu machen verstehen, auf einer ausgezeichneten Stufe steht. Wenn der Baumeister auch diess und jenes an dem, von Grunde aus neu aufgeführten, Schlosse einzuwenden haben könnte: so blickt doch aus den Verzierungen und den Meublen der meisten Zimmer und Säle ein reiner Sinn für das Einfache, Edle und Schöne hervor; wobey besonders zu rühmen ist, dass Hr. v. Brabeck mit ausdauerndem Patriotismus den einheimischen Kunstfleiss aufregte und bildete, so dass er z. B. von gewöhnlichen Dorftischlern endlich die saubersten Meublen in Mahagonyholz erhalten konnte, und sich bloss zu den vielfältigen, lobenswerthen Stukaturarbeiten eines Ausländers bedienen musste. Es ist sehr dankenswerth, dass Hr. Roland hierauf vorzüglich aufmerksam macht; auch hat er gewiss nicht unrecht, wenn er sagt, dass das deutsche Kunsttalent, aus Mangel an verständiger Würdigung und Aufmunterung, in Absicht seiner Bildung grösstentheils auf einer unseligen Mittelstufe stehen bleibt, oder sich über den Undank seines Vaterlandes zu beklagen hat. Aber weder mit gehöriger Kenntniss noch Unbefangenheit ist es geurtheilt, wenn Hr. Roland S. 26. über die deutschen Maler so hart abspricht, ihren Werken ohne Ausnahme übertriebene Farbengebung, erzwungene Stellungen, Anmasslichkeit und verdorbenen Geschmack Schuld gibt, und dann als ein wahres Wunder erzählt, dass diese nämlichen Maler, so bald sie nach Söder gerufen werden, auf einmal Stil und Manier verändern und ein Gemälde zum Vorschein bringen, worin ein richtiger Farbenton, eine natürliche Körperstellung, eine weise Anordnung, eine reiche Zeichnung

Zeichnung und ein ernsthafter Stil die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, Da vermöchte Söder wahrlich mehr als Paris und Rom mit ihren Mecänen und Kunstschätzen, und Hr. v. Brabeck müsste einen Nürnberger Trichter zur Hand haben, der mit den Kräften aller Zauberringe und Talismane um den Rang streiten könnte. — Doch, dass dem nicht also ist, das beweist ja Hn. Rolands eigne scharfe Kritik über die *Langenhöffelschen*, höchst verunglückten Werke in dem Schlosse zu Söder. Wie konnte Hr. Roland diesen argen Widerspruch übersehen! und ist ihm denn nicht bekannt, dass z. B. *Graff*, lange vorher, ehe er nach Söder kam, eine Menge Porträts verfertigt hat, die dem des Hn. v. Brabeck gewiss nichts nachgeben?

Dieser Misgriff sollte freylich gegen Hn. Rolands Urtheile ein wenig mistrauisch machen; allein seine Beschreibungen der Gemäldesammlung zu Söder versöhnen wieder mit ihm, und hier zeigt er sich häufig, besonders bey allgemeinern Urtheilen, wie über Rubens, über die Neigung der Niederländer zur Landschaftsmalerey, und dergl., als einen einsichtsvollen, geübten Kenner. — Ueber die Sammlung selbst kann Rec., wegen Mangel an Raum, nur dieses sagen, dass sie aus lauter ausgesuchten Stücken besteht, nicht nach den Schulen der Künstler, sondern nach den dargestellten Gegenständen geordnet ist, und dass ein Tobias von *G. Douw*, zwey Portraits von *Strozzi* und *Tinelli*, und ein kleines Gemälde und eine Zeichnung mit Goldstrichen auf braunem Grunde von *Raphael* zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten derselben gehören. — Ausser der geschmackvollen Auswahl ist aber vorzüglich noch die grosse Liberalität dankbar zu erwähnen, mit welcher Hr. v. Brabeck jedem Liebhaber die Ansicht, und talentvollen Künstlern die Benutzung seiner Sammlung gestattet. Möchten ihn doch hierin alle Reichen und Grosen, die im Besitz von bedeutenden Kunstwerken sind, zum Vorbilde nehmen!

In einem auffallenden Contraste mit dem bisher erwähnten stehen einige Gartenanlagen, die der Vf. mit lobenswerther Unparteylichkeit tadelt. Dass überhaupt Hn. Rolands Urtheil in diesem Fache nicht leicht zu bestechen, und streng, aber gerecht ist, beweist die interessante Abschweifung, wo die kleinlichen Felsenkünsteleyen zu Wörlitz und das abenteuerliche *chef d'oeuvre, der Stein*, der zehnerley seyn soll und nichts recht ist, einmal nach ihrer wahren Werthlosigkeit gewürdigt werden.

In den drey letzten Briefen ist viel Wahres und Gutes gesagt, über ökonomische Gegenstände, über die Lage der Unterthanen in den ehemals geistlichen Staaten Deutschlands, über das gesellschaftliche Leben auf dem Lande, und über die wissenschaftliche und sittliche Bildung in unserm Vaterlande. Sich in ein näheres Detail einzulassen, würde hier zu weit führen; nur die eine Frage an den Vf. kann Rec. nicht zurückhalten, ob es wohl fein und anständig ist, von fürstlichen Personen, die dann und wann Söder besuchen, *und die doch auch diese Beschreibung lesen können*, frey in die Welt hinein drucken zu lassen, dass während ihres Besuchs die Gesellschaft *verkümmert* und *nicht mehr existirt*, oder sie wenigstens alle *Anzüglichkeit* (soll heissen alles *Anziehende*) *verliert*, dass aber, *so wie der Regent wieder abreiset, alles von neuem wieder auflebt und alle Reize der Gesellschaft wieder zum Vorschein kommen?* Es ist möglich, dass sich diess so verhält: aber ist es nicht ein Missbrauch der Schriftstellerey, so etwas laut vor dem Publicum auszuschreyen, und Personen, vor denen Hr. Roland, wenn er ihnen persönlich gegen über stände, sich gewiss höchst ehrfurchtsvoll bücken würde, dergleichen Sottisen mit der Feder zu sagen? Sollte es auch Hn. v. Brabeck wohl gleichgültig seyn, dergleichen Berichte über die ausgezeichnetsten Besuche, die er empfängt, *gedruckt* zu sehen?

Druck und Papier dieses Werks sind von vorzüglicher Schönheit. Die Kupfer sind in einem besondern Hefte beygelegt. Das Portrait des Hn. v. Brabeck nach Graff von Huck in geschabter Manier bearbeitet, verdient vieles Lob. Auch die beiden Landschaften mit dem Schlosse, nach Roland von Aubertin in getuschter Manier, sind fast durchgehends recht brav behandelt; doch trifft diess Lob mehr die zweyte, als die erste Ansicht. Das Blatt mit dem Portrait ist aber durch den Verfertiger der Unterschrift häslich entstellt, indem mit sehr zierlichen Buchstaben statt *MORITZ* halb französisch und halb deutsch *MAURIZ* geschrieben ist.

RÖMISCHE LITERATUR.

Erlangen, b. Schubart: *Die Briefe des Plinius*, übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von M. *Joh. Adam Schäfer*, Conr. an dem Gymnasium zu Ansbach. *Erster* Band. 1801. CXII u. 234 S. *Zweyter* Band. 1802. 490 S. gr. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Dieselbe Gerechtigkeit, welche uns Hn. Schmids Verdienst um die Uebersetzung der Briefe des Plinius anerkennen heisst, gebietet uns auch zu gestehen, dass er von dem neuesten Uebersetzer übertroffen worden. Dieser arbeitete seine Uebersetzung schon vor mehrern Jahren aus, ging sie in der Folge wieder durch, machte Proben daraus bekannt, kurz, wendete viel Zeit und Fleiss auf, etwas Gutes zu liefern. Was die Treue und Richtigkeit der Verdeutschung betrifft: so versteht sich diese bey einem so zu Werke gehenden und anerkannt geschickten Philologen von selbst, und er hat seine Kenntniss der Sprache und der Sachen nicht nur in der Uebersetzung, sondern auch in den Anmerkungen an den Tag gelegt, welche sich durch gute Kritiken und Erläuterungen auszeichnen und selbst neben der Gierigschen Ausgabe eingesehen zu werden verdienen. Wir dürften nur auf mehrere Bemerkungen, welche Theile des Römischen Alterthums, das Bauwesen, die Villen, Naturerscheinungen u. s. w. betreffen, hinweisen: so, um nur Eins zu erwähnen, kennt Gierig

Gierig die neuesten Untersuchungen über die Lage von Plinius Laurentinischem Landgut (2, 17) nicht, welche Hr. Schäfer aus einem italiänischen Werke anführt, dessen Resultate in Bonstettens Reise in die klassischen Gegenden Roms Th. 1. S. 184. 201. 236 ff. d. deutsch. Ausg. bestätigt und näher dahin bestimmt werden, dass Plinius Villa bey Ostia an der Stelle von dem Hause zu Castell-Fusano bey dem Bach la Focetta gelegen. „Das Gut lag (nach Plinius in der Schäferschen Ueberfetzung) *siebenzehn Meilen* von Rom, so dass man nach vollendeten Geschäften und nach vollbrachtem Tagewerke noch da übernachten konnte," womit wir nicht recht zusammen zu reimen wissen, was Bonstetten S. 236 f. sagt: „Plinius konnte, wenn er scharf ging, nach Vollendung seines täglichen Geschäftskreises. (*composito die*, wie er sich ausdrückt) *in anderthalb Stunden* recht gut auf seinem Laurentum seyn." Zu gesucht ist wohl §. 2. die Ueberfetzung: „Heerden, die in der Frühlingsmilde sich *spiegelnd fett* grasen" für: „*herbis et tepore verno nitescunt*." Von dem für das *gröbere* Bedürfnis bestimmten Gemüsgarten sagt Plinius §. 15: „*hortus alius, pinguior et rusticus*," welches nicht ganz angemessen übertragen wird: „ein anderer Garten, der *fruchtbarer* und der eigentliche Küchengarten ist." Die Zierlichkeit, die abgemessene Symmetrie des Ausdrucks und die ganze rhetorische Kunst, welche Plinius in seinen Briefen aufbietet, erreicht wohl nicht leicht ein Ueberfetzer vollkommen; doch wird man Plinius Manier auch hier nicht ganz vermissen. Um ein zusammenhängendes Beyspiel von des Ueberfetzers Arbeit zu geben, setzen wir die Verdeutschung des Billets an die Calpurnia (6, 4) her, wo Plinius sehr zarten Empfindungen Worte leiht:

„Nie klagte ich mehr über meine Geschäfte, als jetzt; sie, die mir nicht vergönnten, meine liebe Patientin nach Kampanien zu begleiten, oder ihr, so wie sie fort war, auf dem Fusse zu folgen! Denn nun wünschte ich vorzüglich, bey Ihnen zu seyn, um mich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie sich Ihre Kräfte, wie sich Ihr zarter Körper (*corpusculum*) erholt, mit einem Wort, ob Sie gegen die Vergnügungen dieses Aufenthalts und gegen eine so genussreiche Gegend gleichgültig genug sind, um nicht Schaden an Ihrer Gesundheit zu nehmen. [Hier ist die gewählte, sentenziöse Kürze zerstört worden: *ecquid denique secessus voluptates regionisque abundantiam inoffensa transmitteres*, „ob du der Wollust des ländlichen Aufenthalts und der Ueppigkeit der Natur unbeschädigt entkämest"] Und wären Sie auch noch so gesund, ich würde Sie nicht ohne Sorge vermissen. Denn es ist immer eine bange, qualvolle Lage, wenn man von einer Person, die man mit so viel Wärme liebt, eine Zeit lang nichts hört und sieht. Nun aber, da Sie entfernt und noch überdiess unpass sind, macht mir die Ungewissheit tausend schreckenvolle Besorgnisse. Ich fürchte alles, bilde mir alles ein, und, was bey Fürchtenden etwas ganz eigenes ist [„*quaeque natura metuentium est*," und, nach Art der Fürchtenden], ich stelle mir immer das Schrecklichste am ersten vor. Desto dringender bitte ich Sie, meiner Furcht durch einen oder auch durch ein Paar Briefe des Tags zu Hülfe zu kommen. Denn ich werde nur so lange ruhig seyn, als ich an Ihrem Briefe lese; aber gleich wieder unruhig, wenn ich ihn gelesen habe. Leben Sie wohl!"

Ueber das hier und im ganzen Werk gebrauchte *Sie* und *Ihnen* erklärt sich der Uebers. dahin, dass er es bey einem spätern Briefsteller aus der Periode, wo man die alte Simplicität und liberale Natürlichkeit vergebens suche, für passend halte, und dass „bey dem Uebers. eines so abgeschliffenen, feinen und oft beynahe gezierten Briefstellers, wie Plinius ist, das *Du* trotz seiner Sprachrichtigkeit in eben dem Grade widrig und unnatürlich lauten würde, als das complimentirende *Sie* sprachwidrig sey." Etwas anders wäre es, wenn man dem Plinius steife Titulaturen der spätern Jahrhunderte, die Scheller fälschlich in *reverentia vestra* Plin. panegyr. c. ult. gesucht habe, aufdringen wollte. Wir unsers Theils glauben eben so wenig, dass sich das römische *Du* nicht mit Plinius zierlicher und gezierter Sprache der feinen Welt seines Zeitalters vertrage, als wir unbedingt jene Abstracta der Titulaturen in sehr späte Zeiten herabsetzen möchten, worüber auch in Tzschucke's grösserer Ausgabe des Eutrop praef. L. 1. einiges bemerkt worden ist.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Wilmanns: *Der gute Jüngling, gute Gatte und Vater*, oder Mittel, um es zu werden. Ein Gegenstück zu der Kunst, ein gutes Mädchen zu werden. Von *Joh. Ludw. Ewald. Zweyter* Band. 1804. 432 S. 8. mit Kupfern von Jury. (Beide Bände Schreibpap. brosch. 5 Rthlr., Velinpap. 5 Rthlr. 12 gr.)

Den *ersten* Band oder die *zehn* ersten Vorlesungen haben wir A. L. Z. 1805. Num. 57. angezeigt. Die *elfte* Vorlesung oder die *erste* dieses Bandes, bestimmt zu zeigen, dass unsre Handlungen von der Speculation unabhängig sind, gehört zwar nicht wesentlich in dieses Buch, mag aber immer ihren Platz behaupten. Die *zwölfte* beschäftigt sich mit denen, die sich dem Kriegesstand widmen. Nachdem der Krieg von seiner Schatten- und von seiner Lichtseite betrachtet worden, wird vom Beruf zum Krieger, der Subordination, der Bildung für diesen Stand, den Tugenden und Eigenschaften des Kriegers, dem militärischen Geist, dem Zweykampf, den Sitten der Krieger, dem Spiel, der Beschäftigung des Officiers mit seinen Soldaten, dem Esprit du corps, der Mannszucht und Menschlichkeit im Kriege gehandelt und alles durch Beyspiele aus der Geschichte erläutert. Die *dreyzehnte* Vorlesung von der Bestimmung zum Kaufmannsstande entwirft ein angemessenes Bild von der Wichtigkeit desselben, und handelt dann von der

der Vorbereitung dazu durch Handlungsschulen, von den Lehrjahren, dem Speculationsgeist und Speculationshandel, den eignen Etablirungen, Bankerot, Betrügereyen und Kaufmannsleiden (möchte doch ja beherzigt werden, was S. 145 ff. darüber gesagt ist, da uns Fälle bekannt sind, wo junge Leute in den grössten Häusern, in welchen sie lernten oder in Condition standen, ihr sogenanntes Glück sehr theuer durch Verletzung ihres Gewissens erkauften), Handlungsneid und Kaufmannsgrossmuth. Die *vierzehnte* Vorlesung von der Bildung zum Künstler predigt Verfeinerung und Veredlung der Sinne und der Phantasie durch den Anblick des Reinsten, Einfachsten, Schönsten und Erhabensten in der Natur und Kunst; Warnung vor dem Manierirten und vor grober Sinnlichkeit; Einfluss des Kunstsinnes auf die Sittlichkeit; Künstlereigenheiten, Fehler und Tugenden. Die *funfzehnte* Vorlesung beschäftigt sich mit den Studirenden. Der Vf. thut die überwiegenden Vortheile des Gymnasiums-Unterrichts vor dem häuslichen dar; er will, dass man die Universität nicht vor dem 22sten oder 23sten Jahre beziehe, welcher Rath in unsern Tagen wohl zu spät kommen dürfte; auch soll man sich nicht zu früh für einen gewissen Stand bestimmen; Warnung vor Sektirerey; der Studirende soll im Studiren das Mittel halten zwischen zu grosser Ausdehnung und zu enger Beschränkung; soll sich vor Spiel, Zweykampf und Studentenorden hüten; (jedoch wird die Idee zu einem nützlichen Orden entworfen;) über den Umgang und die Freundschaften der Studenten; Erhebung des Geistes durch Vorhalten der Beyspiele grosser Männer. Der Vf. weiss in Deutschland keinen der jetzt lebenden Männer, dessen Gang und Handlungart den künftigen Geschäftsmann mehr erwärmen und fürs Gute beleben könnte, als der des grossen und edlen Ministers — *von Kretschmann*, dessen Gesinnungen und Handlungen der Schrift über die Organisation der Koburg-Saalfeldischen Lande zufolge in das schönste Licht gestellt werden! Den Beschluss dieser Vorlesung machen Rathschläge über die weise Benutzung der Zeit nach Ablauf der akademischen Jahre bis zum Eintritt in ein Amt. Sehr gute Lehren enthält die *sechszehnte* Vorlesung für reisende Jünglinge; über Vorbereitung, Zweck, vernünftige Art zu reisen; Massregeln der Vorsicht; Betragen gegen die Reisegesellschaft, gegen Postillions und gegen die Wirthe. Die folgenden Vorlesungen beziehen sich auf Liebe, Ehe und Hausvaterstand. Die *siebenzehnte* versucht es, den beseligenden Einfluss der Liebe zu schildern, die Nachtheile zu früher Verliebung, die Erhöhung der Liebe durch Fixirung auf Einen Gegenstand und durch die Ehe; die Nachtheile traulicher Verbindungen ohne Ehe und der Hagestolzenwirthschaft; über die Wahl einer Gattin. Die *achtzehnte* Vorlesung enthält verständige Lehren, den Bräutigamsstand betreffend, der nicht zu lange und nicht zu kurz dauern soll. (Kleinlich ist es, wenn der Vf. S. 306 f. einen Streit mit dem Redacteur der theologischen Annalen hieher zieht); verständiges Betragen des Bräutigams; (er entferne sich eben so weit von kriechender Schmeicheley als von gebieterischem Wesen,) vom Vorsichhertragen seiner Liebe und von Versteckung derselben; (er hüte sich vor unanständigen Vertraulichkeiten, vor Launen und Eifersüchteleyen.) Ueber Brautgeschenke und vernünftige Einrichtung der Hochzeiten. Die *neunzehnte* Vorlesung, welche das Gattenleben betrifft, kann als Commentar zu dem Text betrachtet werden: „Wo kann man sich besser befinden als in dem Schosse seiner Familie?" Liebe, Treue und Theilnahme des Gatten, der mit der Gattin wirken, geniessen und leben soll. Ueber Regieren und Folgen in der Ehe, Geben und Empfangen. Die Ehe ist keine Idylle, sie darf aber nicht ohne poetische Zeiten seyn. Bemühung des Gatten, sich Achtung und Liebe zu erhalten und ein weises Betragen gegen Fehler der Gattin. Den Beschluss macht die *zwanzigste* Vorlesung, welche dem Vater gewidmet ist. Die ersten Vaterfreuden werden als ein Silberblick des Lebens dargestellt; negative und positive Erziehung der Kinder, und wie sich Vater und Mutter in dieses Geschäft theilen müssen; Empfehlung früh zu weckender religiöser Gefühle; die Grossvaterfreuden malt der Vf. nach eigner Erfahrung, und hat der Erinnerung an sein Verhältniss zu einer abgeschiedenen kleinen Enkelin durch ein seelenvolles Bild von Jury Dauer gegeben. Von demselben Künstler sind noch einige Auftritte aus dem Drama des Lebens dargestellt worden.

* * *

ALTONA, b. Eckstorff d. J.: *Joh. Cph. Keil's Spiegel der Tugend und guten Sitten.* Für Kinder nach *Weissens* Lehrart. *Vierte* durchaus verbesserte Auflage. 1803. VIII u. 276 S. 8. (21 gr.)

Auch unter dem Titel: *Sittenbildende Anwendung müssiger Stunden.* Ein Geschenk für liebe Söhne und Töchter, die gern hübsche Geschichten lesen u. s. w. (S. d. Rec. der *ersten* Auflage A. L. Z. 1787. Num. 274.)

Berichtigung.

Jahrgang 1805. Num. 166. Seite 527. Zeile 17. (in der Rec. von Pfenningers *Caracteres des Poëtes de l'Allemagne*) statt: *vend* lese man: *rend*.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 25. März 1806.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schwickert: *P. Ovidii Nasonis Metamorphoses.* Recensuit, varietate lectionis notisque instruxit *Gottlieb Erdmann Gierig.* Editio *altera* ad singulos prope versus vel emendatior vel auctior. Tomus *prior.* 1804. XXXII u. 550 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Ob der Herausg. gleich die Metamorphosen früher (1784. 1787) schon mit vielem Fleisse bearbeitet hatte; so blieb er doch, als eine neue Auflage nöthig wurde, nicht bey einer blossen Revision stehen, sondern verfuhr so, als wenn er das Werk zum ersten Mal zu bearbeiten hätte.

Statt einiger Bemerkungen, welche die Vorrede zur *ersten* Ausgabe über das Gedicht darbot, wird jetzt auf zwanzig Seiten *de opere Metamorphoseon Ovidiano* gehandelt. Nach ein Paar unbefriedigenden Bemerkungen über die Verwandlungsmythen spricht er von der Composition und Eigenthümlichkeit des Ovidischen Gedichts, von Ovids Nachahmung anderer Schriftsteller, seiner leichten und gefälligen Erzählung, seinem Witz und seiner Witzeley, seinen Wortspielen, seiner Redseligkeit und seiner Wortkargheit an einigen Stellen, seiner üppig schwelgenden Phantasie und Sprache, seinen Prachtreden, Beschreibungen, allegorischen Darstellungen, Schilderungen der Leidenschaften, Vergleichungen und Anachronismen. Uns scheint der verstorbene J. C. T. Ernesti in seiner von Hn. Gierig nicht benutzten Abhandlung *de elocutionis poetar. lat. vett. luxurie* S. 37 f. Ovids Werk ganz vorzüglich gut und richtig charakterisirt zu haben: *Totum opus Metamorphoseon, mira arte conscriptum, et egregiis ingenii facultatisque poeticae speciminibus instructum, tamen tot lasciviae, lusus, argutiarumque exempla habet, ut magis sui gratia, quam rerum tractandarum caussa delectum a poeta videatur. Nam multi scriptores et poetae, ut vel ex Antonino Liberali patet, idem argumentum ante illum tractaverant. Primus quidem Ovidius hoc egit, ut diversissimarum fabularum farraginem in unius corporis speciem coniungeret: id quod egregia arte et varietate exsecutus est. Sed vereor, ne hoc ipsum consilium ad ingenii abusum et luxuriem pertinuerit. Quo enim difficilius erat et magis lubricum, variarum rerum argumenta uno narrationis filo connectere, eo maior artis et acuminis declarandi opportunitas nascebatur, quae tamen ipsa quoque ingenii praecipitandi et artis affectandae periculum obiiciebat. Itaque eo nomine iam a Seneca et Quintiliano reprehensus est.*

In der *ersten* Ausgabe blieb der Herausg. meistens der Burmannischen Recension getreu; jetzt hat er sich mehr von der Autorität der Heinse und Burmanne losgemacht und sich seinen eignen Text geschaffen, der sich als das Werk eines bedächtigen und gründlichen Kritikers empfiehlt, welcher die *farrago lectionum* genau sondert, die passendsten heraushebt, in Nothfällen auch Conjecturen Raum gibt, fast nie aber eigne wagt. Er gibt die Verschiedenheit der Lesarten sorgfältiger und bestimmter als ehedem an, und legt seine Gründe für die von ihm vorgezogenen Lesarten vor. Was neuere Kritiker geleistet haben, auch Mitscherlich, der schon den Muth hatte, den Heinsischen Text an mehreren Stellen zu verlassen, ist im Ganzen benutzt worden; doch würden Nachlesen aus Withofs, Wakefields und Anderer kritischen Schriften gehalten werden können. Hier das Verzeichniss der von uns bemerkten Lesarten, wodurch sich die neue Ausgabe vor der alten unterscheidet, mit Bemerkungen über einzelne Stellen. I, 5. gibt er der Lesart: *Ante mare et terras* wegen des Ansehens der meisten Handschriften und der grössern Leichtigkeit, welche beym Ovid einer Lesart immer zur Empfehlung gereicht, den entschiedensten Vorzug, und lässt dennoch, worüber wir uns wundern, im Text die von Heinse aus zwey Handschriften gewonnene Lesart *tellus* stehen. Wäre nur nicht Hesiodus Theog. 116. Ἤτοι μὲν πρώτιστα Χάος γένετ', und Apollonius 1, 496. ὡς γαῖα καὶ οὐρανὸς ἠδὲ θάλασσα Τὸ πρὶν etc. Orpheus Arg. 419. (423.) Πρῶτα μὲν ἀρχαίου χάεος u. s. w., welche dem nachdrücklichen *Ante*, nicht als Präposition, sondern als Adverbium, das Wort zu reden scheinen! Denn diese und ähnliche Dichterstellen, so wie die verwandten Philosopheme der ältern griechischen Weisen schweben dem Ovid offenbar in der Schilderung der Weltentwickelung aus dem Chaos vor. Man vergleiche im Hermannischen Orpheus S. 512. n. 36. eine merkwürdige Stelle aus Tzetzes Exeg. Hom. Ms.: οἶμαι δὲ ('Αλέξανδρος) καὶ ἀρχαιογονίας λόγους ἐξέθετο, πῶς οὐρανός τε γαῖά τ' ἦν μορφὴ

μορφὴ μία, ἐπεὶ δ' ἐχωρίσθησαν ἀλλήλων δέχα, τέκτουσι πάντα, κἀπέδωκαν εἰς φάος, καθὰ φησὶν Ὀρφεύς τε ὁ παλαιὸς καὶ Ἡσίοδος, Ἐμπεδοκλῆς τε σὺν αὐτοῖς ὁ Ἀκραγαντῖνος, καὶ Ἀναξαγόρας ὁ Κλαζομένιος, καὶ ὁ τοῦ Ἀναξαγόρου τουτουὶ μαθητὴς Εὐριπίδης, οὗτινός εἰσιν ἔπη καὶ οἱ τανῦν ῥηθέντες μοι ἴαμβοι. Die pleonastische Stelle V. 92 f. (bey welcher Ovids Geschwätzigkeit mit Nachdruck gerügt wird) wollte Withof also lesen: „*nec simplex turba timebat Iudicis ora sui, sat moribus undique tuti*," worin er wenig Nachahmer finden dürfte. V. 99. unterstützt der Herausg. hinlänglich die Lesart *gentes* von den Menschen des goldnen Zeitalters statt der andern *mentes*. V. 155. *subiecto Pelion Ossae*, weil die meisten Dichter die Berge in dieser Ordnung auf einander gesetzt seyn lassen. Nach einem sehr richtigen Gefühl wird V. 159. „*suae stirpis*" dem *ferae* vorgezogen. Warum schreibt aber der Herausg. nicht V. 217. mit Heinse: „*cum Cyllene*" statt *Cylleno*, da er doch jetzt und in der ersten Ausgabe diess für die rechte Schreibart hält? Wieder eingesetzt ist V. 249. die Lesart worden: „*ferisne paret populandas tradere terras*" für *gentes*: denn die Folge der Ideen ist diese. Die Götter fragen: wie es denn auf der Erde aussehen würde, wenn keine Menschen mehr wären? Es würden keine Opfer mehr gebracht werden und die Erde würde die Beute der wilden Thiere seyn. V. 313. ist aus der alten Ausgabe der gegen das Sylbenmass anstossende Vorschlag: *Oetaeis - ab iugis* stehen geblieben. V. 373 f. lässt der Herausg. zwar im Text stehen: „*fastigia turpi Squalebant musco*," vertheidigt aber die Lesart der Handschriften: *pallebant*. Da uns *pallere* in dieser Bedeutung nicht von Menschen, sondern von Sachen unerwiesen scheint: so würden wir eher *tabebant* in Vorschlag bringen. V. 435. liest er: „*altoque recanduit aestu*," welches besser als das von Burmann aus einer Handschrift aufgenommene *almo* zu dem vorhergehenden *solibus aetheriis* passt. Nicht unglücklich ist der Vorschlag, die beiden Verse 546 f. in folgenden Einen zusammenzuziehen: „*Qua nimium placui, mutando perde figuram*." Dichterischer ist die jetzt V. 561. aufgenommene Lesart: „*longas visent Capitolia pompas*" statt der ehemaligen: *longae — pompae*. V. 598. richtiger *Lyrceia* als ehemals *Lyrcaea*. V. 632. „*frondibus arboreis*" aus den meisten Handschriften und aus guten Gründen statt *arbuteis*. V. 656. „*suspiria ducis*" nach den meisten Handschriften statt *prodis*. V. 706. Pan soll statt der Nymphe Syrinx „*calamos tenuisse palustres*;" So liest der Herausg. für *cannas*, welches eine einzige Handschrift hat; jenes unterstützt er mit guten Gründen. Da *cannae* die kleinern, zärtern, *calami* die längern, stärkern Rohrhalmen sind (s. Ov. Met. 8, 337.): so passt schon darum das letztere besser hieher, zu geschweigen, dass sich die, vom Herausg. übersehenen, Erzähler des Mythus (Achilles Tatius und Longus. Vgl. über die Pansflöte Twining z. Aristot. Poetik C. 1.) gewöhnlich desselben Wortes bedienen. V. 759. schämt sich Phaethon, dass von ihm Epaphus Schmähungen „*non potuisse repelli*," welche Lesart viel stärker und nachdrucksvoller ist als *refelli*. II, 80. wird „*adversi cornua Tauri*" dem *aversi* mit einem richtigen Urtheil vorgezogen. V. 156. hat Tethys, Oceanus Gemalin, das gewöhnliche Schicksal, falsch (hier *Thetys*) geschrieben oder gedruckt zu werden. V. 273. *contractosque* statt Heinse's *contractos*. V. 611. wünschte er als müssig und matt verbannt zu sehen. V. 639. das Ovidische Wort *Edidicisse* für *Addidicisse*, V. 681. „*onusque fuit dextrae silvestris oliva*" statt Heinsius *baculum silvestre sinistrae*, welches sich, nach Voss zu Virgil Id. 8, 16, durch Schwäche und Misslaut verräth. V. 691 *et illi* statt Heinsius: *Et, eia*. V. 743. das edlere „*Atlantis Pleionesque genus*" für *nepos*. V. 771. gibt der Herausg. der Lesart: „*Surgit humo pigre*" den Vorzug vor *pigra*. Die drey auf *e* ausgehenden Sylben „*pigre semesarum*" thun jedoch dem Ohr nicht wohl. V 811. „*lenique vapore cremantur*" für *tepore*. V. 823. „*frigusque per artus Labitur*" statt *ungues*, welche nichts von Kälte empfinden. III, 269. sagt Juno von der Semele: „*mater, quod vix mihi contigit uni, De Iove vult fieri*." Der Herausg. wiederholt in der Anm. die in der vorigen Ausgabe angebrachten Bedenken gegen das *uni*. Allein uns scheint der Fehler nicht in diesem Wort, sondern in *vix* zu liegen, statt dessen wir lesen: „*quod ius mihi contigit uni*." V. 548. sagt Pentheus zu den Thebanern, die dem neuen Gott huldigen: „*patrium revocate decus*." Wiewohl der Herausg. diese Lesart im Text behält: so gibt er doch in der Note den Vorzug der Lesart der meisten Handschriften: *retinete*. Warum schloss er nicht V. 576. in Klammern ein, den er für offenbar unächt erklärt? Er braucht ja sonst auch nöthigen Falls Haken und Klammern. Richtig wird jetzt V. 597. „*Chiae telluris*" für *Diae* geschrieben. V. 663. bleibt „*Velaque deducunt*," welches er in der ersten Ausgabe gern in *diducunt* verwandelt hätte, ungekränkt an seiner Stelle. Vgl. Oudendorp zu Lucan. 2, 697. V. 665. „*distinguunt vela corymbis*" aus den ältern Handschriften statt *distringunt*. IV, 7. „*serta comis*" aus den meisten Handschriften des Wohlklangs wegen für *coma*. V. 27. „*aut pando*" für *et*. V. 60 f. hat er die einzig wahre, ehemals von ihm bestrittene, Interpunction eingeführt: „*taedae quoque iure coissent, Sed vetuere patres. Quod non potuere vetare, Ex aequo etc*." Für Schirach, der getadelt wird, weil er *taedae* als Nennfall genommen hat, lässt sich doch eine treffende Parallele aus Statius Wäldern 2, 2, 143 f. anführen: „*Vivite securi, quorum de pectore mixtae In longum coiere faces*." V. 151 und 550. hat das unfreundliche *Persequar* dem Ausdruck des freundschaftlichen Geleites *Prosequar* nachstehen müssen, welchen auch Heyne obs. Tib. 1, 8, 28. vorzieht. V. 156. „*serus amor*" für *certus*, als Synonym des folgenden: „*quos hora novissima iunxit*." V. 189. *tuto* ein Druckfehler statt *toto*. V. 224. „*Eripite — loquenti*" für *Arripite*. Ein Rec. in der A. L. Z 1793. Num. 280. S. 23. liest: „*Eripite — loquendi*. V. 336. erlaubt sich der Herausg. einen starken Hiatus: „*Desine*,

sine, aut fugio." Er nennt dieses zwar die alte Lesart; aber wir finden in Burmanns Ausgabe bloss diese verzeichnet: *Desine vel fugio; Desinis an fugio; Desinis an fugiam.* In der Beschreibung des Treibens der Schatten in der Unterwelt folgt auf V. 445. „*Pars alias artes, antiquae imitamina vitae*" in den Handschriften, einige Pfälzer ausgenommen; „*Exercent. Aliam partem sua poena coercet,*" den der Herausg. für echt zu halten geneigt ist, wir glauben, mit Recht. In Pluto's Stadt, will der D. sagen, treiben sich die Schatten auf dem Markt, im Pallast ihres Königs u. s. w. herum; abgesondert von ihnen (nach den meisten Dichtern, vor dem Eingang der Stadt und der Burg Pluto's) sind die Verdammten eingesperrt. Vielleicht dachte sich Ovid dieses Carcer V. 452. nach Art des R. Stadtgefängnisses innerhalb der Stadt selbst. V. 523. *praestat* für *praestet.* V. 561. „*summis Ismenides alis*" statt *sumtis.* Dasselbe Wort möchte Böttiger in der Furienmaske S. 39. in V. 510: „*sumtumque recingitur anguem* in *tumidum* verwandeln. V. 597 f. wird nach Verwerfung der Heinsischen Aenderungen: „*At illa Lubrica permulcet cristati colla draconis*" hergestellt. Durch die V. 662. gegebene richtige Erklärung von dem: „*aeterno carcere*" der Winde werden die andern Lesarten und Conjecturen beseitigt, auch *hesternos ventos,* welches Arntzen de quibusd Pind. Theb. locis 1793 vorschlug. Dass V. 756. „*Andromedan et tanti praemia facti*" die *Copula* unbequem sey, wurde schon in der ersten Ausgabe gesagt; aber wie kann sie, ohne Verletzung des Metrums, weggeworfen werden, welches doch der Herausg. zu wollen scheint. VI, 77. schreibt er jetzt aus überwiegenden Gründen: „*Exsiluisse fretum*" für *forum.* V. 130. wollte Bentley bey Heyne obs. Il. 1, 205. von der Pallas „*rava virago*" statt *flava* lesen, indem er dabey an das Homerische Beywort γλαυκῶπις dachte, welches aber nicht hieher gehört, wo nur an die Pallas *flavo in vertice nodo* zu denken ist, wie es Statius Theb. 2, 238. ausdrückt. Vgl. Heyne zu Tib. 1, 4, 26. Heinrich zu Hesiodus Schild 216. V. 199 f. liest er jetzt also: „*Non tamen ad numerum redigar spoliata duorum, Latonae turba. Quae quantum distat ab orba?*" Scharfer in Emendatt. in Tac., Plin. iun. et Ovid. 1798 hat auch von dieser Stelle gehandelt. Von den beiden Versen 281. 282, von welchen nur einer echt seyn kann, umklammert er, aus guten Gründen, den letztern, den Heinsius in Schutz nahm. V. 333. *orbem* für *orbe.* V. 454. *illis* statt *illi.* V. 504. *dedit* statt *dabat.* V. 640. stellt er wieder her: „*Et mater, mater,*" wogegen das von Heinse eingeführte schmeichelnde: „*Eia et iam*" im Munde des seinen Tod vorhersehenden Kindes ganz unpassend wäre. VII, 8. zieht er in der Anm. „*Voxque datur*" vor, ohne doch diese vorzügliche Lesart statt der aus einer einzigen Handschrift von Heinse gezogenen: *Lex* in den Text zu erheben. Dasselbe gilt von V. 151, wo Heinse's *arietis aurei* stehen geblieben ist, ungeachtet der Anmerker der Lesart aller Handschriften, bis auf eine, *arboris aureae* den Preis zuerkennt. Weniger zaghaft hat er V. 155. Heinse's *subrepit* verdrängt und dafür: „*Somnus in ignotos oculos advenit*" gesetzt. V. 172. behält er zwar „*ore pio*" bey, neigt sich aber mehr zu *tuo.* V. 223. von der Medea: „*Despicit, et Oetaeis regionibus adplicat angues.*" *Oetaeis* ist Burmanns annehmliche Conjectur; die Copula vor diesem Wort, welche das Sylbenmass verschmäht, ist wohl blosser Schreibfehler. Uns scheint die alte Lesart: „*et creteis regionibus*" noch immer etwas mehr als ein Abschreibefehler zu seyn, da sie wirklich auf mehrere Thessalische Kreiden- oder Gypsberge passt. Sollte man nicht hier eine wörtliche Uebersetzung zu lesen glauben von Homers τιτάνοιο λευκὰ κάρηνα in Thessalien Il. 2, 735, die weissen Gypsgebirge, nach welchen wohl erst der Ort den Eigennamen Titanos erhielt, nicht umgekehrt, wie Schneider zu den Ecl. phys. p. 89. meynt. Auch hatte die von Homer Il. 2, 739. genannte *weiße* Stadt Oloosson in Thessalien ihren Beynamen von weissen Kalkbergen, ἀπὸ τοῦ λευκάργυλος εἶναι Strabo 9. p. 440. Zu V. 268. ist eine artige Conjectur von Döring Ecl. poet. p. 187. anzumerken: „*exceptas Luna propiore* (für *pernocte*) *pruinas*" nach Lucan 6, 505 f. V. 276. hat der Herausg. die Lesart aller Handschriften hergestellt: „*(Medea his rebus) instruxit mortali barbara munus.*" Bey dem, was gegen die Lesart *mortari munus* vorgebracht wird, ist nicht bedacht worden, dass der Vertheidiger derselben den Mörser für den ehernen Kessel (aenum 262) selbst nimmt, in dem die Zaubersuppe mit einem verdorrten Olivenast gequirlt wird (ἐτνοδόνος τορύνη kommt beym Leonidas Tarent. 14, 6. vor), und dass derselbe den *arens ramus iampridem mitis olivae* davon versteht, dass es schon lange her sey, da der jetzt dürre Zweig reife Früchte getragen, welcher Zusatz das Wunder zu vergrössern dient, dass er aufs Neue ausschlägt und Laub und Früchte bekommt. Dass Ovids Ausdruck etwas Sonderbares hat, räumen wir gern ein und finden des Herausg. Vorschlag, zu lesen: *ramo iampridem putris olivae* „Zweig eines längst faulen Olivenstammes" gar nicht übel. V. 291. wäre der Herausg. geneigt der alten Lesart: „*cavae supplentur corpore rugae*" den Vorzug zu geben. Wenn sich nur der Sprachgebrauch dieser Redensart rechtfertigen lässt! Uns scheint die andere Lesart: „*supplentur sanguine venae*" unmittelbar mit dem folgenden: „*Membraque luxuriant*" zu verbinden. So bald die heilsamen Säfte in die Gurgel gegossen worden, da begann der Verjüngungsprocess, die Säfte verwandelten sich in Blut (fälschlich sagt der Herausg.: „*iam ante dixerat venas repletas novo sanguine*"), das sich durch die Adern goss und allen Gliedern neues, jugendliches Leben mittheilte. Von V. 335. hat der Herausg. jetzt die Klammern weggenommen. V. 339. nimmt er Schraders Conjectur: „*iustissima Phini*" statt *iustissime Phineu* auf. V. 459. *bello* für *bellum.* V. 518. *secuta est* statt *sequetur.* V. 519 f. „*Hanc utinam possem vobis memorare sine illo! Ordine nunc repetam.*" nach Scheppers Conjectur für: „*Sine ullo ordine nunc repetam.*" V. 556. „*tepidis ventis*" statt *trepidis*

dis venis. V. 601. „*Perdiderat*" für: *prodiderat*. V. 603. streicht er mit Regius das Comma hinter *aras* weg. V. 628. „*inania moenia supple*" statt *reple*, da *supplere* vom Ersatz des Verlornen gebraucht wird. Vgl. V. 291. V. 759 f. sind so abgedruckt, wie sie Heinse zusammengesetzt hatte, *praecipitate* ist ein Druckfehler für *praecipitata*. Zu dem doppelten Anstoss, den der Herausg. an den Worten nimmt, sehen wir keinen Grund: „*Non apparet*, sagt er, *cur poëta tam contemtim de Themide locutus sit.*" Heisst es denn verächtlich von der Themis sprechen, wenn man erzählt, sie sey ihrer dunkeln Aussprüche halber verachtet worden? Auch ist ihm *scilicet*, was nur im Sentenzenton und bey Spott und Unwillen gebraucht werde, anstössig. Allein ist nicht: „*Scilicet alma Themis non talia linquit multa*" Ausdruck des Unwillens: Fürwahr solche Schmach lässt die Göttin nicht ungerächt! V. 788. *indere* statt *addere*. VIII, 26. *aere* statt *auro*. V. 60. will Markland zu Stat. Silv. p. 2. lesen: „*At, puto, vincemur,*" wo denn *at* statt *ut*, der Ausdruck eines Einwurfs wäre. V. 79. „*Ille mihi*" für: *illa*. V. 124. sagt die Scylla nach dem grösstentheils von Heinse so constituirten Text zum Minos: „*Nec Iove tu natus, nec mater imagine tauri Ducta tua est: (generis falsa est ea fabula vestri) Et verus, et captus nullius amore iuvencae, Qui te progenuit, taurus fuit.*" So passend an sich *verus* ist, als Gegensatz zu der von Jupiter angenommenen Stiergestalt: so sündigt ja doch *et verus* gegen das Metrum. Einer andern Schwierigkeit, die uns den ganzen Vers verdächtig machte, finden wir jetzt auch von Barth Adversarr. 3, 21. erwähnt: „*Quomodo nullius amore iuvencae? Enimvero contrarium dictitare vult, verum taurum ex vera non simulata iuvenca Minoem tanta saevitia hominem progenerasse.*" Nach Herauswerfung dieses abgeschmackten Verses lesen wir das Ganze aus Handschriften, also: [1]

[1] *Nec Iove tu natus, falsa nec imagine tauri*
Lusa tua est genitrix: (falsa est ea fabula) verus,
Qui te progenuit, taurus fuit.

V. 133. stellt der Herausg. „*discordem foetum*" vom Minotaurus statt *dissortem*, her, das Heinse hier und anderwärts ohne hinreichende Ursache dem Ovidius aufdrang, wie bereits Baden zum Seneca Herc. fur. 711. dargethan hat. V. 286. umklammert er, oder will den zunächst vorhergehenden Vers umklammert wissen, und V. 284. statt: „*riget ardua cervix,*" welches ihm dem Eber nicht angemessen zu seyn scheint, lesen: „*riget horrida cervix.*" So käme dieser Vers überein mit Od. 20, 446. Φρίξας εὖ λοφιήν, πῦρ δ' ὀφθαλμοῖσι δεδορκώς. V. 371. *Actoridae* statt *Othriadae*. V. 532 f. „*Non mihi si centum Deus ora sonantia linguis, Ingeniumque*" statt Heinsius: „*Non — sonantia, linguae Ingeniumque.*" V. 603. *Hunc* für *hanc*. V. 706. *Iudicium* für *indicium*. V. 720. *gemino corpore* für *gemina arbore*. V. 800. *raras* für *raris*. V. 802. *Scabri dentes* für *scabrae fauces*. V. 838. *trabes* für *faces*.

(*Der Beschluss folgt.*)

Erfurt, b. Hennings: *Neuorganisirte lateinische Grammatik*, zur Anleitung eines ordentlichen, deutlichen, gründlichen, auch deutsch- und lateinisch-modernen Unterrichts. Von *Henr. Eb. Gottlob Schwabe*. *Erster theoretischer* Theil. 1803. XXXI u. 222 S. 8. (16 gr.)

Mit einem umgedruckten Titel: *Neuorganisirte lateinische Grammatik*. Von *H. E. G. Schwabe*. *Neue*, wohlfeile Auflage. 1805. 8. (12 gr.)

Ob sich gleich der Vf. über Bröder sehr erhebt: so dürften doch Wenige nach seinem *deutsch- und lateinisch-modernen Unterricht* lüstern werden, die nur einige Bekanntschaft mit dem Galimathias, der Zierery und der schwerfälligen Neuerung seiner Sprache, insonderheit Kunstsprache und mit dem in dieser Sprachlehre vorherrschenden barbarischen Advokaten-Latein (der Vf. nennt sich Hofadvokat) gemacht haben. Lieber bleibe man bey Bröder mit allen seinen Mängeln! Auf dem umgedruckten Titel dieser Grammatik (eine neue Auflage ist es nicht) ist der Zusatz des alten Titels: *erster theoretischer* Theil, ausgelassen worden, ungeachtet die Einleitung von einem zu liefernden *praktischen* Theile spricht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Halle*, b. Renger: *Versuch über die Theorie und Praxis des Bleichens, nebst Erfahrungen über den Schwefelkalk, als Stellvertreter der Pottasche beym Bleichen.* Mit einer, verschiedene Gegenstände der theoretischen Chemie betreffenden, Vorrede. Von *Wilhelm Higgins*, Professor d. Chemie und Mineralogie bey dem Repositorium der Dubliner Gesellschaft und Mitglied der königl. irländischen Akademie der Wissenschaften. Aus dem Englischen übersetzt mit Anmerkungen des Uebersetzers. 1802. 82 S. 8. (7 gr.) — *Higgins* ist unter den Deutschen schon längst als geschickter Chemiker bekannt und auch diese Schrift enthält eine Menge interessanter Beobachtungen, welche gerade nicht unmittelbar auf das Bleichgeschäft Bezug haben, und gewiss jeden Chemiker interessiren. Vorzüglich aber wird hier der Schwefelkalk (eigentlich hydrothionsaurer Kalk) zum Bücken der Leinwand statt der vielen theuern Pottasche empfohlen, durch dessen allgemeine Anwendung bey diesem Geschäft England beträchtliche Summen erspart werden würden, indem nur von den Bleichern nach einer hier mitgetheilten Berechnung für 215305 Pfund Sterling Alkalien eingeführt werden. Der Schwefelkalk wird bereitet, indem man 4 Pfund Schwefel, 20 Pfund gut gelöschten und durchgesiebten Kalk und 16 Gallonen Wasser in einem eisernen Gefäss eine halbe Stunde lang kocht und die Flüssigkeit klar werden lässt. Man findet hier auch die Bereitung des zum Bleichen sehr gut anwendbaren oxydirt-salzsauren Kalks.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 27. März 1806.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schwickert: *P. Ovidii Nasonis Metamorphoses.* Recensuit, varietate lectionis notisque instruxit *Gottlieb Erdmann Gierig* u. s. w.

(Beschluss der in Num. 36. abgebrochenen Recension.)

Die Kritik hat uns so lange aufgehalten, dass wir uns nicht so ausführlich, als wir wünschten, mit dem erklärenden Commentar beschäftigen können. Bey einem Werke, wie dieses, das der philosophischen, ästhetischen und historischen Erklärung so ergiebigen Stoff darbietet, und das eine Fundgrube von dichterischer Gelehrsamkeit und die unerschöpfte Quelle ist, aus welcher die bildende Kunst sich bereichert, kann man freylich an einen Herausgeber im eminentesten Sinne des Worts Ansprüche machen, die in der vorliegenden Ausgabe nur zum Theil befriedigt werden. Aber der Herausg. wollte auch nur eine Handausgabe liefern, die das Mittel zwischen Dürftigkeit und Ueberfluss halten sollte Der Commentar der ersten Ausgabe erscheint hier fast ganz umgearbeitet, verbessert und erweitert. Die grammatische Erklärung ist mit besonderm Fleisse besorgt; auf das Schöne wie auf das Fehlerhafte wird die Aufmerksamkeit oft hingelenkt; Sprache, Gedanken und Mythen werden häufig aus ihren griechischen Quellen erläutert, wiewohl in diesem Stück noch manches zu thun übrig ist; auf das Mythologische und insonderheit die Aufsuchung der Quellen der Fabeln ist jetzt weit mehr Sorgfalt als in der ersten Ausgabe verwandt; nur ist der Herausg. nicht immer glücklich in der Deutung der Mythen, denen er mit seinem Paläphatus gar zu gern einen historischen Sinn unterlegt. So fleissig er auch neuere Erläuterungsschriften zu Rathe zieht: so vermisst man doch andere ungern, wohin wir Vossens mythologische Briefe rechnen und insonderheit dessen metrische Uebersetzung der Metamorphosen, von welcher er um so mehr hätte Kenntniss nehmen sollen, da er ja die Uebersetzung von Rode und selbst die von Safft mit dessen abgeschmackten Erklärungen (z. B. 5, 293.) öfters anzuführen und zu würdigen nicht verschmäht. Von den Stellen, bey denen wir Zusätze oder Erinnerungen zu machen hätten, heben wir einige aus. I, 30 f. finden wir noch immer in den Worten: „*Circumfluus humor ultima possedit solidumque coërcuit orbem*" die Homerische Vorstellung der Erde als einer Scheibe, welche der Ocean umfliesst, und wir sehen uns, in der Erklärung des *ultima* vom Rand der Erde, durch den Zusatz *coërcuit orbem* bestärkt. Immerhin möchte der Dichter für seine Person sich die Erde als eine Kugelgestalt denken, wie der Herausg. zu V 12. darzuthun sucht: so konnte er doch nach Dichterweise hier der frühern poetischen Vorstellung folgen. Ueber die Herrlichkeit und Gottähnlichkeit des Menschengebildes V. 76 ff. wäre einer oder der andere Ausspruch griechischer Weisen an seiner Stelle gewesen, z. B des Pythagoreers Euryphamus bey Stob. f. 101. p. 554. 5 τὸ Θήϊον ἄνθρωπον, πολυτελέστατον ζῶον, ἐς τὸν κόσμον ἐσῴκισεν, ἀντίμιμον (nach Valk. Call. eleg. frr. p. 270. statt ἀντίτιμον) μὲν τᾶς ἰδίας φύσιος, ὀφθαλμὸν δὲ τᾶς τῶν ὄντων διακοσμάσιος. Dem Herausg. missfällt es, dass Ovid V. 82. den Prometheus als Menschenbildner dem himmlischen *opifex rerum* zur Seite stellt. Warum das? Der Dichter erzählt die Hypothesen der phantasirenden Vernunft. Entweder hat der himmlische Werkmeister den Menschen aus göttlichem Samen selbst ausgebildet; oder es war noch vom Chaos her, wo Himmel und Erde Eins gewesen war, nach der Scheidung einiger himmlische Same in der Erde zurückgeblieben, (etwa wie Golderz in der Erde oder in gemeinen Steinen,) aus welcher Prometheus dann den Menschen formte. Zu der Schilderung der aufrechten, Himmel an blickenden Gestalt des Menschen V. 84 ff. passte Philemon in le Clerc's Fragm. Sammlung p 290. σχήματι Πλάγι' ἐστὶ τ' ἄλλα, τοῦτο (*homo*) δ' ὀρθὸν θηρίον, und noch mehr die Aussprüche der Pythagoreer, des angeführten Euryphamus S. 553, 48, dass der Mensch ὀρθῶς ἀπὸ γῆς ἀνακεκλίσθαι καὶ εἰς τὸν οὐρανὸν ἀποβλέπειν καὶ θεῶν τῶν ἀνωτάτων νοητικὸς ἦμεν, und Crito's in Stob Ecl. eth. 2, 8. p 350 Heeren: ἀναθρώσκοντα αὐτὸν ἐποίησεν εἰς τὸν οὐρανὸν, καὶ τῶν ἀνωτάτων (so oder τὰ ἄνω mit Jacobs Ep. cr. in Stob. Ecl. P. 2. T. 2. p. 239 Heeren, hat man nach dem Euryphamus statt αὐτὸν zu lesen) νοατικὸν, καὶ ὄψιν αὐτῷ ἐνέφυσε τοιαύταν, τὸν προςαγορευόμενον νόον, ᾧ τὸν θεὸν ὄψηται. V. 118 hat uns der Herausg. nicht überzeugt, dass *exigere* nicht heissen könne *ausdehnen*, welche Bedeutung wir offenbar in Prop. 3, 19, 3. und Stat. Theb.

Theb. 2, 42. finden, ſo wie ſie auch ſchon in *exigere ferrum*, das Schwert durch und durch ſtoſsen, liegt. Der alte, das ganze Jahr dauernde Frühling, ſagt Ovid, ward abgekürzt (*contrahere*), und das Jahr in vier Jahreszeiten aus einander gezogen (*exigere*). Bey der Fabel von Lycaon hätte Böttigers Abhandl. älteſte Spuren der Wolfswuth in der griechiſchen Mythologie in Sprengels Beyträge z. Geſch. d. Medicin St. 2. angeführt werden mögen. Ueber den Heraclitiſch Stoiſchen Lehrſatz von dem Weltende durch Feuer (ſ. Upton z. Arrian 3, 13, 4. Wakef. z. Lucrez 5, 94 — 7.) drückte ſich der Herausg. in der erſten Ausgabe zu V. 257. unſicher aus, jetzt erklärt er ihn beſtimmt. Bey der Schilderung des Notus mit triefenden Flügeln, triefendem Haar und Bart V. 264 ff. wäre das bekannte Relief des Jupiter Pluvius anzuführen geweſen und ähnliche Schilderungen von Fluſsgöttern, wie vom Achelous der jüngere Philoſtratus Imagg. 4. p. 868. *πηγαὶ ναμάτων ἐκπλημυροῦσαι τοῦ γενείου* und vom Eurotas das Epigramm des Philippus in Huſchke Anall. p. 205. *Εὐρώταν ὡς ἄρτι διάβροχον* etc. Daſs irgend ein Tragiker die Gebeine, *γῆς ὀστέα* genannt habe, wie zu V. 383. aus Muretus V. L. 10, 2. angegeben wird, war bloſse Vermuthung, die ſich auf einen griechiſchen Vers gründet, der dem Chörilus angehört, wie Ruhnkenius zum Muretus erinnert. Von Apollo als Jäger kennt der Herausg. die einzige Stelle des Ovid V. 441 f. Süvern in mythol. Ideen Bibl. der ſchön. Wiſſ. Band 62. S. 25. führt noch aus Pauſanias 10, 13, 3. eine Bildſäule des Apollo an, welche ihn vorſtellte, wie er einen Hirſch ergreift. Bey V. 523. „*Hei mihi, quod nullis amor eſt medicabilis herbis*" fiel dem Herausg. wohl nicht Theocrit ein: *Οὐδὲν ποττὸν ἔρωτα πεφύκει φάρμακον ἄλλο* etc. Die Beſchreibung von dem mit Ungeſtüm ſich durch das Thal Tempe wälzenden Peneus V. 569 ff. hält der ausführlichſte Beſchreiber dieſes Thales, Bartholdy in den Bruchſtücken zur nähern Kenntniſs des heutigen Griechenlands Th. 1. S. 139 f. für dichteriſch ſchön, aber nicht für hiſtoriſch wahr. Zu dem Philoſophem über den himmliſchen Wirbel II, 70. „*aſſidua rapitur vertigine coelum etc.*" hätten ein Paar Dichterſtellen gehört wie Orph. H. 9, 22. *ἀενάῳ στροφάλιγγι θοὸν ῥύμα δινεύουσα* und Orph. fragm. VII. v. 25 f. Euripides fragm. Pirith. 2. T. 2. p. 468. Beck. Ueber den „*tardus Bootes*" V. 176 f. gibt Valckenaer Call. eleg. fr. p. 172 f. gelehrte Erläuterung, auch aus den Griechen von Homer an. Bey V. 312. „*animaque rotisque Expulit*" konnte Lucrez 3, 359. „*expellitur aevo*" *i. e. vita* angeführt werden, wo Wakefield den Arnobius 7. p. 249. vergleicht, der vom Aeſculap ſagt: „*quem vis fulminis et vita expuliſſet et lumine.*" Bey der Vergleichung von Phaëthons Sturz mit einem vom Himmel herabſchieſsenden Stern V. 319 ff. wundern wir uns das völlig ähnliche Bruchſtück des Euripides p. 488. n. 127. nicht angezogen zu ſehen, da der Herausg. ſonſt die Parallelſtellen aus Euripides Phaëthon anmerkt. Eben ſo war mit dieſen Ovidiſchen Verſen und mit dem wegen des komiſchen Anſtrichs vom Herausg. getadelten V. 331 f. „*Iſſe diem ſine Sole ferunt. Incendia lumen Praebebant; aliquisque malo fuit uſus in illo*" Lucans Nachahmung beym Lutat. in Stat. Th. 6, 322. zu vergleichen, wovon wir nur den Schluſs herſetzen: „*vice mutata totis in montibus ardens Terra dedit coelo lumen, naturaque verſa.* Die Drohungen des *Sol*, nicht mehr am Himmel zu leuchten V. 385 ff. ſind den in der Odyſſee 12, 377 ff. ähnlich, wo er den Olympiern droht, in die Unterwelt zu gehen und den Todten zu leuchten, wenn er nicht Genugthuung für die geſchlachteten Rinder erhalte. Die „*ſors irrequieta*" des *Sol*, ſeine „*acti ſine fine labores*" werden oft von den Dichtern erwähnt; dem Homer heiſst er Ἥλιος ἀκάμας, beym Stob. Ecl. 1, 52. T. 2. p. 952. *Φῶς ἡλίου καὶ σελήνης ἀκοπίαστον.* Mimnermus, der dem Ovid vorzuſchweben ſcheint, beym Strabo p. 58. Ἠέλιος ἔλαχεν *πόνον ἤματα πάντα, οὐδέ ποτ' ἄμπαυσις γίνεται οὐδεμία ἵπποισι καὶ αὐτῷ.* Dagegen ſagt Calvus in der Io beym Serv. Ecl. 8, 4. „*Sol quoque perpetuos meminit requieſcere curſus.*" Unter den Quellen der Fabel von der Calliſto V. 401. iſt Callimachus beym Schol. Il. 18, 487. übergangen, und bey der Fabel vom Erichthonius V. 553. Callimachus Hecale in fragmm. Bentl. n. 61. Bey „*dextrae iubae*" V. 674. wird nur angemerkt: „*Iubae in uno colli latere dependere ſolent.*" Bey Füllen wurde auf dieſe Eigenſchaft geſehen: „*iuba implicata in dexteriorem partem cervicis*" Varro 2, 7, 5. wo Schneider weitere Aufklärung gibt. III, 58 ff. hätte die Stelle, wo Cadmus mit groſser Anſtrengung einen groſsen Feldſtein auf die Schlange ſchleudert, noch einige Erörterungen vertragen. Die Malerey in: „*magnum magno conamine miſit*" iſt der ähnlich im Lucrez 1, 742. „*magni magno cecidere ibi caſu.*" Vgl. Wakef. zu 1, 342. Als Vorbild der Schilderung konnte Homer citirt werden Il. 20, 285 f., nachgeahmt iſt ſie vom Statius Th. 5, 558 ff. V. 111 f. von dem Vorhang des Theaters, möchte der Herausg. *tollere* am liebſten von der Verſenkung des Vorgezogenen zu Anfang des Schauſpiels und *ſurgere ſigna* von den auf der Bühne ſtehenden Statuen verſtehen, die ſo, wie er in die Erde ſinkt, ſich hinter ihm zu erheben ſcheinen. Allein wir glauben, Virgil Ge. 3, 25. „*utque Purpurea intexti tollant aulaea Britanni*" entſcheide dafür, daſs von Bildern, die dem Vorhang eingewebt ſind, und vom Aufziehen des Vorhangs am Schluſſe der Handlung die Rede iſt. V. 168 f. „*Crocale, ſparſos per colla capillos (Dianae) Colligit in nodum; quamvis erat ipſa ſolutis.*" Eine Antitheſe, wie ſie Ovid liebte und Iuvenalis 6, 490. nachbildet: „*Disponit crinem laceratis ipſa capillis Nuda humero Pſecas.*" Zu V. 194. bemerkt der Herausg., Hygin, welcher nur ſage, daſs Diana dem Actäon Geweihe an der Stirn habe wachſen laſſen, ſcheine einem Dichter gefolgt zu ſeyn, welcher die ganze Verwandlung nur nach einem Theile habe bezeichnen wollen; es iſt uns wahrſcheinlich, daſs Hygin (wie gewöhnlich) einer Tragödie folge, und daſs auf der tragiſchen Bühne Actäon als Menſch vorgeſtellt worden, aber mit Geweihen, ſo wie die Io in

Aeſchylus

Aeschylus Prometheus als Jungfrau mit Hörnern erschien. So tritt auch beym Statius Theb. 4, 573 f. Actäon in der Unterwelt mit seinem Stirnschmuck auf, übrigens mit dem Geschoss in der Hand, womit er die Hunde abwehrt. Das Schattenbild des Narcissus im Wasser heisst V. 416. „*imago formae*" und V. 434. „*imaginis umbra;*" jenes wie εἴδωλον μορφᾶς κωφὸν Posidipp. 18, 2. T. 2. p. 51. μορφᾶς κωφὸς τύπος Meleager T. 1. p. 6, dieses wie εἰκόνος σκίασμα vom Narcissus beym Callistratus de statuis c. 5. Die Vergleichung des vor Liebe Vergehenden mit schmelzendem Wachs hätte aus den bekannten Dichterstellen Theocrit 2, 28 f. coll. Virg. E. 8, 80 f. Meleager 15, 4. mit Jacobsens Anm. p. 32. erläutert werden sollen. Des Herausg. Vorstellung von „*instrumenta necis, ferrumque ignisque*" V. 698. ist zu enge, wenn er dabey blos an *ardentes laminas* denkt, ob dieses gleich die Hauptfolter war, die Sklaven zum Geständniss zu bringen. S. die Ausleger z. Tib. 1, 9, 21. Prop. 1, 1, 27. Sil. 1, 171. Allein ausser diesen dienten auch Schwerter, Fackeln u. s. w. zu Werkzeugen der Martern, und die Alten setzen überhaupt gerade so allgemein, wie wir, Feuer und Schwert zusammen. Führen wir nur ein Paar griechische Stellen an, Alciphron 3, 52. l. 16. Xenophon Ephes. 2, 4. p. 36. Locell. p. 234. Bip., besonders stimmt mit dem Ovid überein 2, 6, wo Habrocomas erst gefoltert und dann einem οἰκήματι σκοτεινῷ — *Stygiae demittite nocti* Ovid — übergeben wird. IV, 12. bemerkt der Herausg., Ovid scheine das Prädicat des Bacchus *bimater* selbst ausgeprägt zu haben und vergleicht es mit dem griechischen δίθυρος. Es kann seyn, dass Ovid dieses lateinische Wort zuerst gebildet hat, aber es geschah nach dem griechischen διμήτωρ, welches nicht nur im Orpheus H. 50 (49), 1. 52 (51), 9. — welche Hymne von dem Herausg selbst angeführt wird — sondern auch im Alexis beym Athenäus 2, 9. p. 39. B. διμάτωρ Βρόμιος vorkam. Bey der Fabel von Pyramus und Thisbe V. 55 ff. ist nachzuholen, dass Licentius und andere spätere Dichter sie wieder behandelt haben. S. Wernsdorf Poet. min. T. 4. P. 2. p. 508 ff. T. 5. P. 3. p. 1481. Unter den neuern Dichtern hat sie auch Chaucer (Works p. 343 ff.) nacherzählt. Die Fabel selbst hatte vermuthlich mit dem Maulbeerbaum, der in ihr eine Rolle spielt und den die Römer erst spät erhielten, einerley Vaterland. Man weiss sich gewöhnlich nicht darein zu finden, wie Ovid zur Erwähnung der *weissen* Maulbeeren V. 89. gekommen, die vom Blut der Liebenden bespritzt schwarz wurden V. 160, da sich sonst nirgends eine Spur findet, dass die Alten die weissen Maulbeeren gekannt haben, wie auch Schneider zum Columella 10, 402. annimmt. Allein man hätte sich von der unsers Bedünkens einzig richtigen Ansicht Bodäus a Stapel zu Theophrast Hist. plant. 4, 6. p. 401. nicht entfernen sollen, dass die Fabel daher entstanden, weil die Maulbeeren, wie schon Aeschylus und Sophocles beym Athenäus 2, 11. p. 51. D. sagen, anfangs weiss sind, und sich hernach roth oder schwärzlich färben. Zu V. 228. „*Mundi oculus*" vom Sol ist zu bemerken, dass er griechisch ebenfalls ὄμμα κόσμου genannt wird. S. Jacobs z. gr. Anthol. V. 2. P. 1. p. 63. Das Heliotropium, in welches Clytie V. 270. verwandelt wurde, ist nicht unsre Sonnenblume, sondern wahrscheinlich die ägyptische Lotosblume, welche als Sinnbild der Sonne durch die Morgenländer verehrt wurde. Diese passt zu der antiken Büste der Clytie, in welcher die Verwandlung dadurch angedeutet wird, dass der Hals der Clytie aus dem Blumenkelch der Lotos hervorgeht. Nicht bloss Ovid lässt V. 534. die Ino mit dem Melicertes im *Jonischen* Meere herumschwimmen, sondern auch Statius Th. 1, 14 Bey V. 599. vom Cadmus und der Harmonia, als Schlangen: „*iunctoque volumine serpunt*" passte Plinius 8, 23, 26. f. 35. Bemerkung, dass die Schlangen gewöhnlich Paarweise angetroffen werden: „*coniugia ferme vagantur.*" Zu V, 257. der Quell: „*Dura Medusaei quem praepetis ungula rupit*" vergleiche Asclepiades 34, 6. (und Jacobs das. V. 1. P. 2. p. 54.): τὸ πτανοῦ πῶλου πρόσθεν ἔκοψεν ὄνυξ. Zu V. 678. von den Elstern: „*garrulitas studiumque immane loquendi*" Vgl. Pindar Ol. 2, 156. λάβροι παγγλωσσίᾳ, κόρακες ὣς ἄκραντα γαρύετον. Zu VI, 55 ff. über den Weberstuhl der Alten vgl. Schneider Indic. scriptorr. R. R. p. 370 f. und Heyne Exc. 1* Aen. 7. der neuesten Ausg. Pecten et κερκίς in antiqua textrina. Von der Isse, der Tochter des Macareus V. 124. f. Ilgen zum Homer. Hymn. Ap. Del. 37. Bey V. 221 f. wird das von der Sitte des heroischen Zeitalters Abweichende bemerkt, dass die Söhne der Niobe sich auf einem Uebungsplatze vor der Stadt Theben im *Reiten* üben, wobey doch zu bemerken war, dass uns Hesiodus Schild V. 285 f. gerade solche Reiter schildert: τοὶ δ' αὖ προπάροιθε πόληος Νῶθ' ἵππων ἐπιβάντες ἐθύνεον. Zu VII, 19. von der Liebe: „*trahit invitam nova vis*" Asclepiades 26, 5. T. 1. p. 216. Ἕλκει γάρ μ' ὁ κρατῶν καὶ σοῦ θεός. Vgl. Meleager 19, 3. 20, 3. T. 1. p. 8. u. a. m. V. 23 f. „*vivat, an ille etc.*" ist Nachahmung des Apollon 3, 465 f., wie Ruhnken. erinnert hat. V. 107 f. „*terrena silices fornace soluti concipiunt ignem liquidarum adspergine aquarum*" scheint uns der Herausg. richtig vom Brennen und Löschen des Kalkes zu verstehen, wofür wir Bestätigung im Statius Silv. 3, 1, 122. zu finden meynen, an welcher Stelle die Rede von den Materialien zu einem Tempel ist. Es werden Ziegel gebacken, „*Indomitusque silex curva fornace liquescit.* Zwar haben Andere *silices* von erzhaltigen Steinen und deren Schmelzung verstanden, worauf Apollonius 3, 1299. Vergleichung zu führen schien; aber wenn gleich beym Feuersetzen der Gebrauch des Besprengens mit Wasser gewöhnlich war: so ist uns doch nicht bekannt, dass man die Glut im Schmelzofen durch angesprengtes Wasser vermehrt habe, welchen Sinn wir nicht einmal recht aus den Worten des Ovid herauszulesen wissen. Bey der Apostrophe des Cephalus an die Aura oder ein kühles Lüftchen V. 813. „Komm, Luft, mich anzuwehen" war zu bemerken, dass die Zweydeutigkeit von αὔρα und νεφέλη auch die Fabel von Ixions Umarmung der Wolke erzeugt,

und

und dafs spätere Witzlinge gesagt, jene αὖρα sey eigentlich eine ἅβρα, der Name eines Kammermädchens, gewesen (f. Böttiger griech. Vafen Th. 3. S. 120 f.). Wohl ohne Noth nimmt ein Gelehrter, wie der Herausg. anführt, an, der Ausruf des Cephalus an die Aura habe der Procris fo geklungen, als wenn er eine Habra oder ein Kammermädchen apoftrophire. Ueber die aus Gold und Edelfteinen, welche in Sterne verwandelt wurden, beftehende Krone der Ariadne VIII, 180. gibt Valckenaer Call. fr. eleg. p. 167—70. eine gelehrte Ausführung Zu der Fabel vom Dädalus V. 183—262. waren die Quellen genauer nachzuweifen, Sophocles Dädalus und Καμίκιοι ἢ Μίνως, Philoftephanus und Callimachus in Αἰτίοις, ein hiftorifcher Fundus Ariftot. Rep. 2, 10. Anf. Strab. 6. p. 419. Vgl. Kanne zu Conon 25. p. 120. Nach Ovid an diefer Stelle, wie in der Kunft zu lieben, fühlte fich Dädalus von Sehnfucht nach Attica, feinem heimifchen Boden, hingezogen (der Herausg. beftreitet eine Wolke zu V. 184.), ob ihn gleich, wie bemerkt wird, Ovid nicht nach Attica, fondern nach Sicilien kommen liefs. Nach dem Clidemus bey Plut. Thef. 18, 4. kehrte er wirklich von Creta nach Athen zurück. Ueber die Urfachen, warum man den Dädalus und, ihn zu verfolgen, den Minos nach Sicilien kommen laffe, vgl. Kanne's Conjecturen a. O. Wie ift das mit einander zu vereinigen, dafs Ovid das Rebhuhn V. 237 f. von einer Steineiche herab fehen und fingen läfst, und doch V. 256 ff. anmerkt, es bleibe in der Tiefe und mache fein Neft nicht auf Bäumen. Von feinem Gefang f. Antigonus C. 6. u. daf. Beckmann. Dafs fie auf Bäumen fitzend fingen, beftätigt auch Chandler bey Schneider z. Ael. H. N. 3, 35. p. 580 f.

Wir bemerken noch, dafs der *erfte* Band, wie in der ältern Ausgabe, die erften acht Bücher der Metamorphofen enthält. Die Urfache, warum der *zweyte* Band noch nicht erfchienen, liegt wahrfcheinlich in der feitdem erfolgten Verfetzung des gelehrten Herausg von Dortmund nach Fulda.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

UTRECHT, b. Wild u Altheer: *Joachimi Hopperi, Frifii, Epiftolae ad Viglium ab Aytta Zuichemum, Sanctioris Confilii Praefidem.* 1802. 395 S. 4. (3 Rthlr. 9 gr.)

Viglius von Zuichem und *Joachim Hopper* find berühmte Namen in der niederländifchen Gefchichte des fechzehnten Jahrhunderts; ja, felbft unter den Gelehrten. Man erwartet alfo in ihren Briefen an einander viele merkwürdige Auffchlüffe über den Gang der Begebenheiten ihrer Zeit, und die vornehmften handelnden Perfonen in denfelben. Gegenwärtigen Schatz entdeckte zuerft vor einigen dreyfsig Jahren der Bifchof von Antwerpen, und apoftolifche Vicarius im Kirchenfprengel von Herzogenbufch, fo weit er zum öftreichifchen Gebiete gehörte, *Cornelius Francifcus de Nelis*; er liefs ihn auch auf feine Koften drucken Mithin mufs man diefe Ausgabe als einen Nachdruck anfehen. Der Ritter *Hopper*, der königl fpanifcher Rath und Siegelbewahrer war, fchrieb diefe Briefe an *Zuichem*, Präfidenten des königlichen Staatsraths zu Brüffel, feit dem Jahr 1561 bis 1574 gröfstentheils aus Spanien, wohin ihn *Philipp II.* berufen hatte, um fich feines Raths bey den niederländifchen Angelegenheiten und Unruhen, die eben um diefe Zeit mit aller Heftigkeit ausbrachen, zu bedienen. Der König war durch diefelben fo fehr erfchüttert worden, dafs fie ihm (nach S. 103.) ein Fieber zuzogen. Allein der niederländifche Patriot war mit dem Betragen des fpanifchen Hofs übel zufrieden. Er glaubte, dafs, wenn *Philipp* felbft in die Niederlande käme, und eine allgemeine Begnadigung ankündigte, alles beruhigt werden könnte. Dagegen gab fich diefer Fürft von Zeit zu Zeit zwar das Anfehen, als wenn er diefe Reife vornehmen wollte; man zweifelte aber, dafs es fein Ernft fey. Seine Staatsbedienten ertheilten ihm ganz andere Rathfchläge; und *Alba* beftärkte ihn darin. Der unglückliche *Don Carlos* war auch für die Milde geftimmt; aber vom Vater und Sohn fagt *Hopper*: (S. 123.) *diffimillimis funt moribus.* In Spanien felbft gab es viele Mifsvergnügte über den Hof: „*Nihil dubium eft*, fchreibt eben derfelbe, (p. 169.) *quin, quemadmodum veriffime Amplitudo veftra fcribit, lupum Rex teneat; nam praeter Iudaeos, Mahometanos et Haereticos, quorum non exiguus per omnem Hifpaniam putatur effe numerus, haud fane pauci funt, non optime erga nonnullos Miniftros Regios affecti; quos exteros effe aiunt, monachos et alios.*" Man vergofs in Spanien Thränen über die Hinrichtung der Grafen von *Horn* und *Egmont.* Aber am Hofe, fagt er, (p. 271.) wufste man nichts von Vergebung; „*hic numquam quemquam abfolutum audio; iudice honoris fui, ne quid temere feciffe videatur, quam meritorum cauffae magis rationem habente.*" (p. 274.) Uebrigens befteht freylich der gröfste Theil des Inhalts aus einer Menge kleiner Umftände, welche einzelne Perfonen und Vorfälle betreffen. Dafs dem fo fehr befchäftigten und mifsmüthigen katholifchen Staatsmanne felbft das Lefen theologifcher Schriften nicht fremd gewefen ift; und dafs er fich von dem Präfidenten biblifche Commentarien, fo gar die Pfalmen nach der Ueberfetzung des *Caftellio* ausbittet, (p. 168.) verdient doch auch bemerkt zu werden.

* * *

BRAUNSCHWEIG, in d. Schulbuchh.: *Kleine Seelenlehre für Kinder* von *Joachim Heinrich Campe.* Zur allgemeinen Schul-Encyklopädie gehörig. *Sechste* verbefferte Auflage. 1804. XIV u. 146 S. 8. nebft vier neuen Kupfertafeln (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Num. 323.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 29. März 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1. Magdeburg u. Dessau, b. Bauer: *Bericht von den Feldzügen Bonaparte's in Aegypten und Syrien.* Von *Berthier*, ehem. Divis. General und Chef des Generalstabs der franz. Armee im Orient, jetzt Kriegsminister zu Paris. Aus dem Franz. 1801. 190 S. 8. (12 gr.)

2. Leipzig, b. Rein: *Ueber den Feldzug der Türken in Aegypten vom Febr. bis zum Jul.* 1800. Von *J. P. Morrier*, Privatsecretär beym Grafen von Elgin. Aus dem Engl. 1802. 86 S. kl. 8. (8 gr.)

3. Berlin, in d. Realbuchh.: *Ueber Aegypten nach der Schlacht bey Heliopolis.* Nebst allgemeinen Bemerkungen über die physische und politische Beschaffenheit dieses Landes. Vom Divisionsgeneral *Reynier*. Aus d. Franz. 1802. 276 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

4. Mannheim: *Die Franken in Aegypten unter Bonaparte.* Mit kurzen Nachrichten und einem Kärtchen von diesem Lande, dem Plan von Alexandrien und der Abbildung eines Mamelucken. 1798. 40 S. 8. (8 gr.)

Der officielle Bericht Nr. 1. bleibt die Grundlage, nach welcher man sich in andern Erzählungen über die französischen Feldzüge nach Aegypten und Syrien orientiren kann. Auch die indess verflossene Zwischenzeit hat keine Unrichtigkeiten in ihr aufgedeckt. Wenn ein officieller Bericht das, was er sagt, nach der Wahrheit sagt, so hat er alles gethan, was man billiger Weise erwarten kann. Dass er manches andere nicht berührt, ist in der Regel. Dem häufig ausgestreuten Gerücht, dass bey Jaffa eine Garnison, welche capitulirt hatte, niedergehauen worden sey, widerspricht B. bestimmt. „Die verfolgte Garnison, die sich hartnäckig vertheidigte und die Waffen nicht strecken wollte, wurde niedergemacht S. 58. Zeitungsleser erinnern sich, dass eine bedeutungsvolle Anspielung auf diesen Vorfall kürzlich vor der Capitulation von Ulm das Andenken an denselben schauervoll erneuerte. Ueberhaupt liest man jetzt gewiss mit verdoppeltem Eindruck die schon in Aegypten und Syrien sich hervorhebenden Namen Murat, Duroc, Davoust u. s. w., die uns Deutschen kürzlich so nahe gerückt waren, ungeachtet zwischen jenen Thaten und der jetzigen, an grösseren Verhängnissen fruchtbaren Zeit eher ein Jahrhundert, als ein Quinquennium, zu liegen scheint.

Der Vf. von Nr. 2. war seit dem 31. Jan. 1800 von Elarisch an bey der gegen Aegypten anrückenden Armee des Grossveziers, um zwischen diesem und Lord Elgin u. s. w. Communicationen zu unterhalten. In dem Muth, der Abhärtung und Enthaltsamkeit der Einzelnen, aus denen die türkischen Heere bestehen, fand M. so treffliche Anlagen zum Krieger, dass er dem Himmel für das Missrathen der Bemühungen danken zu müssen glaubt, durch welche man denselben auch vollends die Disciplin zu eigen zu machen versucht hat. In den Arnauten lebt eigentlich noch jetzt der den Asiaten furchtbare Macedonier. Auch unter den Janitscharen sind die europäischen von den weichlichen Asiaten sehr zu unterscheiden. Man muss das türkische Lager durch den Vf. sich vor Augen stellen lassen, um sich die unübersehbaren Kriegshaufen der alten Asiaten und ihre Thatenlosigkeit begreiflich zu machen. Der Vf. beobachtet keinen Faden der Erzählung. In einer Note S. 59. wird behauptet, die bey Jaffa niedergemachten 4500 seyen Kriegsgefangene und nur 1000 unter ihnen gewesen, welche bey Elarisch nicht mehr gegen die Franzosen zu fechten in der Capitulation versprochen hatten. Noch auffallender ist der Zusatz: „In Syrien ist es hinlänglich bekannt, dass, als die Belagerung von Acre aufgehoben war, und die französische Armee ihren Marsch nach Aegypten antrat, alle ihre Verwundete und Kranke auf Befehl ihres Generals *vergiftet* wurden!" Berthier in Nr. 1. S. 103. sagt ausdrücklich: Um die Verwundeten und Kranken (von Acre weg) fortzubringen, waren mehrere Tage erforderlich; und erzählt, wie man bis dahin den Feind mit Mühe beschäftigt habe. Die Belagerten konnten die Wegmarschirenden (nach S. 112.) nicht verfolgen. Wodurch wäre also jenes grauenvolle Extrem motivirt gewesen? Berthier sagt S. 112. noch bestimmter: „Alle Kranke und Verwundete wurden nach Jaffa gebracht. Die Generale, Officiere und Administratoren gaben ihre Pferde dazu her und es blieb nicht ein einziger Franzose zurück. Denn auch die mit der Pest behafteten wurden mit fortgeschafft." In England kannte man, da

M. schrieb, diese Stelle. Das Entgegengesetzte hätte also nicht, oder mit bestimmten Angaben wiederholt werden sollen!! Uebrigens wird der Tractat von Elarisch als höchster Beleg von der Politik und Vorsicht des Sir Sidney Smith dargestellt, weil — ohne diesen die Eroberung Aegyptens den Türken (und ihren Bundesgenossen, welche sich auch damals nur mit fremden Fingern die Kastanien aus der Flamme nehmen wollten?) unmöglich gewesen wäre. Wo M. endigt, mit Kleber's Zurücktreiben der Türken durch die Schlacht bey Heliopolis, da fährt

Nr. 3. fort. Bekanntlich die Stimme eines Missvergnügten. Aber abgesehen von allem, was persönliche, vorübergehende Beziehungen haben mag, wird kein Aufmerksamer misskennen, dass sie zu dem Instructivsten gehört, was uns die neuere Zeit über Aegypten gegeben hat. Eine Note S. 99 — 101. zeigt, wie und warum es den Franzosen mit dem Tractat von Elarisch zur Räumung Aegyptens sehr ernst seyn konnte. Wie aber nachher Menou, seit man vom 18. Brumaire Nachricht hatte, die Behauptung Aegyptens aufs Aeusserste hätte treiben sollen und können, diess zu zeigen, ist vornehmlich des Vfs. Absicht. Wir abstrahiren von diesem temporären Zweck und bemerken Notizen über bleibendere Verhältnisse. Unerbittlich hielten die Aegyptier noch (S. 124.) auf das Abkaufen des Bluts der Ermordeten, oder die *Dieh*, eine das mindere Uebel wählende Anordnung des Korans. Man forderte bis 400 Pataken (ungefähr 1200 Franken) für die Person. (S. 125.) — Die Griechen beweisen am meisten kriegerischen Geist und Unternehmungskraft. (S. 131.) Man war schon so weit, bis auf 21 Millionen Franken jährlicher Einnahmen (S. 135.) rechnen zu können, ohne die zu den Bedürfnissen der Armee hinreichende Naturaleinkünfte. Mit diesen Mitteln hätte man den Besitz von Aegypten für sehr gesichert halten sollen. Die Aegyptier hielten, da selbst der Grossvezier, — welch' eine Macht in ihren Augen! — vor den Franzosen geflohen war, diese für unüberwindlich. Schon hatte man es auch thunlich gefunden, die Armee durch Untersteckung von Kopten vollzähliger zu machen. Ein einziger Mann war es, nach dem Vf., welcher nach des einsichtsvollen Klebers Ermordung aus Schwäche, einsichtloser Vielthätigkeit und Anmasslichkeit, alles verdarb, der zuvor zum Moslem gewordene *Menou*, der als Obergeneral weder das Administrative noch das Militärische zu erhalten, mit dem Feinde aber weder zu unterhandeln noch zu kämpfen verstanden haben, selbst Asiate geworden zu seyn, nichts aber besser zu betreiben schien, als eine wohlberechnete Täuschung der weit entfernten, in den Communicationen sehr gehinderten Regierung und die Theilung der Armee in Parteyen. Sogar die Pest drohte, während der Chamsin, zu Kairo auszubrechen und M. ergriff das Mittel nicht, welches selbst die Mamlucken zu benutzen pflegen, die Truppen campiren zu lassen. Endlich, da die Engländer landeten, handelte er gerade den Massregeln entgegen, welche Bonaparte zuvor durch den Erfolg erprobt hatte. Nicht einmal ein Fort war an dem Landungsplatz bey Abukir (S. 195.) dort errichtet, wo B. es nöthig gefunden hatte. Mit dem sichtbaren Ingrimm eines besser unterrichteten Officiers verfolgt nun Reynier alle die verkehrten Unternehmungen und deren Folgen bis zum Verlust Aegyptens, Schritt für Schritt, wobey zugleich manche auf Seiten der Feinde begangene Fehler, besonders die Langsamkeit aller ihrer Combinationen, beleuchtet werden, die einem bessern Feldherrn die Bekämpfung derselben sehr erleichtert hätten. Muradbey, welchen die Pest hinraffte, erhält (S. 251.) schöne Lobsprüche. Auch seine Waffenbrüder, indem sie über seinem Grabe sein Schwert zerbrachen, erklärten, dass keiner es nach ihm zu führen würdig sey. Merkwürdig wäre die Nachricht, dass die französischen Aerzte, welche ihre Erfahrungen über die Pest der muthigen Hintansetzung ihres eigenen Lebens verdankten, nach S. 259. *fast* zwey Drittheile ihrer Pestkranken in den Lazarethen zu Kairo retteten; — wenn sie gegründet wäre; nach *Galland* und andern Nachrichten starben aber von 3600 Franzosen 12 — 1400.

Die allgemeinen Bemerkungen geben über manche, anderwärts oft und dennoch nachlässig beschriebene Punkte bestimmtere Aufschlüsse; z. B. S. 50 ff. über die Feudalvasallenschaft der ägyptischen Fellahs oder Ackerleute gegen ihre Mukhtesims, welche an die Leibeigenschaft gränzt, die Auszeichnung, welche sich einige Weiber unter den Arabern zu verschaffen wissen. „Nefoa, so erzählt ein älter Araber, (S. 41.) hatte bey seiner Niederlassung in Aegypten eine Frau, deren *Augen so durchdringend waren, als die Kugel, wie sie aus der Flinte kommt.* Sie war fest von Charakter, geistvoll und fruchtbar. Die Nefahet können jetzt 500 Reiter stellen. Die Tomlet nur 100, ungeachtet sie, Abkömmlinge des Bruders von Nefoa, zu gleicher Zeit nach Aegypten gekommen sind. Aber dieser hatte eine Frau mit *Augen wie eine Gazelle, sanft und furchtsam.*" Man vergleiche ferner die Notizen über Herkunft und bloss persönliche Macht der Mamlucken, wovon sich nichts vererbt. S. 66 — 77. u. dergl. Die Bevölkerung von ganz Aegypten setzt S. 82. auf dritthalb bis drey Millionen Menschen. Desgenettes hatte Geburts- und Sterbelisten einzuführen angefangen.

Nr. 4. ist nicht bloss höchst unbedeutend, sondern auch voll Unrichtigkeiten. Sogar auf dem Kärtchen von Alexandrien steht: „*Piramide*, genannt Nadel der Cleopatra." Jedermann weiss, dass es ein Obelisk ist.

Mainz, b. Pfeiffer, nachh. Frankfurt, in Comm. b. Körner: *Egeria.* Jahr 9. (oder) 1801. *Erster* Band. 337 S. *Zweyter* Band. 328 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Diese Monatsschrift, von welcher monatlich ein Heft von sieben Bogen erscheinen sollte (wir wissen nicht, ob mehr als die vorliegenden *sechs* Hefte heraus

aus

aus sind), unterscheidet sich sehr vorzüglich vor den gewöhnlichen Zeitschriften, indem man in diesen beiden Bänden auch nicht einen mittelmäsigen Aufsatz findet, sondern alle Abhandlungen, wiewohl in ungleichem Grade, beides in Rücksicht auf Materie und Darstellung das unverkennbare Gepräge des Genies, der Einsicht und Geschicklichkeit an sich tragen. Als Herausgeber nennt sich *J. Weitzel*, und macht sich, in dieser Eigenschaft, für den Inhalt nicht unterzeichneter Aufsätze persönlich verantwortlich; wir sehen aber, nicht ohne groses Bedauern, dass er nur zu bald Verdriesslichkeiten erfahren musste, da er auf dem Umschlag des *vierten* Hefts für den Monat Messidor bezeugt, dass das Heft schon abgedruckt war, als er den Brief des Polizeyministers vom 20. Thermidor (8. Aug.) in den öffentlichen Blättern fand, und dass der Aufsatz *über die Ursachen großer Staatsrevolutionen* seinem wesentlichen Inhalt nach schon seit mehr als einem Jahr geendigt war.

Der gedachte Aufsatz, der einen beträchtlichen Raum der *vier* ersten Hefte einnimmt, ist mit vorzüglichem Scharfsinn und, unsers Bedünkens, mit so unzweifelhaftem Wohlwollen gegen die bürgerliche Gesellschaft sowohl als die französische Regierung geschrieben, dass wir durchaus nicht begreifen, wie man desfalls irgend eine Anfechtung erheben konnte, und zwar um so weniger, da der Vf. bey seinen nur gelegentlichen Anwendungen auf die französische Revolution immer nur sehr leise auftritt, auch stets von Bonaparte mit den grösten Lobeserhebungen und in einem Ton redet, dem man zu der Zeit sicher keinen Vorwurf machen konnte, obgleich jetzt freylich vieles aus einem etwas andern Gesichtspunkte betrachtet wird, als damals, da jener Aufsatz geschrieben ward. Eigentlich sollte er, nachdem der Vf. in einer frühern Schrift: *Ueber die Bestimmung des Menschen und des Bürgers* (bey Levrault in Comm.) sein politisches Glaubensbekenntnis mehr angedeutet, als entwickelt hatte, nach der Schlussrede B. 2. S. 53, nur einem grössern Werke zur Einleitung dienen, und zu dessen Herausgabe müssen wir den Vf., in literarischen Rücksichten, auf alle Weise aufmuntern, da er durch diesen Vorgänger unsre grösten Erwartungen erregt hat. Denn obgleich unsre Ansichten wesentlich von den seinigen abgehen, und wir insonderheit dafür halten, dass er seine Forderungen an den Staat zur Beybehaltung der natürlichen Rechte des Menschen weiter ausdehne, als die Erreichung der ersten, auf die grössere Glückseligkeit des Menschengeschlechts abzielenden Zwecke der Staaten es gestatten: so pflichten wir dennoch nicht allein manchen seiner Sätze vollkommen bey, sondern wir finden auch die Darstellung der übrigen, die wir nicht unbedingt annehmen, von der Beschaffenheit, dass ihre sorgfältige Prüfung allerdings ein Gegenstand der Aufmerksamkeit praktischer Staatsmänner seyn sollte, indem für das Wohl des Staats schon viel gewonnen ist, wenn man jene Rücksicht auf die ursprünglichen Rechte der Menschen möglichst vor Augen hat, wenn sie gleich in der Collision nicht vollkommen sich geltend machen lässt. Er findet nämlich die Hauptursache des Verfalls der Staatsverbindung, also die Anlage zu Revolutionen in der Ungleichheit des Vermögens der Bürger, und in der daraus entstehenden mächtigen, den niedrigeren Klassen unerträglichen, Verschiedenheit in Rücksicht auf den Genuss des Lebens; dann in dem Despotismus der Regenten, welcher alle einengende Schranken vor sich niederwirft, die Liebe zur Freyheit weckt, und den Gegendruck des Widerstandes durch die Schwere seines Drucks erschafft, wie die Erfahrung aller Zeiten, und insonderheit auch die Vorbereitung der französischen Revolution deutlich genug lehrt. Dazu gesellet sich dann, als äussere Ursache, der gesetz- und rechtlose Stand der Staaten, da der Wille eines Staats das einzige ihn verbindende Gesetz und sein Vortheil die einzige Richtschnur seines Betragens ist; welcher Stand dadurch noch unsicherer wird, dass willkürliche Regierungen den gesetzgebenden Willen der Nationen usurpiren, wobey denn die Idee eines Weltstaats, einer für alle Menschen gleichen Gesetzgebung, als das einzige Gegenmittel überall keine Anwendung leidet. Gegen jene Gebrechen will er wirken, theils durch Veranstaltungen, welche uns der Gleichheit der Güter ohne Gefahr näher bringen mittelst einer weiseren bürgerlichen Gesetzgebung (wo er die, unsers Bedünkens nie ausführbaren und ausserhalb der Gränzen des Staatsvereins liegenden, *öffentlichen Sittengerichte* in Vorschlag bringt), einer weisern Bestimmung der Erbfolge, zweckmässigern Anordnungen in Beziehung auf die Mitgabe bey Heirathen (in welchen beiden Punkten man jedoch auch auf der andern Seite sehr sich hüten muss, den Antrieb zum Erwerb nicht zu schwächen durch zu grose Beschränkung der eigenwilligen Disposition), und durch ein gerechteres Steuersystem (wobey er den sehr richtigen Grundsatz annimmt, dass die Springfedern der Industrie den moralischen nachstehen müssen, und dass es für den Menschen einen höhern Reichthum als Geldreichthum gebe, nämlich seine Freyheit, Zufriedenheit und Moralität); theils durch Einführung einer Nationalerziehung des Menschen zur Freyheit, deren Wesen auf die Entwickelung der intellectuellen, moralischen und physischen Kräfte aller künftigen Staatsbürger ohne Unterschied mit derselben Thätigkeit geht, so dass gleiche Kräfte eine gleiche Ausbildung unterstützt, und nur jene Ungleichheit unter ihnen Statt findet, welche das Werk der Natur oder die Frucht der besondern Anstrengung eines jeden Individuums ist. Nur auf diesem Wege allein lasse sich der Charakter des Zeitalters bekämpfen und verbessern, der durch seinen blinden Egoismus, durch seine dumme Anbetung des Erfolgs, seine kriechende Demuth vor Gewalt, seine brutale Insolenz gegen Schwäche (*exempla sunt odiosa* mögen wir wohl in unsern Tagen mit Recht ausrufen) seine Systemen- und Bekehrungswuth, bey seiner hungrigen

Hochjagd

Hochjagd nach Genuss, der es unbefriedigt lässt, der bessern Ordnung dergestalt widerstrebt, dass dieser Zustand der Spannung bey allen civilisirten Völkern, welcher Extremitäten unnatürlich paart, unmöglich von Dauer seyn kann, da sich die Freyheit des Menschen im Staat, der wir auf der einen Seite anhängen, unmöglich mit dem Elende und der Verachtung des dürftigen, zahlreichern Theils einer Nation, mit der Schwelgerey und Insolenz des Reichthums und mit der einseitigen Cultur des Geistes und der Barbarey des Herzens vertragen kann. Sehr richtig sagt der Vf., nachdem er hier auch von der Einwirkung der Religion und der Befugniss des Staats in dieser Rücksicht umständlich geredet hat, dass eine weise und gerechte Regierung jetzt noch wenig mehr thun könne, als den hergebrachten Glauben eines jeden Bürgers seinem Gewissen und seiner Einsicht überlassen, den vorübereilenden, flüchtigen Augenblick fassen und fest halten, der den Samen einer neuen Schöpfung willig aufnimmt, und so das Bessere vorbereiten, so den Zeiten vorzuarbeiten, wo die Menschen nicht mehr Gelehrtheit mit Weisheit, Manieren mit Sitten, Gefühllosigkeit mit Festigkeit, Unglauben mit Aufklärung verwechseln, und sich die Andacht ohne Händefalten, eine Regierung ohne Hofhaltung, einen grossen Menschen ohne glänzendes Gefolge, Artigkeit ohne Bücklinge denken werden. Aber wenn gleich die Regierungen jetzt nur wenig von dem besser erkannten ausführen können: so ist es dennoch unverzeihlich, wenn sie im ganz entgegengesetzten Sinn handeln, wenn der Staat noch immer das Münz- und Stempelrecht der Geister als ein Regal an sich hält, und den wahren Glauben an die wahre Tugend nur mit seinem Gepräge im Umlauf sehen will; wenn die merkantilische Politik den Menschen zum Krüppel mit einem Magen und zwey Händen verstümmelt, und mit dem Staatsbürger in den kostspieligen Staatsspielen, wie mit Schachsteinen auf dem Schachbrett des Staats umher springt.

Die übrigen Aufsätze, die zum Theil auch durch mehrere Hefte fortlaufen, sind: *Ueber den Reiz der Neuheit*, eine launige Abhandlung, auch mit Rücksicht auf die Zeitumstände und die Revolution; *Allgemeine Blicke auf den gegenwärtigen Zustand von Frankreich und dem übrigen Europa mit einer gedrängten Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse seit dem 18. Brumaire* (9. Nov. 1800 bis 9. April 1801.) von *P. A. Müller*, geistreich dargestellt, wenn gleich nicht ganz unparteyisch; *Einige neuere wichtige constitutionelle Gesetze* mit einer Einleitung, worin das berühmte Gesetz wegen der Wählbarkeitslisten sehr scharfsinnig vertheidigt wird; *Lindau*, eine romantische, trefflich bearbeitete biographische Skizze, deren Vollendung auch wir mit Verlangen entgegen sehen, so wenig wir sonst Dichtungen dieser Art, in welcher geheime Verbindungen eingewebt werden, hold sind; *Ein Schreiben an den Herausgeber*, witziger Tadel gewisser Recensenten; *Gesetzgebung von England mit einer Parlamentsrede von Grey*, treffende Kritik der mancherley Eingriffe in die Constitution, mit einer gedrängten Schilderung des Fortgangs der englischen Freyheit bis zur eigentlich so genannten Constitution von 1688; *Einleitung in die philosophisch-politische Geschichte des Consulats* von *Victor Comeyras* (Paris an IX.), eine verschönernde Vergleichung mit Rom; *Beantwortung eines staatswirthschaftlichen Problems* von *Barret*, dass alle Waaren jetzt in Frankreich theurer wären, als im Jahr 1790 bey einer geringern Summe des umlaufenden Geldes, welches theils geläugnet, theils aus andern Ursachen, als der Geldmasse erklärt wird, da diese ohnehin nicht geringer sey als im Jahr 1790; *Briefe eines Reisenden über Frankreichs gegenwärtige Lage und Staatsverfassung*, besonders um, selbst in Vergleichung mit den alten Republiken, zu zeigen, dass Frankreichs dermalige Regierung unter allen den Zeitumständen die angemessenste sey, weil es vor allen Dingen der innern Ruhe und einer energievollen Regierung bedürfe.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Dresden*, a. K. d. Vfs. *Jos. Friedr. Dorn: Dresdner Residenz-Kalender auf das Jahr* 1806. 132 S. 12. (6 gr.) — Diese Fortsetzung für das dritte Jahr lässt schon an sich vermuthen, dass dieser Kalender seinen Zweck erreicht, und man ihn theils für den Dienst brauchbar, theils auch sonst nützlich findet. Immer vermissen wir jedoch noch Etwas, das gewiss schon mancher darin gesucht haben mag, nämlich eine Hof- und Rangordnung, die doch wohl manchem Diener an diesem Hofe angenehm wäre. Da es schon aus der Seitenzahl, die sich von 84 bis auf 132 vermehrt hat, sehr sichtbar ist, dass sich der Vf. bemüht, seinem Unternehmen mit jedem Jahre mehr Umfang zu geben: so wird er gewiss auch diesen Wunsch zu erfüllen suchen. Ausser den Rubriken, die man schon im vorjährigen Kalender fand, und die, weil er zugleich als Handbuch beym Dienst gebraucht werden kann, in jedem Jahre wieder aufgenommen werden müssen, findet man in dem diessjährigen folgende neue: Juden-Kalender, Kurfürstl. Sächsische Tribunalien, Ueberöicht der Kirchenmusiken, Familien-Tafelsitz am Neujahrstage 1805, Ceremonial-Tafelsitz am Propositionstage (des Landtags) den 6. Januar 1805, Lebensbeschreibung des Kurfürsten Christian I., Sehenswürdigkeiten von Dresden, Elbhöhe und Wintertemperatur, zweyter Nachtrag zu den Erfindungen, u. s. w.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 1. April 1806.

Revision der theologischen Literatur in den drey letzten Quinquennien des achtzehnten Jahrhunderts.

(*Fortsetzung.*)

(S. Jahrg. 1805. Num. 150. S. 398.)

II. *Dogmatik.*

Die gegenwärtige Periode war in der Geschichte dieser Wissenschaft keine der glücklichsten, wie gelungen auch einzelne Versuche heissen und wie grosse Verdienste sich auch einzelne Bearbeiter derselben erworben haben mögen. Im *Zeitalter der Moral* musste die Dogmatik im Hintergrunde stehen. Die systematische Kluft, welche der grosse *G. Calixtus* zwischen ihr und der Moral befestigt hatte, zeigte sich erst jetzt recht sichtbar, als die Sittenlehre sich ihrer Freyheit bewusst zu werden und nun erst, nach langer Vernachlässigung, zu culminiren anfing. Der alten Kirche war die Dogmatik Hauptsache. Nach *Gregor. Nyssen.* (Ep. 6. Bibliotheca Patr. ed. Galland. T. VI. p. 631.) theilte Christus den Christenstaat ein: εἰς το ηθικον μερος, και εἰς δογματων ακριβειαν. „Um den Theil, der die Sittenlehre enthält, bekümmerte sich der Satan nicht viel, weil hier für die Seele ein geringerer Nachtheil entstehen würde; dagegen richtete er alle seine Bemühungen auf die *Glaubenslehre*, überzeugt, dass denen, die er in Absicht auf die Lehre irre geführt habe, auch die Befolgung der Gebote keinen Nutzen verschaffen werde." Gegenwärtig ist das Verhältniss anders. Das ηθικον μερος gilt für das wichtigste; das δογματικον dagegen ist mehr Nebensache geworden.

Unsre Periode war der δογματων ακριβεια, dem Statutarischen des Kirchenglaubens, in mehr als einem Betracht ungünstig. 1. Das Studium der Moral prädominirte. Der kategorische Imperativ herrschte mit Allgewalt. Diess soll nicht zum Nachtheil des Moral Studiums oder der trefflichen Männer, die hierin Epoche gemacht haben, gesagt seyn; aber aus dem Gesichtspunkte des systematischen Dogmatikers ist es nur zu wohl gegründet, dass das Studium der Dogmatik durch die Moral beeinträchtigt wurde. 2. Der *Akroamatik* hatte sich die *Methodus eclectica* bemeistert — ein sonderbares Helldunkel des Alten und Neuen. In der alten *Methodus analytica* zeigte sich weit mehr wissenschaftlicher Geist. Jetzt ward die *biblische Theologie* vorzugsweise begünstigt, dagegen die *scholastische* sichtbar in den Hintergrund gestellt. Bey Bearbeitung der systematischen Dogmatik selbst ward das *Gesetz der Sparsamkeit und Oekonomie* so stark angewendet, dass man sich nicht ohne Grund über unzulängliche und magere Kost zu beklagen hatte. Sonst erschienen stattliche *Systemata*, die freylich manchen üppigen Auswuchs zeigten, aber doch durch ihren Reichthum wohlthätig wurden. Durch die strenge Absonderung der moralischen von den dogmatischen Sätze wurden letztere mit einer *tenta suppellex* ausgestattet und als *Epitomen* und *Summen* in die Welt geschickt. In der That, das Compendiöse unsrer Systeme ist etwas auffallend. Nur ein Werk macht hiervon eine Ausnahme; dafür steht es aber auch unter den übrigen wie die wohl bekannte πιστις μακροστιχος da. 3. Die *populäre Dogmatik* hatte der Zeitgeist so lieb gewonnen, dass Mehrere nur diese noch toleriren und durch gänzliche Abschaffung der *Schulsprache* die christliche Glaubenslehre *bloss* zu einem philanthropinischen Gemeingut des Lebens machen wollten; — eine Bemühung, die einerseits durch die kräftige Opposition einiger Freunde der Gelehrsamkeit, andererseits aber durch den wohlthätigen Einfluss der kritischen Philosophie vereitelt wurde.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über den Zustand der Dogmatik, den man als einen *kritischen* zu betrachten gewohnt ist (wiewohl es das Schicksal der Dogmatik überhaupt ist, in einem fortwährenden Zustande der Krisis zu seyn, die nicht als Product einer Periode, sondern als Folge ihrer Natur, vermöge welcher sie als wahrer Hybrida erscheint, anzusehen ist), gehen wir zur Erörterung der einzelnen Theile über.

Die christliche Dogmatik besteht aus folgenden drey verschiedenen Arten: I. *Die biblische Theologie.* II. *Akroamatik* oder *Scholastik.* III. *Populäre Dogmatik.* Von jeder derselben wird jetzt besonders zu handeln seyn.

dung der biblischen Schriftsteller und der verschiedenen Zeitalter — worin der Vf. beym zweyten Theil der Theologie des A. T. (Nr. 5.) und bey der Theologie des N. T. (Nr. 6.) sein Hauptverdienst setzt — als ob gerade dieser Vf. von einem solchen Vorwurf am meisten frey zu sprechen sey. Allein die von ihm vorgenommene Scheidung ist eine bloss formelle, sie bleibt immer bloss eine äusserliche Kritik — wie wenn der Profan-Philolog nach äusserlichen Merkmalen den Griechen von dem Römer absondert, oder die römischen Schriftsteller nach gewissen allgemeinen Klassen der Gattung oder des Zeitalters eingetheilt, im Einzelnen darstellt. Dass es aber noch eine höhere Kritik gebe, wobey die Aufgabe ist, nach innern Merkmalen die Individualität des griechischen und römischen Geistes aufzufassen und nach einer psychologischen Ansicht anschaulich darzustellen, ist eben so unläugbar, als dass *Bauer* dieser Aufgabe bey den biblischen Schriftstellern keine Genüge geleistet habe. Er selbst ist bescheiden genug, zu erklären, dass wir bis jetzt noch keine reine biblische Theologie haben, durch welche die Frage entschieden wäre, was haben Jesus und die Apostel als wesentliche, für alle Menschen und Zeiten geltende Religionswahrheiten gelehrt? — und er hält es „für eine unverzeihliche Vermessenheit, wenn er sich nur von fern beykommen liesse, dieses Gebäude aufgeführt zu haben, an dem schon so viele Bauleute arbeiteten, eine reinbiblische Religions-Theorie eruirt zu haben. Aber einen geringen Beytrag zur biblischen Theologie zu liefern, das war seine Absicht" (S. Nr. 6. Th. 1. Vorr. S. VI. VII.). Eine solche Bescheidenheit muss die Kritik entwaffnen.

Das *Breviarium* (Nr. 4.) müssen wir als einen zweckmässigen Leitfaden empfehlen; ja, wir tragen kein Bedenken, demselben den Vorzug vor der ausführlicheren Darstellung einzuräumen. Doch können wir nicht unterlassen, den Grundriss von *Thieß* (Nr. 7.) als vorzüglich auszuzeichnen. Dieses Lehrbuch der neutestamentlichen Dogmatik scheint nur wenigen bekannt geworden zu seyn; es ist aber gleichwohl unter den in unsre Periode fallenden das erste, worin die Religionslehre des N. T. (denn nur diese will es liefern) so dargestellt ist, dass die Aussprüche Jesu, nach den vier Evangelisten, von den Aeusserungen der Apostel, die wieder für sich besonders dargestellt sind, genau unterschieden werden.

Eine Abhandlung von *G. A. Ruperti* (Beyträge zur biblischen Theologie des A. T. in der Götting. Biblioth. der theol. Lit. von *Schleusner* und *Stäudlin* 2 Th. und *Henke's* Magazin für Religionsphilosophie u. s. w. V. B. 1. St.) hat mit der ihr verwandten Bauer'schen Darstellung einerley Tugenden und Fehler. Man schätzt die richtige philologische Erklärung, den angewandten Observations-Fleiss und die richtige Wahrnehmung der Hauptmomente; allein man fühlt, nach vollendeter Lectüre, eine gewisse Leere, die, sobald bloss logisch und kritisch zergliedert wird, in der Seele des Lesers nothwendig entstehen und wodurch die lebendige Aneignung der erworbenen Kenntniss gar sehr erschwert werden muss.

Unter den Vorbereitungsversuchen zur biblischen Theologie und den Abhandlungen, worin man den Lehrbegriff einzelner biblischen Schriftsteller erörtert findet, sind nicht wenige, die auf Auszeichnung Anspruch machen können. Die Schriftsteller des A. T. sind in dieser Hinsicht weniger glücklich gewesen, als die des N. T. Dafür hat aber der Punkt von den *Messianischen Weißagungen* desto mehr Federn in Bewegung gesetzt. Wir haben 27 grössere und kleinere Schriften und Abhandlungen über diese Materie gezählt. Doch scheinen nur folgende eine ehrenvolle Erwähnung zu verdienen: *Seiler:* Die Weissagung und ihre Erfüllung aus der heiligen Schrift dargestellt. Erlangen 1794. *Ammon: Entwurf* einer Christologie des A. T. u. s. w. Erlangen 1794. *(Kuinöl)* Messianische Weissagungen des A. T. übersetzt und erläutert u. s. w. Leipzig 1792. *Konynenburg:* Untersuchung über die Natur der alttestamentlichen Weissagungen auf den Messias. Aus dem Holländischen übersetzt. Lingen 1795. Ausführliche Erklärung der sämmtlichen Messianischen Weissagungen des A. T. mit exeget. krit. und histor. Anmerkungen u. s. w. Altenburg 1801. u. a.

(Die Fortsetzung folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ulm, in d. Stettin. Buchh.: *Der Kaffee* oder Abhandlung über den Ursprung, (die) Geschichte, Zubereitung, Verfälschung, (den) Gebrauch, Missbrauch, Nutzen und Schaden dieses so allgemeinen Getränks. 1804. 150 S. 8. (8 gr.)

Vorliegende Schrift ist eine neue unveränderte Ausgabe der im Jahre 1780 erschienenen Schrift des Hn. *J. J. Hofer*, des bekannten Vfs. der Lehrsätze des chirurgischen Verbandes. Manches, was über den Gebrauch und Nutzen des Kaffees gesagt ist, würde freylich nach der jetzigen Ansicht des menschlichen Organismus, und des Einflusses der Nahrungsmittel und Getränke auf denselben im kranken und gesunden Zustande anders lauten müssen: dennoch aber sagt der Vf. im wesentlichen viel wahres; Schade nur, dass es nicht in einer zweckmässigern Ordnung geschieht. Das Ganze ist nicht unwerth, der Vergessenheit entzogen zu werden, da wir wenigstens keine bessere Monographie über diesen Gegenstand haben, und doch gewiss in der gegenwärtigen Zeit fast noch mehr, als zur Zeit der ersten Erscheinung der Schrift, Missbrauch von dem Kaffee gemacht wird.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 3. April 1806.

Revision der theologischen Literatur in den drey letzten Quinquennien des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Unter den neutestamentlichen Schriftstellern ist in dogmatischer Rücksicht keiner so wichtig als der Apostel *Paulus*. Mit ihm beschäftigten sich daher auch die meisten. *Meyer* (Entwickelung des Paulinischen Lehrbegriffs. Altona 1801) ist schon damit zufrieden, wenn man ihm nur das Verdienst zugesteht, „den *echten Paulus*, so wie er sich in seinen Schriften zu erkennen gibt, dargestellt, und seine Lehre weder durch Zusätze, noch durch Hinweglassung dessen, was ihm eigenthümlich ist, verunstaltet zu haben (Vorr. S. IV.)." Schon früher hatte der ungenannte Vf. der neuen Erklärung des höchst wichtigen Paulinischen Gegensatzes Buchstabe und Geist u. s. w. Jena 1799. die Lehre dieses Apostels mit Einsicht, freylich mit etwas häufiger Rücksicht auf die kritische Philosophie, darzustellen gesucht. Diess gilt auch von *Ritter's* Entwurf der Grundsätze des theologischen Systems und der Lehrmethode des Apostels Paulus. S. *Augusti's* theol. Monatsschrift 1. Jahr. St. 10. S. 243 ff. Mit der *Christologie* dieses Apostels beschäftigten sich *Kleuker* (Johannes, Petrus und Paulus als Christologen betrachtet. Riga 1785) und *Augusti* (Arius, Athanasius und Paulus. S. Apologieen und Parallelen theol. Inhalts. Gera 1800. S. 112 ff.). Ueber die Christologie des N. T. überhaupt verdienen *J. E. Chr. Schmidt's* schätzbare christologische Fragmente (S. Bibliothek für Kritik und Exegese des N. T u. s. w. 1. B. 1. St. ff.) verglichen zu werden. Um die Theologie des Apostels *Johannes* machte sich *C. C. E. Schmid (De Theologia Joannis*. P. I—III. Jena 1800. 4) verdient. Ueber die Christologie des Apostels *Petrus* finden sich in *Henke's* N. Magazin für Religionsphilosophie. IV. B. 3. St. S 526 ff. einige schätzbare Bemerkungen Endlich sind auch noch alle exegetische Schriften und Abhandlungen hieher zu rechnen, welche sich mit der Sacherklärung beschäftigen und auf genauere Erörterung der Sätze, Meynungen und Principien ihrer Schriftsteller eingehen.

Einen Fehler haben wir glücklich vermieden. Aber es scheint, als ob wir über der Trennung die Wiedervereinigung vergessen hätten. Und doch kann dem Dogmatiker mit dem ewigen Theilen der Begriffe nicht gedient seyn. Es ist zwar gut, dass wir die Unterschiede kennen, die in den religiösen Vorstellungen eines Salomo, Jesaias, Ezechiel, Amos u. s. w. sich vorfinden; dass wir wissen, wodurch sich die Theophonieen des Pentateuchs von denen im Buche Hiob unterscheiden; dass wir aufmerksam gemacht werden auf die feinen Unterschiede in der Christologie eines Johannes, Paulus, Petrus u. s. w.; und dass wir endlich die Differenzen der Bergpredigt und der Apokalypse kennen lernen; allein das Vereinzelte muss auch wieder in ein *Gemeinschaftliches* zusammen gefasst werden. Wir verlangen nach einer *prophetischen, evangelischen* und *apostolischen Theologie*, aus deren Resultaten wir dann eine *biblische Theologie*, wie sie seyn soll, zusammen setzen. Hierbey werden einzelne Verschiedenheiten und Abweichungen leicht zu übersehen seyn, damit eine *Harmonie des biblischen Lehrbegriffs* zu Stande gebracht werde, der man als einer Basis bedarf, um weiter darauf fortzubauen.

Der Exeget und Kritiker mag immerhin zum Behuf der Special-Hermeneutik die *Glaubwürdigkeit* der einzelnen Schriftsteller in Untersuchung ziehen; er mag hierüber gewisse Klassen festsetzen, den historischen Pragmatismus eines Lukas, der kein Apostel war, von der Simplicität eines Jakobus, Petrus u. s. w. unterscheiden; oder in Markus den nichtapostolischen Compilator oder Epitomator der Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jesu finden: der Dogmatiker wird sich immer genöthigt sehen, nach Einheit in der Verschiedenheit zu fragen. Die *symbolische Theologie der Lutheraner* kann für die biblische zum Beyspiel und Muster dienen. Wie verschieden sind nicht die Augsburgische Confession und die *Formula Concordiae*, die Apologie und die Schmalkaldischen Artikel; und doch werden sie als Ein Ganzes betrachtet.

Wie wahr sagte nicht der geistreiche *Herder* schon im Jahr 1768: „Aus den Händen der Exegeten wird erst die Wahrheit in die Hände der Dogmatiker geliefert,

liefert, denen es wiederum Hauptgesichtspunkt ist, ihre Sätze von den Verwirrungen so vieler Jahrhunderte, von dem Gewebe so mancher Ketzer und Ketzermacher loszuwickeln und sie so rund, so gewiss, so klar darzustellen, als es hinter den Denkarten und Vermischungen so vieler Perioden der Religion geschehen kann." Man vergleiche damit, was er unmittelbar vorher bemerkte: „Die Wahrheiten der Religion sind uns nicht in Cicero's Büchern von der Natur der Götter offenbart, sondern in andern Sprachen, aus denen in ihren Vortrag bey aller einzelnen Wortreinigkeit sich ein orientalischer Hellenismus einschleichen wird und vielleicht als Geist des Ganzen. Der gute *Gesner* hat mit Recht aus *Cellar's Latinitas ecclesiastica* viele Barbarismen canonisirt: und der strenge Schriftausleger wird noch weit mehr canonisiren, wo ihm an dem Ganzen, dem Unverfälschten, dem Unverworrenen des Begriffs Alles gelegen ist. Wer will nun lieber eine nach den Büchern der Offenbarung streng gesetzte, *unhalbirte Theologie*, oder süsses Geschwätz, wo das Runde des biblischen Begriffs in dem Spülwasser schöner Umschreibungen zerfliesst? Wem ist nicht die Sicherheit seines theoretischen Glaubens mehr als Alles?" S. Kritische Wälder. 3. Stück. S. 155.

Die biblische Theologie hat ihr Werk vollendet, wenn sie, von den dogmatischen Begriffen jedes einzelnen biblischen Schriftstellers ausgehend und diese durch eine rücksichtsvolle Operation der Kritik scheidend, zuletzt ein allgemeines Resultat der Bibellehre liefert. Sie läst zuerst den Johannes, Petrus, Paulus, oder Jesaias, Ezechiel, Salomo u. s. w. jeden in seiner Sprache und Vorstellungsweise reden; sodann aber wird sie Dollmetscherin des gemeinschaftlichen Willens, Interpretin dieser Gemeine der Heiligen. Nur dann erst wird eine *pragmatische Theologie des Judenthums* möglich; nur dann erst werden wir eine *historische Construction des Christenthums*, die uns so hohes Bedürfniss ist, erhalten.

II. Nun erst eröffnet sich der Schauplatz der *systematischen Dogmatik*, die man, nach einem Aristotelischen Ausdruck, *Akroamatik* zu nennen gewohnt ist (vgl. *Nösselt's* Anweisung zur Bildung angehender Theologen. 2. Th. 2. Aufl. S. 260.). Sie ist es, die *κατ' ἐξοχην Dogmatik* heisst. Der Dogmatiker ist, als solcher, kein Exeget, sondern nimmt die Resultate desselben auf; aber er muss den Interpreten revidiren und controlliren können, damit ihm dieser nichts Unrichtiges suppeditire. Er wird nun zuvörderst *Historiker*, indem er den durch Interpretation aufgefundenen Sinn der heiligen Schrift als Basis empfängt und damit die Lehrmeynungen der Kirche in Verbindung setzt. Daher konnte *Herder* sagen: „Dogmatik selbst ihrem Namen nach ist nichts anders als Geschichte" (von Religion, Lehrmeynungen und Gebräuchen. 1798. S. 134.). Aber er wird auch *Philosoph*, in wie fern er aus Principien der Vernunft über den ganzen Umfang oder über einzelne Punkte der christlichen Glaubenslehre reflectirt. Daher hatten die Kirchenväter nicht ganz Unrecht, wenn sie die Ausdrücke *Dogmatiker* und *Philosoph* für gleichbedeutend nahmen.

Die Theologen, welche fordern, dass die Lehren des Christenthums zwar *philosophisch* behandelt werden sollen, aber gegen die Einmischung der *Zeitphilosophie* protestiren, wissen wohl schwerlich, was sie eigentlich wollen, oder verlangen das Unmögliche. Die Zeitphilosophie ist von jeher neben der Theologie hergegangen; und sollte es künftig einem philosophischen System gelingen, sich über die Zeit zu erheben: so würde die Königin der Wissenschaften diese nunmehr ewige Philosophie ebenfalls zur Begleiterin haben. Der *alte* und *neue Platon*, der *ganze* und *halbirte Aristoteles* gingen in die christliche Dogmatik über und liessen sich durch die so genannte *neuere Philosophie* wieder daraus verdrängen. Hier nun ward die Dogmatik zur *Philosophia prima* in Des-Cartes, Leibnitzens und Wolf's Schule, worauf dann der grosse Urheber der kritischen Philosophie das Statutarische des Kirchenglaubens mit der Religion innerhalb den Gränzen der blossen Vernunft in eine unzertrennliche Verbindung zu setzen suchte. Wer über das letztere Ereigniss näher unterrichtet zu seyn wünscht, der findet in einer gehaltreichen, aber etwas weitschweifigen und schwerfälligen, Abhandlung: „Versuch einer historischen Entwickelung der Ursachen und Veranlassungen, durch welche die Dogmatik in dem protestantischen Theile von Deutschland seit der letzten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts eine neue Gestalt erhalten hat," in *Stäudlin's* Beyträgen zur Philosophie und Geschichte der Religion. IV. B. Nr. 1. nähere Auskunft.

Der Einfluss der neuern philosophischen Schulen hat sich bis jetzt nur in einigen theologischen Schriften zu zeigen angefangen. Die Folge der Zeit wird lehren, von welcher Art er seyn wird. So wenig auch die meisten Philosophen es einräumen wollen, so ist doch das Bestreben derselben, ihre Philosophie durch die Dogmatik mit der Theologie in Verbindung zu setzen und ihr dadurch einen grössern Wirkungskreis zu eröffnen, nur allzu sichtbar. Von je her sahen wir die Philosophie um die Gunst der Theologie gleichsam buhlen, und diess geschah selbst von der Philosophie, die alle Theologie, als eine Heteronomie, verwarf und sich allein auf den Herrscherthron gesetzt zu haben behauptete. So verschieden sind auch hier Theorie und Praxis! Die Philosophie des rationalen Realismus, die sich als *Philosophia prima* ankündigt, hat schon in ihrem Princip mit der Theologie das gemein, dass sie mit dem *Prius κατ' ἐξοχην*, Gott, beginnt; getreu dem alten Spruch. Ἐκ Διος ἀρχωμεσθα! Nicht weniger sucht die Philosophie der absoluten Identität zu der christlichen Dogmatik zu condescendiren, und die beiden Abhandlungen in *Schellings* Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums (Tübingen 1803): *Ueber die historische Construction des Christenthums* (Nr. 8.) und: *Von dem Studium der Theologie* (Nr. 9.

(Nr. 9. S. 187—210.) zeigen die Verbindung deutlich an, in welche diese Philosophie mit der Theologie künftig zu treten, bereit ist.

Wir haben jetzt, um mit der Zeit nicht aufser Verhältnifs zu kommen, vorerst von den *Versuchen, die christliche Dogmatik mit der Kantischen Religions-Philosophie in Harmonie zu bringen,* zu referiren.

„Die kritische Philosophie (sagt *G. C. Müller* in seiner Philosoph. Religionslehre. 1. Th. Halle 1797. S. XXII.) ist eher dazu gemacht, sich auf dem Gebiete der Theologie anzubauen, nicht, weil sie Einheit in Materie und Form der Lehre des Christenthums und der Vernunft, welche wegen der verschiedenen Tendenz beider immer unmöglich seyn wird, sondern weil sie Einigkeit und innige Verbindung derselben zu dem allgemeinen Zweck der Menschenbildung hervorbringen wird; und so werden beide auf einen und denselben Punkt hinarbeiten können. — So lange diese Einigkeit nicht hergestellt ist, ist eine gewisse Trennung der christlichen Theologen, so fern sie das sind, und der Philosophen nothwendig. — Der Philosoph masse sich daher nicht an, die exegetische und historische Prüfung und Läuterung der christlichen Urkunden und des christlichen Systems zu leiten oder zu hemmen, indem er die Gültigkeit und den praktischen Werth der Lehrsätze des Christenthums aus blossen Vernunftprincipien zu bestimmen unternimmt; aber eben so wenig darf der Theolog sogleich Vergleichungen philosophischer Systeme mit dem christlichen Lehrbegriff anstellen. Die christliche Religion steht für sich fest; und die Philosophie nicht minder; aber ein einiger und höchster Zweck vereinigt beide, und die Philosophie kann die christliche Religion so wenig entbehren, als auch diese der Beyhülfe und Einstimmung der Philosophie bedarf." Vgl. *(Flügge's)* Versuch einer histor. krit. Darstellung des bisherigen Einflusses der Kantischen Philosophie auf alle Zweige der wissenschaftl. und prakt. Theologie. 2 Th. Hannover 1798. S. 242 ff.

Vor allen Dingen aber sind hier zwey völlig heterogene Dinge zu unterscheiden. I. Die *Versuche einer wissenschaftlichen Begründung der Religion,* oder die *allgemeine Religionslehre.* Ihrer hat der gegenwärtige Zeitraum eine grosse Anzahl hervorgebracht; allein sie gehören weder in so fern hieher, als sie die ganze Religionslehre überhaupt deduciren, noch in wie fern sie einzelne Theile derselben in Untersuchung ziehen, noch endlich in wie fern sie selbst die positiven Lehren des Christenthums mit berücksichtigen. Alle diese Versuche, worunter das originelle und geistvolle Werk von *Kant:* Die Religion innerhalb den Gränzen der blossen Vernunft, der Mittelpunkt bleibt, um den sich sowohl die früher erschienene Kritik aller Offenbarung von *Fichte,* als auch die gleichzeitig oder späterhin herausgekommenen Versuche von *Stäudlin, Schmid, Berger, Müller, Venturini, Snell, Parow, Jakob, Heydenreich* u. a. als Nebensonnen drehen, gehören der *Philosophie* mit grösserm Rechte an, als der Theologie, oder sind unter einer eignen Rubrik: *Religions-Philosophie* näher zu würdigen. Hier können nur: II. Die *Versuche, das System der kirchlichen Dogmatik und die einzelnen Lehren desselben, nach Principien und Methode der kritischen Philosophie darzustellen und zu behandeln,* in nähere Betrachtung gezogen werden.

Noch ehe *Kant* seine Ideen über die Anwendung seiner Religions-Philosophie auf die positiven Lehren des Christenthums mittheilte, hatte schon *Tieftrunk* sowohl in seiner unten näher zu charakterisirenden Censur des protestantischen Lehrbegriffs u. s. w. als auch in seinen *Dilucidationibus ad theoreticam relig. christ. partem, ita ut libelli a Morus editi potissimum ratio sit habita.* Berlin 1793. eine solche Anwendung versucht, und man muss ihm wenigstens das Verdienst zugestehen, dass er den Sinn des Urhebers der kritischen Philosophie auch in dieser Rücksicht sehr glücklich errathen habe. Durch Hülfe dieser Philosophie erhalten hier selbst die Dogmen wieder ihr altes Recht und eine ehrenvolle Deutung, was ihnen der neologische Zeitgeist schon längst streitig gemacht hatte. Da diess der erste Versuch der Art war: so darf es nicht befremden, dass die meisten Theologen ihre Verwunderung darüber nicht verbergen konnten. Indess gab ihnen die etwas schwerfällige Darstellung und Sprache dieser Dilucidationen die Hoffnung, dass der Vf. nur wenig Jünger für seine Lehre gewinnen werde. Bald nachher gewöhnten sich die Theologen an diese dogmatisch-kritischen Phänomene, und so hatten denn die Andern in diesem Fache, wo nicht gewonnenes, doch wenigstens erleichtertes Spiel.

Kant selbst ging von folgenden Gesichtspunkten aus: „Da alle Religion darin besteht, dass wir Gott für alle unsre Pflichten als den allgemein zu verehrenden Gesetzgeber ansehen: so kommt es bey der Bestimmung der Religion in Absicht auf unser ihr gemässes Verhalten darauf an, zu wissen: wie Gott verehrt (und gehorcht?) seyn wolle. Ein göttlicher gesetzgebender Wille aber gebietet entweder durch an sich bloss *statutarische,* oder durch *rein moralische* Gesetze. In Ansehung der letztern kann ein jeder aus sich selbst durch seine eigene Vernunft den Willen Gottes, der seiner Religion zum Grunde liegt, erkennen — — Der Begriff eines nach blossen rein-moralischen Gesetzen bestimmten göttlichen Willens lässt uns, wie nur *einen* Gott, also auch nur *eine* Religion denken, die rein-moralisch ist. Wenn wir aber statutarische Gesetze desselben annehmen, und in unsrer Befolgung derselben die Religion setzen: so ist die Kenntniss derselben nicht durch unsre eigne blosse Vernunft, sondern nur durch Offenbarung möglich, welche, sie mag nun jedem einzelnen ingeheim oder öffentlich gegeben werden, um durch Tradition oder Schrift unter Menschen fortgepflanzt zu werden, ein *historischer,* nicht ein *reiner Vernunftglaube* seyn würde. Es mögen nun aber auch statutarische göttliche Gesetze (die sich nicht von selbst als verpflichtend, sondern nur als geoffenbarter göttlicher Wille für solche erkennen lassen) angenommen werden:

werden: so ist doch die reine *moralische* Gesetzgebung, dadurch der Wille Gottes ursprünglich in unser Herz geschrieben ist, nicht allein die unumgängliche Bedingung aller wahren Religion überhaupt, sondern sie ist auch das, was diese selbst eigentlich ausmacht, und wozu die statutarische nur das Mittel ihrer Beförderung und Ausbreitung enthalten kann" — „Es gibt also keine Norm des Kirchenglaubens als die Schrift, und keinen andern Ausleger desselben als reine *Vernunftreligion* und *Schriftgelehrsamkeit* (welche das Historische derselben angeht), von welchen der erstere allein *authentisch* und für alle Welt gültig, der zweyte aber nur *doctrinal* ist, um den Kirchenglauben für ein gewisses Volk zu einer gewissen Zeit in ein bestimmtes, sich beständig erhaltendes, System zu verwandeln. Was aber diesen betrifft, so ist es nicht zu ändern, dass der historische Glaube nicht endlich ein blosser Glaube an Schriftgelehrte und ihre Einsicht werde; welches freylich der menschlichen Natur nicht sonderlich zur Ehre gereicht, aber doch durch die öffentliche Denkfreyheit wiederum gut gemacht wird, dazu diese deshalb um desto mehr berechtigt ist, weil nur dadurch, dass Gelehrte ihre Auslegungen jedermanns Prüfung aussetzen, selbst aber auch zugleich für bessere Einsicht immer offen und empfänglich bleiben, sie auf das Zutrauen des gemeinen Wesens zu ihren Entscheidungen rechnen können," S. Religion innerhalb d. Gränzen d. bibl. Vern. 2. Ausg. S. 147. 166. Vgl. S. 169 ff.

Nach Kants Ansicht werden also weder das System, noch die einzelnen Dogmen desselben verändert; aber den Dogmen selbst wird ein neuer moralischer Sinn untergelegt. Das kirchliche System soll, so wie es ist, mit der Vernunft ausgesöhnt und in Harmonie gebracht werden.

Was Kant und seine Freunde im Einzelnen angedeutet hatten, suchte *Ammon* in seinem: Entwurf einer wissenschaftlich praktischen Theologie. Göttingen 1797. (vgl. dessen Abhandlungen zur Erläuterung seiner wissenschaftl. prakt. Theologie. 1. B. 1—2. St. Ebendas. 1798.) durch eine wissenschaftliche Behandlung des kirchlichen Systems nach Grundsätzen der kritischen Philosophie im Grossen zu leisten. Der *moralische Supranaturalismus* (von *Ammon* auch der *historische* oder *Offenbarungs-Rationalismus* oder der *praktische Rationalismus* genannt), dessen Theorie hier entwickelt wird, geht darauf aus, Vernunft und Schrift, nicht eklektisch und einseitig, sondern nach Principien zu vereinigen und beide, nach dieser Vereinigung, als *eine* Quelle zu betrachten, aus welcher die Theologie geschöpft werden kann. Er betrachtet Gott als die höchste und heiligste Vernunft und kann deswegen in Allem, was von ihm kommt, nur Vernunft suchen und finden. Ihm ist die Offenbarung Gottes etwas Ewiges, von seiner Wirksamkeit und endlosen Thätigkeit Unzertrennliches. Vermöge seiner Unwandelbarkeit hat er von jeher gewirkt, die Menschen zu seiner Kenntniss und Verehrung zu führen; er stand mit jedem unter ihnen durch sein Gewissen in einer genauen unmittelbaren Verbindung, kündigte sich durch dasselbe jedem als Gesetzgeber, durch die Natur als Schöpfer, durch den Lauf seiner Schicksale als den Regenten der Welt an; aber wenige hörten seine Stimme; wenige verkündigten sie als seinen Willen ihren Zeitgenossen; und nur ein Einziger war so ausgezeichnet an Kraft und Thätigkeit des Geistes und unentweihtem Adel des Herzens, dass er der vollen Wirksamkeit Gottes auf ihn würdig werden, zu ihr emporreichen und so die Heiligkeit des Ewigen seinen Brüdern in einem Lichte zeigen konnte, wie es noch von keinem Sterblichen über das Wesen und die Rathschlüsse Gottes verbreitet worden war. So ging die Offenbarung über in Offenbarungen; die Offenbarungen vereinigten sich mit der Geschichte derer, die sie ihren Zeitgenossen mitgetheilt hatten, und aus beiden zusammen entstanden unsre heiligen Urkunden.

So bald wir sie wieder in ihre Bestandtheile zerlegen, entdecken wir in ihnen zuerst *geoffenbarte Wahrheiten*, und dann erst *Thatsachen*, welche diese Wahrheiten bestätigen, versinnlichen, erläutern. Wollten wir die Thatsachen oben an, und unter sie erst die geoffenbarten Wahrheiten setzen: so würden wir die Ordnung der Offenbarung und Vernunft umkehren; wir würden eine blosse Geschichtsreligion erhalten, die zwar eine Zeitlang durch Gewalt und Eifer sich empfehlen kann, späterhin aber, wenn die aufgeklärte Vernunft ihre historische Seite beleuchtet und ihr Wunder-Fundament erschüttert, sich selbst zerstört, und nur Verachtung und Gleichgültigkeit gegen die Religion herbeyführt. Nach einer äussern Ordnung müssen die geoffenbarten Wahrheiten zuerst in ein theologisches System aufgefasst, die Thatsachen aber aus der heiligen Geschichte ihnen zur Beglaubigung und Erläuterung beygegeben werden. Denn gerade dadurch ist ja z. B. die Geschichte Jesu heilig, dass sie mit religiösen und moralischen Wahrheiten in Verbindung steht. Dieses ist der *Rationalismus* der Offenbarung, welcher von Gott, der heiligsten Vernunft, nur vernünftige, obgleich oft geheimnissvolle, Lehren ableitet, und welcher der *historische* Rationalismus heissen kann; weil er die Geschichte der Offenbarung mit den allgemeinen Wahrheiten derselben vereinigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

* * *

Leipzig, b. Crusius: *Auswahl biblischer Erzählungen für die erste Jugend* von *Heinrich Philipp Konrad Henke. Vierte* verbesserte Auflage. 1803. 118 S. 8. (4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1790. Num. 94.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 5. April 1806.

BIBLISCHE LITERATUR.

Lübeck, b. Bohn: *Philologisch-kritischer und historischer Commentar über das neue Testament* (die drey ersten Evangelisten) von *H. E. G. Paulus*. *Zweyter* Theil, der drey ersten Evangelien *zweyte* Hälfte bis zur Leidensgeschichte. *Zweyte* verbesserte Ausgabe, mit einer abgenöthigten Beylage. 1805. 2 Alph. 12½ Bog. gr. 8. (3 Rthlr.) Desgleichen *dritter* Theil, der drey ersten Evangelien Fortsetzung und Beschluss, *zweyte* verbesserte Ausgabe. 1805. 2 Alph. 16 Bog. (3 Rthlr. 8 gr.)

Wir glauben den Anfang unserer Anzeige gleich mit Erwähnung gedachter *Beylage* im *zweyten* Theile machen zu müssen, nicht: um uns in Recensions-Streitigkeiten zu mischen, sondern weil sie von einer so lehrreichen Art ist, wie man es von einem solchen Vf. erwarten kann, dem es nicht sowohl um die Vertheidigung seiner Person, als der Sachen selbst, und um die weitere Aufklärung dieser letztern, also um wirkliche Aufklärung seiner Leser zu thun ist. Denn in der That wird doch durch diese Beylage nicht nur vieles mehr ins Licht gesetzt, was einzelne Stellen des *ersten* Theils betrifft, sondern man lernt auch dadurch deutlicher die Grundsätze kennen, nach welchen Hr. P. bey seiner Erklärungsart handelte, selbst da, wo sie auffallend und wo er die meiste Gelegenheit zu gerechtem Tadel zu geben schien, sonderlich bey Gründung des Sinnes auf die Etymologie der Wörter und bey zu wörtlichen Uebersetzungen. Man wird wenigstens mehr überzeugt, dass er da, wo er selbst zu irren oder sich in unfruchtbaren Erklärungen zu verlieren schien, nicht willkürlich, sondern mit Verstande verfuhr. Unsern meisten Lesern wird die etwas unsanfte und unfreundliche Recension des *ersten* Theils in der jetzigen Jenaischen Literatur-Zeitung nicht unbekannt geblieben seyn. Gegen diese vertheidigt sich Hr. P. in erwähnter Beylage von S. 861—924. als ein Mann, der sich seiner Stärke bewusst ist, umständlich wegen der philologisch-kritischen Anmerkungen, worüber man ihn am meisten in Anspruch genommen hatte; etwas kürzer und nur zur Probe, in einzelnen Beyspielen, die mehr die Sachen betreffen, welche ihrer Natur nach noch lange disputabel bleiben werden, und hier nicht ohne zu grosse Weitläufigkeit, vor der sich selbst jener Recensent hütete, klar gemacht werden konnten.

Hr. D. P. sucht nicht nur bey einzelnen Stellen, wo man seine Erklärung gemissbilligt hatte, diese zu vertheidigen; er sucht auch seine Erklärungsart zu rechtfertigen, so fern sie so gern bey einzelnen Wörtern und deren Etymologie verweilt, um die Wörter bedeutsamer (emphatischer) darzustellen; er übernimmt selbst eine umständliche Prüfung dessen, was der verewigte *Fischer* in Leipzig in seinen *Prolusionibus de vitiis lexicorum N. Test.* gegen die Bedeutsamkeit der Partikeln in den *verbis compositis* gesagt hatte. Wir halten uns bey jenen einzelnen Stellen nicht auf; zweifeln aber sehr, ob das, was Hr. P. S. 833 f. zur allgemeinen Rechtfertigung seines vorhin erwähnten Benehmens, das Prägnante der Ausdrücke durch Hülfe der Etymologie hervor zu ziehn, sagt, seine Gegner befriedigen und diese Erklärungsart von dem Vorwurf des Raffinirten befreyen werde. Niemand hat jemahls geläugnet: dass Wörter einer Sprache eine nähere Bestimmung und Einschränkung bekommen können, welche ihnen durch Partikeln und andere Wörter, oft auch nur durch ihre Stellung in einem gewissen Context, ertheilt wird. Da aber durch den Sprachgebrauch ebendieselben Wörter engerer und weiterer Bedeutung oft mit einander verwechselt und als völlig gleichbedeutend gebraucht werden: so läuft dabey alles auf die Frage hinaus: *wonach* man in einzelnen Fällen zu entscheiden habe, ob jene oder diese Bedeutung anzunehmen sey? Dieses *wonach* scheint Hr. P. durch folgende Stellen angeben zu wollen: „Die Gränzsteine der wahren Mitte, die wir suchen, sind auf der *Einen* Seite, dass a. diese *Nuance* nicht in Beziehungen gesetzt werde, welche nicht im Gesichtskreise des Schriftstellers liegen, b. dass man diese *Nuance* nicht etwa bloss aus dem *Etymon*, sondern zugleich aus dem erweislichen Redegebrauche zu entdecken trachte; auf der *Andern* Seite hingegen, dass man nicht die Sache selbst wegen ihrer ungeschickten Anwendung, den Gebrauch nicht wegen des Missbrauches, vorsätzlich ignorire und abläugne." Dieses letzte hat unsers Wissens Niemand gethan, Niemand z. B. geläugnet, dass die

verba composita ursprünglich etwas ausdrücken, was nicht in den *simplicibus* liegt; es kann also hier gar nicht in Anschlag kommen. Die beiden erstern Regeln (a. und b.) helfen hier dem Ausleger auch nichts. Denn, „ob die *Nuance* im Gesichtskreise des Schriftstellers liege?" (oder, deutlicher: ob der Schriftsteller die verengte Bedeutung habe ausdrücken wollen, oder das Wort ohne die nähere Bestimmung nehme?) diess will man eben wissen, und frägt also erst: *wonach* sich dieses entscheiden lasse? Dass man aber diese *Nuance* (eingeschränktere Bedeutung) nicht bloss aus dem *Etymon*, sondern zugleich *aus dem erweisslichen Redegebrauch* zu entdecken suchen müsse, ist wohl sehr wahr. Nur zeigt auch dieser letztere bloss die Möglichkeit einer auf die Etymologie gegründeten Bedeutung; ob nun aber der Schriftsteller die eine oder die andere, engere oder weitere und allgemeinere, Bedeutung wirklich habe anzeigen wollen? diess kommt wieder in Anfrage, und läst sich nur nach den Spuren im Context, z. B. danach entscheiden, ob er statt des *verbi compositi* gleich hernach das Simplex oder ein allgemeineres Wort gesetzt habe. Oft möchte auch nicht einmal aus dem Redegebrauch die etymologische Bedeutung bestätigt werden können, wie bey der neuen Bedeutung die hier S. 902 dem Ausdruck ὀνομα Θεου gegeben wird, wonach ὀνομα „so viel als *Prädicat* heissen soll oder Benennung solcher Attribute und Eigenschaften, durch welche der Mensch die Gottheit, die keinen Namen hat, sich beschreibt:" so dass Luc. 1, 49 ἁγιον το ὀνομα αὐτου heissen solle: „Er, Gott, kann nur durch die ungewöhnlichsten Prädikate beschrieben werden." Andere würden den ganzen Vers ganz simpel übersetzen: Grosse Wohlthaten hat mir der Allmächtige erzeigt! Er, der Anbetungswürdige! verglichen mit v. 46. Auch S. 908. kann Rec. nicht anders als die dortige Erklärung des ἐποιησε κρατος ἐν βραχιονι αὐτου Lucä. 1, 51 unter die Beyspiele einer zu gesuchten Deutung rechnen, und muss überhaupt nach seiner Ueberzeugung bey der schon anderwärts geäusserten Meinung bleiben, dass, bey dem vielen Vortrefflichen, welches dieser Commentar enthält, der philologische Theil, so fern er ins Etymologisiren geräth, die meisten Wünsche einer Verbesserung übrig lasse.

Doch nun zu den Verbesserungen und Zusätzen selbst, wodurch sich die jetzige neue Ausgabe des *zweyten* Theils auszeichnet: denn nur auf dieses Eigene der neuen Ausgabe braucht sich unsre Anzeige zu erstrecken. Hier hat nun Hr. P., wie wir bey genauer Vergleichung derselben mit der ältern wahrgenommen haben, Mehreres ganz kurz und, was ihm nicht haltbar zu seyn schien, gleich durch stillschweigendes Wegstreichen verbessert. Der neuen Zusätze scheinen indessen nicht sehr viele zu seyn, und sie möchten, obengedachte Beylage abgerechnet, schwerlich über vier Bogen betragen. Aber sie verdienen alle Aufmerksamkeit. Wir können nur einige ausheben.

Im Felde der Kritik hat Hr. P. manche vom gewöhnlichen Texte abweichende Leseart noch mehr bestätigt und ins Licht gesetzt; wie S. 46 ἐνδυσησθε statt ἐνδυσασθαι Marc. 6. 9; und S. 614. ἐκλελεγμενος statt ἀγαπητος, Luc. 9, 35 wiewohl er ἐκλελ. nicht in seinen Text aufgenommen hat. Dergleichen hat er hingegen in der neuen Ausgabe gethan, so dass nun Luc. 12, 11 Φερωσιν statt der gewöhnlichen Leseart προςΦερ. oder εἰςΦ., und v. 52, 53 διαμερισθησονται steht, welches dann v. 52 nicht zum 53 Vers gezogen wird, δυο ἐπι τρισι διαμερισθησονται; mit eben so vielem Rechte als nun Luc. 13, 4 anstatt οὑτοι, αὐτοι gesetzt ist. Hingegen hat er seine Meinung, dass Marc. 3, 32 der Zusatz: και αἱ ἀδελΦαι σου dem Text eigenthümlich zugehöre, S. 157. nicht zurückgenommen, ob er gleich in einer Note die Gründe des Hrn D. *Griesbach's* beygebracht hat, wodurch nach unsrer Meinung dieser Zusatz im Texte für unecht zu halten ist.

Dass Hr. P. aus seiner fleissigen Lectüre die angegebnen Bedeutungen der Wörter, und die Sachen selbst, bestätigen würde, war zu erwarten. Man vergleiche S. 50. wo von dem medicinischen Gebrauch des Oels bey Morgenländern, und S. 603. die Anmerkung, wo über manche sonderbare Erscheinungen auf hohen Bergen, aus neuern Reisebeschreibungen Manches beygebracht ist. S. 172. bearbeitet er die gewöhnliche Meinung, dass Jesus, Luc. 11, 43 unter der σοΦια του Θεου sich selbst verstehe, durch mehrere Gründe, um seine vorhin schon geäusserte Vermuthung einzuleiten: dass σ. τ. Θ. eine unter diesem Titel damals vorhandene Schrift, die Jesus allegire, zu verstehen seyn möchte — In den Tischreden Jesu (in gedachter Stelle) v. 39 — 52, welche allerdings nicht als in Eins fortlaufend, sondern als durch einzelne Vorfälle bey Tische veranlässt, müssen gedacht werden, ist durch einige neue Anmerkungen S. 159. f. mehr Zusammenhang und Licht gebracht. — Schon in der ersten Ausgabe fand Hr. P. bey der Cur der ausgetrockneten Hand eines Mannes Math. 12, 9. 13 und anderwärts, kein *Wunder*, wofür auch weder die Zuschauer noch die drey Evangelisten sie angesehen haben sollen. Diese seine Bemerkung zu bestätigen nimmt er an und sucht zu beweisen S. 69 f. Jesus habe sich schon *vorher*, ehe der Kranke in die Synagoge kam, mit Heilung dieses Kranken beschäftigt; diess hätten auch die Pharisäer gewusst und deswegen die Frage von Rechtmässigkeit einer Cur am Sabbat ihm vorgelegt; der Kranke würde die Bitte um Hülfe nicht *in der Synagoge* gewagt haben; auch sey nur dessen Hand krank, der Arm aber gesund gewesen; und Jesus habe jene nicht in der Synagoge *geheilt*, sondern, da er den Kranken die Hand ausstrecken hiess, habe er die Hand bereits hergestellt gefunden. Die Pharisäer hätten also dieses Mal ihren Zweck, Jesum zur Cur am Sabbat zu verleiten und ihn dann darüber zu verklagen, nicht erreicht; und als solchen misslungenen Versuch derselben, nicht als wunder-

wunderbares Factum, erzählten die Evangelisten diesen Vorfall.

Eine der merkwürdigsten Erläuterungen ist die S. 213 — 16. über die wahre Beschaffenheit und Lage der Quelle und des Teichs Siloa, aus Zusammenstellung der darüber vorhandenen Nachrichten bey *Josephus*, *Hieronymus* und in einigen Alttestamentlichen Stellen, wodurch die bisherigen Vorstellungen, selbst des sonst so unübertreffbar genauen *Reland's*, berichtigt werden. — In der mit so grosem Fleiss entworfenen chronologischen und synchronistischen Zusammenordnung der Abschnitte vom Pfingstfest des letzten Lebensjahres Jesu bis zu seiner letzten Reise nach Jerusalem, sind jetzt noch ein Paar Anmerkungen S. 388. und 399. eingeschaltet, welche der Ausleger oder Harmonist nicht vernachläßigen darf, da sie den oft übersehenen Schauplatz einiger hier erwähnten Thaten und Reden Jesu bemerkbarer machen. Möchten doch auch Manche, die so viel von *historischer* Interpretation sprechen, dasjenige wohl beherzigen, was Hr. P. S. 538 in der Note darüber sehr richtig sagt! Gelegentlich findet sich hier, wo man es nicht suchen wird, S. 114 eine, wie uns scheint, sehr glückliche Vermuthung über den noch immer unbekannten Ursprung des Namens der Cameen; es möge aus dem Talmudischen קמיע, ein *Amulet*, abstammen, da ja wirklich geschnittne Steine so häufig zu Amuleten gebraucht wurden.

Von den Verbesserungen in der *neuen* Ausgabe des *dritten* Theils haben wir überhaupt fast eben dasselbe, was bey dem zweyten, zu sagen. Einen solchen Commentar liest man gern mehrmals, zumal wenn man Zusätze erwartet. Wir haben uns diese Mühe nicht verdriessen lassen, und gefunden, dass zwar Hr. D. P. manches weggelassen, auch dass im Druck, durch Weglassung mancher Absätze und durch mehrere Zusammenziehung, etwas am Raum gewonnen und diese neue Ausgabe, dessen ungeachtet, fast um drey Bogen stärker worden ist. Aber neue Zusätze kommen doch nur sparsam vor. In Hauptsachen und dem was diesem Commentar eigen ist, sind wir nirgends auf eine Veränderung oder einen Widerruf gestossen. Vorzüglicher Fleiss scheint auf die weitere Berichtigung des griechischen Textes gewendet zu seyn, wornach nicht nur jetzt einige vorher nicht erwähnte Varianten angegeben, sondern auch wahrscheinlichere Lesearten in den abgedruckten Text selbst aufgenommen worden sind So lautet jetzt die Stelle Marc. 11, 14 so: *μηκετι εἰς τον αἰωνα ἐν σοι μηδεις καρπον φαγοι.* Kap. 12, 25 ist, statt des gewöhnlichen *γαμισκονται*, *γαμίζονται* gesetzt; und Matth. 22, 44, für *ὑποποδιον των ποδων σου*, *ὑποκατω τ. π. σου*; alles aus bedeutenden Handschriften Hingegen wird Matth. 25, 1 der Zusatz *και της νυμφης* mit Recht verworfen, als welcher in der Occidentalischen Recension nach der römischen Sitte der Heimführung einer Braut gebildet sey; Lucä 22, 18 aber zwischen *πιω* und *ἀπο του γεννηματος τ. ἀμπελου* noch *ἀπο του νυν* eingerückt, welche Leseart vorher nicht einmahl in dem Commentar bemerkt war.

Auf die *Sachen* selbst zu kommen — findet sich in dieser neuen Ausgabe nicht nur manche weitere Bestätigung desjenigen was bereits in der erstern gesagt worden war, durch Stellen aus Philo und andern jüdischen Schriftstellern, sondern auch Manches deutlicher gemacht oder durch Zusätze weiter aufgeklärt. Von dieser Art ist, was S. 358 über den נשיא in den höchsten Gerichten der Juden, eigentlich als Stellvertreter des in diesen Gerichten sonst präsidirenden Königs; S. 697 über die Nothwendigkeit, des römischen Procurator's Erlaubniss einzuholen, wenn das Synedrium wegen einer Criminalsache zusammenkommen wollte; und über die *βουλευτας* der Juden S. 860 gesagt ist. Besonders ist die Widerlegung der Meinung von der bey den Sadducäern, und überhaupt Koräern, an einem andern Tage als bey den Pharisäern oder Rabbaniten, gehaltenen Osterlammsmahlzeit, durch mehrere neue Anmerkungen S. 545 — 547 bereichert; so wie die Untersuchung: über die Möglichkeit, Jesu Todesjahr zu bestimmen, durch sehr erhebliche Erinnerungen über manche Punkte der unter den Juden üblichen Zeitberechnung, S. 796 folgg. Auch hat die in das *Flattisch-Süsskindische Magazin* eingerückte Vertheidigung der Erzählung von der Wache am Grabe Jesu, welche Erzählung Hr. D. P. bekanntlich bestritten hatte, ihm Gelegenheit gegeben, durch eingestreuete Anmerkungen S. 880 f. Manches dagegen zu sagen Hingegen vertheidigt er mit Recht S. 724 die Geschichte von dem Traum der Gemahlin des Pilatus und in der Note zu S. 869 die wirkliche Auferstehung Jesu, da sich die Meinung davon nicht lange hätte erhalten können, wenn sie blos daraus, dass sich sein Körper nicht mehr im Grabe fand, und aus einigen darauf gegründeten nur vermeintlichen Erscheinungen entstanden wäre. Die feine Bemerkung, die er S. 449 macht: daraus, dass weder Lucas 21, 24 noch die Apocalypsis 11, 2 eine *Zerstörung* der *Stadt* Jerusalem, sondern eine blose Verwüstung derselben (*πατεισθαι*) erwähnen, klar werde, dass weder Lucä Evangelien noch die Apocalypsis nach dem Jahre 70 entstanden oder überarbeitet worden sey, scheint uns doch so klar nicht zu seyn. Denn, wenn die Apostel, wie die Evangelien allgemein sagen, Jesum nur über die Zerstörung des *Tempels* befragten, so hatte ja Jesus auch nur über diese, nicht über Zerstörung der Stadt, sich zu erklären nöthig; zumahl da mit der Zerstörung des *Tempels* das Judenthum fiel, also auch nur *dessen*, nicht der Stadt, Zerstörung zum Trost der Christen erfordert wurde. —

Auch hat man die hier und da beygebrachten *gelegentlichen* Anmerkungen über manches, was man hier nicht suchen wird, nicht zu übersehen, z. B. S. 409 über die bekannte Stelle bey Suetonius von den Juden zu Rom *impulsore Chresto assidue tumultantibus*, welche er von ihrer *durch ihre Messiasideen* erweckte Neigung zu Staatsunruhen erklärt; S. 779 in

in der Note über die von frühern Christen gehegte Einbildung, dass Pilatus müsse *ausführliche* Acten von Jesu Hinrichtung nach Rom geschickt haben; und S. 874 von Celsus als einem sehr seichten und unbedeutenden Gegner des Christenthums.

GESCHICHTE.

Altona, b. Hammerich: *Historische Abhandlungen der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen*, aus dem Dänischen übersetzt, und zum Theil mit Vermehrungen und Verbesserungen ihrer Verfasser, auch einigen eigenen Anmerkungen, herausgegeben von *Valentin August Heinze*, d. Ph. L. u. Pr. zu Kiel. *Sechster* Band, 1796. 356 S. *Siebenter* Band. 1797. 302 S. *Achter* Band. 1799. 334 S. 8. m. 3 Kupfertaf. (3 Rthlr. 12 gr.)

Die vorliegenden Theile dieser nützlichen Sammlung, welche durch den frühen Tod des Herausgebers unterbrochen zu seyn scheint, enthalten ebenfalls unter einer Anzahl Abhandlungen, die alle lehrreich sind, einige, die auch für die Geschichte und Sittenkunde des ganzen Nordens ein allgemeineres Interesse haben.

Sechster Band. N. 21. Drey wichtige Druckfehler in Ar. Grutfelds Erzählung des Slavischen Aufruhrs vom Jahre 1066, berichtigt durch *Bernhard Müllmann*. N. 22. *Hans Gram* ob Theophrastus Paracelsus einige Zeit in Kopenhagen gewesen ist? (welches mit Recht bejahet und in das Jahr 1519 gesetzt wird.) N. 23. *Ludwig Harboe*, von der Reformation in Island. Erste Abtheilung: von dem Anfange, den Fortschritten und Hindernissen derselben vom Jahre 1539 bis 1548. N. 24. *Pet. Friedr. von Suhm's*, dänische und norwegische Handelsgeschichte im elften Jahrhundert. N. 25. *Hans Grams* Anmerkungen über König Christian des Zweyten Begleiter aus Dänemark im Jahre 1523, wie auch über mehrere seiner Anhänger während seiner Landflüchtigkeit.

Siebenter Band. N. 26. *Pet. Fr. von Suhm*, von den Patzinaken (eins von den Völkern, die im Mittelalter Polen, Russland und die zwischen dem Caspischen und schwarzen Meer belegenen Länder, wie auch die Europäische Türkey auf der Nordseite der Donau bewohnten.) N. 27. *Derselbe* von den Slaven, ihrer Abstammung und ihren ältesten Wohnsitzen. N. 28. *Derselbe* von den Finnen, ihren ältesten Wohnsitzen und ihrer Abstammung. N. 29. *Ludw. Harboe* von der Reformation in Island. Zweyte Abtheilung: von dem Widerstande, welchen die Reformation in Island in den Jahren 1548 bis 1551 fand (zwar etwas detaillirt, aber doch interessant genug.) N. 30. *Erich Pontoppidan* von einer im Jahre 1744 bey dem Schlosse Jägerspriis in einem Hügel gefundenen sogenannten Riesenwohnung.

Achter Band. N. 31. *Pet. Fr. von Suhm* über die Chazaren (in der Gegend zwischen dem Caucasus, der Wolga, dem Don, den grössten Theil des südlichen Russlands und einen Theil der Krimm.) N. 32. *Ad. Gotth. Carstens* von dem Ursprunge und den Veränderungen des nordischen Wapens mit drey Kupfertafeln (eine sehr gelehrte und interessante Ausführung.) N. 33. *Tyge Rothe's* Beweis, dass die Ostsee zu der Zeit, als das Stammvolk Norwegens und Schwedens aus Asien kam, anders beschaffen gewesen sey, als jetzt. N. 34. *Wilh. Ernst Christiani* historische und chronologische Untersuchung der Ehescheidungsstreitigkeit zwischen Philipp II. oder Philipp August, König von Frankreich, und seiner Gemahlin Ingeborg, gebornen Prinzessin von Dänemark. Erster Abschnitt: von der Vermählung Philipps und der Prinzessin Ingeborg, bis zum Tode des Papsts Cölestin III., d. i. vom Jahre 1193 bis 1198. (Die Vollendung dieser schätzbaren Abhandlung, welche mehrere interressante Erläuterungen zur Geschichte der Verfassung und Sitten dieser Zeit enthält, ward durch den Tod des Verfassers gehindert.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Essen*, b. Bädeker: *Kurzer u. fasslicher Unterricht in der einfachen Obstbaumzucht für die Landjugend:* von *Bädeker*, Prediger in Dahl u. Inspector u. s. w. *Zweyte*, umgearbeitete u. vollständigere Ausgabe. 1802. 125 S. 8. (12 gr.) — Diese zuerst 1796 erschienene nützliche Schrift, (s. A. L. Z. 1797. Num. 221.) die der edeldenkende Vf. insonderheit an die Schullehrer und an seine Confirmanden richtet, welchen er alle Frühjahre etliche Stunden in der Obstbaumzucht Unterricht gibt, hat durch diese neue Bearbeitung gewonnen. Manches hier Ueberflüssige und theils Unnütze ist ausgemerzet. Dies hätte auch das *Ablactiren* S. 37. treffen sollen, welches für die Landjugend so interessant nicht ist, als das Okuliren u. Pfropfen. Eben so wenig ist das *Ablegen in Töpfen* an hochstämmigen Bäumen für diese Classe von Lehrlingen. — Neu hinzugekommen ist unter andern der für den Landmann sehr nützliche *Anhang von Anlegung und Verfertigung lebendiger Hecken*, und zwar von Weissdornhecken und Hagebüchen; wobey der Vf. aus Erfahrung spricht, da er bereits viele dergleichen Hecken angelegt hat.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 8. April 1806.

Revision der theologischen Literatur in den drey letzten Quinquennien des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Die wissenschaftliche Theologie des Vfs. selbst zerfällt in folgende Theile: 1. *Reine Theologie;* sie handelt von Gott und seinen Eigenschaften, von Gott, als Vater, Sohn und Geist; 2. *Theologische Kosmologie*, oder das allgemeine Verhältniss Gottes zur Welt; von der Schöpfung, von der Schöpfung des Menschen, von den Engeln, vom Ursprunge des Bösen und dessen Fortpflanzung und von der göttlichen Vorsehung; 3. *Theologische Anthropologie*, von Jesu dem Gesandten Gottes an die Menschheit, von der Berufung, vom Glauben, der Versöhnung, Rechtfertigung, Heiligung, den Mitteln der Heiligung, der Kirche und den Aussichten in die Ewigkeit. Dass der Vf. späterhin von dieser Ansicht und Methode, die christliche Religionslehre abzuhandeln, wieder zurückgekommen sey, dürfen wir als bekannt voraussetzen.

Gleichzeitig mit *Ammon* suchte sich *J. W. Schmid* (Ueber christliche Religion, deren Beschaffenheit und zweckmässige Behandlung als Volkslehre und Wissenschaft für das gegenwärtige Zeitalter. Jena 1797. 8.) vornehmlich dadurch ein Verdienst um die wissenschaftliche Behandlung der Dogmatik zu erwerben, dass er die Eintheilung und Rangordnung der christlichen Glaubenslehren in *Articulos fidei fundamentales et non fundamentales* einer sorgfältigern Kritik unterwarf. Er hatte sich dazu schon in einer anonymen Abhandlung in *Henke's* Magazin für Religionsphilosophie u. s. w. B. IV. Nr. 18. vorgearbeitet. Der Grund dieser Eintheilung liegt in der Absicht Jesu und seiner Apostel, welche zwar eine positive, aber doch auch eine vernünftige und also natürliche Religion lehren und von der Religion zur Moral übergehen wollten. Was diese beym Unterricht zur eigentlichen Absicht machten, ist *wesentliche Lehre, Grundartikel vom ersten Range;* alles aber, was sie nur als Mittel brauchten, ihre Absicht zu befördern, ist *außerwesentliche Lehre, Grundartikel vom zweyten Range.* Mit den erstern beschäftigt sich die christliche Religions- und Sittenlehre als Volkslehre für unser Zeitalter; die letztern machen den Gegenstand des kirchlichen Lehrsystems aus.

Diesen Schriften waren indess schon frühere Versuche, die Grundsätze der kritischen Philosophie auf das Christenthum anzuwenden, vorhergegangen. Es gehören vorzüglich dahin die Epitomatoren und Erklärer von Kant's Religion innerhalb den Gränzen der biblischen Vernunft, worunter *Pölitz* (Beytrag zur Kritik der Religionsphilosophie und Exegese unsers Zeitalters. Leipzig 1795.), *Grillo* (Aphoristische Darstellung der Religion innerhalb der Gränzen der blossen Vernunft. Rostock 1794.), *Rätze* (Betrachtungen über die Kantische Religion u. s. w. Chemnitz 1794.) und zwey Ungenannte: Ueber die sittliche Würde der Religion; eine erläuternde Darstellung von Kant's philosophischer Religionslehre. Leipzig 1796. und: Kant's Theorie der rein-moralischen Religion mit Rücksicht auf das reine Christenthum kurz dargestellt. Riga 1796 — und einige andere auszuzeichnen sind. Während *Schuderoff* (Beyträge zur Berichtigung der Urtheile über den Inhalt, Ursprung und das Bekenntniss einer Religionslehre überhaupt und der christlichen insbesondere. Jena und Leipzig 1797.) den neuen Standpunkt der Theologie dogmatisch zu zeigen bemüht war, suchte *J. A. H. Tittmann* die Resultate der kritischen Philosophie vorzüglich in Hinsicht auf Religion und Offenbarung (Leipzig 1799) historisch darzustellen.

Auch *Stäudlin* hatte schon früher in seinen: *Ideen* zur Kritik des Systems der christlichen Religion (Göttingen 1791.) die Uebereinstimmung der kritischen Vernunftlehre mit den Hauptmomenten des Christenthums zu zeigen gesucht. Die darin angegebenen Gesichtspunkte wurden von ihm weiter ausgeführt in den *Grundrissen der Tugend- und Religionslehre zu akademischen Vorlesungen für zukünftige Lehrer in der christlichen Kirche.* 1. Th. 1798. 2. Th. 1. u. 2. Abtheil. (der 2. Th. auch unter dem Titel: *Dogmatik und Dogmengeschichte*) 1800. 8. Doch war er in der Dogmatik zu grösserer Selbstständigkeit zurückgekehrt, worüber seine eigne Erklärung (Vorr. S. IV. V.) gehört zu werden verdient: „Viele fragen bey einem Buche, wie das gegenwärtige nur,

nur, ob es orthodox oder heterodox, ob es nach Leibnitz-Wolfischen, oder Kantischen oder Fichtischen Grundsätzen, oder ob es in theologischer oder philosophischer Hinsicht eklektisch sey. Das gegenwärtige Buch macht auf keinen dieser Namen Anspruch; es enthält in der Kürze das, was mich Nachdenken und Fleiss, Studium des Menschen, der Bibel und der philosophischen und theologischen Systeme während einer Reihe von Jahren gelehrt haben. In dem Grundrisse der Tugendlehre folgte ich grösstentheils den Grundsätzen der kritischen Philosophie, weil ich in Ansehung der Moral, wie ich es auch noch jetzt bin, mich von ihrer Wahrheit überzeugt habe. Hier in der Dogmatik konnte ich jene Grundsätze, so wie andere, blofs benutzen; sie allein dünken mich zur Begründung der Religion nicht hinzureichen. Die Grundsätze einer allgemeinen Philosophie, welche manchen meiner Behauptungen hier zum Grunde liegen, konnte ich natürlich hier nicht ausführen; man wird sie nur hier und da durchleuchten sehen; vielleicht geschieht es einmal im dritten Theile meiner *Geschichte des Skepticismus*, wenn mir einst Zeit und Umstände die Fortsetzung dieses Werks erlauben. Ich halte eben so wenig von blofs politischen Abschwörungen philosophischer Grundsätze, welche man vorher bekannt hat, als von blinder Nachbeterey, und wenn man eine alte Ueberzeugung aufgibt: so braucht man es ja nicht feyerlich zu thun. Ich hoffe, mich in keinem von beiden Fällen befunden zu haben." Dennoch zeigt eine genauere Ansicht dieses Lehrbuchs, dafs sich der Vf. desselben Grundsätze und Manier der Kantischen Schule vorzugsweise angeeignet hat.

Bey der Anregung, welche das Zeitalter durch die kritische Philosophie einmal erhalten hatte, konnte der Versuch, auch die *Unterscheidungslehren der verschiedenen Kirchen* vermittelst derselben zu deduciren, nicht entfernt seyn. Katholiken sowohl als Protestanten fanden in den Lehren, die als das Schibboleth beider Kirchen zu betrachten sind: *de ecclesia* und *de fide et operibus*, in der Kantischen Religions-Theorie Schutz und Beruhigung. Kein Wunder, dafs sie beide den dargereichten Hoffnungsanker begierig ergriffen. Die *Katholiken* mögen den Anfang machen.

Ein ungenannter Katholik in dem: Versuch einer histor. krit. Darstellung des bisherigen Einflusses der Kantischen Philosophie auf alle Zweige der Theologie. 2. Th. S. 290 ff. erklärt sich im Allgemeinen hierüber folgender Maſsen: „Die Frage über das Verhältnifs der Kantischen Philosophie zum Katholicismus als positiver Religion, hat eine doppelte Seite. Entweder ist die Rede vom Katholicismus an sich — als Denkweise überhaupt betrachtet, oder vom Katholicismus in historischer Rücksicht, in wie fern er jetzt durch die kritische Philosophie bearbeitet wird. Ueber die erste Seite werde ich kaum im Stande seyn, etwas Neues zu sagen. Es kommt hier nur auf die Begriffe des Kriticismus und Katholicismus an. Katholicism als ganz consequenter historischer Dogmaticism von einer Seite mit dem rationalen Dogmaticism gegen seinen äusserst entgegengesetzten Feind — den Skepticism — alliirt, von der andern, in wie weit er ganz *historisch*, oder *positiv* seyn will, mit dem Skepticism, dem Feinde nicht nur des Dogmaticismus, sondern sogar des Dogmatismus der Vernunft, auf das engste verbunden — ist dem zufolge dem Kriticism hold, so lange dieser den Dogmaticism demüthigt. Schwäche der Vernunft eben ist's, was er will, und Unmöglichkeit, etwas Ueberſinnliches zu erkennen. So bald aber der Kriticism sich dem Skepticism entgegen stellt, der Vernunft ihre Rechte erkämpft, und die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen vor ihr praktisches Forum zieht, ist er höchst unzufrieden damit. Ich betrachte eben den Katholicism *in abstracto*, ganz in seiner Reinheit — aber factisch von Katholiken gehandhabt, ist er nicht immer ganz rein. Ein Theil der Katholiken — jener *nämlich*, der den Drang der Vernunft stärker fühlt, sucht die Vernunft in verschiedenen Graden damit zu verbinden, wenn er sich nicht vom Katholicism zu trennen wagt. Er ergreift also den Kriticism nicht nur, weil dieser, als Feind des Dogmaticism, die Geheimnisse der Offenbarung dem forschenden Auge der Vernunft birgt, sondern auch, weil er, als Feind des Skepticism, in der praktischen Vernunft ihm eine Fundgrube angewiesen zu haben scheint, woraus er sich's gerade so erlaubt, für das subjective praktische Bedürfnifs des Christen eine fortwährende infallible Leitung zu folgern, wie positive Protestanten sich's verstatten, für das subjective praktische Bedürfnifs des Menschen die Nothwendigkeit einer Offenbarung daraus herzuleiten. Dafs sie so auf dem Wege der praktischen Vernunft zum Dogmaticism zurückkehren, thut beiden nichts zur Sache — haben es doch kritische Philosophen von Profession mit der Vernunftreligion nicht viel besser gemacht!"

Der Hauptpunkt, worauf es bey den Katholiken ankommt, ist das Dogma von der *Kirche*, ihrer Einheit, Unfehlbarkeit u. s. w. Eine vollständige Deduction derselben versuchte *Ulr. Peutinger* (Religion, Offenbarung und Kirche in der reinen Vernunft aufgesucht. Salzburg 1795. Vgl. dessen Programm: *De mutata Theologia et immutabili Ecclesiae fide.* Ebendas. 1797. 4.). „Die Aufstellung eines *Ersten Apostels*, sagt Peutinger, ist die einzig mögliche Bedingung der Kirche, und zwar der numerisch Einen Kirche; indem nur dadurch sowohl die apostolischen Christen, als die von den apostolischen Lehrern noch zu den Lebzeiten der Apostel bekehrten Christen, und die nach dem Absterben der Apostel bekehrten Christen, zu einer Kirche geeinigt werden können: denn nur die von den Aposteln und von ihren bevollmächtigten Bischöfen bestellten Lehrer können für echte Nachfolger von Christus und den Aposteln angesehen werden, welche und in wie fern sie der von Christus gestifteten Einheit gemäss in dem aufgestellten *Primas* continuirlich Ein Episcopat ausmachen, so wie stets auch nur diejenigen für Echtgläu-

Echtgläubige gehalten werden dürfen, welche in dieser göttlichen Einigung mit Christus stehen, und so continuirlich Eine Kirche ausmachen. Eben so sind die Bestimmungen der Heiligkeit, Allgemeinheit und Apostolicität der Kirche nur unter der Bedingung des Primats möglich. Die mittelst des continuirlichen Primas auf das Eine Apostolat von Christus gegründete Eine, Heilige, Allgemeine Kirche ist und bleibt auf immer nothwendig apostolisch. Christus gründet seine Kirche auf den Primas der Apostel, und der heilige Geist erhält und lehrt sie alle Wahrheit bis an das Ende der Welt. Die auf solche Weise ganze sichtbare, von allen in dem von Christus aufgestellten Primas erkennbare, Kirche wird in der Lehre der Apostel erhalten, ohne jemals eines einzelnen, durch Wundergaben sich legitimirenden Lehrers zu bedürfen. Die Erhaltung der rein-apostolischen Lehre ist nicht wunderbarer, als die Erhaltung der Kirche; sondern sie ist eine und dieselbe Wirkung des heiligen Geistes.

Hieraus ergibt sich nun folgender Begriff von der Kirche: Die Kirche ist die zur allgemeinen göttlichen Bekanntmachung des Evangeliums auf den Primas der Apostel von Christus gegründete Gemeinschaft der Gläubigen. Auf solche Weise hat der Begriff der Kirche eben so, wie der Offenbarungsbegriff selbst, seinen Ursprung ganz allein dem Begriffe der göttlichen Bekanntmachung überhaupt zu verdanken und dieser ist unmittelbar in dem Ideale der Gottheit gegründet, und dieses Ideal endlich entspringt absolut nothwendig aus der Vernunft selbst. Die menschliche Vernunft kann unmöglich ohne das Ideal der Gottheit, und dieses Ideal unmöglich ohne die Religion, und diese unmöglich ohne die Offenbarung, und diese unmöglich ohne die Kirche seyn."

Nach *Peutinger* nahm auch vorzüglich *Ildefons Schwarz* (Handbuch der christlichen Religion. Bamberg und Würzburg 1793. 3 Th. 8. Neue Ausgabe von *Schad.* 1799.) bey Darstellung des christ-katholischen Lehrbegriffs auf die Kantischen Religions-Principien Rücksicht.

Der ausführlichste Versuch der Art aber wurde von dem um seine Kirche sehr verdienten *Bern. Galura* in folgender Schrift gemacht: Die neueste Theologie des Christenthums, wie dasselbe von Ewigkeit im Sinne Gottes war und in der Zeit aus dem Munde des Sohnes Gottes gekommen ist. Ein Plan zur Reform der Theologie u. s. w. 1—5. Th. Augsburg 1800—1803. Diese neueste Theologie ist eigentlich eine biblische Theologie im weitesten Sinne des Worts. „Ich habe (sagt der Vf. in der Vorr. zum 5. Th. S. XXXIII) in der Bibel jenes Princip gesucht, welches der ganzen Geschichte, der dogmatischen Anstalt (?) und der gesammten Sittenlehre zum Grunde liegt und recht eigentlich das Ganze der Theologie so vollkommen umfasst, dass von demselben gar nichts ausgeschlossen ist. Zu diesem Ende habe ich die ganze heilige Schrift gelesen. Nachdem ich dieses alles umfassende Wort gefunden habe, fing ich an, dasselbe an die Spitze der Theologie zu stellen, alles nach dieser Idee zu ordnen. Ueber (auf) einmal standen Religion und Theologie und alles, was in demselben Mannichfaltiges ist, in der schönsten Einheit vor meinen Augen da, und meine Ueberzeugung wuchs jeden Tag, dass sich Religion und Theologie auf einen einzigen Gedanken, der *Reich Gottes* heisst, zurückführen lassen, ja, dass die Religionsgeschichte nichts anders sey, als die Geschichte des in die neue Erde einzuführenden Himmelreichs." Eben diese Vorrede (S. VII. VIII.) enthält eine richtige und unparteyische Würdigung dieser Schrift von dem wackern Antistes *Heß* in Zürich. Er erklärt sie für ein wichtiges Bedürfniss der Zeit und schliesst dann: „Natürlich mussten Sie für Ihre Kirche auf einige Gegenstände sich ausführlicher einlassen, einige auch aus dem besondern Gesichtspunkte Ihrer Kirchenlehre behandeln; allein diess benimmt Ihrem Werke auch in den Augen eines billig und so viel nur möglich unparteyisch denkenden Protestanten im geringsten nichts. Es ist wirklich mehr als nur Plan zur Reform der Theologie."

Noch ehe die Katholiken daran gedacht hatten, sich für die Lehren ihrer Kirche die kritische Philosophie anzueignen, war diess unter den Protestanten in *Tieftrunk's* Censur des christlich-protestantischen Lehrbegriffs nach den Principien der Religionskritik mit besonderer Hinsicht auf die Lehrbücher der Hn. *Döderlein* und *Morus*. 1. u. 2. Th. Berlin 1791. (neue Aufl. des 1. Ths. 1796.) 3. Th. 1795. mit eben so viel Einsicht als philosophischer Consequenz geschehen. „Der Titel dieser Schrift (sagt die Vorr. zum 3. Th. S. 2.) verspricht die Beurtheilung eines schon vorhandenen Lehrbegriffs, und doch trage ich grösstentheils meine eigne Meynung vor. Diess tadelt man. Allein wie will ich beurtheilen, wenn ich nicht die Principien der Beurtheilung vortrage? Und diese muss ich doch selbst durchgedacht, anerkannt und aufgestellt haben. Sie machen daher die Hauptsache aus, und ich denke, wenn nur die Gründe zur Censur gegeben sind: so ist es nicht immer nöthig, alle Dogmen unter sie zu bringen." Hiermit ist zu vergleichen Th. 1. S. 51: „Was durch Auslegungskunst im weitesten Sinne zur Säuberung des christlichen Lehrbegriffs geleistet werden kann, finde ich in den zum Leitfaden gewählten Lehrbüchern mit Ausführlichkeit und Kürze vorgetragen; es bleibt nun noch übrig, den so berichtigten Lehrbegriff an die Principien der Religionskritik zu halten, gleichsam die letzte Hand daran zu legen. Und eben dieses will ich versuchen. Hierdurch wird alles einem einzigen Principium unterworfen, und es ist nicht bloss die Frage, was da gewesen ist und ist, sondern was da *seyn soll*. Ein über alles gebietender Geist der Forschung und Gesetzgebung setzt allen Behauptungen Mass und Ziel, gibt allen Sinn und Bedeutung, leiht allen Gültigkeit und Kraft. Wir müssen es in der Religion dahin bringen, dass wir in allen Fällen ein gesetzgebendes und regulatives Principium haben; dieses muss uns, so oft es etwas

was zu entscheiden gibt, immer zur Hand und gegenwärtig, evident und untrüglich, es muss allumfassend seyn, und bey jeder Frage, die da vorkommt, es betreffe Geschichte, Exegesis, Dogmen, Symbole, oder was es sey, muss es mit Souverainetät entscheiden: „nur so kann und nur so soll es seyn," und dahin kann uns allein eine Kritik und Methodik der Religion führen." Ueber die von den Gegnern der kritischen Philosophie am meisten angefochtene *Deutung der Dogmen zu einem moralischen Sinne* (die mit der *moralischen Schriftauslegung* gleichen Schritt hält) erklärt sich der Vf. Th. 3. Vorr. S. VI. so: „Das Bestreben, Sätzen, die bloss theoretisch ausgelegt, keinen oder einen unfruchtbaren Sinn haben, einen moralischen, der ihnen nicht widerspricht und auch in ihnen bezweckt seyn *kann*, unterzulegen, ist weit edler und nützlicher, als das andere Bestreben, alles in den Ansprüchen des N. T. auf zufällige Zeitbegriffe zu reduciren, überall eine zweydeutige Accommodation zu enträthseln und alle andere Ausbeute eher als die moralische aus der Schriftauslegung zu ziehen. Man kann ja bey gewissen Dogmen, denen man eine sittliche Idee unterlegt, nicht bescheidener verfahren, als wenn man nur die Möglichkeit der Vereinigung des Moralischen mit dem Theoretischen behauptet, ohne für die Wirklichkeit zu bürgen. Wie wenn man z. B. die Vorstellung der jungfräulichen Geburt als Symbol der ursprünglichen und nie verwirkten Unschuld betrachtet und dazu selbst einen Wink in Luk. 1, 35 ff. zu finden vermeynt? Objective und historisch erwiesene Behauptung soll diess nicht seyn. Wo aber der moralische Sinn deutlich vor Augen gestellt ist, da sollte man sich doch die Aushebung desselben nicht gar *verbitten*, wie man Beyspiele einer solchen Zudringlichkeit hat erfahren müssen."

Auf diese Weise, dünkt uns, hat sich diese Censur selbst am besten ausgesprochen. Sie enthält so viel schöne und wahre Bemerkungen, dass ihr Inhalt selbst dann noch wichtig seyn würde, wenn auch die Periode der kritischen Philosophie und ihrer Anwendung auf die Theologie längst vorüber seyn sollte.

In einer nähern Beziehung mit dem Lehrbegriff der protestantisch-lutherischen Kirche stand der: Versuch einer neuen Untersuchung über den Gebrauch der symbolischen Bücher der lutherischen Kirche u. s. w. [von *Heusinger.*] Jena 1796. (Auch unter einem neuen Titel: Würdigung der symbolischen Bücher nach den jetzigen Zeitbedürfnissen. Nebst einer Vorrede von *Augusti*. Jena 1799.). Ausser vielen überflüssigen und durch ihre Weitschweifigkeit ermüdenden Räsonnements gehört hieher der 2. Abschn. S. 146 ff.: Von dem historischen und von dem Vernunftgebrauche der symbolischen Bücher der lutherischen Kirche — worin sich mehrere vorzügliche Erörterungen finden.

Unter den *einzelnen Dogmen*, zu deren philosophisch-theologischen Bearbeitung wir uns jetzt wenden, ward keins so vielfach bearbeitet als das von der *Offenbarung*, was auch mit Recht als das *Procardicum theologicum* betrachtet werden mag. *Fichte* war durch seinen *Versuch einer Kritik aller Offenbarung* (Königsberg 1792. 2. Ausg. 1794.) dem Königsberger Weltweisen so zuvorgekommen und hatte denselben in Gedanken, Einkleidung und Sprache so copirt, dass mehrere Kritiker in diesem Versuch die schon längst erwartete Religions-Theorie des Urhebers der kritischen Philosophie erblickten. Als eine gemeinfassliche Darstellung dieser, von ihrem Urheber nach einigen Jahren wieder aufgegebenen, Offenbarungs-Theorie war zu betrachten, was *Niethammer* über den Versuch einer Kritik aller Offenbarung (Jena 1792.) schrieb. Er selbst, der hier nur als Epitomator und Dollmetscher diente, bearbeitete nachher denselben Gegenstand nach eigenen Ideen in: *Doctrinae de revelatione modo rationis praeceptis consentaneo stabiliendae periculum*. Jena 1797. Vgl. die deutsche Umarbeitung dieser Dissertation: Versuch einer Begründung des vernunftmässigen Offenbarungsglaubens u. s. w. 1798. Die: *Kritische Theorie der Offenbarung*, nebst Berichtigung der Schrift: Christus und die Vernunft. Halle 1792. 8. *Lange's* Versuch einer Apologie der Offenbar. Jena 1794; und (*Grohmann's*) Kritik der christlichen Offenbarung, oder einzig möglicher Standpunkt, die Offenbarung zu beurtheilen. Leipzig 1798. gehören um deswillen zusammen, weil sie zwar bey ihren Deductionen von der kritischen Philosophie Gebrauch machen; aber dabey mehr auf die Bestätigung der kirchlichen Lehre ausgehen, da bey den übrigen Schriften mehr ein bloss philosophischer Gesichtspunkt festgehalten wird. In *Ammon's* Programm: Vom Ursprung und der Beschaffenheit einer unmittelbar göttlichen Offenbarung. Göttingen 1797. 4. wurde ein neuer Weg, eine unmittelbare Offenbarung Gottes durch die praktische Vernunft zu deduciren, versucht, der aber vom Vf. selbst bald wieder verlassen wurde. In der *Summa theologiae christ.* (1803) hat er sich wenigstens dem ältern Begriff der Dogmatik wieder genähert.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

* * *

GIESSEN, b. Heyer: *Lehrbuch der Mineralogie*, entworfen von *Ludwig August Emmerling*, Fürstlich Hessen-Darmstädtischem Berginspector. *Zweyter* Theil. 1796. VI u. 592 S. *Dritter* Theil. 1797. VIII u. 535 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1794. Num. 13.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 10. April 1806.

Revision der theologischen Literatur in den drey letzten Quinquennien des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

In der *Lehre von Gott* wurden vornehmlich die für das Daseyn Gottes gewöhnlichen Beweisarten in Anspruch genommen und einer gründlichen Revision unterworfen. Gerade in diesem Punkte hat sich die kritische Philosophie ein Hauptverdienst erworben und sie erschien hier ganz als das, was sie seyn wollte, als *Kritik*. Es diente dabey zum Vorbilde, was *Kant* theils in seinen Kritiken (Kritik der reinen Vernunft. S. 620 ff. S. 848. Kritik der prakt. Vernunft. S. 192 ff. Kritik der Urtheilskraft. S. 418 ff.), theils in der frühern Schrift: Einzig möglicher Beweisgrund zu einer Demonstration für das Daseyn Gottes. (Königsberg 1763. Vgl. dessen Vermischte Schriften 2. Th. Nr. 2.) erinnert hatte. Der von Kant so genannte *moralische Beweis* für das Daseyn Gottes wurde von *Kern* (Die Lehre von Gott nach den Grundsätzen der kritischen Philosophie, zum Behuf für angehende Theologen. Ulm 1796.), *Jakob* (Ueber den moralischen Beweis für das Daseyn Gottes. 1791. 2. Ausg. 1798.), *Heydenreich* (Betrachtungen über die Philosophie der natürlichen Religion. 1. Th. S. 240 ff.), *Neeb* (Widerlegung des demonstrativen Beweisgrundes für das Daseyn Gottes und Darstellung des moralischen. Frankfurt a. M 1795.), *Sintenis* (Theophron, oder es muss durchaus ein Gott seyn und zwar, was für einer? Zerbst 1800.) und Andere auf eine populäre Weise dargestellt und von *Bornträger* (Ueber das Daseyn Gottes, in Beziehung auf Kantische und Mendelssohnsche Philosophie. Hannover 1788.), *Schlegel* (Zweifel und Fragen den moral. Glaubensgrund der krit. Philosophie betreffend u. s. w. S. *Stäudlin's* Beytr. zur Philos. und Gesch. d. Relig. 3. B. S. 65 ff.) und einigen andern mit ungleichen Waffen bestritten.

Schon glaubte man, dass über dieses Dogma die Untersuchungs Akten so gut wie geschlossen zu betrachten wären, als die Fichte'sche Schule demselben eine neue Anregung gab, wodurch es geraume Zeit hindurch zum ausschliessenden Gegenstande aller Untersuchungsfähigen gemacht wurde. In der Abhandlung: Ueber den Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung (Philosoph. Journal von *Fichte* und *Niethammer*. 1798. 1. St. S. 1—20.), die Fichte zur Begleitung und Berichtigung eines Aufsatzes von *Forberg*: Entwickelung des Begriffs der Religion (Ebendas. S. 21—46.) drucken liess, wurde der Glaube an eine „*moralische Weltordnung*," als Resultat der ganzen Untersuchung (S. 17—18.) so dargestellt: „Es ist ein Missverständniss zu sagen: es sey zweifelhaft, ob ein Gott sey, oder nicht. Es ist gar nicht zweifelhaft, sondern das gewisseste, was es gibt, ja der Grund aller andern Gewissheit, das einzige absolut-gültige objective, dass es eine moralische Weltordnung gibt; dass jedem vernünftigen Individuum seine bestimmte Stelle in dieser Ordnung angewiesen und auf seine Arbeit gerechnet ist; dass jedes seiner Schicksale, in wie fern es nicht etwa durch sein eignes Betragen verursacht ist, Resultat ist von diesem Plane, dass ohne ihn kein Haar fällt von seinem Haupte und in seiner Wirkungs Sphäre kein Sperling vom Dache; dass jede wahrhaft gute Handlung gelingt, jede böse sicher misslingt, und dass denen, die nur das Gute recht lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. Es kann eben so wenig von der andern Seite dem, der nur einen Augenblick nachdenken und das Resultat dieses Nachdenkens redlich sich gestehen will, zweifelhaft bleiben, dass der Begriff von Gott, als einer besondern Substanz, unmöglich und widersprechend ist: und es ist erlaubt, diess aufrichtig zu sagen, und das Schulgeschwätz niederzuschlagen, damit die Religion des freudigen Rechtthuns sich erhebe."

Die Behauptung: „*dass der Begriff von Gott, als einer besondern Substanz, unmöglich und widersprechend und ein blosses Schulgeschwätz sey*," nebst einigen andern starken Aeusserungen, so wie einige frivole Aeusserungen in der Forbergischen Abhandlung (worunter besonders die „*verfänglichen Fragen*" S. 41 ff. zu rechnen sind) veranlasste gegen beide Vff. eine *öffentliche Anklage des Atheismus*. Sie blieben indess mit ihrer Vertheidigung nicht lange zurück. J. G.

G. Fichte's Appellation an das Publicum über die ihm beygemessenen atheistischen Aeusserungen. Jena 1799. Der Herausg. des Philosophischen Journals gerichtliche Verantwortung gegen die Anklage des Atheismus. Herausgegeben von *J. G. Fichte.* Ebendas. 1799. *F. C. Forberg's* Apologie seines angeblichen Atheismus. Gotha 1799.

Diese Appellations- und Defensions-Schriften veranlassten eine grosse Anzahl von Pamphlets für und wider die Angeklagten. Eine unangenehme Erscheinung war, dass sich das Interesse der Personen in mehrere derselben einmischte und darüber das reine Interesse der Wissenschaft beynahe ganz aus den Augen gelassen wurde. Der Streit selbst hat im neunzehnten Jahrhundert sein Moment verloren, die Leidenschaften der Parteyen schweigen; aber die durch denselben an's Licht geförderten Wahrheiten werden bleiben. Die Regierungen werden sich künftig nicht in die Streitfragen der philosophischen und theologischen Schulen einmischen, und diese werden sich befleissigen, in Bestreitung alter oder autorisirter Meynungen bescheiden, gemässigt und schonend und im Ausdruck vorsichtig zu seyn.

„Die *Lehre von der Dreyeinigkeit* (heisst es in dem Versuch einer histor. krit. Darstellung des bisherigen Einflusses der Kantischen Philosophie. 2. Th. S. 334.) gehörte zu den kirchlichen Dogmen, die man bereits ganz aufgegeben hatte. Nicht dass man einige der kirchlichen Dialekte oder Lehrbestimmungen blos aufgegeben hatte, man hatte so gut auch die Socinianische und Arianische Vorstellung aufgegeben, als die kirchlich-orthodoxe Vorstellung. Allein jetzt scheint sie die Kantische Religionslehre in Schutz zu nehmen, und durch eine neue Deutung (nicht durch neue Begründung, indem sie das Dogma nimmt, in so fern es kirchlich ist, ohne auf die Beweise dafür zu sehen) sie dem praktischen Gebrauch accommodiren zu wollen." Unter den neuern Theologen hatten blos *Cludius* (*Expositio et defensio dogmatis orthodoxi de Trinit.* Göttingen 1788. 4.) und *G. Schlegel* (Erneuerte Erwägung der Lehre von der göttlichen Dreyeinigkeit. 2 Th. Riga 1791 — 92. Desselben: Vereinfachte Darstellung der Lehre von Gott, als Vater, Sohn und Geist. 1795.) die alte Lehre unter etwas verschiedenen Modificationen vertheidigt. Allein es ist uns keine besondere Schrift bekannt geworden, worin die von *Tieftrunk* (Censur des protest. Lehrbegriffs. 2. Th. S. 235 ff. 3. Th. S. 1 ff.) und *Kant* (Religion innerhalb den Gr. d. bl. Vern. 2. Ausg. S. 212 ff.) gegebene eigenthümliche Ansicht weiter verfolgt wäre.

Die *Lehre von der Geisterwelt* beschäftigte die letzte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts weniger als den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, wo die Geister wieder als Gespenster zu spuken angefangen haben! *Abel's* philosophische Untersuchungen über die Verbindung der Menschen mit höhern Geistern. Stuttgardt 1791; *Dedekind:* Ueber Geisternähe und Geisterwirkung. Hannov. 1793. und die Gegenschrift dazu von *Pölitz:* Können höhere Wesen auf den Menschen wirken, und sich mit ihnen verbinden? Leipzig 1794. nahmen auf die kritische Philosophie Rücksicht, gelangten aber zu verschiedenen Resultaten.

Die *Angelologie* ward durch zwey, das Dogma von der Existenz guter Engel aus Vernunftgründen bestreitende, Abhandlungen von *Horstig* (Beurtheilung des Dogma von den Engeln. S. *Henke's* Neues Magazin. I. B. 3. St.) und einem Ungenannten (Einige Beyträge zur Berichtigung der Lehre von den Engeln. S. *Augusti's* Theol. Monatsschrift. 2. Jahrg. 6. St. S. 403 — 18.) wenig aufgehellet.

Kant erklärte sich (Religion innerhalb d. Gränz. S. 61 — 116.) über den *Teufel* so, dass er ihn als das mit dem guten Princip um die Herrschaft über den Menschen kämpfende böse Princip darstellte. *Erhard's* Apologie des Teufels (Philosoph. Journal von *Niethammer.* 1795. 2. Heft.) versuchte, die Denkbarkeit eines solchen bösen Princips, als Ideal der Bosheit, zu zeigen. Allein er fand an *Sickler* (Beleuchtung der Apologie des Teufels von Dr. *Erhard.* S. *Augusti's* Theolog. Blätter. 2. Jahrg. Nr. 6 — 7. S. 65 — 95.) einen streitbaren Gegner, der nach Grundsätzen der Transscendental-Philosophie den Widerspruch und die Ungereimtheit einer solchen Idee zu zeigen suchte. Auch *Herder* (Von Religion, Lehrmeynungen und Gebräuchen u. s. w. S. 200 — 201) ergoss seinen Feuer-Eifer über „die *philosophische Diaboliade* des achtzehnten Jahrhunderts, welche das böse Principium seit den Gnostikern und Manes wieder zu hohen Ehren brachte," und nannte die Philosophie, die hier der Theologie ihre schlechten Dienste aufdringe, mit bitterm Sarkasmus „die scherzhafte Religions-Philosophie." (S. Von Religion u. s. w. Vorr. S. XII.)

Bey dem *Dogma von der göttlichen Vorsehung* hatte *Kant* in einer Abhandlung: Ueber das Misslingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee (S. Berlin. Monatsschr. 1791. St. 9. S. 213 ff. Kant's vermischte Schr. III. B. Nr. 7.) einen der wichtigsten Punkte in Anregung gebracht und mit gewohnter Schärfe erörtert. Eine populäre Ausgleichung der streitenden Parteyen versuchte: Aristäus, oder philosophisches Gespräch über die Vorsehung (in *Jakob's* Vermischt. philos. Abhandl. Halle 1797. S. 260 — 463.). Die Reflexionen über die Vorsehung von *Hieronymus;* (1792.) *Molter de gubernatione universi morali malorumque cum hac congruentia.* (Marburg 1796.) und der Vf. von: Moralische Theorie des Lehrsatzes: Gott regiert die Schicksale der Menschen. Von *J. F. G. L.* (Leipzig 1796.) hatten die gemeinschaftliche Absicht, Gott als Executor des Moralgesetzes und als heiligen, gütigen und gerechten Weltregierer, bey aller anscheinenden Unordnung und Disharmonie

harmonie in der Welt, zu zeigen — eine Aufgabe, deren Lösung mehr in ascetischer als philosophischer Hinsicht gelungen zu nennen ist.

In keiner Lehre sollte die neu gegebene philosophische Ansicht von den Theologen so bereitwillig angenommen werden, als in dem *Dogma von der Erbsünde*, die so lange ein wichtiger Stein des Anstosses und Aergernisses gewesen war. Kant zeigte in der Abhandlung: Vom radicalen Bösen und der menschlichen Natur (Berlin. Monatsschr. 1792. 4. St. Vergl. Religion innerhalb d. Gränzen u. s. w. 1. Abschn. S. 1 — 58.): „dass das moralische Verderben des Menschengeschlechts auf allen Stufen der Cultur nicht nur allgemein sey, sondern dass es sich auch nach seinem letzten und obersten Grunde schlechterdings nur aus Maximen der freyen Willkür herleiten lasse und mithin vor dem Richterstuhl des moralischen Richters als *wirklich strafbar* erscheine." Allein wir wissen doch nicht, dass ausser *Ammon* (wissenschaftl. prakt. Theologie §. 44 — 125.) und *Tieftrunk* (Censur d. protest. Lehrbegr. 3. Th. S. 112 ff.) ein Theolog diese Ansicht adoptirt hätte. Wohl aber erklärte sich der Vf. von: Einige Bemerkungen über Kant's Religionslehre (Kiel 1795.) stark dagegen, und *Herder* hält diese Ansicht der Lehre für eine indignirende Herabwürdigung der ganzen menschlichen Natur.

In Ansehung der *Lehre von der Versöhnung und Genugthuung Christi* ist die neue philosophisch-dogmatische Theorie nicht frey von Widersprüchen und Inconsequenzen geblieben. Am vollständigsten wird man sich hiervon aus *C. Chr. Flatt's*: Philosophisch-exegetische Untersuchungen über die Lehre von der Versöhnung Gottes mit den Menschen, als ein neuer Beytrag zur endlichen Entscheidung der dogmatischen Streitfragen, welche sich auf diese Lehre beziehen (1. Th. Göttingen 1797. 2. Th. Stuttgardt 1798.), überzeugen. Man findet hier eine vollständige Uebersicht und Prüfung der Ansichten von *Jacobi*, *Bahrdt*, *Seiler*, *Steinbart*, *Löffler*, *Stäudlin*, *Schwarz*, *Paulus*, *Tieftrunk*, *Süskind*, *Schmid*, *Ammon*, *Eckermann* u. a. und zuletzt eine Bestätigung der von *Kant* (Religion innerhalb d. Gr. S 98 ff.) vorgeschlagenen *symbolischen Deutung*: „Der Ausgang aus der verderbten Gesinnung in die gute ist als das Absterben am alten Menschen, Kreuzigung des Fleisches, an sich schon Aufopferung und Antretung einer langen Reihe von Uebeln des Lebens, die der neue Mensch in der Gesinnung des Sohnes Gottes, nämlich blos um des Guten willen, übernimmt; die aber doch eigentlich einem andern, nämlich dem alten (denn dieser ist moralisch ein anderer) Menschen als *Strafe* gebührten" (S. 98.) u. s. w. Etwas verschieden hiervon ist die Meynung von *Kroll* (Philosophisch krit. Entwurf der Versöhnungslehre. Nebst einigen Gedanken über denselben Gegenstand von *Tieftrunk*. Halle 1799), nach welcher die Gesinnung des für das Wohl der Menschen sterbenden Jesus ein Symbol der göttlichen Gesinnung, oder der Liebe und Gnade Gottes ist, welche um des Zwecks seiner Weisheit willen die Menschen mit sich selbst aussöhnt.

Der neueste Vertheidiger der Kantischen Versöhnungslehre *W. T. Krug*: Widerstreit der Vernunft mit sich selbst in der Versöhnungslehre, dargestellt und gelöset u. s. w. (Frankf. a. d. O. 1802.) hat bloss die Modification hinzugefügt: „Dass Gott um eines fremden Verdienstes willen dem Menschen seine Sünde nicht zurechne, dass er den Sünder mit Wohlgefallen betrachte, in wie fern er nicht auf das sehe, was jeder Mensch wirklich sey, sondern auf das, was der Mensch überhaupt werden könne, auf das Ideal, welches der Sohn Gottes dargestellt habe. — Es ist vorauszusehen, dass dieser *Locus* der Dogmatik noch lange die *Crux dogmaticorum* seyn werde, so lange man den Versuch nicht aufgibt, aus einer unverkennbaren Disharmonie eine forcirte Harmonie heraus zu pressen.

Eben diess gilt auch von dem Titel: *Von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott*, wo die Kantische Theorie (nach welcher *Zurechnung* nichts anders bedeutet, als die auf das Bewusstseyn einer unwandelbaren und festen moralischen Gesinnung gegründete Hoffnung, den höchsten Zweck durch unendliche Annäherung zu erreichen) mehr den Worten als der Sache nach mit der Kirchenlehre übereinstimmt. Diese Uebereinstimmung wirklich und vollständig herauszubringen haben *J. W. Schmid* (*Progr. in quo remissionis peccatorum notio indagatur.* P. I — III. Jena 1796 — 97. 4.), *Süskind* (Ueber die Möglichkeit der Strafenaufhebung oder Sündenvergebung nach Principien der praktischen Vernunft. S. *Flatt's* Magazin für christliche Dogmatik. 1. St. fortgesetzt im 9. St), *Tieftrunk* (Ist die Sündenvergebung ein Postulat der praktischen Vernunft? S. *Ständlin's* Beytr. zur Gesch. u. Philos. d. Relig. III. B. S. 112 ff.) u. a. viel Scharfsinn aufgeboten, ohne die zuletzt von *Ewald* (Bedarf der Mensch Vergebung f. Sünden und was lehrt die Bibel hierüber? Eine histor. dogmat. Abhandlung. Leipz. 1802.) erhobenen und leicht noch zu vermehrenden oder schärfer zu fassenden Zweifel niederzuschlagen.

In der Lehre *von dem Glauben und den guten Werken* spricht sich der Charakter des Lutheranismus am bestimmtesten aus. Nun herrscht zwar über die Bestimmung desselben noch grosse Verschiedenheit der Meynungen, wie der zwischen *Forberg* (Philosoph. Journal. 1797. 7. St.) und *Philokrit* (Theologische Blätter. 2. Jahrg. Nr. 30. 31.) über den Geist des Lutheranismus geführte Streit beweiset, indem nach Ersterem die Tugend in den Hintergrund gestellt und der Glaube als das Wesentliche der Religion angesehen wird; nach Letzterem aber die guten Werke bloss der römischen Casuistik entgegen gesetzt werden und der Satz: *„daß das Gute gern geschehen müsse,"* zum Axiom des Lutheranismus erhoben wird. Allein dieser Verschiedenheit ungeachtet bleibt es doch ausgemacht, dass dieses Dogma der Principal-Punkt der lutherischen Dogmatik ist.

Nach

Nach Kant (Religion innerhalb d. Gr. S. 76 ff.) hat der *historische Glaube* an und für sich keinen Werth, sondern nur als ein Vehikel zum praktischen Glauben an den Sohn Gottes, d. h. Aufnahme des Ideals der Heiligkeit in die Gesinnung. Nur dieser praktische Glaube ist ein seligmachender, d. h. nur der, welcher sich einer solchen moralischen Gesinnung bewusst ist, dass er *glauben* und auf sich gegründetes Vertrauen setzen kann, er werde unter ähnlichen Versuchungen und Leiden (so wie sie zum Probierstein jener Idee gemacht werden) dem Urbilde der Menschheit unwandelbar anhängig und seinem Beyspiele in treuer Nachfolge ähnlich werden, ein solcher Mensch, und auch nur der allein, ist befugt, sich für denjenigen zu halten, der ein des göttlichen Wohlgefallens nicht unwürdiger Gegenstand ist (Religion innerhalb d. Gr. S. 76 ff.).

Da ferner, nach Kant, der ganze moralische Werth des Menschen von dem guten Willen und der guten Gesinnung abhängt, so ist klar, dass die Behauptung der Dogmatiker: „Alle Werke sind nur dann gut und Gott wohlgefällig, wenn sie aus dem Glauben fliessen," mit dem Grundsatz der Kantischen Moral: „Nur diejenigen Handlungen haben einen moralischen Werth, welche aus einer moralisch guten Gesinnung entspringen," mit einander freundschaftlich an einem Ziele zusammen treffen. Vergl. Versuch einer histor. krit. Darstellung u. s. w. 2. Th. S. 368—75.

Während hier die lutherische Kirche in der Kantischen Theorie ihre volle Befriedigung fand, machte die katholische in dem *Dogma von der Kirche* von ihr so starken Gebrauch, dass selbst das Primat des römischen Pontificats in bester Form deducirt wurde, wie oben an *Peutinger's* Exempel gezeigt wurde. Dieser Versuch diente dazu, den Schaden wieder gut zu machen, der aus der, den ultramontanischen Grundsätzen ungünstigen, kritischen Geschichte der kirchlichen Unfehlbarkeit zur Beförderung einer freyen Prüfung des Katholicismus. Frankf. a. M. 1791. (von *Felix Blau*) zu besorgen war. Auch *Oberthür* (*Idea biblica ecclesiae Dei.* Würzburg 1790. 2. u. 3. Th. Arnstadt 1803.) hatte die Kirche bloss als ein von Gott zur Beförderung richtiger Gotteserkenntniss, zur Belehrung über unsre Pflichten und zur Erlangung der Seligkeit gestiftetes Institut betrachtet (worin ihm auch *Joh. Altenkircher* im: Einzig wahren Begriff von der christlichen Kirche. 1802. beytrat), und auf seine Idee die Theorie eines vollständig eruirten biblischen Lehrbegriffs gegründet. Hierin traf er näher mit den protestantischen Theologen zusammen, welche die Kantische Ansicht von einem ethischen Reiche der Wahrheits- und Tugendfreunde näher bestimmten und weiter ausführten. Unter diesen hat *Stäudlin* (*De notione ecclesiae et histor. eccles.* P. I. Göttingen 1795. 4. Vgl. Götting. Biblioth. d. n. theol. Lit. 1. B. 8. u. 9. St. 3. B. 2. St.) den biblischen Lehrbegriff mit der Kantischen Deutung in Verbindung gesetzt. Der letztern allein aber folgten *Schmidt-Phiseldeck* (*De morali Christianorum societate sub typo regni coelestis annuntiata.* Kopenhagen 1794. 4.) und *Stapfer* (*De natura, conditore et incrementis reipublicae ethicae.* Bern 1797.). In Absicht auf die klare Entwickelung der biblischen Ideen gebührt aber unstreitig einer inhaltsreichen Abhandlung von *Nösselt* (*De una Dei in coelis terrisque familia.* Halle 1800. 4. Vgl. *Pott's Sylloge Commentat. theolog.* Vol. III.) der Vorzug.

In der *Eschatologie* (*de quatuor novissimis*) ward die Lehre von der *Unsterblichkeit* Hauptgegenstand der philosophisch-theologischen Untersuchung. *Ockel* (Palingenesie des Menschen nach Vernunft und Schrift u. s. w. Königsberg 1795.), *Kern* (Die Lehre von der Freyheit und Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Ulm 1797.), *Jakob* (Beweis für die Unsterblichkeit der Seele aus dem Begr. der Pflicht. Züllichau. 2. Ausg. 1794.), *Simonis* (Blicke in Walhalla, oder über den Glauben an Unsterblichkeit. Jena 1796.) und einige Andere haben, ohne der Schule etwas zu vergeben, das Verdienst einer populären und gefälligen Darstellung voraus. Dagegen ist *Tilemann's* Kritik der Unsterblichkeitslehre in Ansehung des Sittengesetzes. (Bremen 1789.) und *Märklin's* Versuch einer transscendentalen Erörterung der Idee der Unsterblichkeit (S. *Niethammer's* Philosoph. Journal. 1796. 4. Heft.) mehr mit einer etwas schwerfälligen Schul Terminologie angefüllt. *Abel* (*Disquisitio omnium tam pro immortalitate quam pro mortalitate animi argumentandi generum.* P. II. Tübingen 1793—94. 4.) und *Högmark* (*De praecipuis recentior. pro animi immortalitate argumentis.* Upsal. 1792. 4.) geben das Für und Wider auf dem historischen Wege auf eine genügende Weise an. Der *ascetischen* Schriften in dieser Materie ist eine grosse Anzahl.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HANNOVER, b. Richter: *Taxe der Apothekerwaaren für die Kurhannöverschen Lande. Zweyte* verbesserte und vermehrte Auflage. Angefügt ist: 1. Beschreibung einiger neuaufgenommenen zubereiteten Arzneyen; 2. Verzeichniss der neuern Benennungen der Arzneyen gegen die ältern; 3. Ein englisch-lateinisches Wörterbuch über einfache und zusammengesetzte Arzneyen. 1801. 112 S. 8. (20 gr.)

Die neuern Benennungen sind nach der Preussischen Pharmacopöe aufgeführt und über die, in dieser Taxe festgesetzten, Preise hat sich der Apotheker nicht zu beklagen. — Die erste in der Mich. Messe 1799. erschienene Auflage ist Rec. unbekannt geblieben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 12. April 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, im Schwickert. Verlage: *Joh. Gottfr. Amand. Weidners*, herzogl. Sachsen-Weimar. Hofadvocaten, *theoretisch-praktischer Commentar über das Schmidtische Lehrbuch von gerichtlichen Klagen und Einreden. Zweyter* Band. 1804. 417 S. *Dritter* Band. 1805. 471 S. *Vierter* und *letzter* Band. Mit einem Regiſter über alle *vier* Bände. 1805. 400 S. 8.

Dieſer Commentar, deſſen *erſter* Theil in der A. L. Z. 1804. Num. 122. angezeigt wurde, vereinigt in einem hohen Grade alle Fehler, welche dergleichen fortlaufenden Commentaren über Lehrbücher eigen zu ſeyn pflegen — Wiederholungen der Worte des Texts, tavtologiſche Umſchreibungen, die nichts erläutern, oder wo keine Erläuterung nöthig iſt, weitſchweifige Erörterung ſolcher Sätze, die keine Schwierigkeit haben, und dagegen doch oft zu kurze Abfertigung, oder wohl gar Uebergehung der ſchwierigſten und wichtigſten Fragen. Bey einem Commentar über die Lehre von Klagen und Einreden iſt man ohnehin nur zu ſehr der Verſuchung ausgeſetzt, in das Gebiet der Inſtitutionen und Pandekten, abzuſchweifen und ſich über Dinge zu verbreiten, die nur in mittelbarer Beziehung zum Hauptgegenſtande ſtehen, und als bekannt vorauszuſetzen ſind. Man kann freylich die Vorleſungen über Klagen und Einreden als eine nützliche Wiederholung des ganzen bürgerlichen Privatrechts anſehen. Dieſs iſt aber *cum grano ſalis* zu nehmen. Und man darf deswegen doch in jene nicht alles herüberziehen, was in den Inſtitutionen und Pandekten vorzukommen pflegt. So hätte der Vf. beſſer gethan, wenn er B. II. beynahe alles, was auf den vierzehn erſten Seiten auf Veranlaſſung des §. 420. geſagt iſt, beſonders die Lehre von der Erwerbung des dinglichen Rechts, S. 223—232. den Abſchnitt über die mancherley Arten ungültiger Teſtamente, und B. III. S. 21 ff. S. 33. und 36. die Entwickelung des Begriffs eines Vertrags weggelaſſen hätte. Auch hätten B. III. S. 337—342. die allgemeinen Begriffe vom Pachtcontracte, S. 210 ff. die Geſchichte des Anaſtaſiſchen Geſetzes, S. 354 ff. die Erörterung der Frage: auf wie lange der Pachtcontract für ſtillſchweigend erneuert anzuſehen ſey, und was S. 173 ff. von der Correalverbindlichkeit und S. 234 ff. von Conſenſualcontracten im allgemeinen und dem Kaufcontracte insbeſondere geſagt wird, und ſo manches andere z. B. B. II. S. 85—95. B. III. S. 8—11. gar füglich wegbleiben, oder viel kürzer abgefertigt werden können. — Nicht ſelten ſtellt der Vf. mehrere Meynungen mit oder ohne die Gründe einer jeden neben einander, ohne ſich für eine zu entſcheiden. B. II. S. 357. beſtimmt der Vf. nicht, in wie fern eine gerichtliche Theilung angefochten werden könne, ſondern begnügt ſich, dreyerley Meynungen anzuführen. B. III. S. 35. bleibt die Frage unentſchieden, in wie fern die Veränderung der Umſtände eine Einrede gegen die *actio ex pacto* begründe; eben ſo B. IV. S. 270 ff. die Frage: In wie fern der *condictio c. d. c. n. ſ.* die Einrede entgegenſtehe, daſs der Beklagte den *modum* zu erfüllen durch einen Zufall verhindert worden. B. II. S. 266. die Frage: ob durch die *querela inoff. donat.* die ganze Schenkung umgeſtoſsen werde, oder nur ſo weit, als der Notherbe dadurch an dem Pflichttheile verkürzt worden. B. II. S. 352. die Frage: ob Enkel das, was ihr Vater erhalten hat, zu conferiren haben. u. ſ. w Zuweilen beruht die Entſcheidung auf ziemlich unbefriedigenden Gründen z. B. bey der Frage: Ob die Undankbarkeit, die zur Zurückforderung einer Schenkung berechtigt, auf die im Geſetz ausgedrückten Urſachen einzuſchränken ſey, erklärt ſich der Vf. B. III. S. 57. ſo: „ſoll ich meine Meynung ſagen, ſo möchte ich, aus Abſcheu gegen das häſsliche Laſter der Trunkenheit lieber für als wider den Schenker ſprechen, und eher eine Urſache zulaſſen, als verwerfen, am wenigſten die erſte der angeführten Urſachen auf bloſse Verbalinjurien einſchränken." Zuweilen werden Fragen, über die man hier billig eine Auskunft erwartet, gar nicht berührt. B. II. S. 246. wäre zu beſtimmen geweſen, wenn die *querela inofficioſi* für vorbereitet angeſehen werden könne. B. II. S. 112. hätte bey der Einrede, die Dienſtbarkeit ſey wieder erloſchen, die Frage nicht unberührt bleiben ſollen: ob *ſervitutes ruſticae* auch noch nach neuerm Römiſchen Rechte durch Nichtgebrauch verloren gehen. B. II. S. 161. hätten die weitern Fälle bemerkt werden ſollen, in denen der dritte Beſitzer, der hypothekariſchen Klage die Einrede der Excuſſion

sion entgegensetzen kann. Doch diese Unterlassungssünden möchten noch hingehen. Auch wollen wir nicht rügen, dass wir von den Berichtigungen und Aufklärungen, welche diese Materie durch neuere Erörterungen von Weber, Dabelow u. a. erhalten hat, beynahe nirgends eine Spur entdeckt haben. Aber bey aller Unbekanntschaft des Vfs. mit der neuern und bessern Literatur, und selbst beym sichtbaren Mangel an eigner Benutzung der Quellen, hätte doch so manche unrichtige Behauptung vermieden werden können. B. II. S. 27. behauptet der Vf. gegen die Natur der Einreden und gegen l. 2. pr. §. 2. D. de except. und Kap. 2. X. de ord. cogn., der Beklagte, der nicht nur das Eigenthum des Vindicanten läugne, sondern zugleich *exceptionem dominii* entgegensetze und beweise, werde nicht bloss von der Klage entbunden, sondern es werde ihm auch zugleich das Eigenthum zugesprochen. Nach B. II. S. 73. soll die Paulianische Klage nicht allen Gläubigern, sondern bloss den chirographarischen zustehen, weil die hypothekarischen durch die Hypothekarienklage bereits hinlänglich gedeckt seyen. Wie aber, wenn dem Beklagten ein vorzügliches Pfandrecht zum Nachtheil hypothekarischer Gläubiger eingeräumt worden ist? Nach B. II. S. 345. meynt der Vf., die Erbsonderungsklage könne bisweilen bloss dinglich seyn, und zwar sey sie diess alsdann, wenn man lediglich auf Theilung der Erbschaft klage. Allein in jedem Falle liegt ihr eine *obligatio quasi ex contractu* zum Grunde. Und wenn man auch bloss auf Theilung der Erbschaft klagt, so ist die Klage doch zugleich unabhängig vom richterlichen Amte auf persönliche Leistungen gerichtet. S. 352. sagt der Vf.: „In Deutschland liegt auch den Eheweibern die Collation ob, wenn sie den ihnen gebührenden Statutentheil haben wollen." Diess ist doch wohl nicht überall der Fall, wo eine statutarische Portion eingeführt ist. B. III. S. 193. wird unter den jedem Bürgen, nicht bloss dem Schadlosbürgen, zustehenden Einreden aufgeführt, dass Kläger die Gelegenheit zu compensiren unterlassen habe. B. III. S. 284. findet sich unter den Einreden diese: dass Kläger den Vorkauf nicht für sich, sondern für einen andern zu exerciren gesonnen sey. Allein der Regel nach kann das Vorkaufsrecht abgetreten werden. B. III. S. 14. würde der Vf. die Bemerkung gegen seinen Vorgänger weggelassen haben, wenn er sich den Unterschied zwischen der Erlöschung der Klagen und der Erwerbung eines Rechts durch Verjährung deutlich gedacht hätte. Nach B. II. S. 282. darf der Anstellung der fideicommissarischen Erbschaftsklage die Abtretung nicht nothwendig vorangehen, weil nach dem neuern Römischen Rechte die *actiones utiles* auch ohne Cession auf den andern übergehen, als wenn vom Käufer einer Erbschaft und dem Uebergang der zu derselben gehörigen Klagen auf den Fideicommissserben und die *haereditatis petitio fideicommissaria* geschlossen werden könnte. Nach B. II. S. 285. scheint der Vf. unrichtig anzunehmen, dass die Zeit, binnen welcher die fideicommissarische Erbschaftsklage angestellt werden kann, schon von dem Tode des Testirers, nicht erst von der Zeit der geschehenen oder für geschehen anzunehmenden Abtretung zu laufen anfange. B. II. S. 296. hält der Vf. die prätorische Erbschaftsklage, die sich auf die *bonorum possessio secundum tabulas* gründet, deswegen für überflüssig, weil dieselbe auf den Grundsätzen einer einschränkenden Auslegung beruhe. Allein wir zweifeln, ob die prätorische Herstellung der Gültigkeit eines nach strengem Rechte ungültig gewordenen Testaments innerhalb der Gränzen der doctrinellen Auslegung liegen würde. Und dann wenn auch der Prätor bey der Einführung eines neuen Rechtsmittels diese Gränzen nicht überschritten hat: so folgt daraus noch nicht, dass man dasselbe mit seinen nähern Bestimmungen nun nicht mehr zur Anwendung zu bringen brauche. Nach B. II. S. 282. ist der Vf. der Meynung, dass nach neuerm Römischen Rechte es nicht mehr nöthig sey, den fiduciarischen Erben zur Antretung der Erbschaft zu zwingen, indem der *fideicommissarius*, wenn keine Substituten oder Miterben vorhanden seyen, solches selbst unmittelbar thun könne. Er beruft sich hiebey auf die Nov. 1. c. 1. §. 2, wo doch nicht von der Weigerung, die Erbschaft anzutreten, sondern von der Weigerung, nach erfolgtem Antritt die Legate u. s. w. zu entrichten, die Rede ist. Nach der *l. fin. C. unde lib.* bedürfen Enkel, deren Vater nach dem Grossvater gestorben ist, der *bonorum possessio*, um nach Ausschlagung der väterlichen Erbschaft noch zur grossväterlichen zu gelangen. Diess ist ihnen besonders dann vortheilhaft, wenn der Güterpfleger die grossväterliche Erbschaft zur väterlichen Concursmasse gezogen hat. Der Vf. glaubt aber B. II. S. 291. nicht, dass den Enkeln in diesem Falle die prätorische Rechtswohlthat zustehe, weil sie offenbar ihres Vaters Gläubiger verletzen würden. Allein wenn der Vater sich noch nicht in die Erbschaft eingemischt hätte: so gehörte dieselbe nicht zum väterlichen Nachlasse. War sie gleich *ipso iure* erworben, so würde es doch selbst in der Macht des Vaters gestanden haben, sich derselben zu enthalten, ohne dass die Gläubiger diese Nichterwerbung hätten anfechten können. Wir enthalten uns, weitere Beyspiele anzuführen, und schliessen mit der Bemerkung, dass der Vf. auch in diesen Bänden fortfährt, den Schmidtschen Commentar auszuschreiben. Belege zu dieser Bemerkung finden sich B. II. S. 19. 37. 42. 109 f. 140. 177. 353. B. III. S. 9. 18. 184 f. 258. 325. u. s. w. B. IV. S. 7. 44. u. a. a. O.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Amsterdam, b. Elwe: *Uitgezochte Genees- en Heelkundige Mengelschriften, of Verhandelingen over gewigtige onderwerpen dier Weetenschap en Handkunst;* meerendeels door merkwårdige voorbeelden opgehelderd en bevestigd, door *Jacob van der Haar. Eerste* Deel. 292 S. m. 2 Kpfrn. *Tweede* Deel. 208 S. m. 3 Kpfrn. 1797. 8.

Leipzig,

Leipzig, in d. Schäfer. Buchh.: *Jacob van der Haar*, ehemaligen Holländischen General-Chirurgus und Oberwundarztes der Militärhospitäler, nachherigen Wundarztes in Herzogenbusch, auch Mitgliedes versch. gel. Gesellschaften, *Auserlesene medicinische und chirurgische Abhandlungen und Beobachtungen*. Aus dem Holländischen mit Anmerkungen und Zusätzen von *J. A. Schmidt*, d. A. K. Dr. *Erster* Band. 1800. XIII u. 248 S. *Zweyter* und *letzter* Band. 1802. 306 S. m. 5 Kupfertafeln. 8.

Diess schätzbare Werk eines scharfsinnigen Beobachters und glücklichen Praktikers ist eine Sammlung von fünf und zwanzig Abhandlungen und Aufsätzen, welche der Vf. mehrere Jahre vorher in den Schriften der Holländischen Gesellschaft der Wissenschaften, der Batavischen Gesellschaft der Experimental Philosophie zu Rotterdam, in den Vaderlandsche Letteroefeningen, u. s. w. bekannt gemacht hatte. — Der *erste* Theil des Originals enthält zwölf, der *zweyte* dreyzehn Abhandlungen; in der Uebersetzung aber kommen in dem *ersten* Bande nur sechs Abhandlungen vor, indem die übrigen neunzehn den *zweyten* Band ausmachen.

Der Uebersetzer gibt das Werk ganz so, wie er es in der Urschrift gefunden hat, ohne etwas wegzuschneiden, zu berichtigen, oder zu ergänzen. Indessen verdient doch die Uebersetzung allen Dank, da sie deutschen Chirurgen ein gutes Werk liefert. Da sie aber noch nicht so bekannt scheint, als sie es zu seyn verdient: so halten wir es für Pflicht, mit dem Inhalte dieses Werks genauer bekannt zu machen.

Erster Band. *Erste* Abhandlung. *Von der Entzündung, Vereiterung, Verhärtung und dem Absterben der großen Röhrenknochen.* Der Vf. bestätigt durch vier merkwürdige Fälle aus seiner Erfahrung den Ausspruch Boerhaave's, dass die Knochen, gerade in ihrer Mitte mehr als an ihren Enden, denselben Krankheiten unterworfen sind, wie die weichen Theile. Frische Geschwülste auf und in den Knochen versichert der Vf. mehrere Male dadurch geheilt zu haben, dass er den Theil mit dicken in 2 Theilen kalten Wasser und 1 Theil Essig getauchten Tüchern bedeckte und abführende Mittel gab. Bey wirklich schon vorhandenem Eiter aber räth er frühzeitig Einschnitte bis auf den Knochen zu machen. In einer Anmerkung S. 13. der Uebersetzung sagt der Vf., dass bey allen innerlichen und äusserlichen Vereiterungen nach der Mittagsmahlzeit ein Frösteln und Schauern im Rücken entsteht, worauf aus der Vereiterung durch die Lymphe etwas eiterartiger Stoff in das Blut übergeführt wird, der des Abends zwischen 5 und 8 Uhr in dem warmen Urin einen faulen Geruch gibt, und nach dem Erkalten in demselben zum Vorschein kommt. Er versichert, durch dieses Zeichen allein vollkommen belehrt zu seyn, dass bereits eine wirkliche Vereiterung vorhanden ist. *Zweyte* Abhandl. *Bemerkungen über einige langwierige Geschwülste und die damit verbundene Steifigkeit der Gelenke, und über die besondere Art sie zu heilen.* Der Vf. empfiehlt den äusserlichen Gebrauch des kalten Wassers als Umschlag, als Tropfbad, oder das Schlagen des Gelenks mit einem nassen kalten Tuche. Auch nahm er Kalkwasser mit Salmiak dazu. *Dritte* Abhandl. *Bemerkungen über den Nachtheil erhitzender Geister und austrocknender Pulver, und den Vortheil eitermachender Mittel bey entblößtem Knochen und dem Beinfraße.* Der Vf. widerräth den Gebrauch aller geistigen Mittel und austrocknenden Pulver, weil sie das Fett der Knochen verzehren, das Wachsthum der Beinhaut hindern, die Oberfläche der Knochen tödten, und Anlass zu einer langsamen Abblätterung des Verdorbenen geben. Sechs erzählte lehrreiche Fälle zeigen den Nutzen der von dem Vf. angewandten Heilmethode. Rec. erinnert sich hiebey eines Falles, wo ein Tagelöhner auf dem Lande sich bey der Arbeit aus Unvorsichtigkeit die erste *phalanx* des Daumens abgehauen hatte. Die aus den eiternden weichen Theilen hervorstehende zweyte *phalanx* sonderte sich bey dem Gebrauche eitermachender Mittel in äusserst kurzer Zeit ab. *Vierte* Abhandl. *Ueber das Trepaniren bey innerlichen fressenden Verschwärungen des Schienbeins, oder bey nicht vereinigten Beinbrüchen.* *Fünfte* Abhandl. *Bemerkungen über die rechte Zeit, den Ort und die Weise, abgestorbene Theile ohne Gefahr abzunehmen.* Der V. redet sehr den Amputationen im Gelenke das Wort. *Sechste* Abhandl. *Ueber die Verrenkung des Schenkelknochens in dem Hüftgelenke durch innerliche Ursachen.* Bey Fiebern, Pocken, Masern, Scharlachfieber, nach übel geheilter Krätze und andern Krankheiten, bey Kindbetterinnen. Nach dem Vf. sollen die meisten Schenkelknochen durch innerliche Ursachen ausgerenkt werden, und die Ausrenkung bey dem Schenkelknochen viel häufiger vorkommen, als bey andern Knochen.

Zweyter Band. *Erste* Abhandl. *Kurze Bemerkungen über die Versetzungen und Ergießungen der Muttermilch, und über die Ursachen des Todes einer Kindbetterinn.* Dieser Aufsatz ist für unsre Zeiten von keiner Erheblichkeit, aber auch nur kurz. Eben diess gibt die *zweyte* Abhandl. *Anweisung, die angebornen krummen Füße gerade zu machen;* erläutert durch eine Kupfertafel, die aus einer Zeit herrührt, da dem Vf. die in Deutschland, England und der Schweiz herausgekommenen Schriften über diesen Gegenstand noch nicht bekannt seyn konnten. *Dritte* Abhandl. *Bemerkungen über das Zerreißen der Flechsen, besonders der Achillessehne;* nebst der Abbildung eines Instruments. *Vierte* Abhandl. *Bemerkungen über die Wunden der Flechsen, und über die Art und Weise, sie ohne Nath zu heilen.* Der Vf. heilte durch einen schicklichen Verband allein. Hier findet man auch eine Beschreibung und Abbildung einer Maschine, um den Vorderarm und die Hand in der zur Heilung zerhauener oder zerschnittener Flechsen der Finger nöthigen Lage zu erhalten. *Fünfte* Abhandl. *Medicinische und chirurgische Bemerkungen über das Anschwellen,* die

die Vergrößerung und das Heraustreten der Zunge durch Beyspiele erläutert. Der Vf. sieht den damit allemal verbundenen Speichelfluss als die unterhaltende Ursache des Uebels an, legt deshalb einen besondern Verband an, um die Zunge heraufzuziehen und in den Mund zurückzubringen, lässt den Kopf zurückhalten, den Speichel herunterschlucken und die Zunge mit Moseler Wein, in welchen ein Eydotter gerührt ist, recht oft anfeuchten. *Sechste* Abhandl. *Fortsetzung.* Des Vfs. Verfahren zeigte sich in allen den in den zwey Abhandlungen beschriebenen Fällen von vorzüglich guter Wirkung. *Siebente* Abhandl. *Bemerkungen über den Nutzen und die Nothwendigkeit eines vorbereitenden Verbandes vor der Operation der Hasenscharte und des Lippenkrebses. Achte* Abhandl. *Kritische Abhandl. über die Sackwassersucht der weiblichen Eyerstöcke.* Ein sehr schätzbarer Aufsatz, in welchem nicht nur die Ursache und die Diagnose des Uebels, sondern auch dessen Heilung erörtert ist. Der Vf. stellt aus seiner Erfahrung zwölf Fälle auf, und zeigt, dass ein grosser Einschnitt in den Unterleib und Sack, und die Unterhaltung eines Hohlgeschwürs allemal die einzige völlige Heilung ausgemacht hätten. *Neunte* Abhandl. *Kurze Nachricht von der Vergrößerung eines weiblichen Eyerstocks,* dessen in der vorhergehenden Abhandlung bey dem siebenten Falle schon gedacht ist, nebst einer Abbildung und Erklärung. *Zehnte* Abhandl. *Kurze Beschreibung und Abbildung eines Werkzeuges, womit man die schwammigen und schleimigen Auswüchse (fungi et polypi) der Gebärmutter und Kehle bequem abbinden kann.* Obgleich das Instrument nach des Vfs. und einiger anderer Erfahrung so brauchbar seyn soll, als es sich durch seine Einfachheit empfiehlt: so geben doch die in Deutschland bekannten Instrumente der Art demselben nichts nach. *Elfte* Abhandl. *Bemerkungen über das so schädliche und gefährliche Herausholen der Nachgeburt unmittelbar nach der Entbindung.* Wenn gleich diese Abhandlung, die auch unter dem Titel: *J. van der Haar Aanmerkingen over het zoo schielyk als gevaarlyk afhaalen der Nageboorte, aanstonds na de Geboorte van een Kind, met eene Voorrede van den Hoogleaar A. Bonn.* Amsterd. b. Elwe 1797. 8. einzeln zu bekommen ist, für Deutsche nichts neues enthält: so ist sie doch vorzüglich wegen der Darstellung der Gründe, die aus der Physiologie hergeleitet werden können, lesenswerth. *Zwölfte* Abhandl. *Nachricht von vier schwammigen ein Pfund schweren Gewächsen und Geschwülsten der Nase, die glücklich abgenommen wurden,* nebst einer Abbildung. Ganz kleine Auswüchse heilte der Vf. durch das öftere Berühren mit Salzgeist. *Dreyzehnte* Abhandl. *Freye Gedanken und Bemerkungen über das nicht Ansteckende einer Ruhr in Herzogenbusch, in den J. 1781 und 1783. Vierzehnte* Abhandl. *Kurze Bemerkungen über den sogenannten Schleimgries.* Andere nennen diese Krankheit Blasenkatarrh, andere *tenesmus vesicae.* Wohl nicht immer ist aber eine Verengerung der Harnröhre Ursache der Krankheit, wie der Vf. zu glauben scheint. *Funfzehnte* Abhandl. *Bemerkungen über die Entzündungs- oder sogenannte Speckhaut auf dem aus einer Ader gelassenen Blute.* Hier ist durch verschiedene angeführte Versuche dargethan, dass bey einem wirklich entzündeten Blute die Bildung der Speckhaut durch mancherley Umstände gehindert wird. *Sechzehnte* Abhandl. *Bemerkungen über die angemessenste Nahrung neugeborner Kinder. Siebenzehnte* Abhandl. *Etwas über erbliche oder angeborne Krankheiten und Gebrechen.* Der Vf. sieht einen grosen Theil auszehrender Krankheiten als angeboren, erblich an; läugnet aber, dass venerische Krankheiten jemals angeboren sind. *Achtzehnte* Abhandl. *Physische und medicinische Erklärung der Worte des heiligen Johannes in seinem Evangelio Kap. 19, V. 34: Sondern der Kriegsknechte einer öffnete seine Seite mit einem Speer, und alsbald ging Blut und Wasser heraus.* Durch physiologische Gründe sucht der Vf. aus dieser Erscheinung zu beweisen, dass der Tod Christi wirklich am Kreuze erfolgt ist. *Neunzehnte* Abhandl. *Nähere Erklärung jener Worte Joh.* 19, 34. in einem Briefe an Hn. *J. J. de Fremery,* Prof. u. Pred. zu Herzogenbusch.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, in d. Lange. Buchh.: *Gedichte-Sammlung für Schulen.* Herausgegeben von *A. Hartung,* Professor an der Königl. Militär-Akademie und Vorsteher zweyer Schulen in Berlin. *Vierte* veränderte Auflage. *Erstes* Bändchen. 248 S. *Zweytes* Bändchen. 260 S. kl. 8. (1802.) (Preis 1 Rthlr.)

Die ersten Auflagen dieses Werkchens sind Rec. nicht zu Gesichte gekommen, er will also voraussetzen, dass die Veränderungen derselben auch immer Verbesserungen gewesen sind. So wie sie da ist, kann diese Sammlung von Gedichten aller Art mit Nutzen in den mittlern Schulen gebraucht werden, für welche sie der Vf. unstreitig auch bestimmt hat. Die *erste* Abtheilung des *ersten* Bändchens besteht blofs aus Charaden, die *zweyte* aus Gesängen und Liedern, die *erste* des *zweyten* Bändchens aus Fabeln; dann folgen Gnomen, Epigrammen, Satiren, Allegorieen, Idyllen, Elegieen, Romanzen u. s. w. und einige Oden und Hymnen machen den Beschluss. Dem Ganzen angehängt sind noch: Fragmente einer Poetik, die das Wissenswertheste derselben für Anfänger freylich nur nothdürftig erklären.

* * *

Hamburg, gedr. b. Wichers u. Sohn: *H. J. Willerdings,* Pastor an der Hauptkirche St. Petri und Scholarchen in Hamburg, *Entwürfe über die Sonn- und Festtags-Evangelia. Sechszehnter* Jahrgang. 1803. 252 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Num. 326.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
ALLGEM. LITERATUR - ZEITUNG.

Dienstags, den 15. April 1806.

Revision der theologischen Literatur in den drey letzten Quinquennien des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Wir haben bisher die wichtigsten Schriften aufgeführt, worin die Anwendung der Kantischen Principien auf die christliche Dogmatik versucht wird. Die Pflicht der Unparteylichkeit erfordert es, dass wir auch noch der literarischen Bemühungen der Gelehrten gedenken, die sich *gegen* die Einmischung dieser Philosophie erklärt haben.

Dass der Gebrauch dieser Philosophie den Theologen überhaupt mehr zu widerrathen als zu empfehlen sey, und dass der Hang des Zeitalters, Alles *a priori* zu deduciren und über diesen Deductions-Versuchen, worin sich vorzüglich die jüngern Freunde der Wissenschaft so sehr gefielen, das gründliche Studium der Sprachen, Geschichte, Alterthümer u. s. w. zu vernachlässigen, zu den nicht erfreulichen Zeichen der Zeit gehöre, behaupteten mit der Gravität literarischer Triarier *Döderlein* (Betrachtungen und Wünsche über den Gebrauch der Kant. Philos. für's Christenthum S. Theolog. Journal. 1. B. 1. St. S. 29 ff.), *Herder* (sowohl in s. *Metakritik*, als auch wiederholt in s. christlichen Schriften z. B. 5. Samml. S. 200 ff., wie zum Theil schon aus dem oben Angeführten erhellet) und *Reinhard* (Vorr. zur 3. Ausg. s. Systems der christl. Moral. 1797.). Um zu verhüten, dass die Autorität solcher Männer dem Publicum nicht imponiren und die Gründe für die philosophische Begründung der Theologie, als Wissenschaft, nicht niederschlagen möge, suchten *Stäudlin* (Ueber den Werth der kritischen Philosophie u. s. w. S. Beyträge zur Gesch. und Philos. der Rel. 3. B. S. 273 ff. 4. B. S. 83 ff. 5. B. S. 312 ff.), *J. W. Schmid* (Vorr. über christl. Religion u. s. w., ausführlicher in der Vorr. zu s. christl. Moral. 1. Th. S. 19 ff.) und der Verfasser der Briefe über Kant's, Forberg's und Fichte's Religionstheorie (in *Flatt's* Magazin für christl. Dogmatik. 5. St. S. 175 ff.) die Ehre dieser so sehr verkannten Philosophie zu retten. Der Unbefangene wird urtheilen, dass ihnen die Vertheidigung des Gebrauchs der Philosophie überhaupt und ihrer Verbindung mit der Theologie besser gelungen sey, als der Beweis, dass die *Kantische* Religionstheorie dazu geeignet sey, allen Forderungen des denkenden und selbstständigen Theologen Genüge zu leisten.

Wichtiger als die eben genannten Universal-Gegner sind, für unsern Zweck, die Erinnerungen von drey Gelehrten, die sich gegen die *Kantische Dogmatik* erklären zu müssen glaubten, und die auf eine nähere Discussion der einzelnen Punkte selbst eingingen. Unter ihnen stehen *Storr's Annotationes quaedam theologicae ad philos. Kantii de religione doctrinam.* Tübingen 1793. 4. (Auch deutsch: Bemerkungen über Kant's philosophische Religionslehre. Aus dem Latein. nebst einem Anhange — von *Süskind* — Tübingen 1794.) oben an. Die beste Empfehlung dieser Schrift ist wohl folgendes Urtheil von *Kant* selbst: „Auf die Urtheile würdiger, genannter und ungenannter Männer über diese Schrift, habe ich in dieser zweyten Auflage nicht Bedacht nehmen können, wie ich wohl gewünscht hätte, vornehmlich in Ansehung der *Annotationes quaedam theologicae etc.* des berühmten Hn. Dr. *Storr* in Tübingen, der sie mit seinem gewohnten Scharfsinn, zugleich auch mit einem den grössten Dank verdienenden Fleisse und Billigkeit in Prüfung genommen hat, welche zu erwiedern ich zwar Vorhabens bin, es aber zu versprechen, der Beschwerden wegen, die das Alter, vornehmlich der Bearbeitung abstracter Ideen, entgegensetzt, mir nicht getraue." (S. Religion innerhalb den Gränzen u. s. w. 2. Ausgabe. 1794. Vorr. S. XXIV.).

Neben *Storr* verdient *Eckermann* genannt zu werden, der in seinen theologischen Beyträgen zuerst eine Prüfung von *Fichte's* Kritik aller Offenbarung (3. B. 3. St. 4. B. 1—3. St.) lieferte; sodann Bemerkungen über Kant's philosophische Religionslehre (6. B. 2. St.) mittheilte, und mit Zweifeln über Jakob's allgemeine Religion (6. B. 3. St.) schloss — Alles mit ungemeinem Scharfsinn und vorzüglicher Gelehrsamkeit. Aber es ist eine eigne Erscheinung, dass diese beiden würdigen Gegner der Kantischen Philosophie der Gabe einer leichten und gefälligen Darstellung, ja selbst der Verständlichkeit der Schreibart,

Schreibart, fast gänzlich ermangeln. Der Einfall eines Recensenten: „dass man *Eckermann's* gehaltreiche Einwürfe in eine andere Sprache übersetzen möchte," war daher wirklich so übel nicht.

Die Schrift: Einige Bemerkungen über Kant's philosophische Religionslehre. Kiel 1795. ist der erweiterte Abdruck einer Recension in der N. Allgem. Deutschen Bibliothek. XVI. B. In ihr verräth sich der berühmte Skeptiker *G. E. Schulze* in Helmstädt so deutlich, dass man sie, wenn auch diese Autorschaft nicht schon anderwärts bekannt wäre, diesem Vf. unbedenklich beylegen dürfte.

Mit Nachdruck und Würde erklärte sich der anonyme Vf. einer Abhandlung in *Henke's* Magazin. VI. B. 1. St. über die von den Kantianern vorgenommene Behandlung des dogmatischen Systems. Die moralische Schriftauslegung wird dabey in dieser Beziehung besonders in Anspruch genommen und gezeigt, dass der liberale Theolog einer solchen künstlichen Deutung nicht bedürfe, und dass es der kritischen Methode auch in praktischer Hinsicht nicht überall gelinge, zwischen Vernunft und Kirchenlehre die beabsichtigte Aussöhnung zu Stande zu bringen.

Drey andere Schriften: Wahres Verhältniss der Kantischen Philosophie zur christlichen Religion. München 1794; *Unger's* Zweifel und Erinnerungen gegen Kant's philosophische Religionslehre. Halberstadt 1795; und Etwas über den Werth der kritischen Philosophie und ihren Einfluss auf die geoffenbarte Religion, veranlasst durch die diessfalls geäusserten Urtheile der grössten Theologen und Philosophen unsrer Zeit, besonders eines Reinhard's, Tieftrunk's und Stäudlin's. Leipzig 1799 (von drey kursächs. Predigern bey Leipzig *Troitsch, Schmidt* und *Oeser*) — sind mehr des guten Willens, als der Ausführung wegen zu loben, und verdienen der Vergessenheit übergeben zu werden.

Zum Schluss stehe hier noch *Stäudlin's* besonnenes Urtheil: „Die kritische Philosophie hat für die Dogmatik schöne Aussichten eröffnet, sie hat dem seichten Naturalismus und Eudämonismus Abbruch gethan, sie hat durch Begründung einer reinen Moral und einer Moraltheologie dem Systeme, so wie der bessern Würdigung der biblischen Religionslehre grosse Dienste erwiesen; sie hat manche Begriffe des alten Systems gerettet und gewürdigt, und der Glaubenslehre sichere Principien in der reinen Vernunft angewiesen. Sie ist aber auch oft zum Schaden derselben missverstanden und missbraucht worden, und enthält selbst mehr die Keime zu einer befriedigenden und beruhigenden Religionslehre, als sie dieselben entwickelt und das Ganze vollendet hat." S. Dogmatik und Dogmengeschichte. 1. Th. S 93—94.

Es ist noch übrig, die *dogmatischen Lehrbücher* kennen zu lernen, deren Verfasser, ohne einer bestimmten philosophischen Partey anzugehören, sich zu den *Eklektikern* bekennen, und die in der Behandlung und Darstellung des Systems und der einzelnen Dogmen sich der so genannten *biblisch-historisch-kritischen Methode* bedienen. Die meisten davon sind blosse Compendien, mit einer *curta suppellex* ausgestattet. Nur einige halten das Mittel zwischen einem Leitfaden und einem ausführlichen System. Auf den letzten Namen kann bloss *Eckermann's* Handbuch für das systematische Studium der christlichen Glaubenslehre Anspruch machen, das wenigstens an Weitschweifigkeit mit den ältern grössern dogmatischen Werken wetteifert.

Unter diesen Dogmatikern sind mehrere, die von den Freunden des alten Systems mit dem allgemeinen Namen *Neologen* (Neu-Vernünftler) bezeichnet zu werden pflegen. Man versteht darunter die Dogmatiker, die, nach dem Vorgange von *W. A. Teller*, dessen Lehrbuch der christlichen Glaubenslehre (1764) eine neue Epoche in der Geschichte der Dogmatik begründet hat, manche in das System aufgenommene Dogmen entweder für eine *müssige* scholastische Speculation und daher für veraltet erklären, und somit die *Summa credendorum* nur auf wenige Sätze von praktischem Interesse einschränken, oder die den biblischen Grund der Lehre durch Verwerfung der bisher gültigen Beweisstellen entweder ganz erschüttern oder beträchtlich verengen, oder die endlich die biblischen Vorstellungsarten selbst als blosse *Zeitbegriffe* gelten lassen und durch diese Art von Accommodation der Verlegenheit, worin sie sonst mit der Autorität der heil. Schrift gerathen würden, zu entgehen suchen.

Den Anhängern des alten Systems war der Beysatz: „*nach den Bedürfnissen und dem Geschmack unsrer Zeiten,*" den manche dieser Lehrbücher führen, anstössig. Man glaubte, es sey unter der Würde des Dogmatikers, bey Darstellung einer allgemein geltenden und allgemein gültigen Glaubenslehre, dergleichen doch die christliche sey, zu den oft nur erträumten Bedürfnissen, oder zu dem oft sehr verderbten Geschmack eines Decenniums oder Quinquenniums zu condescendiren. Der Dogmatiker müsse, statt sich vom Zeitalter herabziehen zu lassen, dasselbe auf seinen sublimen Standpunkt zu erheben suchen. Die neuern Dogmatiker aber schienen den *Janus-Köpfen* zu gleichen, die mit dem einen Gesichte in die alte, mit dem andern in die neue Zeit blickten.

Dagegen fehlte es den Freunden der modernisirten Dogmatik auch nicht an wichtigen Gründen zur Vertheidigung und Rechtfertigung ihres Verfahrens. Die Dogmatik, sagen sie, war von jeher eine Tochter der Zeit und ihres Geschmacks. Oder haben die ältesten Kirchenlehrer etwas anders gethan, als sich nach dem Geschmack und Bedürfniss *ihres* Zeitalters bequemt? Ja, was war die Lehre Jesu und seiner Apostel anders, als ein Product *ihrer* Zeit? Soll die Dogmatik allein, während alle Wissenschaften und Disciplinen beym Zeitgeist in die Schule gehen, aller Profectibilität beraubt seyn? Sie ist ja doch offenbar nichts anders als das mühsame Resultat vieler Jahrhunderte.

hunderte. Keine Kirchenversammlung hat sie ein für allemal decretirt; kein Infallibel sie zu einem geschlossenen Ganzen gestempelt. Ist nicht die Annahme eines solchen keiner Veränderung und Verbesserung fähigen dogmatischen Kanons mit dem Geiste des Protestantismus im offenbarsten Widerspruch? Und — es ist doch besser, mit seinen Blicken die alte und neue Zeit zugleich zu umfassen, als entweder, bey Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam eines blinden Glaubens, gar nicht sehen, oder aber einseitig, als Paläolog bloss das Alte, oder als Neolog bloss das Neue zu berücksichtigen.

Doch wir lassen es bey diesen Beschuldigungen und Retorsionen bewenden, und führen jetzt die dogmatischen Lehrbücher unsers Zeitraums in der Ordnung auf, wie sie uns ihrer Verwandtschaft nach auf einander zu folgen scheinen. Es wird sich dabey zeigen, dass die Zeit selbst diese Ordnung begünstigt.

1. *J. Chr. Döderlein: Institutio theologi christiani in capitibus religionis theoreticis nostris temporibus accommodata.* 1. u. 2. Th. Nürnberg und Altdorf 1779. Edit. VI. cura *C. G. Junge.* 1797. *Summa institutionis th. chr. — in usum praelectionum academ.* 1782. Ed. 3. cura *Junge.* 1793. (Die deutsche Umarbeitung s. in der populären Dogmatik.)

2. *Epitome theologiae christ. futuris doctoribus relig. scripsit S. Fr. N. Morus.* Leipzig 1789. Ed. IV. 1789. Kurzer Inbegriff der christlichen Gottesgelahrtheit für künftige Religionslehrer. Nach der 2. Ausg. aus dem Latein. übers. von *Heynatz.* Leipzig 1794 Eine andere deutsche Uebersetzung erschien Halberstadt 1795. *Mori Commentarius exegetico-historicus in suam Epitomen* edidit *C. A. Hempel.* 2 Th. Halle 1797 - 98.

3. *Th. S. Forbiger: Theses theologiae theoret. cum perpetua annotatione exegetica, historica, symbolica, auditoribus suis scripta.* Leipzig 1790.

4. *J. C. Volborth: Primae lineae theol. histor. polem.* Göttingen 1790.

5. *H. G. Reichard: Initia disciplinae christianae.* Leipzig 1784. Ed. 2. 1794.

6. *Mich. Weber: Theoremata rel. chr.* Wittenberg 1791.

7. *J. O. Thieß: Theses theologicae.* 1793.

8. *G. Göpfert: Sciagraphia partis rel. chr. theoret.* Leipzig 1799.

9. *Jac. Christ. Rud. Eckermann: Compendium theol. chr. theoreticae biblico-historicae.* Altona 1791. Ed. 2. 1792. Desselben: Handbuch für das systematische Studium der christlichen Glaubenslehre. 4 Bände. Altona 1801 ff.

10. *C. Chr. Storr: Doctrinae christ. pars theoretica e sacris litteris repetita.* Stuttgardt 1793. *Storr's* Lehrbuch der christlichen Dogmatik in's Deutsche übersetzt mit Erläuter. aus andern, vornehmlich des Vfs. eigenen Schriften u. mit Zusätzen aus der theol. Lit. seit dem J. 1793. versehen von *C. C. Flatt.* Stuttgardt 1803.

11. *H. Ph. C. Henke: Lineamenta institutionum fidei christianae historico-criticarum.* Helmstädt 1793. Ed. 2. 1795. Deutsch 1801.

12. *J. E. Chr. Schmidt:* Lehrbuch der christlichen Dogmatik. Giessen 1800.

Man war geraume Zeit hindurch gewohnt, die Vff. von Nr. 1. und 2, die beide in dem Zwischenraum eines Monats den Wissenschaften durch den Tod geraubt wurden (Morus † 11. Nov. Döderlein † 2. Dec. 1792.), als die Repräsentanten der dogmatischen Aufklärung in der lutherischen Kirche zu betrachten. Ihre Lehrbücher wurden nicht nur auf den meisten protestantischen Universitäten als Compendien gebraucht (der *Epitome* von *Morus* wiederfuhr sogar die Auszeichnung, dass sie unter der Regierung König Friedrich Wilhelm II. auf den Preussischen Universitäten durch höhere Autorität als Leitfaden des dogmatischen Unterrichts empfohlen wurde), sondern auch die meisten Schriftsteller, über dogmatische Gegenstände, nahmen auf sie beständige Rücksicht; sie waren gleichsam ein neuer „*Lapis Lydius, ad quem omnia dogmata exigenda sint et iudicanda*" (*Formula Concord. Epit. praef.* p. 672. Ed. Rechenb.)! Diess beweiset, statt aller, folgendes Urtheil in *Tieftrunks* Censur des protestantischen Lehrbegriffs. 1. Th. S. 50: „Unter den vielen vortrefflichen Lehrbüchern unsers kirchlichen Bekenntnisses habe ich die auf dem Titel erwähnten — von *Döderlein* und *Morus* gewählt. Jener liefert in detaillirter Vollständigkeit und dieser in bündiger Kürze alles, was, meinem Erachten nach, Einer zu wissen nöthig hat, der nicht aus besonderer Vorliebe oder Beruf weiter in die Sache eindringen will. Man findet zudem in beiden Schriften, bey einer verantwortlichen Treue gegen die öffentlichen Lehrbücher, eine aufgeklärte Denkungsart, gründliche Orthodoxie, scharfsinnige Exegetik, weitumfassende Belesenheit, und, was in meinen Augen einen ausserordentlichen Werth hat, eine dem Geiste Christi angemessene, aufrichtige Liebe zur Wahrheit und zum Frieden."

Es ist leichter, den Unterschied, als die Uebereinstimmung dieser berühmten Dogmatiker charakteristisch anzugeben. Beide gehen zwar von der Bibellehre aus; allein *Morus* verfolgt dieselbe weiter und inhärirt ihr mit einer Beharrlichkeit, wodurch seine *Epitome* mehr eine biblische als kirchliche Dogmatik wird. *Döderlein* berücksichtigt am meisten die Kirchenväter und ältern Symbole, und vergleicht damit die Vorstellungsarten der Neuern (meistens seiner Zeitgenossen, deren Schriften er häufig citirt). Dagegen hat Morus weniger Patristik als *Scholastik*, worunter bey ihm aber die ältern Systeme eines Melanchthon, Chemnitius, Gerhard, Musäus, G. Calixtus, Hülsemann (Vorr. S. XVIII ff.) u. a. zu verstehen sind. Die abweichenden Meynungen der Neuern werden fast nirgends berührt. Daher ist die Literatur bey diesem sehr sparsam, bey jenem aber reich und in manchen Punkten vollständig. Beide gehen auf Combination und Amalgamation älterer

neuerer Vorstellungen aus; aber der raschere
erlein verfährt in dieser Operation gewaltsamer,
ler bedachtige Morus. Hiermit hängt zusammen,
Ersterer andere Meynungen zuweilen etwas
eidend beurtheilt und sarkastisch bestreitet,
terer aber die Polemik entweder ganz ausschliesst,
doch seinen Dissensus so leise andeutet, dass er
len, der mit dem Gegenstande nicht völlig ver-
t ist, beynahe ganz verloren geht. Bey schwieri-
Materien weiss Döderlein die Dialektik, die er
terlich in seiner Gewalt hat, trefflich zu seinen
isten zu gebrauchen, um entweder über Steine
Anstosses hinzugleiten, oder das Ganze unver-
kt in einen andern Gesichtspunkt zu rücken.
rus weiss dadurch, dass er die *notiones biblicas*
hält, mancher Schwierigkeit auszuweichen, oder
durch ein häufig angebrachtes „*ecclesia docet*" aus
Function des Dogmatikers in das Geschäft des
orischen Referenten zu versetzen. Döderlein
fft zuerst das Ganze, und berichtigt dann die ein-
en Theile, wobey jedoch Manches übersehen
d; Morus dagegen producirt aus den einzelnen
eilen, wo er sich als scharfen logischen Zerglie-
er zeigt, erst das mühsam und kunstvoll zusam-
gesetzte Ganze. Bey Döderlein zeigt sich mehr
ie und Geistesenergie; bey Morus mehr Scharf-
, Gelehrsamkeit und Kunst. Die Darstellung
Erstern ist zuweilen schwerfällig und dunkel, der
iodenbau schleppend, der Ausdruck vernachläs-
und unrömisch. In letzterm erkennt man auf
ersten Blick den in der Schule der Klassiker ge-
leten Humanisten, die Unverdrossenheit seiner
le, seinen gewählten, echtrömischen Ausdruck.
Endlich nahmen beide gegenseitig Rücksicht auf ihre
eiten. Jeder suchte die seinige durch Adoption
Vorzüge des andern vollkommen zu machen.
s Döderlein (Vorr. z. 5. Ausg. Th. 1. S. XXI—
II.) so ehrenvoll von seinem dogmatischen Freun-
urtheilte, das würde dieser jenem gern wieder
ück gegeben haben: „*Quarum partem lubens gra-
ue profiteor me debere eruditioni et perspicaciae Ven.
ri, qui multo pro necessitate temporum in Epitome
a cautione tractavit, tanta diligentia excursit, tanta
estia examinavit, tanta solertia ad religionis consilium
cavit, ut ei non subscribere, ab eo non repetere,
quid repetendum restabat, aut arrogantiae esset eo-
hominum, qui sibi omnia vindicant, aliis nihil debe-
stant, aut ingratae mentis vitium, quae temporum
tatem et doctorum studia negligit!*"
Wenn man auch den verewigten Döderlein nicht
de für den *Ersten* Theologen seiner Zeit halten
hte (wofür er sich, nach einer in *Reinhard's* Vor-
igen über die Dogmat., mit literarischen Zusät-
von *Berger*. 1801. Vorr. S. 3. mitgetheilten, aber
durch eine Sage verbürgten, Anekdote, selbst
lten haben soll), und wenn gleich das Ur-
in der Theologie der Neuern von *Nitsch* (Er-
1790. S. 119.): „dass er der *Melanchthon unsrer*
n sey" — in mehr als einer Rücksicht etwas un-
passend scheinen sollte: so ist doch so viel unläug-
bar, dass seine *Institutio* von grossem, und, man darf
es behaupten, von heilsamem Einfluss auf das Zeital-
ter gewesen ist. Auch wird das *historische* Ver-
dienst derselben noch künftig erkannt und geschätzt
werden.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

OEKONOMIE.

Weimar, b. Gädike: *Vollständiges Lexikon der Gärtnerey und Botanik*, oder *alphabetische Beschreibung vom Bau, Wartung und Nutzen aller in- und ausländischen, ökonomischen, officinellen und zur Zierde dienenden Gewächse.* Von *Friedr. Gottl. Dietrich*, Fürstl. Sächs. Weimar. Hofgärtner u. s. w. *Dritter* Band, von *Chamaerops* bis *Ernodea*. 1803. 854 S. *Vierter* Band, von *Erodium* bis *Hyssopus*. 1804. 758 S. *Fünfter* Band, von *Jabarosa* bis *Masculus*. 1805. 770 S. gr. 8. (à 3 Rthlr.)

Der fleissige Vf. fährt fort, sein Werk mit rühmlicher Genauigkeit zu bearbeiten. Der Vorzug desselben vor dem *Millerschen* zeigt sich sowohl an der weit umfassenden Ausarbeitung jedes Gegenstandes, als auch an der weit grössern Reichhaltigkeit. So hat z. B. *Miller* nur 31 Sorten *Convolvulus*, Winde, Hr. D. 119 S. *Crassula* der fetten Henne sind hier 71, bey *Miller* nur 11. — *Crataegus* 19, bey *Miller* 9. — Hiebey sagt der Vf., dass sie sämmtlich durch den Samen fortzupflanzen seyen; aber Rec. hat gefunden, dass sie dabey nicht alle in ihrer echten Art bleiben, sondern dass sie sicherer durch die Veredlungsarten des Pfropfens, Okulirens u. s. w. fortgepflanzt werden: wie z. B. *Crataegus Coccinea* und *Crat. Crus galli*, wobey ihm zu Unterlagen der gemeine Weissdorn (*Crat. oxyacantha*) oder Birnwildlinge dienten. — *Cratalaria*, die Klapperschote, hat *Miller* nicht; der Vf. hat deren 44 Sorten. Von Cyperngras, *Cyperus* hat Hr. D. 76, *Miller* 2 S. Von Seidelbast, Kellerhals, *Daphne* Hr. D. 39, *Miller* 9 S. Von *Cytisus*, Bohnenbaum, Geisklee Hr. D. 24, *Miller* 11 S. Von *Digitalis*, Fingerhut Hr. D. 13, *Miller* 7 S. *Dolychus*, Phaseolen, Bohnen hat Hr. D. 53, *Miller* 4 S. Von Natterkopf, *Ecchium* Hr. D. 30, *Miller* 7 S. Von *Erica*, Heide 137, *Miller* 5 S. *Euphorbia*, Wolfsmilch Hr. D. 125, *Miller* 32 S. *Ficus*, Feigenbaum Hr. D. 29 Arten, *Miller* u. s. w. (Doch vermissen wir hier einige Sorten *M.*) Im *fünften* Bande S. 141. vermisste Rec. eine seltne *Wallnussart*, von der er eine Frucht besitzt. Die Schale hat die völlige Gestalt einer Muschel, öffnet sich auch eben so, ist sehr dick, dunkelbraun, etwas uneben, aber nicht — wie *Juglans nigra* oder *cinerea* — gefurcht, in der Grösse eines Enteneyes, aber muschelartig glatt, inwendig, wo der einfache grosse nierenförmige Nusskern liegt, kastanienbraun und glänzend-glatt, wie polirt. Man verkauft sie häufig zu London auf den Märkten. — Noch müssen wir bemerken, dass der Vf. im *vierten* Bande Nachträge zum *ersten* Bande liefert.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 17. April 1806.

Revision der theologischen Literatur in den drey letzten Quinquennien des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Von *Forbiger*, *Volborth*, *Reichard*, *Weber*, *Thieß*, *Göpfert* (Nr. 3—8.) ist weiter nichts zu sagen, als dass sie sämmtlich entweder zum Gebrauch für Akademieen oder Gymnasien die Dogmatik *in nuce* liefern. Man kann von solchen ersten Umrissen weder eine ausführliche Theorie, noch eigenthümliche Ansichten erwarten. Indess zeichnen sich *Weber* und *Thieß* noch immer durch eine gewisse Originalität aus, wobey jedoch jener den Vorzug eines correcten und fliessenden Stils hat. Die *Theses* von *Thieß* haben freylich keine solche Revolution bewirkt, wie die von Luther 1517 bekannt gemachten; allein sie können doch dazu dienen, das Nachdenken der jungen Theologen auf eine fruchtbare Weise zu wecken. Dass man bey dem Vf. von Nr. 5. reine Latinität finden werde, lässt sich von dem zierlichen Dollmetscher des N. T. im Voraus erwarten. Aber wirklich verdienen auch diese *Initia* bloss der Sprache wegen gelesen zu werden.

Schon oben stellten wir *Eckermann* (Nr. 9.) und *Storr* (Nr. 10.) als Gegner der Kantischen Religionstheorie neben einander. Hier hat sie indess mehr die Zeit als der gleiche Werth ihrer dogmatischen Werke mit einander verbunden. Wir müssen nämlich aufrichtig bekennen, dass uns die Storr'sche Dogmatik, in Absicht auf die Festigkeit der Principien, die Schärfe und Consequenz der Begriffe, die Subtilität und Gründlichkeit der Beweise und die edle Simplicität der Darstellung, den Vorzug vor der Eckermannischen zu verdienen scheint. Diess soll aber nicht so verstanden werden, als wären bey letzterer alle Eigenschaften des Gegentheils zu finden; wir räumen vielmehr willig ein, dass sich auch bey diesem Dogmatiker exegetische und historische Gelehrsamkeit, ein Reichthum an wohlgeordneten und deutlich gedachten Begriffen, und viele einzelne treffliche Ansichten und Bemerkungen finden. Allein das πρωτον ψευδος ist die *Accommodations-Theorie*, worüber der Vf. mit grosser Beharrlichkeit festhält, und wodurch er sich zwar die Darstellung der Bibellehre auf der einen Seite erleichtert; aber auch den biblischen Schriftstellern häufig einen harten Zwang anthut. Dieselbe Bewandniss hat es mit der damit zusammenhängenden Offenbarungs- und Wunder-Theorie, die er zwar mit ziemlicher Consequenz durchzuführen weiss, die aber auf offenbar falschen und dem Geiste des Alterthums widerstrebenden Prämissen beruht. Das lateinische Compendium ziehen wir wegen grösserer Klarheit und Präcision, und weil es eine leichtere Uebersicht der Ideen des Vfs. gewährt, dem Handbuche weit vor, dessen Weitschweifigkeit und schleppende Breite selbst den geduldigsten Leser ermüdet. Im Gegentheil ist Storr's verdeutschte Dogmatik ungleich mehr zu empfehlen, als die lateinische, deren Anordnung minder bequem ist, und die sich wegen des schwerfälligen Periodenbaues und dunkeln Ausdrucks, nicht angenehm lesen lässt. An Literatur ist der lateinische, noch mehr der deutsche, Storr reich; Eckermann dagegen arm.

Bey einer nähern Vergleichung der *Henke'schen* Lineamente (Nr. 11.) mit dem Lehrbuch von *Schmidt* (Nr. 12.) ergibt sich, als Aehnlichkeit: dass beide Compendien das Resultat einer schönen exegetischen und historisch-kritischen Gelehrsamkeit sind, dass beide Vff. liberale und helldenkende Theologen genannt zu werden verdienen, und dass ihnen das Lob einer zweckmässigen Auswahl der für wichtig gehaltenen Lehrsätze, eine geschickte Behandlung der Beweise und eine fruchtbare Kürze und kernhafte Darstellung nicht streitig gemacht werden kann.

Allein in Absicht auf die Methode zeigt sich sogleich eine grosse Verschiedenheit. Die von *Henke* befolgte ist die *historisch-kritisch-synkretistische*, d. h. er wählt unter den vorhandenen Vorstellungsarten diejenigen aus, die ihm die dem gemeinen Verstande am meisten zusagenden zu seyn scheinen. Das Kriterion ist bey ihm die *praktische Brauchbarkeit eines Dogma.* Alle Scholastik wird verabschiedet, und der Vf. missbilligt es gar sehr, dass die Dogmatik unsrer Zeit mit zu viel altem Wust überladen werde. „*Huic igitur onomatolatriae*, (heisst es Vorr. S. 14.) *in tradenda disciplina sacra magis adhuc renunciandum, et formularum et phrasium in theologia technicarum explicatio*

plicatio in historiam dogmatum releganda est." Aus diesen Grundsätzen ist es zu erklären, dass die *Lineamenta* nur einen sehr kleinen Theil von den Bestimmungen des alten dogmatischen Systems enthalten. Wenn auch manche Lehren noch nicht geradezu ganz ausgeschlossen werden, so sind sie doch so kurz abgefertigt, dass man daraus den Wunsch des Vfs., sie als antiquirt betrachten zu dürfen, deutlich hervorleuchten sieht. So ist z. B. die ganze *Angelologie* §. 49. auf 30 Zeilen abgefertigt. So sind auch bey andern Lehren Hauptbestimmungen mit Stillschweigen übergangen und die Dogmen oft so dargestellt worden, wie sie zwar von einigen neuern Denkern gefasst, von den Dogmatikern aber in der That nicht betrachtet worden sind. Diess ist unter andern in der Trinitäts-Lehre der Fall. Wir sind nicht der Meynung, dass dem theologischen Studium durch ein solches Modernisiren und Halbiren der Begriffe ein Dienst geschehe. Entweder sey künftig von einer *christlichen Dogmatik* überall nicht mehr die Rede; oder man lasse den Dogmen ihren alten Gehalt, wobey das alte System doch wenigstens in sich selbst consequent bleibt.

Die von *Schmidt* befolgte Methode möchten wir die *historisch-philosophische* nennen. Er gibt mit historischer Treue die Hauptpunkte der Kirchenlehre, wie es sich für ein dogmatisches Compendium geziemt, in ihrer biblisch-symbolischen Reinheit an. Darauf folgt, die von den kirchlichen Bestimmungen unabhängige philosophische Ansicht der Dogmen, wobey der Vf. eine gewisse Vorliebe für die *Fichte'sche* Religionstheorie durchscheinen läfst. Am richtigsten dürfte, in Absicht auf den philosophischen Theil, dieses Lehrbuch mit der *Stäudlin'schen* Dogmatik (f. oben) verglichen werden. Doch hat es, unsers Bedünkens, vor jenem den Vorzug voraus, dass der kirchlich-historische und der philosophische Standpunkt schärfer unterschieden werden.

In Ansehung des Stils hat *Henke's* Buch viel Aehnlichkeit mit der Döderlein'schen Schreibart. So viel diese aber auch noch zu wünschen übrig läfst, so sind wir doch der Meynung, dass es zweckmässiger sey, ein für akademische Vorlesungen bestimmtes Lehrbuch der Dogmatik in *lateinischer* Sprache abzufassen.

Gern möchten wir noch von *Reinhard's* Dogmatik und *Ammon's* Summa, die uns dem Ideal einer christlichen Dogmatik näher zu kommen scheinen, als alle bisherigen Lehrbücher, so wie von einigen andern dogmatischen Versuchen des neunzehnten Jahrhunderts, reden, wenn wir nicht fürchten müssten, den bestimmten Zeitraum über die Gebühr zu überschreiten. Wir übergehen diese daher für jetzt mit Stillschweigen und handeln noch kürzlich von der populären Dogmatik.

III. Die letzte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, welches sich im Allgemeinen als die Periode der Gemeinnützigkeit charakterisirt, hat uns zuerst mit einer *populären* und *praktischen Dogmatik* beschenkt. Zuerst kannte man bloss, als einander entgegen gesetzt, *Dogmatik* und *Katechetik*, d. h. der dem Volk in den Hauptlehren des Christenthums zu ertheilenden Religionsunterricht. Unter der *praktischen Theologie* aber verstand man die *Moral*. Seitdem aber *Mosche de Theologia populari* (Göttingen 1773. 4.) und *Spalding* sein treffliches Buch von der Nutzbarkeit des Predigtamtes schrieb; und *Leß* sein: Handbuch des christlichen Religionstheorie für Aufgeklärtere, oder Versuch einer praktischen Dogmatik (Göttingen 1779. 3. Ausg. 1789.) herausgab, war von einer *populären* und *praktischen* (bey Manchen: populären *oder* praktischen) Dogmatik die Rede. Nun kann zwar nicht geläugnet werden, dass diese Benennung (in wie fern nach dem recipirten Sprachgebrauch unter Dogmatik *Speculation* verstanden, oder derselben der Begriff *gelehrt*, welcher das Populäre oder Ungelehrte ausschliesst, beygelegt wird) eine *contradictio in adiecto* enthalte, was auch von mehrern Schriftstellern gerügt wurde. Indess läfst sich dieser Sprachgebrauch schon rechtfertigen, so bald nicht auf den Inhalt, sondern auf den *Zweck* gesehen wird. (Vgl. *Nösselt's* Anweisung zur Bildung angehender Theologen. 2. Th. 2. Ausg. S. 257 — 258.). Demnach ist die *populäre* Dogmatik die systematische Darstellung der biblischen Theologie, oder des kirchlichen Lehrbegriffs, die den Fähigkeiten der Nicht-Theologen angemessen ist. Die *praktische* Dogmatik dagegen wäre die Entwickelung des Einflusses des kirchlichen Lehrbegriffs auf Besserung und Beruhigung des Menschen (Vgl. *Bretschneider's* systematische Entwickelung aller in der Dogmatik vorkommenden Begriffe u. f. w. Leipzig 1805. S. 153.).

Den ganzen Unterschied gibt *Stäudlin* (Dogmatik und Dogmengeschichte. 1. Th. S. 44.) mit folgenden Worten an: „Der Ausdruck *praktische* Dogmatik bezeichnet entweder eine solche christliche Religionslehre, in welcher man von der Moral ausgeht und die Dogmen theils auf sie gründet, theils auf irgend eine Art mit ihr in Verbindung setzt, oder eine solche, in welcher der Einfluss der theoretischen Lehren des Christenthums auf Besserung und Beruhigung gezeigt wird. Manche verstehen darunter zugleich auch die *populäre* Dogmatik, welche eigentlich nichts anders als eine gemeinfassliche Darstellung der religiösen Lehren des Christenthums ist, welche denn freylich desto populärer gemacht werden können, je praktischer sie sind. Zuweilen versteht man aber auch unter der populären Dogmatik eine Anweisung zu einer solchen Darstellung, oder zu einer Absonderung der Materialien des christlichen Volksunterrichts von der gelehrten Theologie. Bey manchen ist die praktische Dogmatik auch so viel als christliche Moral."

Der erste Versuch einer solchen systematischen Darstellung der christlichen Glaubenslehre, von dem gelehrten Apparat entkleidet, war (da *Leß* mehr auf ascetische Zwecke ausging) *Griesbach's* Anleitung zur gelehrten Kenntniss der populären Dogmatik. Jena 1779 (seit d. 2. Ausg. 1786. unter dem Titel: Anleitung

tung zum Studium der populären Dogmatik, besonders für künftige Religionslehrer. 4. Ausg. 1789.). „Ich nenne diess, sagt *Nitsch* unter andern in Beziehung auf diese Anleitung, den Triumph der berichtigten Theologie, dass sie nun zu einer gemeinnützigern Behandlung des Christenthums selbst angewendet wird." Ich datire aber diesen Triumph von jener Zeit an, da man es wagen durfte, die vorhergeschehenen (?) Bemühungen unter einen Gesichtspunkt zu vereinigen" (S. Theologie der Neuern. Erfurt 1790. S. 120.). Das Urtheil: „Vielleicht werden manche Leser finden, dass der Vf. zu viel aus der gelehrten Dogmatik in der populären beybehalten habe" (S. *Niemeyer's* und *Wagnitz'ens* Bibliothek für Prediger. 2. Th. S. 130.), können wir aus dem Grunde nicht unterschreiben, weil dieser Leitfaden ein Versuch seyn sollte, wie sich das Kirchensystem auch ohne Schul-Terminologie allgemein verständlich darstellen lasse. Daher durfte kein wesentlicher Theil des Systems übergangen werden; vielmehr würde jede solche Auslassung ein Hauptfehler dieses für *Religionslehrer* bestimmten Buchs gewesen seyn. Noch müssen wir anführen, dass diese Anleitung in *Herrmann's* Lehrbuch der christlichen Religion zum Gebrauch in Gymnasien und mittlern Schulen. Erfurt 1796. in der Religionslehre zum Grunde gelegt worden ist.

Aus demselben Gesichtspunkte sind auch *Schulze's* Entwurf der gemeinnützigen Erkenntnisslehren des Christenthums. 2 Th. Königsberg 1788. Desselben: *Elementa theologiae popularis*. Ebendaselbst 1789; *J. P. A. Müller's* neue Darstell. der christl. Glaubenslehre für Gelehrte und Ungelehrte. Leipz. 1790; und *Palmer's* Entwurf einer praktischen Dogmatik. Leipzig 1792. — zu betrachten. Diese Schriften enthalten Winke für den christlichen Religionslehrer, wie er die Lehren seiner Kirche auf eine fruchtbare Weise beym Volksunterricht benutzen soll. Eine vollständige Materialien-Sammlung darf man in ihnen nicht suchen, und es würde von dem Prediger sehr zwecklos gehandelt heissen, wenn er das *ihm* gesagte, in eben der Form, worin es vorliegt, wieder seinen Zuhörern vortragen wollte. Es wäre diess eben so viel, als wenn einer eine Predigt an Prediger von der Kanzel herab seiner Gemeine vortrüge!

Auch *Niemeyer's* populäre und praktische Theologie (4. Ausg. Halle 1799. Auch unter dem Titel: Handbuch für christliche Religionslehrer. 1. Th.) ist zunächst mehr eine *Methodik* für den Religionslehrer; doch enthält sie zugleich auch Materialien für den Religionsunterricht. Sie gehört übrigens nur zum Theil hieher, da sie auch die *Moral* mit in sich begreift. „Jedoch ist, nach der eignen Erklärung des würdigen Vfs., die Moral kürzer abgehandelt, weil ihre Lehren schon an sich mehr Popularität haben." Dagegen gehören die als Commentar mit obigem Werke in engster Verbindung stehenden schätzbaren: *Briefe an christliche Religionslehrer*. 1 — 3. Sammlung. (Halle 1796 — 99. 2. Ausg. 1803.) grösstentheils hieher und verdienen jedem denkenden Religionslehrer als eine treffliche Anweisung zur Popularität und echten Lehrweisheit empfohlen zu werden. *Hermes* Handbuch der Religion (4. Ausg. 2. Th. Berlin 1797.) war zwar zunächst für Nicht-Theologen bestimmt; allein es ist unläugbar, dass dieses viel gelesene Buch auch den Religionslehrern sehr nützliche Dienste geleistet hat.

Döderlein's christlicher Religionsunterricht, nach den Bedürfnissen unsrer Zeit. Nach dem Latein. vom Vf. selbst ausgearbeitet. 1 — 5. Th. Nürnberg 1785 — 91. 2. Ausg. 1794. (Nach *Döderlein's* Tode von *Ch. G. Junge* fortgesetzt. 6 — 12 Th. Nürnberg 1796 — 1803.) ist für Theologen und denkende und aufgeklärte Laien zugleich bestimmt. Das Werk enthält einen grossen Reichthum vortrefflicher Gedanken und wird von jedem Prediger als ein reichhaltiges Materialien-Magazin benutzt werden können. Allein es hat auch alle Fehler, welche allen Schriften, die ein gemischtes Publicum haben und dem Gelehrten und Ungelehrten zugleich Genüge leisten sollen, eigenthümlich ankleben. Es ist nicht wohl möglich, so verschiedenartige Bedürfnisse und so verschiedenen Geschmack zugleich zu befriedigen. Was der einen Klasse zu weitläuftig dünkt, ist der andern noch zu kurz; wo sich der eine Leser über zu viel Schulgelehrsamkeit beklagt, wünscht der andere, dass noch etwas mehr aus ihrer Tiefe geschöpft seyn möchte. Indess fühlten sich doch alle Leser in Döderlein's Arbeit durch einen überall sichtbaren Enthusiasmus für Religion und die gute Sache des Christenthums auf eine erfreuliche Weise ergriffen und in diesem Betracht verzieh man dem Vf. gern die allzu häufigen Declamationen, wodurch sich sein Vortrag so charakteristisch auszeichnet. Bey dem Fortsetzer ist dieser Fehler weniger sichtbar. Der Ton der Untersuchung ist weit ruhiger, der Leser wird nicht mit fortgerissen, sondern mit in die Untersuchung hineingezogen. Das Gefühl findet zwar weniger Nahrung; aber der Verstand wird mehr befriedigt.

Wir wünschen, dass es einem Schriftsteller gelingen möchte, den kirchlichen Lehrbegriff für christliche Religionslehrer so darzustellen, wie es in *Spalding's* trefflicher Schrift: Religion, eine Angelegenheit des Menschen (Leipzig 1797. 3. Ausg. 1799.) in Ansehung der Religion überhaupt, so wahr, überzeugend und herzlich geschehen ist. *Herder's* christliche Schriften, worin aus den meisten Punkten der kirchlichen Dogmatik das allgemein Brauchbare, Aesthetische und Poetische herausgehoben ist, können dabey als Beyspiel und Muster dienen. Der verewigte Herder selbst besass zu einer solchen Arbeit, wie wir sie meynen, zu wenig Stetigkeit, Ruhe und systematischen Geist; er konnte daher nur einzelne Momente mit Glück festhalten, wie er es schon früher in seinen geistreichen *Funfzehn Provinzial-Blättern an Prediger* gezeigt hatte. Aber wenn das Ganze in diesem Geiste und in dieser Manier bearbeitet würde: so würden wir ein Werk erhalten, dessen

Nutzen

Nutzen nicht zu berechnen wäre und worauf unsre Literatur stolz seyn könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

CHEMIE.

Leipzig, in d. Junius. Buchh.: *Handbuch der Chemie zum Selbstunterrichte für Liebhaber derselben, besonders aber für Künstler und Fabrikanten*, worin die Grundsätze dieser Wissenschaft auf eine für Jedermann verständliche Art vorgetragen, ihre Anwendung auf Künste, Fabriken und Oekonomie beschrieben und die dabey vorkommenden Erscheinungen sowohl nach der Stahlischen als Lavoisierschen Theorie so viel, als möglich, erklärt werden. Mit erläuternden Kupfern. *Zweyter* Band. 1803. 318 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) (Dieser Band hat keine Kupfer.)

Diese Fortsetzung eines Werks, dessen *ersten* Band wir 1799. Num. 238. angezeigt haben, ist bloss den Metallen gewidmet. Der ungenannte Vf. hat diese Körper, im Ganzen genommen, eben so bearbeitet, wie er im *ersten* Bande die Alkalien, Säuren u. s. w. behandelt hatte; doch hat er bey der Erklärung mancher Erscheinungen, die die Metalle gewähren, wenn man Versuche auf trocknem und auf nassem Wege mit ihnen anstellt, auf die antiphlogistische Lehre weit mehr Rücksicht genommen, als auf das Stahlische System, und ist in so fern seinem Versprechen nicht ganz nachgekommen. Wir wollen ihm aber diess nicht zum Vorwurf anrechnen, da er sich, wenigstens an einigen Orten, nicht ohne hinreichende Gründe, für die Lehre des *Lavoisier* erklärt hat; sondern vielmehr nur untersuchen, ob der Vf. die Pflichten, die er sich selbst auferlegt hat, immer erfüllt habe. In dieser Rücksicht lässt sich nicht läugnen, dass er mehrere Gegenstände recht gut behandelt hat; aber oft hat er auch das Ziel, das er sich vorgesteckt hatte, ganz verfehlt. Bey einigen Dingen, z. B. S. 54, 95—101, 115. u. s. w. hält er sich weitläuftiger auf, als sie es verdienten, und übergeht manche andere, über die man hier Auskunft verlangen kann, z. B. das mannheimer Gold, das Prinzmetall, die gerhardische Glockenspeise, das auflösliche und phosphorsaure Queckfilber, den Mohnölfirnis u. s. w. entweder ganz mit Stillschweigen, oder beschreibt sie doch nicht vollständig genug; er drückt sich ferner an mehrern Stellen nicht richtig aus, oder begeht auch wirkliche Fehler, z. B. S. 4, wo er behauptet, die Dehnbarkeit der Metalle habe zur Eintheilung dieser Körper in edle und unedle, oder ganze und halbe Metalle Gelegenheit gegeben, und wo er also die Benennungen *edles* und *ganzes* oder *unedles* und *halbes* Metall für gleichbedeutend ausgibt; S. 5, wo er sagt, dass die regelmässige Gestalt, die einige Metalle unter gewissen Umständen annehmen, etwas uneigentlich eine Krystallisation genannt werde, und wo er auch den spröden Metallen eine grössere Geneigtheit zum Krystallisiren zuschreibt, als z. B. dem Silber, das doch bekanntlich sehr oft regelmässig gestaltet in Gängen und Klüften vorkommt, und das auch durch Kunst leicht in eine Krystallengestalt gebracht werden kann; S. 19, wo er die aus einer Auflösung des Goldes in Königswasser angeschossenen Krystallen zu den Salzen zählt, die keine Säure in sich haben; S. 29, wo er dem Scheidewasser die Kraft, Gold aufzulösen, zuschreibt; S. 77, wo er die kohlensauren Alkalien unter die Fällungsmittel rechnet, welche das Quecksilber aus der Salpetersäure in der Gestalt eines weissen Pulvers niederschlagen; S. 114, wo er zwey von einander ziemlich verschiedene Bleypräparate als gleichartig ausgibt; S. 116. und 128, wo er Hn. *Trommsdorff* ein Paar Entdeckungen zuschreibt, die diesem Schriftsteller nicht angehören, u. s. w. An andern Orten widerspricht er sich z. B. S. 19. vergl. mit S. 30. und 58. Z. 20. S. 212. Z. 11. vergl. mit S. 214. Z. 25. u. s. w., oder wiederholt sich z. B. S. 24. Z. 5. 7. vergl. mit Z. 20. 21. S. 92. Z. 13. vergl. mit S. 93. Z. 7, S. 145. Z. 18. vergl. mit S. 153. Z. 2, 3. u. s. w. Auslassungen sind z. B. S. 39., wo wir eine Anzeige der Versuche vermissen, die Hr. *Vauquelin* in der Absicht angestellt hat, um auf trocknem Wege das Daseyn der Platina im Golde und Silber zu entdecken und jenes Metall von diesen zu scheiden, S. 137, wo die Benutzung des Bleyes zum Saigern des Goldes vom Kupfer nicht erwähnt ist. Auch stehen S. 89, 257, 263. u. s. w. Vorschriften zur Bereitung einiger Producte, die gegen bessere hätten vertauscht werden sollen, u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

Neuere Sprachenkunde. *Kopenhagen*, b. Proft: *Kleine Sammlung Russischer Wörter* nach ihrer Aussprache, mit Deutscher (Dansk, Swensk) Erklärung. Ohne Jahrzahl. (1802.) 16 S. 8. (4 gr.) — Vermuthlich zum Gebrauch auf Reisen oder im Kriege sind die nöthigsten Wörter zum Essen und Trinken, Wäsche und Kleidung, Hausgeräthe, Musik, Kriegswesen und Pferden, zum Schreiben, Rechnen, Geld und Zeit in vier Spalten Russisch, Dänisch, Schwedisch und Deutsch, meistens nach der Folge der Russischen Buchstaben, aber alles in lateinischer Schrift zusammen gestellt; und den Beschluss machen einige kurze Redensarten. Aber weit möchte damit nicht zu kommen seyn, denn auf die Fragen Warum? Wer hat dich geschickt? Was beliebt Ihnen? u. s. w. können ja sehr verschiedene Antworten erfolgen, die der Reisende hier doch nicht verstehen lernt, und wozu dient wohl das schöne Compliment: Geh zum Henker, du Teufel! Wer auch nur einen Bogen drucken lassen will, der sollte doch erst darüber denken.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 19. April 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

CASSEL, b. Griesbach: *Archiv für die Pharmacie und ärztliche Naturkunde*, herausgegeben von *J. Schaub* und *G. H. Piepenbring*. *Ersten* Bandes *viertes* Stück. 1803. v. S. 351. — 460. *Zweyten* Bandes, *erstes* bis *viertes* Stück. 1803. 1804. 439. S. 8. (Die *drey* letzten Stücke von Hn. *Piepenbring* allein bey Perthes in Gotha) (Jedes St. 12 gr.)

Schon früher (A. L. Z. 1803. Num. 173.) haben wir die 3 ersten Stücke dieses Archivs angezeigt; jetzt wollen wir die Leser auch mit den wichtigern Auffätzen der Fortsetzung bekannt machen, mit Uebergebung der minder bedeutenden, oder aus andern Schriften entlehnten Abhandlungen. *Erstes* Bandes *viertes* Stück. Hr. *Piepenbring* stellt einige *Betrachtungen über das sydenhamische Laudanum* an, und theilt zugleich eine *Vorschrift zu einem bessern Laudanum* mit. Er meint, die mit Safran bereitete Mohnsafttinktur wirke sanfter, als das Laudanum, das blofs aus Opium und Wein oder brennbarem Geiste bereitet worden sey; auch befördere jene Drogue wegen ihres Seifenstoffes die Auflösung des sonst schwer im Branntweine zergehenden Harzes des Mohnsaftes, und er glaubt daher, dafs der Safran in dieser Tinktur beybehalten werden könne. Die Vorschrift, nach welcher er das Laudanum zubereiten lehrt, ist folgende: *Rec. Opii elect. pulveris. Unc. unam, Scrup. unum, Croci concisi, Drachm. duas, Aqu. comm. destill. Spirit. Vini rectificatiss. singulor. Unc. quatuor, Sacchar. cand. fusc. pulveris. Unc. sem. M. diger. per IV. dies in calore 96° Fahr.* Wir haben nichts dawider, dafs man etwas Safran zu dieser Tinktur nimmt; bezweifeln aber sehr, dafs diese Drogue bey diesem zusammengesetzten Mittel das leisten könne, was der Vf. davon erwartet; die Beymischung des Zuckers hingegen ist nicht zu billigen, und die eckardtische Tinktur, die Hr. *P.* tadelt, ist gewifs in vielen Fällen brauchbarer, als jenes *Laudanum*. Uebrigens ist es eine bekannte, schon von *Lewis* und andern erwiesene Wahrheit, dafs die sydenhamische Tinktur nicht 10 Gran Mohnsaft im Quentchen enthält, und der Vf. hätte also dabey nicht so lange verweilen sollen. — *Ueber den allgemeinen Einfluß der verschiedenen Grade der äussern Wärme.* Hr. *Baur*, der Vf. dieses Auffatzes ist, redet von den verschiedenen Wirkungen, welche die Wärme und die Kälte im menschlichen Körper hervorbringen, und gedenkt zugleich der Versuche, die *Fordyce*, *Solander* und andere Naturforscher in sehr geheizten Stuben angestellt, und der Erscheinungen, die diese Gelehrten dabey an sich beobachtet haben. Auch handelt er von dem Einflusse der Temperatur in dem südlichern und nördlichern Clima auf die Seele des Menschen, und sucht zu beweisen, dafs eine starke und grosse Seele die ursprüngliche Anlage der unter einem kalten Himmel gebornen Menschen sey, dafs aber diese Stärke der Seele den leicht erregten Gemüthern der Bewohner des Orients fehle u. s. w. Wir können uns hier nicht in eine weitläuftige Beurtheilung dieser Behauptung einlassen; aber das ist doch wohl ausgemacht, dafs ein gemäfsigtes, mehr südliches als nördliches Clima die Entwickelung der grofsen Anlagen, die sich nicht in den Bewohnern einer Gegend allein, sondern im ganzen menschlichen Geschlechte finden, mehr, als ein zu kalter Himmelsstrich, begünstigt. — *Untersuchung einer vom französischen National-Institute gemachten Entdeckung, den Galvanismus betreffend*, von *Schaub*. Der Vf. beschreibt einige Versuche, die er in der Hinsicht angestellt hat, um zu entdecken, ob wirklich trockne Substanzen die Stelle von Flüssigkeiten in der voltaischen Säule vertreten können, oder nicht; er hat Kraftmehl, Kochsalz, Kalkleber und pulverisirte Kohlen mit Zink und Kupfer zur Verfertigung einer solchen Säule benutzt, aber bey den damit unternommenen Arbeiten weder eine Spur von Galvanismus bemerkt, noch eine Zersetzung des Wassers beobachtet; er macht also den Schlufs, dafs solche trockne Substanzen zur Darstellung einer wirksamen voltaischen Säule nicht anwendbar seyn, und dafs ohne einen feuchten sauerstoffhaltigen Zwischenkörper kein Galvanismus in einer solchen Säule hervorgebracht werden könne. Noch behauptet Hr. *S.*, dafs der Galvanismus eine eigentliche und vollkommne chemische Operation sey, wodurch nicht allein der sauerstoffhaltige Zwischenkörper, sondern auch der Dunstkreis zerlegt werde; dafs ohne eine dieser Bedingungen durchaus kein Galvanismus statt habe, und dafs sich während die-

dieser Operation eine Säure eigner Art bilde, die wahrscheinlich ein Product aus Sauerstoff, Wasserstoff und Wärmestoff (vielleicht auch unter gewissen Umständen einer metallischen Basis) sey u. s. w. — *Berichtigung einer Stelle im dritten Stücke dieses Archivs, die Geschichte des Galvanismus betreffend.* Hr. *Schaub* theilt hier den *vollständigen* Titel einer Schrift von *Boyle* mit, die, wie er wähnt, Nachrichten von ältern Versuchen über den Metallreiz enthalten soll. Es ist eben die Schrift, auf die wir (A. L. Z. a. a. O. S. 646.) den Vf. aufmerksam gemacht haben; da sie jedoch längst bekannt ist: so hätte Hr. *S.* sich kürzer fassen können. — *Von der Lösbarkeit der Erden im Wasser, und von ihrer Fähigkeit, eine chemische Verbindung mit dem Schwefel einzugehen.* Der Vf. Hr. *Schaub*, will bemerkt haben, dass die Talkerde im Wasser auflöslich sey und, mit Wasser und Schwefel einige Zeit gekocht, oder digerirt, eine Schwefelleber darstelle, aus der sich durch Säuren Schwefelmilch fällen lasse; wir gestehen, dass wir diese Erscheinungen bey der Bearbeitung der reinen Talkerde nie gewahr worden sind, wir vermuthen daher, dass die Erde, die zu den hier beschriebenen Versuchen benutzt worden ist, nicht vollkommen rein gewesen seyn mag.

Zweyten Bandes. *Erstes* Stück. *Ueber die vegetabilische Kohle, oder ältere und neuere Erfahrungen über die nützliche Anwendung und über die Eigenschaften der vegetabilischen Kohle in der Chemie, Pharmacie und Arzneykunde durch eigne Versuche und Beobachtungen bestätigt.* Hr. *Schaub*, der auch diesen Auffatz verfasst hat, äussert zuerst seine Verwunderung darüber, dass man bisher nicht häufiger vegatabilische Kohle als ein Heilmittel verordnet hat (man hat aber doch schon seit langer Zeit, und ehedem sehr oft, schwarzes antepileptisches Pulver gebraucht und von der Lindenkohle, die einen ansehnlichen Bestandtheil desselben ausmacht, viel erwartet; man hat ferner sogenannten vegetabilischen Mohr und gebrannten Schwamm, welche bekanntlich viel Kohle enthalten, zu klinischen Versuchen benutzt, auch häufig Kohle als Zahnpulver angewendet); dann redet er von den verschiedenen Eigenschaften der Holzkohle, sowohl in pharmacevtischer, als in medicinischer Hinsicht, und sucht endlich zu erweisen, dass diese Substanz, indem sie z. B. das Fleisch gegen die Fäulniss schützt, nicht mechanisch, sondern chemisch, wirke, und dass sie ihre antiseptische Kraft auf Kosten (so drückt sich Hr. *S.* aus) der Zerlegung der atmosphärischen Luft äussere. Wir lassen den Beobachtungen, welche die längst bekannte fäulnisswidrige Eigenschaft der vegetabilischen Kohle bestätigen, oder darthun, dass diese Substanz die Eigenschaft besitzt, mehrern gefärbten Brühen ihre Farbe und manchen stark riechenden Dingen ihren Geruch u. s. w. zu benehmen, ihren Werth; aber den Vortrag des Vfs. können wir nicht loben; Hr. *S.* spricht nicht nur von Dingen, die hierher nicht gehören, z. B. vom Verkohlen der hölzernen Pfähle an ihren äussern Theilen, die in die Erde gebracht werden sollen, von der Anwendung der Kohle unter Gränzsteine u. s. w., er wiederholt sich auch mehrere Male (so redet er z. B. S. 14, 19 und 24. von der Benutzung eines über gestossene Kohlen abgezogenen Essigs zur Bereitung eines weissen Blättersalzes), schreibt viel aus andern allgemein gelesenen Schriften, z. B. aus dem Journale der Chemie, ab, u. s. w. — *Bemerkungen über den medicinischen Nutzen und Gebrauch der Kohle* von *Hunold.* Dieser Arzt hat die vegetabilische Kohle mit Rum vermischt wider einen Hautausschlag, den man in Nordamerica den Ringwurm nennt, ferner, mit Chinarinde versetzt, bey faulem skorbutischem Zahnfleische u. s. w. angewendet und gute Wirkungen davon beobachtet; bey einigen Lungensüchtigen hat er mit *Garnett's* Mittel, das aus Schwefelleber und gestossenen Kohlen besteht, Versuche angestellt; aber fast mehr Schaden, als Nutzen, bewirkt. — *Kurze Bemerkungen.* Hr. *Schmidt* erzählt uns, dass er einsmals Ringelblumen, die wahrscheinlich mit Safrantinktur getränkt waren, *statt* echten Safrans erhalten habe; Hr. *Schaub* versichert, dass der Lakrizensaft und die Tamarinden zuweilen Kupfer enthalten; Hr. *Piepenbring* benachrichtigt die Leser, dass die Königschina die ursprüngliche officinelle peruvianische Rinde sey, und dass unsere gewöhnliche braune Rinde und die rothe China von einem und demselben Baume herstamme u. s. w. — *Zweytes Stück. Apothekerordnung für Apotheker, welche genöthigt sind, Gehülfen zu halten,* von *Piepenbring.* Der Vf., der, wie er selbst sagt, von jeher viel Unglück mit seinen Gesellen erlebt, und bald Trunkenbolde, bald Schwärmer, bald faule, oder diebische, oder in anderm Betracht unmoralische Menschen zu Gehülfen in seiner Officin gehabt hat, theilt hier eine Sammlung der Gesetze mit, welche seine Gesellen bey der Verfertigung der officinellen Arzneyen und der Mittel, die von Aerzten oder Wundärzten verschrieben worden sind, ferner bey dem Taxiren der bereiteten Arzneyen, bey dem Handverkaufe, bey der Betreibung der Geschäfte im Laboratorium u. s. w. zu befolgen haben, und erläutert zugleich mehrere dieser Vorschriften mit Beyspielen. Wir empfehlen diesen Auffatz den Apothekern, die nicht selbst im Stande sind, einen ausführlichen Contract zwischen sich und ihren Gesellen zu entwerfen. — *Bemerkungen über Volta's elektrische Säule, und Anwendung der durch dieselbe erregten Elektricität bey verschiedenen Formen des Uebelbefindens.* Die Hn. *M.* und *St.* haben einige taubstumme und schwerhörige Personen, und einige mit dem schwarzen Staare behaftete Kranke in der Cur gehabt, aber bey den Patienten, die an den Augen litten, weit weniger Vortheil durch den Galvanismus bewirkt, als bey denen, die taubstumm waren, oder schwer hörten; auch haben sie ein sogenanntes Ueberbein von der Grösse eines Taubeneyes, welches einer ihrer Gehörkranken an der rechten Hand hatte, verschwinden sehen, obgleich der Reiz nicht an die Verhärtung, noch um dieselbe herum,

herum, angebracht worden war; aber einem Patienten, der über freywilligen Harnabgang und über heftige Schmerzen im Unterleibe klagte, haben sie durch jene Elektricität wenig Nutzen verschaffen können. — *Vortheilhafte und wohlfeile Methode, den Schwefeläther zu bereiten* von *Weitsched*. Einige Schriftsteller haben die Bemerkung gemacht, dass eine, einige Zeit fortgesetzte, Digestion des Gemisches aus Alkohol und Schwefelsäure, das man auf Aether benutzen will, die Erzeugung dieser Flüssigkeit begünstige; unser Vf. belehrt uns aber, dass eine solche Vorarbeit mehr schädlich, als vortheilhaft sey; und dass schon eine 18 stündige Digestion jenes Gemisches einen beträchtlichen Verlust an Naphtha verursache; übrigens will er auch beobachtet haben, dass die englische Schwefelsäure besser zum Aether sey, als das rauchende Vitriolöl, und dass, wenn die Flüssigkeit in der Retorte gleich zum Kochen gebracht, und bis zum Ende der Operation im starken Wallen erhalten wird, nicht so viel unzersetzter Weingeist übergehe, als wenn man ein schwächeres Feuer giebt. Wir können versichern, dass wir das sächsische Vitriolöl immer mit dem grössten Nutzen zur Bereitung der Naphthe angewendet, und ein gemässigtes Feuer schicklicher, als eine zu grosse Hitze, zu dieser Destillation gefunden haben, und wir tragen daher Bedenken, jene Vorschläge des Vf. zu unterschreiben. — *Bereitungsart des eisenhaltigen Schwefeläthers.* Hr. *Flasshof*, den dieser Aufsatz zum Vf. hat, empfiehlt, statt zweyer Unzen salzsauren Eisenliquors, 6 Drachmen trocknes salzsaures Eisen zu nehmen, dieses unmittelbar zu dem Aether zu thun, dass Gemisch einige Stunden stehen zu lassen und dann die klare Flüssigkeit von dem Bodensatze abzugiessen; er behauptet, auf diese Art einen schönen goldgelben Aether erhalten zu haben, der viel Eisen in sich hatte (von dem er doch in den ersten Tagen eine kleine Portion unter der Gestalt eines Kalkes fallen liess), und der zum medicinischem Gebrauche sehr tauglich war. — Die übrigen Abhandlungen, z. B. *über die beste Bereitungsart des phosphorsauren Natrons, über den Kupfergehalt des Lakrizensaftes* u. s. w. die der Herausg. in dieses Stück aufgenommen hat, sind den Lesern entweder schon aus dem allgemeinen Journale der Chemie bekannt, oder sie sind von keinem Belange, und bedürfen also keiner genauern Anzeige. — *Drittes* Stück. *Bemerkungen über Apothekerassecuranzen, nebst einem Plane und Vorschlage zu einer solchen Assecuranz für die kurhessischen Lande* von *Rink*. Der Vf. theilt seine Gedanken über die Vorschläge einiger Adotheker zur Einrichtung einer solchen Assecuranz, mit und entwirft einen neuen Plan zu einem solchen Institute. Der Gegenstand ist wichtig genug, um die Aufmerksamkeit der Regierungen und der Apotheker zu verdienen, und wir hoffen, dass ihn besonders die Letztern beherzigen, und ihre Gutachten über die hier gethanen Vorschläge öffentlich bekannt machen werden. — *Ueber das Einschreiben der Recepte in ein besonderes Buch* von *Piepenbring*. Einige Sanitätscollegien haben es unlängst den ihnen untergeordneten Apothekern zur Pflicht gemacht, ein besonderes Buch zu halten und in dieses alle in der Apotheke eingelaufene Recepte einzutragen; Hr. *P.* glaubt aber, dass dieses Einschreiben keinen Nutzen bringe, sondern nur Zeit raube und Aufwand verursache; er hält es für besser, die Originalrecepte in der Apotheke aufzubewahren; diese gäben ein schicklicheres Mittel ab, als das Receptbuch, unmenschliche oder auch nur nachlässige Aerzte zur Menschlichkeit und Aufmerksamkeit anzuhalten, in Streitigkeiten über Tod und Leben das ärztliche Verfahren auszumitteln, und andere gute Zwecke, die man bey der Einführung eines Receptbuches in die Apotheken zur Absicht hatte, zu erreichen u. s. w. Die Gründe des Vf. verdienen Beherzigung. — *Darstellung der Versuche mit Volta's Säule an Taubstummen und Harthörigen* von *Flasshof*. Der Vf. hat auf eben die Art, auf welche Hr. *Sprenger* einige ähnliche Kranke mit ausserordentlichem Glücke behandelt zu haben versichert, 3, 4, 6 und mehrere Wochen lang galvanisirt, aber keine vortheilhaften Resultate erhalten; seine meisten Patienten blieben fast eben so taub und stumm, als sie vorher waren, und selbst bey denen, bey welchen das Mittel einigen Nutzen zu leisten geschienen hatte, war die Aenderung von sehr geringer Bedeutung, so dass diese Heilmethode nur für eine Palliativcur gehalten werden kann. — *Noch einige Bemerkungen über den Wasserfenchel und dessen Nutzen in der Lungensucht* von *Fleisch*. Dieses Arzneymittel, in Pulverform oder in der Gestalt eines Aufgusses gegeben, hat sich bey einigen Lungenschwindsüchtigen, welchen es vom Vf. empfohlen worden war, sehr wirksam gezeigt, und es gehört, diesen und andern Erfahrungen zufolge, unter die Arzneyen, von welchen man sich, zumal wenn es anhaltend fortgebraucht wird, bey anfangenden Lungensuchten Nutzen versprechen kann u. s. w. Hr. *Piepenbring*, der selbst an dieser Krankheit leidet, giebt als Zusatz einige Nachricht von den Arzneyen, deren er sich zur Verbesserung seiner Gesundheitsumstände bedient, und rühmt besonders das Einhauchen des Kohlenstaubes, um dem Auswurfe eine gute Beschaffenheit zu geben, und den innerlichen Gebrauch der Salzsäure, um das Fieber zu besänftigen. Vom Wasserfenchel, der doch den Gegenstand des Aufsatzes des Hr. Fl. ausmacht, scheint er gar nicht Gebrauch gemacht zu haben, und so steht also seine Anmerkung hier wohl nicht am rechten Orte. — *Kurze Bemerkungen.* Hr. *Bucholz* will gefunden haben, dass der Zinnober keinen Sauerstoff enthalte; Hr. *Ehrhard* glaubt beweisen zu können, dass der Grund des Verschwindens und Zurückkehrens der gelben Farbe der Bestuchefischen Nerventinktur durch die Einwirkung des Sonnenlichts bloss im nicht ganz entwässerten Alkohol liege u. s. w. — *Viertes* Stück. *Kurze Darstellung der ursprünglichen Gewichtsverhältnisse, nebst den wichtigsten Resultaten, die sich aus meiner neuen Darstellung der Maasse und Gewichte herleiten lassen;*

der Staatsgeschäfte; die Personen, welche die Staatsgeschäfte zu verrichten haben, ihre Eigenschaften, ihre Vorbereitung, ihre Verhältnisse, sowohl unter sich und zu einander, als auch zum Staat; die Gegenstände der Staatsgeschäfte, sowohl der *unmittelbaren* (Gesetzgebung, Militärwesen, auswärtige Geschäfte), als der *mittelbaren* (Justizverwaltung, Polizeyverwaltung, Schul- und Kirchenwesen, Kameral- und Finanzverwaltung); die formale Betreibung der Staatsgeschäfte überhaupt, mit besonderer Anwendung auf die unmittelbaren und mittelbaren. Diese bestimmen die Ordnung und Folge, worin die Staatsgeschäfte verrichtet werden müssen, überhaupt; die Eintheilung und wesentliche Einrichtung der in einem Staat nothwendigen Collegien; die möglichst zweckmäsige Verbindung der Collegien unter einander; die Commissionen und ihre Verhältnisse zu den Collegien.

In beiden Abschnitten, vorzüglich in dem ersten, kommen viele Sätze vor, die wohl eigentlich der Theorie der Staatswissenschaft angehören; wir wollen hier aber nur einiges ausheben, das sich zunächst auf die Verwaltung der Geschäfte bezieht.

Ueber die Grade der *Publicität* hat sich der Vf. nicht erklärt: gleichwohl ist dieser Punkt einer der wichtigsten, und der schwersten bey der Organisation der Geschäftstreibung. Es läſst sich so leicht sagen, die Regierung müsse offen vor den Augen des Volks handeln, wenn es nur auch in der Anwendung so leicht wäre. Manche Geschäfte ertragen die Publicität durchaus nicht z. B. die auswärtigen, die Gründe der Besetzung der Staatsämter: andere ertragen sie nur zum Theil, wie die Militärsachen, die Finanzverwaltung, die Gründe der Gesetzgebung. Ueberschreitet man die Gränzen, so schadet man, statt zu nutzen: gibt dem unverständigen Kinde ein scharfes Schneideinstrument in die Hand. Vielleicht gibt es keine sichere Regel, als die: man übe Publicität bey allen Geschäften, welche, vermöge ihrer Natur, von dem Publicum controllirt und beurtheilt werden können. Freylich scheint auch sie bey dem ersten Anblick in der Anwendung schwankend: allein eine genauere Ueberlegung dürfte zeigen, daſs der bloſse gesunde Verstand leicht genug die Scheidelinien auffindet, durch deren Befolgung Regierung und Unterthanen ihr beiderseitiges Interesse am besten befördern, und auch am meisten mit einander zufrieden sind. So würde es nach diesem Maſsstab leicht zu entscheiden seyn, ob die Sitzungen der Gerichte vor offenen oder verschlossenen Thüren gehalten werden sollen: da das Publicum unmöglich die Verhandlungen beurtheilen kann, und nur berechtigt ist, solche Urtheile zu erfahren, die das Ganze, interessiren wie z. B. die Todesurtheile.

Was der Vf. über die *Vertheilung der Geschäfte* unter die verschiedenen Departements sagt, scheint uns meistens richtig und angemessen. In gröſsern Staaten würden wir jedoch ein Conseil aus den Chefs aller Departements, unter des Regenten Vorsitz für zweckmäſsig halten. Nur auf diesem Wege erhält der Regent eine vollkommne Uebersicht aller einzelnen Zweige der Verwaltung, wodurch er in den Stand gesetzt wird, wahrhaft gemeinnützige, nicht bloſs einseitige, auf diese oder jene Seite sich neigende Beschlüsse zu fassen. Freylich versteht es sich, daſs man dabey voraussetzt, daſs die Chefs der Departements nicht bloſs den Namen hergeben, sondern auch ihrem Posten wirklich ein Genüge thun können: allein wo diese Voraussetzung unstatthaft wäre, da würden auch die besten Regeln nie viel ausrichten. Auch hat man sich bey der Verbindung zwischen den verschiedenen Departementern sorgfältig vor einer zu groſsen Verwickelung zu hüten. Die Geschäfte werden durch ein solches Hin- und Herschreiben zwischen den Collegien unendlich erschwert und verzögert. Gleichwohl finden sich, in allen gröſsern Staaten wenigstens, Beyspiele genug von Verstöſsen gegen diese Regel. So beziehen sich die meisten, allerdings gegründeten Klagen einsichtsvoller Beamten, selbst im Preuſsischen, eben *auf diese weitläuftigen Schreibereyen*, welche selten *einen* verhältniſsmäſsigen Gewinn bringen.

Die *Prüfung* der Fähigkeit der Candidaten zu den Staatsämtern dürfte noch im Ganzen mehr zu individualisiren seyn. Meistens verfehlen auch die schweren und weitläuftigen Prüfungen ihres Zwecks, ungeachtet man alle Sorgfalt darauf wendet. Es kommt weit mehr darauf an, zu erforschen, ob der Candidat für diese oder jene Art der Geschäfte ein vorzügliches Talent habe, als ob er ein Mann von universellen Kenntnissen sey. Nur der Ausschlag jener Prüfung gibt dem Staat ein sicheres Kennzeichen, ihn auf die für das Ganze vortheilhafteste Weise anzusetzen, die zugleich auch, wenigstens in der Folge, ihm selbst die erwünschteste seyn muss.

Aufrücken müssen die Beamten, die sich übrigens gut im Dienst betragen, allerdings, jedoch unter einer zwiefachen Einschränkung. Zuerst ist es in mehrern Rücksichten sehr rathsam, die expedirenden Beamten von den beschlieſsenden zu trennen, wenn von dem Aufrücken die Rede ist. Man wird nie gerechte Erwartungen befriedigen, nie vollkommen taugliche expedirende Bediente erhalten, wenn man diese Gränzlinie übertritt. Jede Klasse muſs ihre Ordnung für sich haben: und keiner muſs aus der andern dazwischen treten. Man gebe dem ersten expedirenden Secretär oder Kanzleydirector, wie man ihn oft nennt, ein sehr reichliches Gehalt, groſse äuſsere Auszeichnungen: aber er müſse keinen Anspruch auf eine Rathsstelle haben, weil er sich sonst nie dem Secretariat eigends und ganz widmet. Ferner gibt es in allen Staatsämtern ein Alter, über welches hinaus man dem Staat nicht mehr mit aller Kraft dient. Wer das Alter überschritten hat, dem kann nicht bloſses Dienstalter Anspruch auf einen Posten geben, dem er nicht mehr gewachsen ist. Besser sorgt auf alle Weise die Regierung für sie, wenn sie ihnen im Alter eine anständige Versorgung gibt, durch eine angemessene Ehrenbezeugung gewürzt.

Das

Das beste Mittel, die Beamten, insonderheit die Unterbehörden zur Erfüllung ihrer Pflicht anzuhalten, und manchen Vergehungen vorzubeugen, ist eine genaue, festgesetzte *Aufsicht*; wodurch man sich zu unvorhergesehenen Zeiten, bis in das kleinste Detail von der Befolgung der gegebenen Vorschriften überzeugt. Dieser wichtige Zweig der Verwaltung ist insonderheit im Preussischen sorgfältig organisirt; allein selbst hier wäre noch manches nachzutragen.

Die *Commissarien*, deren der Vf. erwähnt, sind bloss die vollziehenden, nicht die, aus Mitgliedern mehrerer Collegien zusammengesetzten, *berathenden*. Gleichwohl hätte er der letztern um desto mehr erwähnen sollen, da oft eben auf diesem Wege wichtige, in das ganze Interesse des Staats eingreifende, allgemeine Beschlüsse am leichtesten und besten sich einleiten lassen.

Dem *zweyten* Theil, der auch den besondern Titel: Anleitung zur gesammten Geschäftsführung für Juristen und Kameralisten führt, hat der Vf. eine Einleitung vorangesetzt, worin er den Begriff und Unterschied der besondern Staatsgeschäftenlehre von der allgemeinen weiter entwickelt, und von Inhalt, Umfang, Zweck, Nutzen und Literatur dieser Wissenschaft handelt. Nachher werden die einzelnen Materien in eben der Ordnung erörtert, als in dem *ersten* Theil. Das erste Hauptstück zeigt die Anwendung der allgemeinen Grundsätze in Ansehung der möglichst zweckmässigen Betreibung der Staatsgeschäfte auf besondere Gegenstände, sowohl überhaupt, als derer, welche zu den unmittelbaren und mittelbaren Staatsgeschäften gehören. Bey jenen wird gehandelt von der Vorbereitung zu Vorträgen, von mündlichen und schriftlichen Vorträgen, von der Schreibart in Staatsgeschäften oder dem Geschäftsstil, von den Curialien oder dem Kanzleyceremoniel. Bey der Lehre von den unmittelbaren Staatsgeschäften mit Rücksicht auf die geltende Praxis, werden die Verhandlungen und Verträge erörtert, welche die innern und äussern Verhältnisse des Staats betreffen, vorzüglich die dahin gehörenden allgemeinen und besondern Verordnungen. Die Vorschriften in Ansehung der formalen Beschaffenheit der mittelbaren Staatsgeschäfte, mit Rücksicht auf die geltende Praxis, betreffen die Verhandlungen und Vorträge bey der Justizverwaltung überhaupt, bey dem Civilprozess, den fiscalischen Untersuchungen und dem Criminalprozess, den Handlungen der willkürlichen Gerichtsbarkeit, der Polizeyverwaltung, dem Schul- und Kirchenwesen, den Kameral- und Finanzgeschäften, dem Expeditions-, Kanzley-, Registratur- und Archivwesen. Das zweyte Hauptstück entwickelt die Grundsätze des Geschäftsgangs in Ansehung der besondern Praxis bey Unterbehörden, bey den Oberbehörden und bey Deputationen oder Commissionen. Dabey wird allenthalben, auch zu den einzelnen Paragraphen, die gemeinnützigste Literatur angeführt, so wie auch in der Einleitung ein Verzeichniss der brauchbarsten allgemeinen Schriften mitgetheilt ist.

Im Ganzen scheinen uns die meisten von dem Vf. angegebenen Regeln und speciellen Vorschriften richtig und angemessen, nur dass er oft in ein zu grosses Detail hinein geht. So wünschenswerth und vorzüglich auch bey einer solchen Abhandlung eine gewisse Vollständigkeit ist: so veranlasst man dennoch eher verwirrte und unbestimmte Vorstellungen, wenn man Regeln über die Form aller speciellen Geschäfte geben will, die sich durchaus nur nach den Umständen richtet. Der geschickte Arbeiter bedarf ihrer in keinem Fall, und hat eine hinlängliche Anleitung an den Grundsätzen, deren Anwendung er selbst bestimmen muss; für den mittelmässigen sind dergleichen Anweisungen immer noch unzureichend, und weit minder nützlich, als die fast mechanische Nachahmung guter Muster, die er vorfindet.

Ein sehr wichtiges, ganz allgemein brauchbares Hülfsmittel bey irgend umständlichen Geschäftsaufsätzen aller Art sind die *Entwürfe*. Kenner sehen es einer Arbeit bey dem ersten Blick an, ob ihr ein solcher ordentlicher Grundriss unterliegt, und wie sehr die Arbeit an sich dadurch erleichtert wird, sollte ein Laye sich kaum vorstellen. Wir würden daher recht dringend anrathen, hierauf weit mehr, als es bisher geschehen ist, bey dem wissenschaftlichen Unterricht Rücksicht zu nehmen, und wir können aus mannichfaltiger, vieljähriger Erfahrung die Vergleichung solcher Entwürfe mit der nachherigen Ausarbeitung als eins der wirksamsten Bildungsmittel für angehende Geschäftsmänner empfehlen.

Bey den *Protocollen* dürfte ohne Unterschied eine gleichförmigere Einrichtung vorzuschreiben seyn. Nicht allein wird dadurch die Arbeit sehr erleichtert, sondern auch die Controlle und die Vergleichung zu allgemeinen Resultaten, wozu man sie sonst nicht ohne grosse Mühe und nie mit völliger Zuversicht brauchen kann. Wir würden für jede besondere Gattung von Protocollen Schemata vorschlagen, die im ganzen Lande gleich seyn müssten; bey einigen, wie z. B. den Schuld- und Pfandportocollen, würden wir sogar durchaus gedruckte Blankets empfehlen. Der Vortheil, auch für die Genauigkeit der Protocollführung, ist unverkennbar, und, anstatt einen grössern Aufwand zu machen, ist der Druck sogar beträchtliche Ersparung, wenn man, wie billig, auf den Zeitaufwand bey dem Liniren und Rubriciren, gehörige Rücksicht nimmt.

Ueber die Art, wie die *Stimmen*, es sey in einem Collegio oder in Gerichten, gegeben, gezählt und gewogen werden, sind allerdings specielle Vorschriften erforderlich. Hierin müssten Gesetze und Instructionen den Präsidenten und Directoren völlig die Hände binden: denn die Heiligkeit des Rechts, seine Meynung unverholen zu sagen, ist eine der grössten Stützen der Gewissenhaftigkeit. Aus eben diesem Grunde ist es auch jedem Mitgliede eines Collegii durchaus vorzubehalten, seine, allenfalls von der Mehrheit abweichende, Meynung durch den Weg des gewöhnlichen Vortrags, in seinen selbst

gewählten

gewählten Worten, unmittelbar dem Regenten vorzulegen: und die schwersten Strafen müssen, ohne Unterschied der Person, den Referenten treffen, der sich hier die mindeste Verschweigung oder Verdrehung erlaubte.

Zu den Gegenständen einer besondern Anweisung für die Unterbeamten müssen auch die *Register* gerechnet werden. Man übersieht nur zu oft die Wichtigkeit dieses Geschäfts, worin doch die Erfahrung jeden Beamten, ohne Ausnahme, in seinem Wirkungskreise so überzeugend belehrt. Auch hier ist die Gleichförmigkeit der Regeln eine ungemeine Erleichterung der Arbeit selbst und der Benutzung derselben durch die Behörden.

So sehr sich die Nützlichkeit *tabellarischer Darstellungen* bey vielen Gegenständen bewährt, so selten findet man dennoch Kenntnisse und Fertigkeit in dergleichen Ausarbeitungen. Auch auf diesen Mangel bey der Anweisung angehender Geschäftsmänner müssen wir aus vielfältiger Erfahrung aufmerksam machen. Es wäre daher sehr zu wünschen, dass sich ein auch mit dem praktischen dieser Arbeiten vertrauter Mann entschliessen wollte, die allgemeinen Grundsätze der Tabellenwissenschaft vollständig und bestimmt zu entwickeln, und solche durch gut gewählte Muster in allen verschiedenen Gattungen zu erläutern, weil die Versinnlichung hier fast unentbehrlich ist. Bis jetzt haben wir noch kein irgend hinlängliches Werk dieser Art, weder in der deutschen noch in einer andern Sprache: und die darin einschlagenden Versuche sind alle mehr oder weniger unvollkommen und mangelhaft.

OEKONOMIE.

RIGA, b. Hartmann: *Grundsätze zu einer theoretischen und praktischen Verbesserung der Landwirthschaft in Liefland.* Nach den zweckmäsigsten ökonomischen Schriften entworfen und für Liefland bearbeitet von *W. Ch. Friebe*, beständigem Secretär und Ehrenmitgliede der liefländischen gemeinnütz. u. ökonom. Societät u. s. w. *Zweytes* Bändchen, die Viehzucht in Liefland betreffend. 1803. 176 S. 8. m. 1 K. (14 gr.)

Der Vf. dieses Werks, dessen *erster* Band in der A. L. Z. 1803. Num. 111. recensirt worden, fährt rühmlichst fort, seine Landsleute über das, was zur Verbesserung und Aufnahme der Landwirthschaft in Liefland zu thun nothwendig ist, zu belehren, und beschäftigt sich in dieser Hinsicht in dem *zweyten* Bande, welchen wir hier anzeigen, mit der Behandlung der Wiesen, des Futterbaues und der Viehzucht. Wie weit man dort in der Cultur der Landwirthschaft noch zurück ist, und welche Hindernisse dem Emporkommen der Zweige, welche den Gegenstand dieser Abhandlung ausmachen, entgegen stehen, ersieht man aus mehrern Stellen, besonders auch aus dem Abschnitt, in welchem der Vf. von der Menge der Wölfe redet, die man noch in Liefland findet. Im Durchschnitt wird, nach der hier aufgestellten Berechnung, in manchen Gegenden jährlich das sechste Schaf, eben so viel an Ziegen und Schweinen, das zehnte bis zwölfte Pferd, und oft auch eine gleiche Anzahl von Rindvieh, eine Beute der Wölfe. Nicht bloss im Sommer, sondern auch im Winter, brechen die Wölfe, besonders bey den Bauern in die oft nicht genugsam verwahrten Ställe ein, wo sie denn nicht selten den ganzen Viehstand des Bauern, seinen einzigen Reichthum, vernichten. Der Vf. dringt daher mit Recht auf thätige Anstalten im ganzen Lande zur Ausrottung dieser Raubthiere, und macht hiezu zweckdienliche Vorschläge. Ueberhaupt müssen wir der Ausarbeitung dieses *zweyten* Bändchens denselben Beyfall ertheilen, den wir schon bey der Anzeige des *ersten* Bandes geäusert haben. In einer sehr natürlichen Ordnung geht der Vf. von allgemeinen Betrachtungen über die Oberfläche in Liefland in Rücksicht auf die Viehzucht, und über das Verhältniss der Wiesen zum Ackerbau und zur Viehzucht, zum eigentlichen Wiesen- und Futtergewächsbau über. Jeder Haltung des Viehstandes, dem Rindvieh, den Pferden, Schafen, Ziegen, Schweinen, ja selbst dem Federvieh ist ein besonderer Abschnitt gewidmet. Bey jedem Gegenstande macht der Vf. mit der Schilderung der lokalen Gebrechen und Unvollkommenheiten und ihrer Folgen den Anfang, und zeigt dann die zweckmäsigsten Mittel zur Verbesserung, gestützt auf die Vorschriften klassischer Schriftsteller, und mit Hinzufügung anschaulicher Berechnungen von dem zu erwartenden Nutzen. Durchweg herrscht im Vortrage eine gereinigte edle Sprache, gleich weit entfernt von unnützem Wortkram, wie von unbefriedigender Kürze. Für den gemeinen Landmann sind freylich diese Belehrungen nicht passend, auch nicht bestimmt; aber um so wichtiger sind sie für den Gutsbesitzer in Liefland. Dieser muss durch die hier geschehene Darstellung gereizt werden, zur Erhöhung des Werths seiner Güter, die von dem Vf. empfohlnen Verbesserungen nach und nach zur Ausführung zu bringen, und diese Beyspiele werden alsdann auch bey dem gemeinen Landmann Nachahmung bewirken. Selbst für den Ausländer wird das vorstehende Werk, wenn es vollendet seyn wird, immer ein treffliches Repertorium bleiben, und wir wiederholen daher den Wunsch, dass es dem Vf. gefallen möge, in einer der Fortsetzungen eine Vergleichung der Liefländischen Masse und Gewichte, mit irgend bekannten in Deutschland, z. B. dem Magdeburgischen Feldmass, und dem Berliner Scheffel und Gewichtsmass zu liefern: so wie auch, am Schluss des ganzen Werks, ein alphabetisches Register den bequemen Gebrauch dieses Handbuchs sehr befördern wird.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 24. April 1806.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

ZÜRICH, b. Orell, Füfsli u. Comp.: *Neues Militärarchiv*, bearbeitet von einer Gesellschaft erfahrner deutscher und schweizer Officiere. *Ersten* Bandes *drittes* bis *sechstes* Heft. *Zweyter* Band. 1804 u. 1805. Der *erste* Band 480, der *zweyte* 416 S. 8. mit ein Paar Karten.

Den Anfang dieser Zeitschrift haben wir in der A. L. Z. 1804. Num. 339. recensirt. Wir sprechen von der Fortsetzung mit so viel mehr Vergnügen, da die Vff., auf die Vervollkommnung ihrer Arbeit emsig bedacht, wirklich seit einiger Zeit viel mehr Interesse darein gelegt und durch Aufsätze von Wichtigkeit ihr einen eigenthümlichen Werth gegeben haben. Zwar finden sich anfangs noch zu viele Aktenstücke über *projectirte* oder ausgeführte Organisirung militärischer Corps in der Schweiz wörtlich eingerückt, welche, da sie sich nicht sehr merkwürdig unterscheiden, kaum im Lande selbst einiges Interesse haben können. Hievon ist man, seit Th. 2, 324. abgegangen; spätere werden auszugsweise geliefert. Hingegen ist manches Lehrreiche in den Urkunden und Berichten der militärischen Einrichtungen von Frankreich und Oestreich; am allermeisten zeichnen sich die zumal in der letzten Hälfte des *zweyten* Bandes häufigern eigenen Abhandlungen aus. Von diesen und jenen geben wir eine kurze Anzeige. Von erstgenannten Aktenstücken ist genug, zu wissen, dass man sie hier in möglichster Vollständigkeit findet. Nennen wollen wir, als die merkwürdigsten, die allgemeine Organisation des schweizerischen Militärs (für das Contingentcorps von 15000 Mann. d. 22. Jun. 1804; Th. II, 114.) und die neuen Capitulationen der Schweizerregimenter in Frankreich (d. 27. Sept. 1803; Th. I, 277 vgl. wie es sonst gewesen S. 312.) und in Spanien (d. 2. Aug. 1804; ebendas. S. 227.). Von auswärtigen Nachrichten können sowohl die über die Einrichtung des französischen Generalstabs, die zwar schon in Posselt's Annalen war, als die (aus dem *memorial topographique militaire* genommene) von dem Hauptkriegsdepot (Th. II, 1. 81.) nicht genug zur Nachahmung verbreitet werden (Th. I, 212.). Ueber die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten der Landung eines zu entscheidenden Thaten hinreichenden Truppencorps in England wird I, 438. mit Einsicht gesprochen, so dass dieselbe nicht unmöglich, aber sehr, sehr schwer erscheint. Die vom Erzherzog Karl eingeführten Reformen sind zum Theil erzählt; jene berühmten vier oder fünf Fundamentalrescripte waren eines vollständigen Auszugs würdig. Ueber das, eine kurze Zeit erlaubt gewesene, Kaufen von Officierstellen (I, 472.) werden gute Anmerkungen gemacht, welche aber durch Lokalbetrachtungen berichtigt werden könnten. Unter die vorzüglichen Aufsätze gehören die Bemerkungen über die nördliche Gränze der Schweiz (ebendas. 453.) und noch mehr die, mit einer guten Karte begleitete, Recognoscirung des Schwarzwaldes (II, 145.). Auszeichnende Erwähnung verdient auch die Correspondenz eines preussischen und eines schweizerischen Officiers über die Zahl derjenigen französischen Truppen, welche 1798 den Umsturz der alten Eidgenossenschaft bewirkten (Th. II, 289.). Der letztere rechnet 36000, ersterer nicht viel über 20000 Mann, und wir sind geneigter, diesem zu glauben: *Seine* Angaben gründen sich auf eigene Beobachtungen, *jene* auf Listen, welche aus vielen Ursachen trügerisch zu seyn pflegen; man weiss die mannichfaltigen Künste, wodurch die eigentliche Zahl dieser Truppen fast unerforschlich gemacht wird; man wird einst mit beschämendem Erstaunen erfahren, wie unsre Zeit auch hierin sich hat lassen täuschen. Das Mehr oder Weniger der Unehre für die Besiegten kann hier nicht in Betracht kommen. Was für Widerstand war möglich, im Schrecken des den meisten unerwarteten Ueberfalls von Seiten einer allgemein gefürchteten Macht, welche, wenn sie voritzt auch nur wenige sandte, durch unaufhörlichen Nachschub übermannen musste, und im Augenblick einer auf das Höchste gebrachten Gährung, welche die meisten alten Obrigkeiten zu dem sonderbaren Entschluss gebracht hatte, in der grössten Noth des Vaterlandes die Zügel aus der Hand fallen zu lassen, und in einer Zeit ausserordentlicher (seither nicht unerhörter) Verblendung, da jeder Canton durch Nichterfüllung der natürlichen und beschwornen Bundespflicht sich zu retten vermeynte! Die Erinnerung dieser Zeit führt natürlich auf die Th. II, 353. vortrefflich beleuchtete (für mehr als Ein Land wichtige)

wichtige) Frage, *was denn für die Schweiz nun zu thun sey?* Da kann von hingebender Verzweiflung, die zu nichts als zu schnöder Vernichtung führt, keine Rede seyn; und nicht weniger verderblich wären unbesonnene Versuche, deren Ausgang eine erdrückende Erschwerung des Jochs seyn würde. Die allgemeine Lehre ist: *Schicket euch in diese Zeit, ohne zu versäumen, euch einer bessern würdig zu machen.* Den Schweizern wird angerathen, ihrer Miliz die möglichste Vollkommenheit zu geben, und durch Ehrgefühl und Vaterlandsliebe die Kraft derselben zu erhöhen. Dadurch werden sie in ihrer starken Lage bedeutend, dadurch Freunden und Feinden respectabel. Zeit, Ereignisse, was können die nicht herbeyführen! *Das* sollten alle Staaten bedenken, dafs, da der gröfste von ihnen ganz militärisch wird, alle verloren sind, welche, in blindem Vertrauen auf die regulirten Truppen, versäumen, das Volk ebenfalls zu tapferer Selbstvertheidigung zu organisiren. Wenn jeder bewaffnet, jeder unterrichtet ist, welchen Nachbaren, unter welche Führung er sich anzuschliessen hat, und Gefühl für Nationalehre mit der Begierde sein *Eigenthum* zu retten sich vereinigt, wird es wohl alsdann auch so leicht seyn, bey einer kraftvollen Nation wie in den Hürden wehrloser Schafe herum zu wühlen, welche nun einmal da sind, um geschoren zu werden? Und hiezu ist *wollen*, ist muthiger Entschlufs hinreichend: denn was die Natur eingibt, wozu *sie* aufruft, ist leicht, weit leichter, als Hohn und Raub zu ertragen. Wir bemerken grofse Einsicht in der Abhandlung der Frage, ob es vortheilhafter sey, sämmtliche leichte Infanterie mit der Linieninfanterie zu verbinden, oder besonders bestehende leichte Bataillons zu haben (II, 371.)? Dafs beiderley Manier nützlich und nach Umständen nothwendig ist, ergibt sich als Resultat; wichtiger ist aber die Ausführung durch das Andringen auf bessere Bildung des *Geistes der Armee.* Das Steife, Maschinen- und Paradenmäfsige des auf einen Leisten berechneten Liniendienstes hat ihn beynahe erstickt. Wie könnte dieser ohne Gedanken, ohne eigenen Eifer, ohne lebendige Theilnahme und Gemeingeist gegen Truppen bestehen, die, für den Zweck (wäre es auch nur Beute und Ruhm) begeisterungsvoll, von Feldherren geführt werden, die freyen Spielraum haben in Erfindung aller Mittel zu dessen Erreichung? Ist sichs grofs zu wundern, wenn über den kalten Mechanismus der Regulirten und über die Unanstelligkeit der Miliz (wo etwa von derselben einige alte Spuren sind) die Oberhand für den Feind unzweifelhaft wird? Oder sollten, unsrer Schläfrigkeit zu gefallen, Kühnheit im Unternehmen und Raschheit in der That ihre inwohnende Kraft verlieren! Die Schwachsinnigkeit ist erstaunenswürdig, nach der die alten Ideen von Ehre, Freyheit, Religion (die selbst für Friedrich so viel gethan) mit der elenden Vorspiegelung einer gemeinen *Sache der Fürsten* vertauscht worden: als wäre die Erhaltung der Verfassungen, des Eigenthums und einer Nationalehre nicht *Sache der Völker*, zu denen auch die Heere gehören. Im übrigen zeigt der Vf. der Abhandlung, welche uns zu diesen Betrachtungen veranlasste, beyläufig den Schaden, welchen Josephs II. und Lascy's Reformen dem öftreichischen Heer durch die Umschaffung jener unter Theresia so vortrefflichen leichten Völker in schwere Infantere zugefügt haben. Aber, so ists: Der Despotismus glaubt zu können, was er will; und Lokalitäten und Nationalität behalten ihre Rechte; wer es gegen sie aufnimmt, wird immer nur etwas halbes machen, und den Zweck verfehlen. Die Untersuchung, wer der Erfinder des eccentrischen und des Flankenrückzuges sey (II, 366.), ist durch verschiedene Stellen des Buchs vom Geiste des neuern Kriegssystems veranlafst worden, dessen Vf. der erste hat seyn wollen, der diese Regeln aufgestellt. Es wird gezeigt, wie Friedrich sie schon vor fast funfzig Jahren ins Werk gesetzt, und ihren Grundsatz ausgesprochen. Diese und ähnliche Aufsätze geben der Sammlung ein Leben und einen Werth, welche den Wunsch ihrer Dauer, und also gehöriger Unterstützung erregen. Wir verbinden hiemit den der Einführung jener Th. I, 428. vorgeschlagenen Centralschule für das Militärwesen und die Artillerie: Nichts ist wichtiger, als dafs der militärische Geist bey der Nation wieder empor komme; (er hätte nie einschlafen sollen; Landbau und Waffen sind die wahren Stützen der Freyheit), und dafs sie hierüber in keiner neuen Idee zurückbleibe. Hiezu sind Recensionen wie die von des Obristen von G. höherer Taktik und des Majors von Brixen Terrainslehre (II, 279 397.), auch Anzeigen wie die von Zeugherrn Breitinger's vortrefflichem Plan der Stadt und Gegend von Zürich (II, 350.) besonders nützlich.

NATURGESCHICHTE.

Braunschweig, b. Reichard: *Classification und Beschreibung der europäischen zweyflüglichen Insekten. (Diptera Linn.)* Von *Johann Wilhelm Meigen* u. s. w. *Erster* Band *zweyte* Abtheil. 1804. S. 153 — 314. u. Tabb. IX — XV. 4. (2 Rthlr. 12 gr.)

Das Lob, welches Rec. in der A. L. Z. 1805. Num. 54. der *ersten* Abtheilung beygelegt hat, gebührt nicht minder dieser *zweyten* Abtheilung. Denn wenn dort die Bearbeitung der Gattungen *Tipula* und *Stratiomys* den Fleifs und den Scharfsinn des verdienstvollen Vfs. beurkundet, so ist diefs hier nicht minder der Fall mit den schwierigen Gattungen *Tabanus*, *Bombylius* und *Asilus*. Für den Entomologen ist es unnöthig weitläuftig auszuführen, wie chaotisch es bisher in der Ordnung der Zweyflügler in den Insektensystemen ausgesehen habe, wie Keiner vor Hn. M. an dieses unbebaute Feld mit ganz glücklichem Erfolg Mühe und Fleifs verwandte; für den übrigen Theil der Leser dieser Blätter würde aber vollends eine solche Deduction sehr trocken seyn. Rec. begnügt sich daher, blofs Rechenschaft von den neuen

neuen von Hn. M. herrührenden Gattungen zu geben, um eines Theils den Werth dieser Arbeit im Allgemeinen zu belegen, und andern Theils diejenigen Entomologen, welche das Werk noch nicht besitzen, darauf aufmerksam zu machen, welche Schätze sie hier finden können.

Sechs und dreyssig Gattungen kommen in der erstern, in dieser Abtheilung aber ein und dreyssig vor, und zwar von der sieben und dreyssigsten *Xylophagus* an, bis zur sieben und sechzigsten *Trineura*. Im *zweyten* Bande haben wir also die noch übrigen sechs und vierzig Gattungen zu erwarten. Anfänglich sollte die Zahl sämmtlicher Gattungen sich zwar auf 114 belaufen; allein die Einziehung der Gattung *Platyptera* und deren Verbindung mit *Empis* zeigte sich als nothwendig, und brachte daher die Zahl auf 113 herab; vergl. die Note S. 219. — Nun zu den neuen Gattungen. *Xylophagus*; die aufgeführten Arten *ater* und *maculatus* kommen bey keinem andern Schriftsteller vor; Degeer aber rechnete eine dritte hierher zu zählende, Hn. M. jedoch nicht näher bekannte, zur Gattung *Nemotelus*, unter dem Namen *cinctus*. *Heptatoma*; mit nur einer Art *bimaculata*, von Schäffer tab. 72. fig. 7. in den *Icon. Inf. Ratisb.* abgebildet. Die Linneisch-Fabricische Gattung *Tabanus* ist in die Gattungen *Chrysops*, *Haematopota*, *Tabanus* und *Tanyglossa* aufgelöst. Zur erstern sind die bekannten Arten *riduatus*, *caecuticus* und *lugubris*, so wie auch die beiden neuen *italicus* und *flavipes* gerechnet; zur zweyten *pluvialis* und *italica* (Panzers *pluvialis*) gezählt; bey der dritten mit Hinzufügung der neuen Arten *taurinus*, *ferrugineus* (3), *micans*, *ferrugineus* (10) und *ochroleucus*, die ältern *bovinus*, *morio*, *autumnalis*, *borealis*, *tropicus*, *bromius* und *rusticus* gelassen; zur vierten endlich ist die neue Art *ferruginea* aus Portugal gestellt, und dazu sind auch noch muthmasslich gesellet (denn Hr. M. sah sie nicht selbst) die Arten *haustellatus* und *proboscideus* Fabr. und *mauritanicus* Gmel. Ein Uebereilungsfehler ist es, dass in der Gattung *Tabanus* zwey Arten, die dritte nämlich und zehnte, den Trivial-Namen „*ferrugineus*" erhielten. Mikan, der sich um die Geschichte der Böhmischen *Bombylien* ein ungemein grosses Verdienst erwarb, hat dennoch Hn. M. zu thun übrig gelassen, der es für nöthig hielt, diese Gattung in drey abzutheilen; in der erstern *Bombylius*, blieben die meisten Arten der alten Gattung stehen; zur zweyten *Conophorus*, konnte bisher nur die einzige Mikan'sche Art *maurus*, so wie zu der dritten *Phtiria*, nebst der neuen Art *fulva*, nur die Mikan'sche Art *B. pulicarius*, hier *Phtiria nigra* (warum nicht *Phtiria pulicaria?*) gebracht werden. Einige der Mikan'schen Bombylien blieben freylich Hn. M. unbekannt; dagegen aber stellte er mehrere Arten auf, die Mikan in Böhmen nicht fand. *Sachydromia*; von bekannten Arten konnte M. hier nur des Fabr. *Musca cursitans* und *cimicoides* unterbringen, acht neue sind ihnen aber zugesellt, von denen die vierte *lineata* tab. XII. fig. 5. als Muster der Gattung abgebildet ist. Zur Gattung *Hybos* ist eine von der Gattung *Empis* getrennte Art, *clavipes* Fabr., hier *funebris* genannt, nebst der neuen *flavipes* gebracht. Da die keulenförmigen Füsse einen Charakter der Gattung auszumachen scheinen: so rechtfertigt sich hierdurch die Abänderung des Fabricischen Trivial-Namens „*clavipes*" in *funebris*. Rec. kommt nunmehr zu den bedeutenden Reformen, welche die Linneisch-Fabricische Gattung *Asilus* erfahren hat, und welche um so wichtiger sind, als es bisher darin noch sehr verwirrt ausgesehen hat. Das Resultat der Untersuchungen des Hn. M. war, dass statt einer schwankenden Gattung das System fünf auf sichern Grundfesten ruhende erhielt, als: a. *Leptogaster*, zu welcher nebst dem *A. tipuloides* Fabr., die neue Art *fuscus* gerechnet ist; b. *Asilus*, bey welcher die bekannten Arten *crabroniformis*, *barbarus*, *germanicus*, *aestivus* und *forcipatus* stehen blieben und mehrere neue Arten hinzu kamen; c. *Dasypogon*, in welcher ausser den neu entdeckten Arten, die bekannten *teutonus*, *punctatus* (von welcher *diadema* der Mann ist) und *cinctus* untergebracht sind; d. *Dioctria*, welche ausser den bekannten Arten *hyalipennis*, *oelandica* und *fenestralis*, noch fünf neue in sich fasst; e. *Laphria* endlich, zu welcher nicht nur folgende *Asili* des Fabricius als *gibbosus*, *ephippium*, *flavus*, *gilvus*, *violaceus* und *marginatus*, sondern auch fünf neue gezählt sind. Die neue Gattung *Clinocera* fasst nur eine neue Art *nigra*, so wie die Gattung *Atherix* nur zwey bis dahin unbeschriebene Arten *maculatus* und *immaculatus* in sich. Neu sind endlich noch die Gattungen *Platypeza*, *Callomyia* und *Trineura*, welche alle aus Arten, von denen weiter kein Schriftsteller Erwähnung thut, errichtet worden sind.

Uebrigens sind die neuen durch Hn. M. in den von ihm beybehaltenen Gattungen aufgestellten Arten reich an Zahl und richtig bestimmt; auch lassen die beygefügten erläuternden Figuren, so wie die der erstern, in Ansehung der Genauigkeit nichts zu wünschen übrig.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Bohn: *Joann. Jac. Rambach Sylloge Dissertationum ad rem literariam pertinentium.* 1790. 27 u. 270 S. 8. (18 gr.)

Neun Programme und Dissertationen, die der würdige Mann (seit 1780 Pastor und Scholarch zu Hamburg) noch als Rector zu Quedlinburg geschrieben. Da bekanntlich keine starken Auflagen von dergleichen Prolusionen gemacht werden, die vorliegenden, einzeln abgedruckten, sich zeitig vergriffen hatten, noch immer aber Nachfrage blieb: so konnte der mit nachahmenswürdiger Bescheidenheit hierüber sich erklärende Vf. nicht länger umhin, einer neuen Ausgabe der zum Theil vor mehr als zwanzig Jahren bereits von ihm gefertigten kleinen *lateinischen* Schriften die Hand zu bieten. Schon die Ueberschriften der Abhandlungen werden Jeden anlocken,

locken, der über Gegenstände dieser Art entweder noch Belehrung sucht, oder was andre Sachkenner darüber gedacht haben, doch auch wissen will. Da sie insgesammt vor Beginn unsrer A. L. Z. erschienen sind, und der verdiente Beyfall ihnen längst geworden ist, glaubt man bey blosser Inhaltsanzeige der in die Sammlung aufgenommenen Stücke es für diessmal bewenden lassen zu dürfen. Also: *De ingeniis desultoriis — de stolida docendi ratione — de Poetarum Lyricorum inter Romanos paucitate — de Hegesia Πεισιθανάτῳ — de historia romana magnam partem incerta et impedita — de scholarum fama, Prolusiones tres — de ratione scribendi historiam scholarum — de Adiaphoris in utroque Sacramento obviis — Oratio de eo, quod iucundum est in vita scholastica.*

Freylich ist über alle diese Materien bereits in Menge, zum Theil umständlich genug geschrieben worden. Wer indess erwägt, dass hier ein Schriftsteller sich hören lässt, der gleichfalls aus vieljähriger *Erfahrung* spricht, und wo es auf Belesenheit, Scharfsinn und Unparteylichkeit ankam, in Werken grössern Umfangs sich hinreichend damit ausgerüstet zeigte, wird um desto geneigter seyn, auch für kürzere Aufsätze, wo nur das Anziehendste Platz finden darf, ihm sein Ohr zu leihen. Ueberdiess drückt der Vf. sich in einer Schreibart aus, die weder gesucht noch vernachlässigt ist, sondern der Beschaffenheit des Gegenstandes überall angemessen bleibt. Dass die neue Ausgabe der Tractätchen nicht ohne Berichtigungen und Zusätze geblieben, versteht sich bey einem so besonnenen Philologen von selbst; hier also noch mitgetheilt zu erhalten, was ein von dem verdienstvollen Manne auch in seinem Kirchenamte noch fleissig fortgesetztes Studium der alten Literatur ihm an die Hand gab, ist eine der empfehlenden Seiten mehr, wodurch der neue Abdruck sich auszeichnet.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Prag*, b. Widtmann: *Ausführliche Beschreibung der*, am 15. Nov. 1800 gehaltenen, *Jubelfeyer der k. k. Normalschule in Prag*; nebst einer kurzen fünf und zwanzigjährigen *Geschichte* dieser Schule, von *Alex Parizek*, Direct. d. näml. k. k. Normalschule u. Ehrendomherrn in Leitmeritz. 1801. 77 S. 8. (6 gr.) — Auf die Anzeige der Feyerlichkeit selbst folgt eine Geschichte der Anstalt, mit welcher 1775 die bessere Einrichtung der niedern Schulen (wir würden sie, der Lehrgegenstände wegen, *Bürgerschulen* nennen) in Böhmen begann. Die Einweihungsrede ward damals von dem berühmten Dechant *Ferdin. Kindermann*, nachherigen Ritter von *Schulstein* und Bischof in Leitmeritz gehalten, welchem dann die Oberdirection über diese Normalschule sowohl als über alle übrige Schulen des Landes übertragen wurde. Der Gedanke war vortrefflich, eine solche *Provinzialmusterschule* als Richtschnur für die übrigen Schulen des Landes, und als Bildungsort für künftige Lehrer an Schulen und Erzieher in Privathäusern anzulegen, und der Nutzen ist sehr gross gewesen. 1779 legte man für diese Präparanden besonders ein *Lesekabinet* nach liberalen Grundsätzen an. 1777 erschien das erste gedruckte Prüfungsprogramm, welches die Geschichte der Schule und einen Auszug der inzwischen erlassenen Schulverordnungen enthält, und seitdem alle halbe Jahr fortgesetzt wird. Indessen bemühte man sich, die Unterrichtsmethode je länger je mehr zu verbessern: denn Stillstand und Dünkel von Vollkommenheit ist freylich der Tod aller menschlichen Institute. Der übermässige Gebrauch der *Tabellen*, worauf die Geschäftsmänner so viel zu halten pflegen, und welche sie ganz unzweckmässig auch ins Erziehungsfach hinübertragen, ward vermindert, Verstandesübungen, Selbstdenken, mehr Abwechselung, mehr Sokratik eingeführt, ein schätzbarer Apparat von Naturalien, physikalischen Werkzeugen, Modellen, Maschinen, Landkarten und historischen Bildern angeschafft, so wie die Zeichnungsklasse verschiedene Zeichnungsmodelle von Vasen, Büsten und Figuren aus Gyps, erhielt. Schuldisciplin nach den neuern bessern Grundsätzen. Nachher seit 1780 kam noch eine Mädchenschule, 1785 eine Industrialklasse dazu. 1786 erhielt die Anstalt, die nun ein förmliches Lehrerseminarium bekommen hatte, einen grossen Garten vom Kaiser geschenkt, der den angehenden Lehrern und reifern Normalschülern zur Erlernung der Baumcultur und Gartenindustrie dient. Der Kürze wegen übergehen wir einige andere Punkte dieser Geschichte, welche viel lehrreicher hätte ausfallen können und sollen; deren Vortrag jedoch sehr gut ist. Die grosse Vorzüglichkeit und Nutzbarkeit dieser Anstalt leuchtet von selbst in die Augen, und bedarf keiner weitern Auseinandersetzung. Möchte doch *jedes* Land eine solche Musterschule besitzen!

BÜCHERKUNDE. *Leipzig: Catalogue des livres françois, allemands, anglois, hollandois, italiens, latins*, livres d'estampes etc., qui se trouvent chez *Paul Jacques Besson*, libraire a Leipsic. 1803. 152 S. 8. — Zu dem wenigen Guten, was die jetzige, immer mehr merkantilisch werdende, Verfassung des deutschen Buchhandels noch herbeygeführt haben mag, gehört unstreitig die dadurch wesentlich beförderte Erleichterung unseres Verkehrs mit der Literatur unsrer benachbarten Nationen. In dieser Absicht verdient vornehmlich das Unternehmen des Hn. Buchhändlers *Besson* zu Leipzig, der daselbst ein Lager von ausländischen Büchern etablirt hat, von dem der vorliegende, an mehr als 4000 Artikel starke Catalog Rechenschaft gibt, empfehlungswürdig genannt zu werden. Besonders zeichnet sich darin der Reichthum an *französischer* Literatur aus, von der, sowohl älterer als neuerer, Hr. *Besson* gewiss gegenwärtig eins der vollständigsten Sortiments in Deutschland besitzt, das er noch jährlich durch regelmässige Nachträge zu vergrössern gedenkt, wenn ihn die Unterstützung des Publicums darin begünstigt. Die grosse Billigkeit, die er zugleich in der Stellung der Preise durchgängig beobachtet hat, erhebt den gerechten Wunsch zur Hoffnung, dass diese Unterstützung seinem Unternehmen, das, mit sehr ansehnlichem Kostenaufwand begonnen, der literarischen Industrie Deutschlands gewiss zu einer besondern Zierde gereicht, nicht fehlen werde.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 26. April 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

HAMBURG, b. Bohn: Dr. *Anton Friedrich Büschings Erdbeschreibung. Dreyzehnter* Theil, welcher Amerika begreift. Die vereinten Staaten von Nordamerika. *Sechster* Band. Ausgearbeitet von *Christoph Daniel Ebeling*, Professor der Geschichte am Hamburgischen Gymnasium und Bibliothekar, 1803. 528 S. ohne die Inhaltsanzeige. 8.

Auch unter dem Titel: *C. D. Ebelings Erdbeschreibung und Geschichte von Amerika* u. s. w. (1 Rthlr. 8 gr.)

In diesem Bande findet man keine *Erdbeschreibung* von *Pensylvanien;* sondern bloss die *Geschichte* dieses Landes. Diese ist nun zwar merkwürdig genug, um vollständig beschrieben zu werden, zumal da dieser Staat hauptsächlich aus unserm Vaterlande bevölkert worden ist; allein es wäre doch für die Leser angenehmer gewesen, erst das Lokale kennen zu lernen, ehe die auf demselben vorgefallenen Begebenheiten erzählt wurden. Das Werk ist auch einmal, seiner Hauptbestimmung nach, eine Erdbeschreibung, und die Geschichte hätte vielleicht, ohne Nachtheil deutscher Leser, hin und wieder abgekürzt werden können. Doch dieses abgerechnet, hat dasjenige, was uns Hr. E. hier mit seiner gewohnten Gründlichkeit mitgetheilt hat, immer seinen eigenen Werth; es ist die erste deutsche schätzbare Geschichte eines Landes, das immer so viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat.

Keine unter allen Kolonieen, sagt er mit Recht, ward gleich bey ihrer ersten Gründung nach einem so menschenfreundlichen Plan angelegt; keiner war der Charakter ihres Stifters tiefer eingedrückt; keine entwickelte sich seinen Grundsätzen der Duldsamkeit, Freyheit und Friedensliebe gemässer, und gedieh schneller als *Pensylvanien.* Sie war die letzte aller brittischen vor dem achtzehnten Jahrhundert entstandenen; allein es währte nicht lange, so ragte sie an Volksmenge, Anbau und Wohlstand über die meisten ihrer ältern Schwestern hervor. Jedermann weiss, dass dieses das Werk des edeln *William Penn* gewesen ist, der diese Kolonie im Jahr 1682 gründete, nachdem ihm Karl II. im vorhergehenden einen Freyheitsbrief über das völlige Eigenthum und die Regierung des Landes ertheilt hatte. Sein Leben geht voran. Geboren zu London im J. 1644, der Sohn eines verdienten Englischen Admirals, von früher Jugend an ein eifriger Quäker, reiste, predigte und schrieb er für die Ausbreitung dieser Partey; kam mehr als einmal deswegen in Gefangenschaft, blieb aber unerschüttert und zeigte sich zugleich als den aufgeklärtesten seiner Sekte; als redlichen, für reine Tugend und Menschenwohl thätigen, Mann, voll Bescheidenheit, Aufrichtigkeit und sanfter Ueberredung; der, wenn er etwas hellere Einsichten gehabt hätte, diese Sekte zu einer der wohlthätigsten für die Menschheit hätte machen können. In dem ihm geschenkten Landstriche in Amerika verlieh er jedem Bürger, der einen Gott und eine Vorsehung glaubte, und sich im Gewissen verpflichtet hielt, in der bürgerlichen Gesellschaft ruhig und gerecht zu leben, die vollkommenste Freyheit; entsagte feyerlich jedem Gewissenszwange; und die Gesetze, welche er seiner Kolonie gab, theils politischen, theils ökonomischen Inhalts, einige auch moralischen, waren sowohl überdacht, dass sie in Kurzem sehr zahlreich und blühend wurde. Seine lange Abwesenheit aus derselben, seit dem J. 1684, die hauptsächlich der Zustand seiner Glaubensbrüder in England nothwendig machte, veranlasste Misshelligkeiten, welche sie zerrütteten. Unter andern entstand zwischen den Quäkern in Pensylvanien, und *Georg Keith,* einem berühmten Schriftsteller und Vertheidiger ihrer Partey, der auch seine Anhänger hatte, ein heftiger Streit, und seit dem J. 1692 eine förmliche Trennung. Er hielt es für unrechtmässig, dass sie weltliche Aemter bekleideten, und Strafgesetze vollzögen; wich auch in Grundsätzen von ihnen ab, indem er behauptete, dass das innere Licht zur Seligkeit nicht hinlänglich sey. Er wurde nachmals Prediger der Englischen Kirche. Bey der berühmten Revolution des J. 1689. betrug sich die Kolonie ziemlich zweydeutig; lange verwaltete man daselbst die Gerechtigkeit noch im Namen des abgesetzten *Jacobs II.* *Penn* musste es also vielleicht selbst nicht ungern sehen, dass der K. *Wilhelm* ihn der

der Regierung beraubte, und im J. 1692 einen königlichen Statthalter von Pensylvanien, und dem ihm anhängigen Gebiete der Delaware Graffschaften bestellte, ohne dass freylich *Penn* sein Recht als Eigenthümer verloren hätte. Doch im J. 1694 wurde ihm von neuem die Verwaltung seiner Provinz und ihre Regierung durch eine öffentliche Urkunde zugesichert. Er kehrte zwar im J. 1699 dahin zurück; es zeigte sich aber bald, dass er nicht mehr die alte Liebe und Anhänglichkeit daselbst besass. Es waren viele Fremde hinzugekommen; das Band der Vereinigung zwischen beiden Kolonieen war durch die Herrschaft der Quäker vielmehr gelöst, als fester geknüpft worden, und diese letztern selbst durch seine funfzehnjährige Abwesenheit, durch das Betragen, sowohl seiner Statthalter, als der königlichen, von ihm abwendig gemacht worden; den Gesetzen der Provinz fehlte noch vieles; und die Rechte der Einwohner auf ihr Landeigenthum waren noch nicht völlig gesichert. Er that viel, um das gute Vernehmen wieder herzustellen, und der Kolonie mehr Festigkeit zu geben. Dennoch konnte er es nicht verhindern, dass ihm eine Klagschrift wider ihn selbst, aber eigentlich wider seinen Statthalter, übergeben wurde. Er hörte darum nicht auf, für seine Provinz am Hofe kräftig zu sorgen. Er hatte auch, sowohl für dieselbe, als für die Sache der Quäker überhaupt, einen grossen Theil seines Vermögens mit der Sorglosigkeit aufgeopfert, die solchen, mit grossen patriotischen Planen beschäfftigten, Männern so oft eigen ist. Daher musste er eine beträchtliche Summe anleihen, für welche er seine Provinz verpfändete. Ja im J. 1712 war er schon mit seiner Königin über die Abtretung sowohl derselben als des Delaware-Gebiets einig geworden; wofür er 12000 Pfund Sterling bekommen sollte. Allein die Gesellschaft, an welche die Provinz verpfändet war, that so nachdrückliche Vorstellungen wider diesen Kauf, dass er unterblieb. *Penn* starb im J. 1718. Er bewirkte mit geringen Kräften grosse Dinge; überwand mächtige Hindernisse mit ausdauernder Geduld und rastlosem Eifer. Sein Verhältniss zu den stets abwechselnden Hofparteyen und Grundsätzen der Englischen Regierung machte ihm eben so viel Mühseligkeit, als die in seiner Provinz früh entstandenen Parteyen. Ihm selbst gab seine Pflanzstadt keinen Ersatz für alle Arbeiten, Sorgen und Aufopferungen; erst seine Nachkommen konnten reichliche Früchte davon geniessen. Wenn ihn *Montesquieu*, *Raynal* und andere als Gesetzgeber priesen: so folgt daraus nicht, dass man die verschiedenen Regierungsformen, die er seine Pflanzstadt gab, als Muster anzusehen habe. Bloss die Grundsätze, welche er dabey befolgte, waren es, die ihn hoch über seine Zeiten erhoben. Die strengen Beurtheiler dieses edeln und wahrhaft grossen Mannes, zu welchen sich auch *Franklin* gesellt hat, haben gesagt, dass er Taubeneinfalt mit Schlangenklugheit verband: vielleicht, weil sie glaubten, einem Quäker könne nur jene zukommen; allein der Zustand, worin er sein Vermögen hinterliess, beweist wenigstens, dass Eigennutz nicht die Quelle dieser Klugheit war. Seine Söhne zweyter Ehe, *John Thomas* und *Richard Penn*, folgten ihm als Erbeigenthümer und seine Nachkommenschaft dauert noch fort; aber *Pensylvanien* selbst schloss sich nun seit dem J. 1776 an den Congress an, und wurde einer von den vereinigten Nordamerikanischen Staaten. Wir übergehen ihren Antheil an dem damaligen Kriege, und die bekannten Verdienste eines *Washington* und *Franklin*. Der Staat hatte im J. 1790 eine Bevölkerung von 434,000 und zehn Jahre später von 602,000 Menschen. Die Hauptstadt *Philadelphia* fasste im J. 1801 über 58000 Einwohner in sich. Ihre Ausfuhr betrug im gedachten Jahre auf 17,438,000 Dollar. Selbst nach Neu-Orleans hatte sich die Schifffahrt der westlichen am Ohio gelegenen Landschaften Pensylvaniens ausgedehnt. Die Geschäffte der drey Banken in der Hauptstadt hatten einen so lebhaften festen Fortgang, dass die halbjährige Gewinnvertheilung der Pensylvanischen im Jahr 1800 schon 18 Dollar für die *Actie*, oder 4½ vom Hundert betrug. Auch die Manufakturen gediehen immer mehr; unter welchen besonders die Gewehrfabriken beträchtlich wurden. *Philadelphia* hielt im J. 1802 die zweyte Amerikanische Büchermesse; sie hat mehrere unternehmende Buchhändler; wiewohl bisher ihr Hauptgeschäfte im Nachdrucke Englischer Bücher bestand. Die einheimischen Schriftsteller haben sich bis jetzt nur durch Schriften über den Staat, die Arzneywissenschaft und die Naturkunde hervorgethan. Die Amerikanische philosophische Gesellschaft erweckt immer mehr zu gemeinnützlichen Untersuchungen. Blühend ist die medicinische hohe Schule in der Hauptstadt; eben daselbst hat sich eine chemische vereinigt. Die vom Staate begünstigten Erziehungsanstalten und andere Schulen vermehrten sich; und dadurch wurde, wenigstens in Ansehung der reichen Bürger, die Vernachlässigung des öffentlichen Unterrichts, welche sich die Regierung zu Schulden kommen liess, einiger Massen ersetzt. Ein gewisser Dr. *Driscol* gab zwar eine Schrift wider das Christenthum, unter der Aufschrift: *the Temple of Reason*, als Zeitung heraus; sie starb aber schon in den ersten Tagen ihres schwachen Lebens, aus Mangel an Lesern. Das Arbeitshaus zu *Philadelphia* ernährte und beschäfftigte mehr als 6,000 Arme. Auch die zur Abschaffung der Negersklaven vereinigte Gesellschaft setzte ihre Bemühungen unermüdet und mit glücklichem Erfolge fort; diese Menschengattung genoss daselbst, als Brüder, bis auf wenige, alle Rechte freyer Bürger.

ZÜRICH, b. Orell, Füssli u. Comp.: *J. G. Ebel, M. D. Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen.* Mit drey geätzten Blättern der Alpenkette, einer Schweizerkarte, einer Profilkarte u. s. w. *Zweyte* ganz umgearbeitete und sehr vermehrte Ausgabe. 1804. *Erster*

ster Theil. VI u. 269 S. *Zweyter* Theil. 440 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Schon eine blofs flüchtige Vergleichung der *zweyten* Ausgabe mit der im J. 1793 erschienenen *ersten* Ausgabe dieses äusserst nützlichen Reise-Handbuchs ergibt die sehr bedeutenden Verbesserungen und Zusätze der erstern. Sie ist an Seitenzahlen schon jetzt über das doppelte vermehrt; und es wird noch ein Theil oder wahrscheinlicher werden noch zwey Theile folgen, bis das Werk vollständig ist. Es ist von dem Vf. mit grosem Fleifs, und Umficht auf die Erfordernisse und Befriedigung jedes Reisenden in der Schweiz, in den einzelnen Abschnitten überarbeitet, vervollständigt, erweitert; die Stellung der Materien ist hie und da zweckmäfsiger geordnet; die Behandlung verschiedner neuer Materien ist mit mehrern neu hinzugekommenen Abschnitten eingeschaltet — und so, im eigentlichen Verstande mit dieser *zweyten* Ausgabe des Handbuchs ein *neues* Werk entstanden, das jedem in der Schweiz Reisenden, wie jedem Forscher der innern Länderkunde, unentbehrlich ist. — Hier blofs eine kurze Ueberficht der *Erweiterungen* des Inhalts dieser *zweyten* Ausgabe; da die *erste* zu ihrer Zeit ausführlich in diesen Blättern angezeigt worden (1794. Num. 347.). — Das Werk umfasst *jetzt* die *ganze* Schweiz, nach ihren neunzehn Cantonen; ferner das Walliserland, das Fürstenthum Neufchatel und Valengin, so wie auch die Städte Genf und Biel; überdem noch die merkwürdigsten Gegenden von Savoyen und Piemont, die man zu dem Zirkel einer *Schweizerreise* zu rechnen gewohnt ist; und dann noch die der Schweiz zunächst angränzenden Gegenden der Lombardey (des jetzigen Königreichs Italien), Schwabens und Frankreichs. — Der *erste* (theoretische) Theil enthält Alles, was sowohl zur nothwendigen und nützlichen Vorbereitung und Vorkenntnifs einer Schweizerreise gehört, nebst der Angabe der wichtigsten Quellen, woraus eine noch nähere und vollständigere Kenntnifs der einzelnen Theile des Landes geschöpft werden kann, als auch was während der Reise selbst zur örtlichen Nachweisung dient. Hauptsächlich sind die verschiedenen Gegenstände des Zwecks solcher Reisenden — die zur Stärkung oder zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit die Schweiz bereisen, mit Vollständigkeit, und grosser Sach- und Ortkunde in einigen neuen Abschnitten behandelt worden. — Das räsonnirende Verzeichnifs der sämmtlichen Schweizerreisen ferner ist durch die vielen seit der Erscheinung der *ersten* Ausgabe hinzugekommenen Werke (es sind ihrer vier und zwanzig) ansehnlich vermehrt, obgleich nur die einiger Massen bedeutendern dieser Werke, mit Hinweglassung der vielen in Monatsschriften, Magazinen und Kalendern erschienenen Auffätze u. dergl., genannt sind. Dieser Abschnitt liefert folgende nicht uninteressante Ueberficht. Im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert erschienen zwölf Schriften von einigem Werth über die Schweiz. Die Zahl der im achtzehnten Jahrhundert (besonders in dessen letztem Viertel) erschienenen Werke beläuft sich über hundert, wovon hier achtzig beurtheilt sind; nämlich, in den ersten fünf und siebenzig Jahren neun Werke; vom J. 1775, wo das Bereisen und Beschreiben der Schweiz erst recht an die Tagesordnung kam, bis 1785 ein und dreyfsig Beschreibungen; von 1785 bis 1793 zwanzig Schriften; und von 1794 bis 1804 zwanzig Reisen. — In dem räsonnirenden Verzeichnifs der in Handzeichnungs-Manier, in Kupferstichen und farbigten Blättern herausgekommenen Darstellungen von Schweizer Gegenden (wovon wir eine ungeheure Masse von eigentlichen Fabrikwerken haben) sind nur die Werke der vorzüglichsten Künstler genannt, nämlich *Gesner*, *Dunker*, *Heß*, *Gmelin*, *Aberli*, *Meyer*, *Rieter*, *Biedermann*, *Lory*, *Lafond*, *Wolf*, *Louterburgh*, *Link*, *Hackert*, *Biermann*, *Wocher*, *Füßli*, *König* und *Freudenberger*. — Ein neuer Abschnitt enthält, in alphabetischer Ordnung, eine Sammlung eigenthümlicher Ausdrücke der schweizerischen Mundart. — Die am Schlufs des *ersten* Bandes beygefügten Gebirgskarten und Alpenumrisse sind, im Vergleich mit den in der *ersten* Ausgabe erschienenen Blättern, berichtigt, vergröfsert und mit einer Landkarte der Schweiz und einer Profilkarte vermehrt. Die wesentlichste Vermehrung und Erweiterung aber hat der *zweyte* Theil des Werks erhalten, und der Vf. hat ihm, zur bestimmtern Bezeichnung seines Inhalts, den folgenden besondern Titel beygefügt: „Vollständiger Unterricht über alle Naturschönheiten, geographische, physische und historische Merkwürdigkeiten, so wie auch über die mineralogische und geognostische Beschaffenheit des Alpengebirges der Schweiz, und der angränzenden Theile von Savoyen, Piemont und der Lombardie; von Deutschland und Frankreich. Nebst einer geognostischen Karte über den Profildurchschnitt der Gebirge von Zug bis Am Stäg im K. Uri. Als zweyter Theil von der Anleitung die Schweiz zu bereisen. Erster Abschnitt. A — H." — — In der *ersten* Ausgabe dieses (damals zusammen nur 211 Seiten enthaltenden) *zweyten* Theils hatte der Vf. nämlich nur auf solche Reisende Rücksicht genommen, welche wegen des Genusses der Naturschönheiten der Schweiz sie bereisen; für den eigentlichen wissenschaftlichen Unterricht wissbegieriger Reisenden war nur sehr wenig gesorgt. In dieser *zweyten* Ausgabe aber ist der Gesichtskreis sehr erweitert, und auch aus der Botanik, Mineralogie und Geognosie sind nun alle Merkwürdigkeiten aufgenommen, welche die Schweiz in so reichem Masse darbietet. Was auf diesem reichhaltigen Felde von Naturforschern bereits geschah, ist aus den vielen darüber erschienenen Werken bekannt. Unser Vf. hat von allen solchen Untersuchungen die Resultate geliefert, und in allen mineralogischen und geognostischen Artikeln keine *Meynungen*, sondern nur die sich darbietenden *Thatsachen* dargelegt. „Ein Jeder" — sagt er — „sehe, prüfe, bestätige, oder berichtige; *So* allein kann *Naturwissenschaft* wachsen."

VERMISCHTE

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Jakobäer: *Allgemeines Handbuch zur ſittlichen Bildung des weiblichen Geſchlechts.* 1801. VI u. 400 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. dieſes nützlichen Buchs bemerkt in der Vorrede ganz richtig, daſs *Marezolls* bekannte Schrift für das weibliche Geſchlecht *lange* das einzige Werk blieb, welches mit Rückſicht auf die *erhöhtern* Bedürfniſſe der zu vervollkommenden Bildung dieſes Geſchlechts geſchrieben war. Gegenwärtig freylich haben wir uns nach den Schriften von Brandes, Knigge, Pokels, Sophie la Roche u. a. m. auch in dem beſondern Fach der weiblichen Pädagogik eben nicht über literariſchen Mangel zu beklagen. Indeſs iſt das vorliegende Handbuch immer noch eine ſchätzbare Bereicherung dieſes Faches mehr. Die Abſicht des Vfs. war nicht, ein vollendetes Syſtem der weiblichen Erziehung darin aufzuſtellen, ſondern in einzelnen Abſchnitten mannichfaltiger Form, die Mängel derſelben anzudeuten, und den Weg zu bezeichnen, auf dem ſie am ſicherſten gehoben werden können. Dieſem Zweck gemäſs, hat er, ohne ſich an eine ſyſtematiſche Folge zu binden, in vier und dreyſsig Fragmenten, in denen Scherz und Ernſt, Proſa und Poeſie, abwechſeln, die Gegenſtände der Ehe und Liebe, der Lectüre und häuslichen Bildung, der Schönheit und des Putzes u. ſ. w. lehrreich behandelt, und zugleich die vornehmſten Ideen von Hume, Kant und Herder darüber, ſo wie mehrere in den Plan paſſende Gedichte, z. B. Schillers Würde der Frauen, ſeinem Vortrag mit eingeflochten. Von der eignen Darſtellung des Vfs. fügen wir unſrer Anzeige aus folgender Stelle über die *gelehrten* Frauen, als eine Probe hinzu, die unſer Urtheil, daſs dieſes Buch mit weſentlichem Nutzen in die Hände der weiblichen Jugend gegeben werden kann, belegen mag.

S. 33. „Das *gelehrte* Weib vermeidet den Umgang mit Perſonen ſeines Geſchlechts, weil dieſe ſeine geiſtigen Bedürfniſſe angeblich nicht zu befriedigen vermögen. Es drückt oft mitleidsvoll ſein Bedauern darüber aus, wie man für die groſsen Angelegenheiten des ſpeculativen Nachdenkens ſo wenig Empfänglichkeit haben könne; Es hat keine geringere Abſicht, als die verlornen oder freywillig und ſorglos aufgegebenen Rechte des weiblichen Geſchlechts wieder herzuſtellen, und verſammelt am liebſten einen Kreis von Gelehrten um ſich her, um ſich in der Huldigung derſelben zu gefallen. Es ſpricht von Kant, Reinhold und Fichte. Es lieſt alle gelehrten Zeitungen, deren es habhaft werden kann; es politiſirt über Pitt und Bonaparte, macht Friedensſchlüſſe und vertheilt die eroberte Welt; es macht ſich reichliche Excerpte und ſtarke Collectaneen-Bücher; ſpöttelt über die gewöhnlichen weiblichen Arbeiten, haſcht nach den Schmeicheleyen der Schriftſteller, und gilt um dieſen Preis für ein *gelehrtes Weib.* — Selten nur wird eine Gattin dieſer Art die Mittelſtraſse des Schicklichen finden. Immer wird ſie ſich im *Ueberſpannten* gefallen, immer durch *Eigenheiten*, die die Bürgen von Originalität ſeyn ſollen, Senſation erregen wollen. Das Annehmen des Scheins eines *männlichen* Sinnes und Betragens iſt eigentlich ihre Abſicht; aber eben dieſer Hang verwiſcht die ſchönſten Züge der Weiblichkeit und die Zartheit der Empfindung geht nicht ſelten durch ihn verloren."

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Leipzig*, b. Schäfer: *Monumentorum typographicorum Tridecas.* Conquiſitam p. p. *Jo. Gottlob Lunze*, Scholae ad D. Nic. Conr. 1801. 48 S. 8. (4 gr.) — Ein dergleichen Zehend bibliographiſcher Notizen, das *Panzers Annales typograph.* ſollte berichtigen und ergänzen helfen, iſt von Hn. *L.* bereits 1799 herausgegeben und in der A. L. Z. jenes Jahres Num. 416. angezeigt worden. Hier nunmehr eine *Tridecas* eben ſolcher Bemerkungen und Zuſätze, die jedem willkommen ſeyn werden, der aus Beruf oder Liebhaberey ſich nach Kenntniſſen dieſer Art umſehen will oder muſs. Auch dieſe *Tridecas* fängt mit dem Jahre 1470 an und geht bis 1499. Nur ein Paar Artikel, und die von keiner beſondern Erheblichkeit ſind, ſcheinen in den Panzerſchen Annalen gänzlich zu fehlen; die Angabe der von Hn. *L.* in andern Exemplaren gefundnen Abweichungen aber will, wie natürlich, in den davon gelieferten Notizen ſelbſt nachgeſehen ſeyn. Eben ſo wenig läſst die Vermuthung des Rec. in der Kürze ſich erhärten, daſs manches unter den von *Panzer* aufgeführten Druckſtücken doch wohl eine und eben dieſelbe Ausgabe geweſen ſeyn könne, die Hr. *L.* vor ſich fand. Wenn übrigens auch hier wiederum mehrere Ausgaben *Ciceroniſcher* Schriften ſich zeigen, denen *J. A. Erneſti* ein und andres beygemerkt hat: ſo rührt dieſes von dem Umſtande her, daſs der ſämmtliche Apparat dieſes berühmten Mannes über den Römer in die Leipziger Rathsbibliothek übergegangen, Hr. *L.* aber, wenn Rec. anders recht berichtet worden, einer der Aufſeher gedachten Bücherſales iſt. Mit Ausnahme der *Trionfi* des *Petrarca*, Bologna 1475. Folio, des in's Italiäniſche überſetzten *Juſtinus*. Venedig 1477. eben dergl. Formats, und des von *Creſton*. 1481 zu Mailand gleichfalls in Folio beſorgten, äuſserſt ſeltenen, griechiſchen Pſalters, ſind es nur *lateiniſch* geſchriebene Bücher, wovon dieſe *Tridecas* handelt. Da übrigens die in ſehr gutem Latein gefaſsten Notizen des Vfs. auch durch ihre Genauigkeit ſich empfehlen: ſo durfte ſein Fleiſs allerdings ſich die Aufmunterung verſprechen, womit der ſeitdem verſtorbene *Panzer*, dem er dieſe Fortſetzung gewidmet, ihn, laut des Vorberichts, ſchon erfreut hatte.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEM. LITERATUR - ZEITUNG.

Dienstags, den 29. April 1806.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Unger: *Geschichte der europäischen Staaten von Karl Ludwig Woltmann. Zweyter* Band; oder *Geschichte Großbritanniens. Erster* Band. 1799. X, XIX u. 529 S. 8. (2 Rthlr.)

Durch welche Zerstreuungen in Krieg und Friede, durch wie viele Reisen, Arbeiten, Veränderungen des Rec., die Anzeige der Fortsetzung dieses Werks, von welchem wir in der A. L. Z. (Jahrg. 1798. Num. 63.) den *ersten* Theil recensirt haben, so viele Jahre unterblieben, dieses entschuldigungsweise zu erzählen, möchte weitläuftig seyn: eben so wie eine *ausführlichere* Nachricht von einem, dem Publicum durch andere Wege indess bekannt gewordenen Buche wohl überflüssig seyn würde. Unterlassen können wir aber nicht, unser Urtheil darüber in diesen Blättern niederzulegen, und aufrichtig bedauern wir, es nicht viel früher gethan zu haben; die öffentliche Stimme würde uns in jeder andern Periode längst zuvorgekommen seyn: nur in den Kriegen, welche während dieser Jahre nicht weniger die literärische als politische Welt erschüttert haben, scheint die verdiente Aufmerksamkeit diesem Werk noch nicht geschenkt worden zu seyn; wenigstens uns, bey zwar nicht eben ausgebreiteter Journalenlectur, ist dieses so vorgekommen.

Rec. nimmt keinen Anstand, diese Geschichte Englands bis auf die *Magna Charta* für das bey weitem *beste Werk* zu erklären, welches der geistvolle Vf. im historischen Fach geliefert hat (das spätere, von der Kirchenreform, hat Rec. noch nicht gelesen); es ist ungemein vollkommner als der *erste*, Frankreich beschreibende, Theil, und ein wirklich treffliches *Muster* von ästhetisch schön und mit kritischem Fleiss bearbeiteter Geschichte; zugleich wahrer Gewinn. Wir haben über dieses Land in jenen Zeiten bisher nichts dergleichen gehabt: *Sprengel's* Arbeit ist lange nicht so genau und gut; der Vf. ist oft in dem Fall, hievon Beweise anzubringen; auch die englische Literatur, obschon das zwölfte Jahrhundert besonders gut bearbeitet worden, und obschon ihre Producte darüber dem deutschen Geschichtschreiber erleichternd zu Statten gekommen, wird durch viele nähere Berichtigung, die letzterer aufspürte, und über die ältern Zeiten durch das gesunde, *unparteyische* Urtheil desselben (über zum Theil sehr wichtige Punkte der Verfassung) nicht wenig gewinnen. Die Quellen sind am Rande, etwas ausführlichere Bemerkungen auf den letzten achtzig Seiten als Beylagen, zu finden; wodurch man hat verbinden wollen, was das Interesse der Wahrheit, und der verzärtelte Geschmack unsrer eleganten Lesewelt, erfordert. Man kann mit dieser Manier auch so lange immer zufrieden seyn, bis wieder ein Geschlecht aufsteht, welchem zweckmässige Noten an Ort und Stelle unter dem Text keine Vapeurs mehr machen. *Uns* scheint indessen unbequemer, auf die Zurückweisungen zu achten, und die Erörterungen an einem andern Ort aufzusuchen. Die Aufmerksamkeit wird mehr unterbrochen, als durch einen Blick auf den Rand. Diese Anführung der Quellen ist *eine* der Vervollkommnungen, welche uns diese Arbeit des Vfs. besonders werth machen: Die schöne, bestimmte, nicht neu philosophisch-gedrechselte, sondern der Natur getreue Schreibart ist eine zweyte; die reife Mäsigung des Urtheils verdient das dritte Lob. Wir haben bereits erinnert, dass wir für unzeitig halten, von einem schon sechs bis sieben Jahre alten Werk einen Auszug oder umständliche Proben zu liefern: Doch können wir nicht unbemerkt lassen, wie richtig S. 449 f. die Fragen über *Ossian* betrachtet werden; wie schön die Einführung des Christenthums beleuchtet wird; die gute Bemerkung über die in Ina's Gesetzen liegende Ursache der vorzüglichern Stärke des westsächsischen Reichs S. 55; die meisterhafte Schilderung von Alfred, die treffliche Beschreibung der Schlacht bey Hastings, die Kunst und Billigkeit in der Erzählung von Thomas Becket, die glückliche Durchführung des Charakters von Heinrich dem Zweyten durch so mannichfaltige Auftritte seiner langen Laufbahn. Es gibt auch sehr glückliche und wahre allgemeine Resultate: wie S. 497: „dass in der Geschichte des Mittelalters überhaupt bey weitem nicht so viele Widersprüche sind, als man gemeiniglich glaubt, und die Beschränktheit neuerer Bearbeiter viele Schwierigkeiten herein gebracht hat, welche in den Quellen nicht sind;" wie S. 499: „dass Gelehrsamkeit und genaue Forschung unter den Historikern

storikern unendlich seltner sind, als man glauben sollte, wenn man die Urtheile, besonders aus neuern Zeiten, lieset. „Wir *verziehen* uns gegenseitig," sagt der Vf., „durch zu grosse Schonung, wo nicht gar unredliche Schmeicheley." (Auch Rec. ist bisweilen der Vorwurf gemacht worden, mit Lob zu freygebig, im Tadel zu schonend zu seyn. *Je n'ai pas l'esprit desapprobateur*, möchte er mit Leibnitz sagen, und dass, da selten ein Buch vorkommt, aus dem er nicht Etwas lerne, er dafür sich verpflichtet glaubt: doch überhaupt möchte das geschehen, wenn redlicher Fleiss und patriotischer *Zweck* Ermunterung zu verdienen schien; einzelne Mängel haben wir auch an berühmten Schriftstellern nicht unbemerkt gelassen; was zur Beförderung der Verderbniss des Zeitalters führte, nie vergeben.) S. 503. wird mit sehr vieler Wahrheit beklagt, „dass die neuern Zeiten überhaupt sowohl die Geschichtschreiber des Alterthums als die Quellen des Mittelalters auf eine viel zu leichtsinnige Weise behandeln."

Bey S. 69. hätten wir von den Studien zu Bangor, von den merkwürdigen geographischen Arbeiten des Mönchs *Dikul*, vielleicht auch von jenen uralten Handschriften auf Jona, wobey der ganze Sallust gewesen seyn soll, ein Wörtchen erwartet. Bey S. 107. könnte bemerkt werden, dass, wenn durch Nachahmung der mosaischen die Gesetzgebung Alfred's der Geistlichkeit günstig ward, auch das (S. 79. erwähnte) die Menschheit an dem Sklaven ehrende Gesetz dieselbe Quelle hatte. S. 142 sollte statt Königs Harold *Harfagar*, der zweyhundert Jahre älter ist, Harold *Haardrade* genannt seyn. Es wird wohl kein Falerner gewesen seyn, womit man zu Heinrichs des Ersten Zeit (S. 208.) sich zu London berauschte: schon als der ältere Plinius schrieb, taugte dieser Wein nicht mehr. S. 432. wird *Miramoulin* wie Name einer Person erwähnt; es war Titel der Würde, verdorben aus Emir-el-Mumenin, und wahrscheinlich war Abu Mohammed Abdul Hakk, der erfahrne weise Greis, derjenige Fürst, welcher Johann's tolles Ansinnen mit überlegener Vernunft von sich wies.

Wir wünschen recht sehr die baldige Fortsetzung und vollständige Ausführung dieses Werks, welches unsre Literatur bey einer Nation ehren wird, die über ihre eigene Sachen von Ausländern zu lernen nicht gewohnt ist, jedoch schon vor hundert Jahren zu liberal dachte, um Rapin's damaliges Verdienst zu misskennen. Aber auch ohne diese Rücksicht kann eine solche Darstellung der merkwürdigen ausdrucksvollen Charaktere und Sitten des Mittelalters einen heilsamen Einfluss auf die Berichtigung vieler, auf dem dramatischen und politischen Schauplatz verwirrten Begriffe nicht verfehlen, auch die Schriftsteller belehren, dass man, um zu interessiren, keine historischen Romane zu schreiben braucht, sondern besser thut, die Quellen zu studiren.

KIRCHENGESCHICHTE.

Braunschweig, b. Vieweg: *Religionsannalen*, herausgegeben von Dr. *Heinrich Philipp Konrad Henke*. *Eilftes* Stück. 1804. S. 501—628. *Zwölftes* St. 1805. S. 629—784. 8. (*Beide* Stücke 1 Rthlr.)

Eilftes Stück. I. *Breve des Papstes Pius VII., dass der Kurfürst Erzkanzler das Bissthum Regensburg verwalten soll*, vom J. 1803. Die geistliche Macht ergänzte hier, was ihr die politische noch übrig gelassen hatte, um ihr Ansehen einiger Massen aufrecht zu erhalten, in dem alten emphatischen Stil. II. *Aussichten für die Aufklärung in den Königl. Preussischen Entschädigungsprovinzen: Hildesheim, Paderborn und Münster.* Diese Aussichten sind weit geringer, als man hätte erwarten sollen. Die geistlich-politische Souveränität hat zwar in den gedachten Ländern aufgehört; und diese physische Stütze der verketzernden und verfolgenden Orthodoxie ist gefallen. Allein die kirchliche Souveränität ist dem Bischof nicht allein geblieben; sondern sogar vergrössert worden, in so fern er nun keinem Metropolitan mehr unterworfen ist. Das katholische Kirchen-, Prediger und Schulwesen bleibt unter seiner unmittelbaren Aufsicht; mithin wird an und für sich derselbe Geist des Katholicismus darin fortdauern; und gerade durch jene Execution, so sehr sie übrigens durch politische Gründe motivirt seyn mag, ist der Aufklärung nur noch ein Weg mehr verstopft, und dem geistlichen Despotismus in seinem Wirkungskreise ein freyerer Spielraum gelassen worden. Der besser denkende Religionslehrer oder Schulmann hängt jetzt bloss von dem willkürlichen Verfahren des Bischofs ab, und kann, wenn er gedrückt wird, sich nicht mehr, wie ehemals, an eine höhere Instanz zum Schutz wenden. Die Landesregierung hat mit dem Religiösen nichts zu schaffen; sie hat es einzig in die Hände des Bischofs gelegt. Als daher der von dem Bischof von *Paderborn* und dessen Anhange als Ketzer verfolgte Vicar *Becker* sich bey der Königl. Preuss. Civil-Commission zu Paderborn über ungerechte Bedrückungen und Misshandlungen beschwerte: wurde er von dieser an den Bischof und dessen Commissarien zurück verwiesen, und sogar ermahnt, sich wieder in sein Inquisitionsgefängniss, in welches er ohne Urtheil und Recht geworfen war, zu versetzen. Der Mönchsgeist wirkt unaufhaltsam und mächtig fort; die Aufhebung der Klöster ist der Sache der Aufklärung mehr hinderlich, als befördernd, indem sich nun die aufgehobenen Mönche desto freyer herum treiben, und überall ihren Einfluss verbreiten. Auch sind zwar die Abteyen und reichen Klöster eingezogen, weil dadurch dem Souverän beträchtliche Fonds zufielen; aber die ärmern Klöster der Bettelmönche sind geblieben: und gerade diese sind es, welche den Aberglauben am meisten befördern. III. *Charakterzüge der Religion und der Sitten des Volks in Böhmen*; eine Fortsetzung der Nachrichten im *ersten* Stücke. In den Gegenden von *Melnik*, *Collin*, *Chrudim* und *Pardubiz* gibt

gibt es so viele *Arianer* und *Socinianer*, dass sich ganze Gemeinden derselben bilden würden, wenn es ihnen verstattet wäre, Prediger, Unterricht und Gottesdienst nach ihrem Sinne zu haben. Sie halten sich äusserlich zur katholischen Kirche, und glauben in derselben ihren Ideen ruhiger nachhängen zu können, als unter Lutheranern und Reformirten. In der Gegend von *Krznozors* bey *Kollin* gab es noch vor kurzer Zeit unter dem Landvolke sogenannte *Sionisten*, die man vieler Ausschweifungen beschuldigte. Ihren Namen führen sie von einer Anhöhe, die ihnen heilig, ihr *Zion*, oder Jerusalem war. Sie verachten die Taufe; einige wollen lieber noch die Beschneidung, und werden *Abrahamiten* genannt. In gewissen Gegenden gibt es noch eine andere Art von *Abrahamiten*; diese verdanken wohl ihren Ursprung einer Zahl von Städten entfernter, in Bergen und Wäldern eingeschlossener Dorfbewohner, die weder Kirche noch Schullehrer hatten, und durch häufigen und vertrauten Umgang mit Juden für die patriarchalische Religion eingenommen wurden. Zur Zeit der Toleranz hofften viele Juden auf grossen Zuwachs ihrer Partey. Weil nämlich beynahe alle Protestanten in ihren Stuben anstatt des Crucifixes oder eines Heiligenbildes, die zehn Gebote zierlich geschrieben oder gedruckt, unter Glas und Rahmen gefasst, an der Wand hängen hatten: so nahmen unwissende Juden dieses für ein Zeichen naher Verwandtschaft und bevorstehender Apostasie vom Christenthum. Im *Chrudimer* Kreise ist noch eine schwärmerische Sekte, eine Abart der alten Böhmischen *Adamiten* (so fern solche wirklich in dieser Gestalt vorhanden waren). Sie arbeiten und ackern am hellen Tage ganz entkleidet; nach der Arbeit versammeln sie sich eben so nackt zum Beten, Schmausen und Tanzen. Sie nennen sich unter einander, wie die Gichtelianer, Engelsbrüder und Engelsschwestern; ihren Tanz den Engelstanz. Auch die Sitten der Böhmen haben viel Eigenthümliches. Alles übertrifft ihre Abneigung vom Soldatenstand; hingegen will alles Bauer oder Handwerker seyn. Das Protestantische Kirchenwesen steht in diesem Lande noch auf keinem festen Fusse, und die reformirten Prediger insonderheit klagen darüber, dass diese Nation mit ihrem Glaubensbekenntnisse nur eine solche Freyheit gesucht habe, Kraft welcher sie keinem Geistlichen etwas zu zahlen schuldig seyn wollte. IV. *Letzter Briefwechsel zwischen Spalding und Lavater*, vom J. 1788. Lehrreich zu lesen, vornehmlich in der Rücksicht, welche Geistesüberlegenheit der bedachtsam religiöse Spalding vor dem enthusiastisch religiösen Lavater hatte. V *Religionsalterthümer in Bayern.* Darunter werden die vielen Gnadenplätze, wunderthätigen Bilder, Wallfahrtsörter und Heiligthümer aller Art verstanden, dergleichen vielleicht in solcher Menge kein Land von gleichem Umfange auf dem ganzen Erdboden besitzt. So befinden sich im Rentamte München 88 wunderthätige Bildnisse, Crucifixe, Bildsäulen, Wallfahrtsorte; unter denselben sind 55 gnadenreiche Bilder der Mutter Gottes; im Rentamte Landshut gibt es 86 solcher Bilder und Heiligthümer, von der heil. Jungfrau 53 u. s. w. VI. *Zwey besondere Privatinstitute in Kursachsen.* Das eine von dem schwärmerischen Projectmacher *Mäsius*; das andere desto rühmlichere von dem Diaconus zu Schneeberg, Hn. M. *Hahn.* VII. *Verantwortung des Superintendenten Augsb. Confession zu Pesth, Daniel Crudi, gegen die ungegründete Angabe eines gesetzwidrigen Verfahrens bey Kirchenvisitationen.* Eine von den vielen Neckereyen und Auflaurungen der dortigen katholischen Geistlichkeit gegen die Protestanten. VIII. *Kurfürstl. Würtembergische Verordnung, das Separatistenwesen betreffend*, vom J. 1803. Mit weiser Mässigung abgefasst. Solchen Separatisten, welche selbst in die bürgerliche Ordnung Eingriffe zu machen wagen, und ihrer rechtmässigen Obrigkeit die schuldige Ehrerbietung versagen, werden keine Versammlungen verstattet; und jedes Auflehnen derselben gegen Gesetze und Obrigkeit soll streng bestraft werden. Andere hingegen von dieser Partey, welche keine bürgerliche Abhängigkeit dulden wollen, können zwar bloss religiöse Versammlungen anstellen, die aber nicht über funfzehn Personen anwachsen dürfen und nirgends anders, als in dem Hause eines angesehenen Bürgers, und nur an Sonn-, Fest-, Feyer- und Busstagen gehalten werden sollen; jede geistliche Uebung und Handlung ist ihnen in diesen Versammlungen unverwehrt; die Prediger des Orts, welche überhaupt sich bemühen sollen, die getrennten Kirchenglieder durch Sanftmuth und vernünftige Belehrung zurecht zu bringen, sollen trachten, ihr Zutrauen so weit zu gewinnen, dass sie von Zeit zu Zeit ihre Versammlungen besuchen können; doch ohne sich ihnen aufzudringen; auch müssen sie sich den polizeylichen Visitationen der Ortsobrigkeit von Zeit zu Zeit unterwerfen, um nachsehen zu lassen, ob nichts gegen die Ordnung vorgenommen werde. Eben so billige Verordnungen werden noch über das Verhältniss der Separatisten gegen den Staat, gegen die Landeskirche und Kirchengesetze, ingleichen über die Collisionen der Kirchengesetze mit der älterlichen Gewalt, besonders bey Taufen, Schulunterricht und Confirmation, gegeben. IX. *Erinnerungen an die leidensvollen Schicksale, welche das Christenthum und die Lehrer desselben in Frankreich, vornehmlich in Strasburg vom J. 1793 bis 1799 betroffen haben.* Die Nachwelt würde es kaum glaublich finden, mit welcher blinden, zum Theil lächerlichen Wuth der Atheismus das Christenthum verfolgt habe, wenn nicht andere Scenen genug aus jenen Zeiten das: *Omnia iam fient, fieri quae posse negabam* glaublich machten. X. *Concordat zwischen der Italiänischen Republik und dem Römischen Stuhl*, vom 16. Sept. 1803. Bekannt zwar; aber doch werth, in authentischer Form aufbehalten zu werden, da es, wie hier richtig bemerkt wird, auch seine Beziehung auf das vorhergegangene Concordat zwischen Frankreich und Rom hatte. XI. *Letzte Seufzer der katholischen Klöster im Fürstenthum Halberstadt.* Es ist eine mit vieler Geschick-

Geschicklichkeit, aber dennoch fruchtlos, aufgesetzte, und zu Berlin gedruckte Vorstellung gegen die Aufhebung der Klöster im gedachten Fürstenthum; die den Abt *Isidorus* zu Kloster Huisburg zum Vf. haben soll.

Zwölftes Stück. Es ist ganz mit einer Nachricht *von dem Ursprunge, Fortgange und der Verfassung der Quäkergemeinde zu Pyrmont, von ihren bürgerlichen Verhältnissen und von den Charakterzügen der Quäkerpartey überhaupt* angefüllt, die von dem Hn. *F. C. E. Schmid* zu Pyrmont herrührt. Die Seltenheit dieser Erscheinung rechtfertigt ihre ausführliche Beschreibung. Eine neue Kirchenpartey, die gewissermassen einen Staat im Staate bildet, erhält ihre gesetzmäfsige Freyheit; und diese Quäker zu *Pyrmont* sind mit denen zu *Preussisch-Minden* die einzige Gesellschaft dieser Sekte, nicht nur in Deutschland, sondern auch auf dem ganzen festen Lande von Europa, Frankreich ausgenommen. Im Jahr 1786 erschienen zu *Rinteln* drey Missionarien der Englischen Quäker, unter welchen sich auch eine Frauensperson befand. Sie versprachen sich daselbst eine desto günstigere Aufnahme, weil die Hessischen Kriegsvölker von den Quäkern, während des Kriegs in Amerika, viel Gutes erfahren hatten; und sie betrogen sich auch nicht in ihrer Erwartung. Allein besonders gewannen sie einige von der Gesellschaft *der Frommen*, einer Sekte von Separatisten, die sich in jenen Gegenden schon längst ausgezeichnet hatten. Zunächst erschienen sie nun in *Pyrmont;* und hier waren ihre Bemühungen noch fruchtbarer. Auch zu *Preussisch-Minden* zogen sie sechs Familien an sich. Seit dem Jahr 1790 fingen *die Frommen* an, sich näher mit ihnen zu verbinden. Anfänglich zogen sie sich zu *Rinteln* durch ihre Seltsamkeiten, besonders durch die Weigerung, ihre Kinder taufen zu lassen, obrigkeitliche Ahndungen zu. Allein schon im Jahr 1791 wurden sie von dem Fürsten von Waldeck, als eine besondere, zu *Pyrmont* bestehende, Kirche in den öffentlichen Schutz genommen; doch unter der ausdrücklichen Einschränkung, dass sie, nach wie vor, die *iura stolae* und andere Priester- und Kirchenabgaben entrichten sollten. Unter den Proselyten dieser neuen Quäkergemeinde that sich besonders *Ludwig Seebohm*, ein Kaufmann, hervor. Er liess im Jahr 1792 eine Vertheidigungsschrift für seine Partey drucken, die als die erste gedruckte Urkunde, und insonderheit als die erste Bekenntnisschrift einer deutschen Quäkercolonie, merkwürdig genug war, um hier (S. 654—671.) ganz eingerückt zu werden. Es erfolgte zwar eine Trennung in der Gemeinde; doch erhielt sie sich im Ganzen, und verstärkte sich. Vergebens suchte sie gänzliche Befreyung von den kirchlichen Abgaben. Hingegen erbauete sie sich im J. 1800 eine öffentliche Kirche, oder, weil ihnen dieses Wort verhasst ist, ein Versammlungshaus. Die ganze Versammlung zu *Pyrmont* besteht aus 24 bis 26 Familien, und ungefähr aus 80 Personen. Ein Theil derselben wohnt in *Pyrmont* selbst; die meisten aber wohnen zu *Friedensthal*, am Fusse des nahe bey Pyrmont gelegenen Königsberges, wo sie mehrere blühende Fabriken angelegt haben; zwey Familien in dem nahe dabey liegenden Dorfe *Löwenhausen;* eine in dem zwey Stunden von Pyrmont entfernten Lippischen Dorfe *Sonnenborn*, und eine zu *Bückeburg;* welche letztere sich zu den gottesdienstlichen Versammlungen ihrer Glaubensgenossen (gewöhnlich *Freunde* genannt,) zu *Minden* hält. Die Eigenheiten und die Verfassung der Quäker sind von England, ihrem ersten Vaterlande, her, bekannt. Doch verdient bemerkt zu werden, dass ihnen in dieser Nachricht, als eine der vorzüglichsten Seiten ihres Charakters, ihre Duldsamkeit, ferner eine natürliche und immer gleiche Herzlichkeit, und ein ungezwungenes freymüthiges Wesen gegen jedermann ohne Unterschied, beygelegt wird; auch sollen sie auf einer gewissen glücklichen Stufe der Geistesbildung stehen. Zwar sind es, seit ihrer Entstehung, noch immer drey Stücke, welche ihre Aufnahme in eine bereits bestehende bürgerliche Gesellschaft bedenklich machen: dass sie weder selbst Kriegsdienste thun, noch auf irgend eine Art dem Kriege einigen Vorschub leisten; dass sie eben so hartnäckig den Eid verweigern, und keine Kirchenabgaben entrichten wollen. Doch für den deutschen kleinen Staat, wo sie zuerst volle Gewissensrechte und Bürgerfreyheiten erhalten haben, hat dieses eben keine nachtheiligen Folgen.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Straubing*, b. Reitmayr: *Wilhelm und Lieschen*, oder *die Folgen des Friedens;* eine Operette in zwey Aufzügen von *Will d. J.* 1802. 139 S. 8. (6 gr.) — Schwerlich hätte der Vf. noch etwas Geschmackloseres erfinden können, als diese Operette, soviel Unsinn und Widersinn spricht aus allen Zügen dieses Stücks. Nicht einmal eine prosaische Wirklichkeit hat er zu kopiren, geschweige dem Ganzen eine poetische Idee einzuhauchen gewusst. Ein gemeiner Soldat, der aus dem Kriege als Hauptmann zurückkehrt, und sich darüber so ausdrückt: „Die Metze Fortuna habe ihn auf dem Pfade des Lebens umarmt!" ein Paar Bauerpursche und Bauernmädchen, ein herumziehender hungernder Poet, dessen Geliebte plötzlich wie eine *dea ex machina* erscheint, und ihn heirathet u. s. w., sind die Hauptpersonen des Stücks, die bald in Versen, bald in Prosa sich vernehmen lassen, und im zweyten Akt alle mit einander recht glücklich werden. Von den Versen nur ein Pröbchen:

Der Verwalter (auf die Kniee sinkend, und burlesk [der Vf. schreibt purlesk!] zärtlich):
Sieh, Spröde, sieh, zu deinen Füssen
Des treusten Schäfers Thränen fliessen!
Lieschen: Ich stehe fest bey meiner Pflicht,
Beschämt Sie denn ihr Winseln nicht? u. s. w.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 1. May 1806.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weidmanns: *L. Annaei Senecae philosophi opera omnia, quae supersunt.* Recognovit et illustravit *Frid. Ern. Ruhkopf*, Dir. Gymnas. Bielefeld. Vol. *I.* 1797. XVIII u. 590 S. (1 Rthlr. 18 gr.) Vol. *II.* 1800. XVIII u. 372 S. (1 Rthlr. 8 gr.) Vol. *III.* 1805. 438 S. gr. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Als die Weidmannische Buchhandlung sich wegen Veranstaltung einer neuen Ausgabe der philosophischen Werke des Seneca an den Hn. *G. J. R. Heyne* gewendet und ihn um Auswählung eines der Besorgung dieses Geschäfts gewachsenen Mannes ersucht hatte: übertrug es dieser dem Hn. Dir. *Ruhkopf*, der schon in seiner Uebersetzung von Seneca's *Quaestiones naturales* eine gute Bekanntschaft mit diesem Schriftsteller an den Tag gelegt hatte. Der Erfolg hat die getroffene Wahl vollkommen gerechtfertigt, und Hr R. liefert eine Handausgabe, welche die Bedürfnisse und Erwartungen genügsamer und billiger Leser sicher befriedigt.

Eine ganz neue Bearbeitung des Textes oder Recension lag ausser den Gränzen, welche sich die Verlagshandlung bey dem Unternehmen vorgesteckt hatte; der Herausg. unternahm nur eine Ueberarbeitung oder Recognition des Textes, die so ausgefallen ist, wie sie ein fleissiges Studium des Seneca und die sorgfältige Benutzung der Ausgaben und Commentare desselben, vorzüglich von Gruter, Lipsius und Gronov, so wie der Observationen von Heusinger, Triller u. a. möglich machte. Auch einige Collationen von Handschriften einzelner Abhandlungen wurden dem Herausg. durch Hn. Hofr. *Harles* und Hn. Pr. *Matthiä* (jetzt in Frankfurt) mitgetheilt. Das Verzeichniss und die Sichtung der Lesarten nebst der Beleuchtung und Berichtigung verdächtiger und verdorbener Stellen ist in kurzen Anmerkungen zunächst unter dem Text enthalten. In der Beurtheilung und Auswahl zeigt der Herausg. Nachdenken und eine geübte Hand, und Scharfsinn in den, übrigens nicht zahlreichen, eignen Versuchen, das Verfälschte zu verbessern. Aus diesem allen ging ein in den meisten Stellen glücklich berichtigter Text hervor. Dass ein Herausg. in jedem einzelnen Falle genug thun sollte, ist nicht zu erwarten. So wurden wir, um nur Einer Stelle vorläufig zu gedenken, nicht bey *de vita beata* 2, 1. befriedigt, wo Seneca von dem Pöbel (*vulgus*, ἰδιῶται vgl. Ruhkopf zu Ep. 7, 2.) im Gegensatz der Weisen spricht: „*Vulgum autem tam chlamydatos quam coronatos voco.*" Diess ist freylich Lesart aller Handschriften, die man verschieden zu erklären oder zu verbessern bemüht gewesen ist. Dass angesehene und unangesehene, vornehme und gemeine Leute zu verstehen sind, ist richtig; aber erlaubt der Sprachgebrauch in dieser Verbindung des Herausg. Erklärung der einzelnen Worte? „*Chlamydati, peregrina veste induti, ideoque non conspicui, quibus ii, qui coronis erant ornati, e. c. triumphatores, opponuntur.*" Braucht nicht Seneca in derselben Schrift *chlamydatus* von einem Prachtkleide 25, 2. „*praetextatus et chlamydatus, quam nudis scapulis aut semitectis.*" Und sagt nicht der Herausg. bey letzterer Stelle selbst: „*et praetextam et chlamydem fuisse praestantiorum vestium genera constat. Cf. Ernesti Clav. Cic.?*" Kann also nicht auf etwas bessers gerathen werden: so ist immer noch des Lipsius Vorschlag: „*tam candidatos quam coloratos*," den er sowohl in seinen *Electis*, als in den Noten zu dieser Stelle vorgetragen, so kühn er auch scheint, vorzuziehen. *Colorati* sind nämlich so viel als *pullati*, worunter oft die *plebecula* verstanden wird. Dass aber Seneca auf die Farbe der Kleider anspielt, beweisen seine zunächst folgenden Worte.

Das Hauptaugenmerk des Herausg. ging auf die Erklärung der Worte und Sachen, oder auf Wegräumung der Schwierigkeiten, die aus der Sprache, vornehmlich dem philosophischen Redegebrauch der Zeit und der Schule, und aus den eignen Lehren der Stoa oder Seneca's philosophischem Eklekticism entstehen. Der Herausg. dachte sich bey seinen Erläuterungen solche Leser des Seneca, die, keinesweges mit der alten Literatur unbekannt, doch der erklärenden Winke und vergegenwärtigenden Erinnerungen bedurften. Ein warmer Verehrer der grossen Verdienste Lipsius und Gronovs um seinen Schriftsteller, webte er das Wichtigere und für seinen Zweck Gehörende aus ihren Commentaren seinen Anmerkungen ein. Von der Wichtigkeit guter Ein-

Einleitungen in einzelne Schriften überzeugt, verwandte er vorzüglich nach Lipsius vielen Fleifs auf die Ausarbeitung derfelben, und begleitet in ihnen jedesmal die Angabe des Inhalts mit der Kritik der Schrift, der Beftimmung der Zeit, wenn fie abgefafst, des Plans und Zwecks, und mit Unterfuchung der philofophifchen Quellen, aus denen Seneca gefchöpft oder der Schriften der Philofophen über diefelben Gegenftände bis auf Seneca herab. Diefer hiftorifche Theil der Argumente ist, fo wenig er auf Vollftändigkeit Anfpruch macht; (den Schriftftellern περὶ ὀργῆς kann man jetzt den Philodemus beyfügen, deffen Abhandl. hierüber fich unter den Herculanifchen Handfchriften gefunden hat) eine fehr fchätzbare Zugabe. Ein Mufter einer gründlichen Ausarbeitung ift die Einleitung zu dem Troftfchreiben an den Polybius, deren Unechtheit zwar auch von andern vermuthet, aber noch nicht bis zu dem Grade der Wahrfcheinlichkeit, theils aus chronologifchen, theils aus andern innern Gründen, welche diefe parafitifche Schrift als des Weifen ganz unwürdig darftellen, hingeführt worden ift.

Den erklärenden Anmerkungen dürfen wir infonderheit das Lob grammatifcher Genauigkeit und einer gründlichen Erläuterung der Philofopheme, unter andern durch Vergleichung und Hinweifung auf die griechifchen Quellen, des Stobäus, Arrianus, Antoninus u. f. w. nicht verfagen. Wenn für Lefer, wie fie der Herausg. in Gedanken hatte, hie und da eine Bemerkung mehr nicht überflüffig gewefen feyn würde: fo wären dem Herausg. auf der andern Seite manche, an fich gute, aber zu bekannte und aus dem erften, beften Hülfsbuch leicht zu gewinnende antiquarifche, hiftorifche, literarifche Erläuterungen zu erlaffen gewefen. Ein kleiner Uebelftand ift es, dafs der Herausg. gewiffe Anmerkungen an mehr als einer Stelle vorträgt, dafs er bisweilen diefelbe Sache an verfchiedenen Orten auf verfchiedene Weife angibt, oder die eine Note durch die andere ergänzt und berichtigt. So erklärt er *de tranqu. an.* 14, 4. den *ludus latrunculorum*, und abermals *de brev. vit.* 13, 1, jedoch beftimmter, nach Wielands Abhandl. über die Erfindung des Schachfpiels. Die Anmerkung *tranq. an.* 11, 5, dafs die Leichen der Kinder *ad faces et cereos, wahrfcheinlich* in der Stille der Nacht, hinausgetragen worden, wird *brev. vit.* 20, 4. wiederholt, nur dafs es hier beftimmter heifst: „*Hoc autem noctu fiebat.*" Seneca fagt *de conft. fap.* 18, 5. von Socrates: „*comoediarum publicatos in fe et fpectatos fales in partem bonam accepit.*" Die Anmerkung, worin diefes eine Anfpielung auf den Ariftophanes und Amipfias heifst, wird zu *vit. beat.* 27, 2. mit Erweiterungen und mit der genauern Beftimmung wiedergegeben, dafs vorzüglich Ariftophanes, Eupolis und Amipfias den Socrates auf die Bühne gebracht; denn auf ihrer mehrere führt ja beftimmt die letzte Stelle des Seneca: „*Praebui ego aliquando Ariftophani materiam iocorum: tota illa mimicorum poetarum manus in me venenatos fales fuos effudit,*" wo, um es beyläufig zu bemerken, die Lesart *mimicorum* wohl die ausgefuchtere ift, obgleich die andere Stelle des Seneca für Gronovs *comicorum* angeführt werden könnte. Wie manchen Worten *mimus* und *mimicus* weichen müffen, davon fehe man einen ganzen Wald voll Beyfpiele bey Burmann z. Anthol. lat. T. 1. p 224 f. Die Anmerk. über das *tomentum Circenfe* de vit. be. 25, 2. wird zu Epp. 20, 8. berichtigt und erweitert.

Da der *erfte* Band diefer Ausgabe fchon vor mehrern Jahren erfchienen und in mehrern öffentlichen Blättern beurtheilt worden ift: fo halten wir es für das Zweckmäfsigfte, noch mehr auf die letzten Bände zu achten und eine Revifion einiger Stellen in Seneca's Briefen und der dazu gehörigen Anmerkungen, anzuftellen.

Ueber Seneca's Briefe, die Zeit ihrer Abfaffung, ihre Eigenthümlichkeit, verbreitet fich die einleitende Vorrede des *zweyten* Bandes. Es ift ein herrlicher Genufs, zu lefen, wie der alte Seneca feinen jüngern Freund mit dem Ernft und der Würde der ftrengen Regel, aber zugleich mit Humanität und Milde in alle Weisheit leitet; wie er der Wahrheit nichts vergibt, ohne doch fchonungslos mit der menfchlichen Schwachheit zu verfahren; welche Schätze von Erfahrungen und Lebensweisheit er eröffnet; wie parteylos er das Gute und Wahre mehrerer philofophifchen Schulen aushebt, und wie es ihm nur um die Sache und die Wahrheit, nicht um die Perfon und Partey zu thun ift. Die individuellen, auf Zeit, Umftände und Verhältniffe des Freundes berechneten Ermunterungen und Rathfchläge, viele einzelne Züge und Angaben, machen uns glauben, dafs diefe Briefe nicht erdichtet, fondern wirklich an den Freund gefchrieben und auch wahrfcheinlich von ihm beantwortet worden. Wenn aber gleich einige Aeufserungen des Seneca (Ep. 38, 1. 75, 1.) von dem Nutzen eines folchen vertrauten Briefwechfels und der nachläffigen, zwanglofen Sprache, die in ihm herrfchen dürfe, auf eine bloſse Privatbeftimmung diefer Briefe hinzudeuten fcheinen: fo wünfchte doch wahrfcheinlich Seneca felbft, dafs ihnen ein ausgedehnterer Wirkungskreis zu Theil werden möchte, und er glaubte (nach Ep. 21, 3—6.), feinem Freund eben das verfprechen zu dürfen, was Epicurus feinem Freund und Schwager Idomeneus, dafs er in feinen Briefen fortleben würde. Was nun den Lucilius Junior, den Freund betrifft, an den diefe Briefe, fo wie einige andere Schriften Seneca's, gerichtet find: fo hat der Herausg. das zufammengeftellt, was man von ihm weifs oder vermuthen kann. Der Wernsdorfifchen und ehemaligen Matthiä'fchen Hypothefe, dafs er der Vf. des Gedichts Aetna fey, welches fonft den Namen des Cornelius Severus an der Stirn trug, trat der Herausg. noch in der Einleitung zu der Schrift *de providentia* T. 1. p 297. bey; jetzt fucht er den für diefelbe aus Seneca Br 79. geführten Beweis zu entkräften und zeigt, dafs hier gar nicht von einem für fich beftehenden

bestehenden Gedicht über den Aetna die Rede sey, dergleichen Lucilius etwa zu schreiben Willens gewesen (und wie der Aetna des Pseudo-Severus wirklich ist), sondern nur von einer Abschweifung (*locus*) auf den Aetna, die einem umfassendern Gedicht eingeflochten werden sollte. Vor allen Dingen musste man über die Lesart der etwas verdorbenen Stelle des Seneca aufs Reine zu kommen suchen, für deren Verbesserung weder Ruhkopf noch Wernsdorf etwas gethan haben. Nachdem Seneca zu erkennen gegeben, dass seine Erwartung auf naturhistorische Ausbeute von seines Freundes Wanderung durch Sicilien gespannt sey, thut er verschiedene Fragen, den Aetna betreffend, an ihn, worauf einige scherzhafte Worte folgen, in die nur folgende bessere Interpunction und Aenderung eines einzigen Wortes (*ut* für *donec*, welches aus dem vorhergehenden entstand, da die Mff statt *mandaret* sinnlos: *daret*; *dabit*, *manducare*, lasen) eingeführt zu werden braucht: „*Non est autem, quod istam curam imputes mihi (morbo enim tuo daturus eras, etiamsi nemo mandaret tibi), ut Aetnam describas in tuo carmine, et hunc solennem omnibus poëtis locum attingas*" d. h. „Du darfst es aber nicht etwa auf mich schieben — denn du würdest deinem Drange dazu, auch ohne Aufforderung von Jemand, gefolgt seyn — dass du den Aetna in deinem Gedichte beschreibst und diesen allen Dichtern gewöhnlichen Tummelplatz betretest." Lucilius, so viel lehrt diese Stelle, wollte vermuthlich ein Lehrgedicht schreiben, sey es überhaupt über die Natur, etwa wie Empedocles, oder ein geographisch-naturgeschichtliches über Siciliens Merkwürdigkeiten, in deren einem oder dem andern der Aetna eine glänzende Episode abgeben konnte, zu welcher Seneca seinen Freund nicht gerade auffordert, wie der Herausg. annimmt, vielmehr seine Fragen über den Aetna ja nicht so auszulegen bittet, aber die er doch auch im Folgenden nicht missbilligt.

Wir gehen zu einzelnen Stellen der Briefe fort. Br. 6, 5. stellt Seneca unter den Schülern des Socrates, die noch mehr durch ihres Meisters musterhaften Wandel als durch seinen Unterricht gewonnen haben, den Plato und Aristoteles zusammen. Will man hier nicht die Erwähnung des Aristoteles, der kein persönlicher Schüler des Socrates war, mit dem Herausg. auf Rechnung einer Uebereilung setzen: so könnte man wohl annehmen, Seneca habe geschrieben: „*Plato et Antisthenes.*" Bey Br. 7, 2. 3. konnte man einen Wink über *matutina* und *meridiana spectacula* erwarten, worüber bey andern Stellen, doch unbefriedigend, gesprochen wird. Bey den Frühspielen wurden wilde Thiere theils mit einander selbst zusammengehetzt, Senec. de ira 3, 43, 2. Ovid. Met. 11, 26. theils mit Menschen Senec. Ep. 7, 3. 70, 20.; bey den Mittagsspielen aber kämpften Menschen gegen Menschen, Senec. Ep. 7, 2 3. Mancher Leser wird sich nach einer andern Erklärung (als der beygefügten: „*togatas comoedias, quae argumenta romana tractabant, et admodum ludicra.*" Vgl. Ruhkopf zu Ep. 89, 6) der *togatae nostrae* Ep. 8, 7. umsehen, von denen gesagt wird, dass in ihnen ein gewisser Ernst herrsche und dass sie das Mittel zwischen Lustspiel und Trauerspiel halten; und wenn ebendaselbst die *excalceati* in Beziehung auf den Mimendichter P. Syrus, den *cothurnatis* entgegengesetzt werden: so hat man bey jedem Wort wohl nicht mit dem Herausg. an den komischen Soccus, sondern mit Ziegler de mimis p. 9. an die Planipedes, die ihre Füsse nicht durch den Cothurn erhöhten, sondern auf platten Solen gingen, zu denken. Br. 9. wird von dem Zustand des Weisen, der sich selbst überlassen ist, gehandelt. Im einsamen Gefängniss, in der Fremde, verschlagen an ferne Küsten, ist seine Lage §. 13. „*qualis est Iovis, quum resoluto mundo, et diis in unum confusis, paulisper cessante natura, acquiescit sibi, cogitationibus suis traditus.*" Dem Herausg., der sonst so fleissig Arrians Aufsätze des Epictet vergleicht, ist hier eine merkwürdige Parallele desselben entgangen „Wenn, lässt Arrian den Epictet 3, 13, 4. sagen, die Einsamkeit hinreicht, um verlassen zu seyn: so musst du sagen, dass auch Zeus, wenn die Welt durch Feuer vertilgt ist, verlassen sey und über sich selbst klage: O ich Armer, ich habe weder Here, noch Athene, noch Apollo, überhaupt keinen Bruder, keinen Sohn, keinen Enkel, keinen Verwandten mehr! Das lassen ihn auch wirklich Einige nach dem Weltbrand thun." Vermuthlich hatten poetische oder philosophische Spötter der Stoischen Lehre von der Weltverbrennung dem Zeus diese Klagelieder in den Mund gelegt. Dagegen sagt Epictet von dem einzig übrig gebliebenen Zeus fast wie Seneca: 'Ὡς ὁ Ζεὺς αὐτὸς ἑαυτῷ σύνεστι καὶ ἡσυχάζει ἐφ' ἑαυτοῦ καὶ ἐννοεῖ τὴν διοίκησιν τὴν ἑαυτοῦ οἷα ἐστὶ u. s. w. und nun wird weiter ausgeführt, welche Selbstbetrachtungen der Weise in der Einsamkeit anstellen soll. Ueber die Lehre von der Weltverbrennung macht übrigens der Herausg. des Seneca an drey Stellen Anmerkungen, die sich wechselsweise ergänzen und berichtigen, ad Polyb. 20, 2. ad Marciam 26, 5 und bey der Stelle des neunten Briefes, von der wir eben gesprochen haben. Wenn Seneca Br. 13, 10. verschiedene augenscheinliche Todesgefahren aufzählt, aus denen manchmal der Mensch unerwartet gerettet werde: so schwebten ihm wohl dabey Beyspiele vor, die vom Herausg. hätten nachgewiesen werden können. Sollte S. nicht bey „*incendium ad fugam patuit*" an die fratres Anapos Pseudo-Severi Aetna 625 ff. Claudia. v. 3. oder an den Aeneas, von dem Statius sagt S. 3, 3, 188 f. „*patrem cervice vehenti Sacra Mycenaeae patuit reverentia flammae*" gedacht haben? Zu den nächst folgenden Worten: „*quosdam molliter ruina deposuit*" gehörte die Anm., die man erst bey Ep. 30, 3 liest. In der hier angeführten Stelle Br. 23, 7. muss man lesen: „*alia proxima ripa* (statt *proximae ripae*) — *deposuit.*" Das lehrt schon der Gegensatz: „*alia torrens impetus eiecit in mare.*" Sollte nicht Seneca Br. 14, 3. bey den

den Worten: „*morbi silentio subeunt*" u. s. w. vgl. mit §. 5, an die bekannte Stelle des Hesiodus. T. u. W. 102—4. gedacht haben? Νοῦσοι δ' ἀνθρώποισιν — Αὐτόματοι φοιτῶσι, κακὰ θνητοῖσι φέρουσαι Σιγῇ etc.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in Comm. b. Hirschfeld: *Die Letten in Kurland;* oder Vertheidigung meines Vaterlandes gegen die Angriffe von G. Merkel in dessen Letten. Kurlands Edlen gewidmet von *Georg Friedr. von Firks,* 1804. 276 S. 8.

Der bekannten Merkelschen Schrift über *die Letten in Liefland* wird bey aller Leidenschaft, mit der die Wahrheit darin gesagt ist, immer ihr grosses Verdienst bleiben, sich einer sehr gedrückten Klasse von Menschen kräftig und nicht ohne gute Folgen angenommen zu haben. Jedoch kann dieses Urtheil nur so weit gelten, als der Inhalt jenes Werks seinem Titel wirklich entspricht und lediglich den Zustand der *Liefländischen Letten* betrifft. Allein durch die, gleich auf einer der ersten Seiten des Buchs geäusserte Behauptung: „dass *ihre* Sache auch die der *kurischen* Letten sey," schien dasselbe mit allen die Menschheit empörenden Schilderungen, die es enthält, eben sowohl auf *Kurland* als auf Liefland bezogen zu seyn. Dagegen übernimmt nun in vorliegender Schrift Hr. *von Firks*, aus einer der ersten Familien Kurlands, die Vertheidigung seines Vaterlandes, und führt sie bey dem lebhaftesten Enthusiasm für die Sache, zugleich mit einer rühmlichen Mässigung des Tons.

Eben darum gewährt seine Schrift, auch *ohne* ein polemisches Interesse, das sie bereits durch die Gegenerklärung des Hn. Merkel, in Nr. 201. seines Freymüthigen, dass er jene angezogene Stelle nicht in dieser Allgemeinheit verstanden wissen wolle, verloren hat, als ein schönes und in unsrer Zeit seltnes Denkmal von Vaterlandsliebe, eine anziehende Unterhaltung. Den Statistiker bereichert sie überdem mit manchen nicht unwichtigen Beyträgen zur Erweiterung seiner Kenntniss von Kurland, die mit eben so viel Einsicht als Wahrheitsliebe geschrieben sind. Der Vf. handelt in dem *ersten* Abschnitt seines Werks von *dem Charakter der Kurländer überhaupt,* in dem *zweyten* und *dritten* von *dem Charakter und dem Zustand* der kurischen *Letten,* im *vierten* von *ihren Fröhnen und Abgaben* und im *fünften* von *ihren Rechten.* Der *sechste* und letzte Abschnitt enthält einige Vorschläge, die *Leibeigenschaft* in Kurland noch mehr zu erleichtern, denen Rec. jedoch nur in sofern als ihre Ausführung den *Uebergang* zu der gänzlichen Aufhebung der Leibeigenschaft machen müsste, vollkommen beypflichtet, indem er sich überzeugt hält, dass ein Culturgeschäft von dieser Wichtigkeit, nicht ohne die grösste Gefahr für die Menschenklasse, die es trifft, durch einen *Sprung* geschehen könne.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Nürnberg,* in d. Felsecker. Buchh.: *Kurze Darstellung des Wichtigsten vom Forstwesen bey Privat- und Communen-Wäldern; dann von der bürgerlichen und landwirthschaftlichen Baukunst;* für Gutsbesitzer, Beamte, Oekonomie- und Gutsverwalter, bürgerliche Holz- und Bauaufseher in Municipal-Städten und Märkten, und jeden gebildeten Bürger, der Gebäude besitzt. Von *J. C. W. von Scheurl* von Defersdorf, Hofmarkt Vorra und Schwarzenbruck, Reichsstadt Nürnb. Stadt- und Ehegerichts-Assessor. 1802. 118 S. 8. (8 gr.) — Der Vf. hat diese Schrift für diejenigen Personen bestimmt, welche die theuern und kostbaren Werke in der Forstwissenschaft und bürgerlichen Baukunst sich selbst anzuschaffen oder zu benutzen keine Gelegenheit hatten; überhaupt solche, die auf keine Art sich die nöthigen Kenntnisse erwerben konnten und doch in den Fall kommen, Waldungen und Gebäude administriren zu müssen. Der erste Gegenstand des Vfs., die Forstwissenschaft, zerfällt in elf Abschnitte, worin von der Behandlung und Cultur der Kiefern, Fichten, Tannen und der vermischten Nadelhölzer die bekannten Grundsätze aufgestellt und so weit, als der Zweck des Buchs es erfordert, ausgeführt sind. Von den Laubhölzern behandelt der Vf. vorzüglich die Eiche und Buche, Birke, Ulme, Ahorn, Aesche, Erle, Pappel, Aspe und Weide, die Akazie, den Vogelkirschbaum, Elzbeerbaum und die Linde; sodann auch einige ausländische Holzgewächse. Das vorzüglichste von der Cultur und Benutzung dieser Holzarten findet man hier ausgehoben und sehr gut zusammengestellt. Als Anhang zu dieser Abtheilung handelt der Vf. von der Cultur öder sumpfigter, mit Gras stark verwachsener Plätze, so wie von der Messung und schädlicher Ausrottung der Hölzer, eben nichts vorzüglich.

In dem zweyten Abschnitt von der bürgerlichen Baukunst handelt der Vf. in mehrern Abschnitten vom Grund, vom Mauerwerk, von Schornsteinen und Herden, von Kalk, Ziegeln und Sand, vom Bauholze, von Gewölbern und Kellern, von hölzernen Gebäuden, von Bequemlichkeit der Privatgebäude, von Oefen, von Thüren, Laden, Fenstern und Treppen, von Dächern, von Reparatur schadhafter Mauern und Gebäude, von Ställen, von heimlichen Gemächern und von Auszierung und Anstrich, kurz, doch genügend. Rec. empfiehlt daher das Werk einem jeden, für den der Vf. dasselbe bestimmte, als eine nützliche Lectüre.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR - ZEITUNG.

Sonnabends, den 3. May 1806.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weidmanns: *L. Annaei Senecae philosophi opera omnia, quae supersunt.* Recognovit et illustravit *Frid. Ern. Ruhkopf*, u. s. w.

(Beschluss der in Num. 52. abgebrochenen Recension.)

Bey Br. 15, 5. 6. wundern wir uns, dass den Commentatoren nicht die Verwirrung des Vortrags aufgefallen ist, die aus der nachlässigen Umgangssprache, welche Seneca in den Briefen nachahmt, nicht wohl zu erklären ist. Der Weise spricht von den Leibesübungen und Bewegungen, und zwar erstens von der *gestatio*, dann von der *ambulatio*, hierauf von der *intentio vocis*, dann wieder von der *ambulatio*, dann wieder von der *contentio vocis*. Ein einziger Satz §. 6. „*Quodsi velis — produxerit*" scheint uns von seiner unrechten Stelle etwas zurück gerückt werden zu müssen, und das Ganze erscheint dann in folgender guten Ordnung: „*Gestatio et corpus concutit et studio non officit: possis legere, possis dictare, possis loqui, possis audire: quorum nihil nec ambulatio quidem vetat fieri. Quodsi velis deinde, quem admodum ambules, discere, admitte istos, quos nova artificia docuit fames — produxeris. Nec tu intentionem vocis contemseris: quam veto te per gradus et certos modos attollere, deinde deprimere. Quid ergo? a clamore protinus et a summa contentione vox tua incipiet? Usque adeo naturale est, paulatim incitari etc.*" Seneca empfiehlt mässige körperliche Bewegung, die aber mit möglichst wenigem Aufwand von Zeit verbunden und der Natur gemäss sey. Man soll sich spatzieren tragen lassen oder sich im Gehen üben, aber nicht im künstlichen Tanzen; im Lautsprechen und Declamiren, aber nicht nach allen Regeln der Redekünstler und Schauspieler. Br. 24, 7. wird die auch in der neuen Ausgabe fortgepflanzte Interpunction, nach welcher sich der Satz mit *servaverat* schliesst, Irrungen veranlassen können. Wir interpungiren so: *Cato id agendum existimavit, ne cui Catonem aut occidere liceret, aut servare contingeret, et stricto gladio, quem usque in illum diem ab omni caede purum servaverat: „Nihil," inquit, „egisti, fortuna, — Cato deducatur in tutum!"* Man thut doch wohl dem vom Seneca so gepriesenen Dichter Lucilius Junior Unrecht, wenn man ihn in einem philosophischen Gedicht desselben Br. 24, 10. folgenden lahmen, cäsurlosen Hexameter vorbringen lässt: „*Mors non ultima venit; quae rapit, ultima mors est.*" Es sey denn, dass man ihn mit Lipsius in zwey Anapästen zerlegte. Aber da der in Lucilius Gedicht ausgeführte Satz vom Seneca so angegeben wird „*non repente nos in mortem incidere, sed minutatim procedere*" und „*hanc, quam timemus, mortem extremam esse, non solam:*" so scheint Muretus Verbesserung der Preis zu gebühren: „*Mors non una venit, sed, quae rapit, ultima mors est.*" Dass Seneca Ep. 31, 2. von einer Klippe (*scopulus*) der Sirenen spricht, da sie doch, nach Homer, auf einer Wiese sitzen, glaubt der Herausg. damit *vielleicht entschuldigen* zu können, dass Seneca bey einer Insel, auf der sie sich ja auch nach Homer befanden, an ein schroffes Felsengestade gedacht habe. Sagte denn nicht aber schon Maro (Aen. 5, 864.): „*Iamque adeo scopulos Sirenum advecta subibat*" und spielt nicht Cicero de or. 2, 37. mit demselben Worte darauf an: „*tanquam ad aliquem libidinis* (die Lesart *Sirenum* ist wohl Glossem) *scopulum, sic tuam mentem ad philosophiam appulisti*" und waren es denn nicht wirklich Klippen, welche man für die ehemalige Wohnung der Sirenen hielt? Der Freund, will Seneca, soll jeder Verlockung sein Ohr verstopfen. Unrichtig wird „*surdum te amantissimis tui praesta*" erklärt: „*vel maximo amore te prosequi simulantibus.*" Nein, sie meynen es wirklich gut; nur weil sie falsche Begriffe von dem haben, was wahrhaft glücklich macht: so wünschen sie dem Freund in der besten Absicht schädliche Dinge: „*Bono animo*, sagt S. deutlich genug, *male precantur.*" Als Commentar dazu wäre Br. 32, 4. 60, 1. anzuführen gewesen. Statt: „*Non sunt ista bona, quae in te isti volunt congeri*" finden wir in einer alten Ausgabe von Seneca's abgekürzten Briefen. Leipz. 1508. die sonderbare Variante: „*Non —, quae in istius vitae volvuntur congerie.*" Den Schluss des 51sten Briefes finden wir auffallend verändert in der oben angezogenen alten Ausgabe: „*Voluptates praecipue extirpa, inter res vilissimas habe, quae (latronum more) in hoc nos amplectuntur, ut strangulent. Vale.*" Wenigstens wird hier „*latronum more*" richtig zu „*amplectuntur*" gezogen, statt dass die andere Interpunction ohne Sinn: „*Voluptates — in-*

visissimas habe, latronum more" verbindet. Allein die wahre Interpunction des ganzen Satzes ist wohl diese: „*Voluptates praecipue exturba et invisissimas* (nicht: *infestissimas?*) *habe. Latronum more, quos Philetas Aegyptii vocant, in hoc nos amplectuntur, ut strangulent.*" Dafs Aegypten voll Gauner war, wufsten wir fchon aus den Adoniazufen V. 47—50.; aber von der befondern Art von Strafsenräubern oder Mördern, die, unter dem Schein einer freundfchaftlichen Umarmung, erwürgten, ift fonft wohl nichts bekannt, und der Herausg. hätte fo hierauf als auf die befremdliche Erfcheinung aufmerkfam machen follen, dafs Seneca als eine eigenthümliche Benennung diefer Böfewichter in Aegypten anführt, was bey den Griechen ganz gewöhnlicher Ausdruck für heimliche oder nächtliche Diebe war. Wenn diefes nicht etwa den Verdacht begründet, dafs hinter den Varianten: *Philistas*, *Prestilistas* irgend ein anderer Name verborgen ift: fo möchten wir wenigstens die hier genannten Philetae nicht von Φιλήτης oder Φηλήτης, der griechifchen Benennung der Diebe, ableiten, fondern von Φιλητής, der Liebhaber, weil diefe ägyptifchen Würger diejenigen, welche fie zu ihrer Beute erkohren hatten, gleich Liebhabern zärtlich umarmten. Aus guten Gründen vertheidigt der Herausg. Br. 71, 11. „*praetura et vita excidere*" ftatt der Lesart *excedere*, wiewohl noch die witzige Verbindung des Zeitworts mit den zwey Prädicaten zu bemerken und eine ähnliche des Ovid Met. 2, 312. „*animaque rotisque Expulit*" beyzubringen gewefen wäre. Br. 72, 12. war bey „*genus eorum, qui sapientiae alludunt*" wohl der Urfprung der tropifchen Redensart, *alludere*, προςπαίζειν, vom Anfchlagen der Meereswellen ans Ufer, zu bemerken. S. Hemfterhuys bey Valck. Theocr. 6, 12. Br 94, 20. fagt Seneca, der Arzt heile nicht nur die kranken Augen, fondern er gebe auch Verhaltungsvorfchriften. Zu der: „*Non est quod post cibum studeas*" hätte wohl der Herausg. etwas darüber erinnern können, ob die Augen durch das Studiren nach dem Effen mehr angegriffen werden. Bey den folgenden Sätzen ift einiges zu erinnern und zum Theil erinnert worden: „*non est quod plenis oculis ac tumentibus imperes. Afflatum et vim frigoris in os occurrentis evita: alia eiusmodi, quae non minus quam medicamenta proficiunt. Adiicit remediis medicina consilium.*" *Pleni et tumentes oculi* werden in der Note des Herausg. fehr gekünftelt von Lipfius erklärt. Es wird, nach dem Zufammenhang, der Zuftand der Augen gemeynt, wo die eigentliche Entzündung zwar geheilt, die Augen aber doch noch dick und aufgelaufen find. Statt *imperes*, welches fo abfolute gefetzt, Schwierigkeit macht, fchlägt der Herausg. vor: *ambules* oder: „*ingeras afflatum — in os incurrentis: evita alia etc.*," worin das Scharffinnige nicht zu verkennen ift. Wie kam es aber, dafs man nicht an dem identifchen Schlufs des Ganzen Anftofs nahm? „Der Arzt fügt noch andere Vorfchriften hinzu, welche eben fo heilfam find als die Mittel. Die Medicin begleitet ihre Heilmittel mit Rathfchlägen." Wenn die Worte: „*Adiicit remediis medicina consilium*" nicht etwa vom Rand, wo fie als Summarium der ganzen Ausführung ihre Stelle hatten, in den Text gekommen find: fo müffen fie, glauben wir, beffer mit dem Vorhergehenden verfchlungen werden. Wir verfuchen nämlich dem Ganzen folgende Geftalt zu geben: „*Non est, quod — imperes afflatum et vim frigoris in os occurrentis. Alia eiusmodi, quae non minus quam medicamenta proficiunt, adiicit remediis medicina.*" *Imperare afflatum frigoris* ift mit nachdrucksvoller Kürze gefagt: Du darfft den noch aufgedunfenen Augen nicht *zumuthen*, fich der kalten Luft auszufetzen. *Evita* halten wir für die Gloffe von: „*Non est, quod imperes.*" *Consilium*, was wir am Ende weggeworfen haben, fcheint einer falfchen Interpunction fein Dafeyn zu verdanken. Denn nachdem man hinter *proficiant* ein Punkt gefetzt hatte, fchien bey: „*Adiicit remediis medicina*" ein Wort zu fehlen, das man durch *consilium* ergänzte. Br. 104, 11. wird eine dunkle Stelle aus den Handfchriften hergeftellt und aufgeklärt. Es ift eben fo thöricht, fagt S., den Verluft unfrer Lieben zu beweinen als das Abfallen des Laubes. „*Quidquid te delectat, aeque vide, ut videris, dum virent.*" Blofs der Pluralis des letzten Wortes fcheint Conjectur zu feyn; man foll *folia* hinzudenken. Den Sinn gibt der Herausg. fo an: „*Quidquid te delectat, eodem oculo considera, quo considerare soles illa folia.*" §. 22. fetzt der Herausg. zwar die Lesart eines einzigen Codex: „*aperte tela fortunae — excipere*" in den Text; allein er gibt in der kritifchen Anmerk. der Lesart der übrigen Handfchriften *ad portum* den Vorzug, doch mit dem Zufatz, dafs ihm die Stelle noch nicht ganz geheilt fcheine. Uns kommt *ad portum* als eine blofse Interpretation vor, die Jemand zu *stare fidenter* fetzte; hier im Texte felbft ift aber *ad portum* nicht zu dulden, da es müfsig und unmittelbar vorher *portus* fteht. *Aperte* aber wäre eben fo müfsig, und ift wohl nichts als ein Gloffem von „*adverso pectore, non latitantem, nec tergiversantem.*" Demnach hätte denn Seneca gefchrieben: „*Unus enim est huius vitae fluctuantis et turbidae portus, eventura contemnere, stare fidenter, tela fortunae adverso pectore excipere etc.*" Br. 107, 10. will Seneca einige Verfe aus Cleanthes Hymne überfetzen: „*Ciceronis, viri disertissimi, exemplo. Si placuerint, boni consules: si displicuerint, scies me in hoc secutum Ciceronis exemplum.*" Wenn man bey „*si placuerint*" und bey „*boni consules*" beide Mal *versus* hinzudenken wollte: fo käme ein identifcher Satz heraus: „Wenn dir meine Verfe gefallen, fo werden fie dir gefallen, oder, fo nimm damit vorlieb." Aber vielleicht ift nach „*boni consules*" zu fuppliren: „*institutum meum, Cleanthis versus in nostrum sermonem mutandi.*" Gefallen dir meine Verfe: fo wirft du dir es gefallen laffen, dafs ich den Cleanthes überfetzt habe. Dafs Seneca hier zweymal des Vorgangs vom Cicero, gleich hinter einander, follte gedacht haben, kommt uns auch nicht recht glaublich vor; daher wir das Ganze fo lefen möchten: „*quos (versus Cleanthis) mihi in nostrum sermonem mutare permittatur. Si placuerint, boni consules: si displicuerint, scies me in hoc*

hoc

hoc secutum Ciceronis, viri disertissimi, exemplum." Durch eine glückliche, nachher von einer Ausgabe unterstützte Conjectur stellt der Herausg. Br. 108, 10. eine Stelle aus dem Cleanthes her: „*spiritus noster clariorem sonum reddit, quum illum tuba per longi canalis angustias tractum potentiorem novissimo exitu effudit*" statt der Vulgata: *potentiore novissime.* Noch einer Stelle gedenken wir zum Beschluss aus Br. 121, 6. Der Maler, sagt S., stellt seine bunten Farben vor sich hin „*et inter ceram opusque facili vultu ac manu commeat.*" Eine sehr anschauliche Schilderung des Mechanischen der Malerey, wovon der Sinn in die Augen zu springen scheint: „Auge und Hand geht immer zwischen dem Farbenkasten (*cera,* worin die Wachsfarben oder farbige Wachsstifte waren) und seinem Gemälde hin und her." Denn unter *opus* mit dem Herausg. ein Original zu verstehen, was der Maler copirt, sehen wir nicht hinlänglichen Grund. Eben so wenig stimmen wir bey, wenn die unmittelbar darauf folgende Stelle auf die eigentlichen Pantomimen bezogen wird: „*Mirari solemus saltandi peritos, quod in omnem significationem rerum et effectuum* (lies: *affectuum.* Senec. de ira 2, 17, 1. von den Schauspielern: *saepe id quod veri affectus non effecissent, effecit imitatio affectuum*) *parata illorum est manus, et verborum velocitatem gestus assequitur.*" Die letzten Worte zeigen, dass von einem Schauspiel die Rede ist, worin auch gesprochen oder gesungen wurde. Bekannt ist, dass in Rom von der Zeit des Livius her die Gesticulation oder Action und der Gesang getheilt war. Liv. 7, 2. Vgl. Lucian vom Tanz 30.

Die Erinnerungen, welche wir uns hier mitzutheilen erlaubt haben, beweisen wenigstens so viel, dass in Seneca's Briefen, auch nach der geschickten Bearbeitung des Vfs., noch Stoff zu manchen Bemerkungen vorhanden ist. Der Herausg. vergönne uns noch die Bitte, dass er, bis zu Erscheinung der folgenden Bände, nicht wieder so lange Pausen eintreten lasse, wie zwischen den ersten Bänden.

NATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Matzdorff: *Heimlichkeiten oder Begattung und Fortpflanzung am Himmel und auf Erden.* Herausgegeben von *G. Müller* und *E. Schulz. Zweyter* Theil. 1805. 283 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Was von dem *ersten* Theile in der A. L. Z. 1804. Num. 342. gesagt worden ist, gilt auch von diesem *zweyten,* welcher eben so zwecklos, aus mancherley Zeitschriften und Büchern ohne Kritik zusammengeschrieben ist. Um dem Zusatze *am Himmel* auf dem Titel zu genügen, sind Nachrichten von Meteorsteinen aufgenommen. Ueberhaupt finden sich hier Nachrichten von sehr guten Beobachtern neben den unverbürgten, womit manche periodische Schriften ihre Lücken ausfüllen, und nur der Kenner, der übrigens des Büchleins nicht bedarf, wird sie sichten können.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halle, in d. Waysenhausbuchh.: *Hercynisches Archiv;* herausgegeben von *Ph. Holzmann. Erster* Band *drittes* Stück. 1805. 12 Bog. 8. (12 gr.)

Mit Beziehung auf unser Urtheil über die beiden ersten Hefte dieser Zeitschrift (A. L. Z. 1805. Num. 180.) geben wir gegenwärtig die Inhaltsanzeige des vorliegenden, woraus ohne unsere Bemerkung sich von selbst ergibt, dass das Interesse derselben keinesweges vermindert sey. Der wichtigste Aufsatz in demselben ist ohne Zweifel die erste Numer, unter der Ueberschrift: *Ueber Goslar, seine Bergwerke, Forsten und schutzherrliche Verhältnisse, eine historische Darstellung* von *Christian Wilhelm von Dohm,* gewesenen Organisations-Commissarius der Stadt Goslar. Goslar ist das nicht mehr, was es durch Zeitumstände begünstigt vor dem Jahre 1552 war, in welchem, durch einen Vergleich mit dem Herzoge Heinrich dem Jüngern zu Braunschweig, seine neuere Verhältnisse gegen den Harz, dessen Forsten und Bergbau bestimmt wurden: diess ist das Thema der Schilderung, deren Tendenz jedoch nach der kurzen Vorrede nur *rein-historisch* ist. Der Name des würdigen Vfs. sichert dem Aufsatze die Aufmerksamkeit des gelehrten Publicums, und er verdient sie um so viel mehr, als sein Gegenstand auf nähere Erörterungen und Aufschlüsse über die nicht unwichtige Geschichte Goslars, und des dortigen Bergbaues führt. Einen Auszug leidet die Darstellung nicht, und wir bemerken daher nur noch für diejenigen, welche von dieser Angelegenheit sich weiter unterrichten wollen, dass im 53sten Hefte des Häberlinschen Staatsarchivs sich eine, von einem entgegengesetzten Gesichtspunkte ausgehende, Darstellung desselben Gegenstandes von dem Archivar *von Schmidt Phiseldeck* zu Wolfenbüttel befindet, deren Bekanntmachung durch die vorliegende Abhandlung veranlasst worden. II. *Goslarsche Rechtserkenntnisse* von *P. J. Bruns.* Eine Fortsetzung der Rechtserkenntnisse und Rechtsschreiben in des verdienten Vfs. Beyträgen zu den deutschen Rechten des Mittelalters. Mit Bedauern sieht Rec. aus der Eingangsbemerkung, dass auf die von demselben versprochene neue Ausgabe des Goslarschen Stadtrechts, aus Mangel an Debit, nicht zu rechnen ist. III. *Urkunden zur Geschichte, besonders von Magdeburg, mit Anmerkungen und Erläuterungen* vom Diaconus *Kinderling.* Nur zwey davon sind von Originalen abgedruckt, die andern von angeblich archivalischen Copieen. Sie sind ohne alle diplomatische Merkwürdigkeit, und in Ansehung ihres Inhalts grösstentheils nur für denjenigen von Interesse, der die speciellste Geschichte der Gerechtsame des ehemaligen Erzstifts Magdeburg, oder einzelner darin und daran gelegener Gegenden zu studiren Beruf hat: daher es völlig zweckwidrig wäre, bey deren Inhalte hier zu verweilen. Wir bemerken nur, dass die historischen Anmerkungen zum Verstehen des Inhalts der Urkunden sowohl, als zur weitern Aufklärung der

darin

darin enthaltenen Thatsachen sehr dienlich und zweckmäsig, auch mit vieler Kenntniss des Details der Geschichte ausgearbeitet sind; dass es aber wenig Vertrauen zu der diplomatischen Genauigkeit des Einsenders erweckt, wenn man die zweyte Urkunde vom Jahr 1234 also überschrieben findet: der *Kaiser* Heinrich VI. (nach andern, VII.) beschenkt u. s. w., da dieser Sohn des Kaisers Friedrich II. nie Kaiser wurde, als römischer König bey seines Vaters Leben starb, und selbst in der vorliegenden Urkunde sich *Romanorum Rex* nennet. Ein Diplomatiker muss dergleichen Versehen zu vermeiden suchen, besonders wenn er sich es herausnimmt, andere so bitter tadeln zu wollen, wie hier S. 463. in der dreyzehnten Note gegen den allgemein geschätzten *Gercken* geschehen ist, der ohnehin diese Rüge nur dann verdient haben würde, wenn nachgewiesen werden könnte, dass sein Abdruck der hier unter Nr. 3. nach einer bessern Abschrift anderweit gelieferten interessanten Urkunde nicht mit der Abschrift übereinstimme, welche er in Händen hatte. IV. *Erasmus Ebener Bericht an Herzog Julius von Braunschweig vom 26. Jan. 1572, mit mineralogischen, metallurgischen und chemischen Anmerkungen* vom Zehntner *Meyer* und vom Bergamts-Auditor *Hausmann*. Der Bericht enthält eine Aufzählung der mineralogischen Produkte des Harzes, und besonders des Rammelsberges, mit beygefügten kurzen Bemerkungen darüber, wie dieselben damals gewonnen und benutzt wurden. Er ist merkwürdig theils zur Geschichte des Harzischen Bergbaues, theils zum Belege der grosen Fortschritte, welche Metallurgie und Mineralogie, so wie die gesammten Berg- und Hüttenwerks-Wissenschaften, seit zwey Jahrhunderten gemacht haben. Wichtiger wird der Bericht aber noch durch die *Meyer*- und *Hausmannschen* Anmerkungen, deren erstere, und besonders die zu den drey ersten Numern, vorzüglich in historischer, letztere in mineralogischer Hinsicht interessant sind. Bey der ersten Numer hätte übrigens Rec. gewünscht, den S. 510. angeführten Bestätigungsbrief vom J. 1428 über einen Bergtheil des Klosters Schermbek am Rammelsberge abgedruckt zu sehen. V. *Das Erzstift Mainz im Besitze des dritten Theils von dem Schlosse und Gerichte Herzberg im funfzehnten Jahrhundert*; vom Kanonikus *Wolf* zu Nörten. Ein mit der am Vf. gewohnten Gründlichkeit und Belesenheit geführter Beweis, dass das Erzstift Mainz im funfzehnten Jahrhunderte, wenigstens eine kurze Zeit, einen Theil des Schlosses Herzberg am Harze im Besitz gehabt habe: ein Umstand, den die Braunschweigischen Geschichtschreiber unberührt gelassen haben, dessen Grund aber, ob's vermöge eines Pfand- oder irgend eines andern Vortrages geschehen sey, der Vf. nicht hat nachweisen können, da derselbe der aufgestellten Vermuthungen ungeachtet, wohl schwerlich in dem angeblichen Verkaufe vom Jahr 1342, der nicht zur Rechtsbeständigkeit kam, (vergl. *Scheid* zu Mosers Braunschweig-Lüneburgschem Staatsrechte S. 86. in der Note) sondern eher in irgend einer unbekannt gebliebenen, nur ein bald wieder aufgehobenes temporäres Recht gewährenden Uebereinkunft zu suchen seyn dürfte. — Die mitgetheilten beiden ersten Urkunden, wenn es mit deren Authenticität seine Richtigkeit hat, setzen den damaligen Mainzischen Mitbesitz von Herzberg ausser Zweifel, und sind daher als Beleg zu diesem speciellen Punkte der Mainzischen und Braunschweigischen Geschichte angenehm, so wie die dritte, der Söhnebrief zwischen dem Erzbischofe und den Herzogen vom Jahr 1439, als ein längst gewünschter Beytrag zu der Geschichte beider Staaten unter gleicher Voraussetzung, ihres übrigens unerheblichen Inhaltes ungeachtet, nicht unwichtig ist. VI. *Beurtheilungen und Anzeigen*. VII. *Kurze Notizen, Berichtigungen u. s. w.*, welche hier einzeln anszuziehen zu weit führen würde, wovon jedoch, so unerheblich der eine Theil derselben ist, der andere des Herausg. Bestreben nach Gründlichkeit und historischer Wahrheit zu seiner Ehre darlegt.

* * *

ERLANGEN, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- und Festtags-Episteln*. Von Dr. *Joh. Wilh. Rau*. *Dritter* Band, *zweyte* und *dritte* Abtheilung nebst Register über alle *drey* Bände. *Zweyte*, veränderte, hie und da umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1803. 187—669 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Num. 2. und 1803. Num. 142.)

ERFURT, b. Keyser: *Termino-neologisch-technisches Wörterbuch* oder Erklärung der in Reden und Schriften häufig vorkommenden fremden Wörter und Redensarten in alphabetischer Ordnung. Herausgegeben von *Friedrich August Schröter*. *Dritte* vermehrte Auflage. 1803. 586 S. 8. (1 Rthlr. 14 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1789. Num. 44. 1799. Num. 210. und 1800. Num. 333.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 6. May 1806.

LITERATURGESCHICHTE.

Florenz, b. Cambiagi: *Catalagus codicum seculo XV impressorum*, qui in publica *Bibliotheca Magliabechiana Florentiae* asservantur: auctore *Ferd. Fossio*, eiusdem Bibliothecae Praefecto. Tomus *I—III.* 1793—95. Tomus *I.* XII u. 812 S. Tomus *II.* VIII u. 964 S. Tomus *III.* XXXII u. 330 S. mit Einschluss der vierfachen Register und der Erratenblätter. gr. Fol. (12 Rthlr.)

Auctionskatalogen ansehnlicher Büchersammlungen, dergleichen in England, Frankreich, Holland, besonders in Deutschland, noch immer gedruckt werden, und worüber ein *raisonnirendes* Verzeichniss kein unnöthiges Unternehmen seyn dürfte, kommen in *Italien* gar nicht zum Vorschein; es müsste denn, woran doch sehr zu zweifeln ist, seit kurzem erst sich damit geändert haben. Was hingegen gedruckte Verzeichnisse des *Handschriftenvorraths* berühmter, noch stehender Bibliotheken anlangt, hat dieses Land verhältnissmäsig deren wohl eben so viel aufzuweisen als irgend eines seiner Nachbarn. Auch an durch die Presse vervielfältigten Katalogen bedeutender Privatbüchersäle hat die Eitelkeit der Besitzer, oder Verkaufsabsicht ihrer Erben es nicht ganz fehlen lassen; worunter man z. B. nur an die gedruckt vorhandnen der Cardinäle *Slusius*, *Barberini*, *Imperiali*, oder die des Patriziers *Capponi* zu Rom und des Senators *Zeni* zu Venedig erinnern will: zu öffentlichen Versteigerungen indess gedieh es mit dergleichen Sammlungen doch niemals. Von solchen die in Italien sesshaft gewesene Ausländer anlegten, wie in Venedig z. B. *Smith*, in Florenz unser Landsmann *Stosch*, in Livorno *Jackson*, scheinen die Verzeichnisse zwar in dieser Absicht gedruckt; die Sammlungen aber doch im Ganzen, und das nach dem Alles verschlingenden *England* verkauft worden zu seyn; als wohin die vor wenig Jahren erst feilgebotne des Venezianers *Pinelli*, von der unter Aufsicht des gelehrten St. Markus-Bibliothekars *Morelli* ein so trefflicher Katalog erschien, gleichfalls wandern musste.

Eben diese Engländer, oder wessen Beutel nicht schlechter versehen war, hatten in Betreff der herrlichen, in Italien gedruckten, anderwärts aber äusserst schwer aufzutreibenden Primär-Ausgaben griechischer, lateinischer und italiänischer Schriftsteller alles irgendwo Verkäufliche längst schon weggefischt, eh' es den Literatoren und Bibliographen jener Gegenden einfiel, sich nach dem Ertrage ihrer Pressen seit Einführung der Kunst im Ernst umzusehn, und sichre Verzeichnisse davon anzufertigen. Seit ein paar Jahrzehnten etwa sind dergleichen denn endlich in ziemlicher Anzahl zum Vorschein gekommen, die entweder ganze Provinzen ihres Vaterlandes, oder einzelne Plätze, auch wohl einzelne Druckoffizinen nur, mit bald mehr bald weniger Erfolge, zum Gegenstande des emsigsten Nachforschens gemacht hatten. Ein paar unbedeutende Versuche ausgenommen, war indess noch von keinem Aufseher wichtiger öffentlicher Bibliotheken der ganze Vorrath unter seinem Beschlusse stehender, im XVten Seculo gedruckter Bücher, mittelst eigner Verzeichnisse bekannt gemacht worden: vermuthlich weil die dasigen Sofier, wegen geringer Anzahl für so etwas gestimmter Käufer noch weniger ihre Rechnung dabey zu finden glaubten, als ihre Mitbrüder in Deutschland; denen übrigens die Lust zu dergleichen Unternehmungen doch auch vergangen seyn muss, weil seit einiger Zeit von Nomenclaturen dieser Art bey uns gleichfalls nichts weiter sich hören läst.

Höchst wahrscheinlich also ist es auf damals Grossherzogliche Kosten, oder wenigstens mit Unterstützung von Seiten des Fürsten geschehn, wenn H. *Fossi*, Aufseher der Magliabech'schen Bibliothek zu Florenz, vorliegenden mühsam genug verfertigten, auch prächtig gedruckten Katalog der gelehrten Welt endlich mittheilen konnte. Wer dieser 1633 zu Florenz geborne und ebendaselbst 1714 verstorbne *Anton M.* gewesen, braucht man dem echten Literarhistoriker freilich nicht zu sagen, als bey welchem in dankbarem Andenken zu stehen, eben nicht bändereiche Werke oder neue Systeme erforderlich sind. Auch *M.* war kein vielschreibender oder auf's Unerhörte lossteuernder Gelehrter; was ihn dennoch unvergesslich gemacht, ist die musterhafte Dienstfertigkeit, womit er In- und Ausländern aus den Schätzen der seiner Aufsicht anvertrauten Grossherzogl. Bibliothek sowohl, als der von ihm selbst gesammelten bis an sein Lebensende so unermüdet an die Hand ging, dass wenig literarische Unternehmungen gewagt wurden, ohne bey dem Florentiner Literator

terator sich Raths zu erhohlen; daher denn auch sein Name in Vorreden jener Zeit, in Briefsammlungen, Reisebeschreibungen u. s. w. eben so häufig sich darbiet, als der irgend eines durch Polygraphie, oder sonst wodurch berühmt gewordnen Mannes. Den Reisegaffern galt er schon wegen seiner entschiednen Gleichgültigkeit gegen Schein und Aeusseres für ein Curiosum; wie denn die von ihm noch zahlreich vorhandnen gemahlten und in Kupfer gestochnen Bildnisse wirklich belegen helfen, dass der gute Mann hierin seiner Laune sich gar zu willig preis gegeben habe. Dieser kleine Cynismus, so wie die Kunst auch seine übrigen physischen Bedürfnisse auf ein fast unglaublich Weniges zurückzubringen, und doch 81 Lebensjahre fröhlich zu erreichen! erlaubte ihm nebenbey nicht nur einen sehr ansehnlichen Büchervorrath zu sammeln, sondern auch zu künftiger Vermehrung desselben etwas zu erübrigen. Beides, Museum und Geldersparnisse, legirte seine Dankbarkeit den gewesenen Brodherren; erst im Jahre 1747 aber, wie man aus dem Vorbericht erfährt, ist seine durch ein paar andre Sammlungen seitdem verstärkte Bibliothek auf Befehl Kaisers Franz I dem Publico völlig geöffnet worden; und noch 30 Jahre später erst entledigte das Kloster *St. Mariae Novellae* zu Florenz sich der Pflicht, die Asche des in seiner Kirche begrabnen Gelehrten durch marmornes Denkmahl und Inschriften zu ehren.

Die Totalsumme der in dieser Bibliothek aufbewahrten Druckstücke des XV. Jahrhunderts findet sich zwar nicht angegeben, mag aber doch wohl gegen anderthalb tausend betragen. Zu ihrer Beschreibung hat Herr *Fossi* die alphabetische Namensfolge gewählt; wogegen sich auch nichts erinnern läfst, da durch angehängte *chronologische* und andre Register für geschwindere Uebersicht hinreichend gesorgt worden. In genauer Angabe der Zeit, der Blätterzahlen, Signaturen und aller übrigen Aussenseiten eines Buches, steht er, soweit Rec. bisher Vergleichungen anstellen können, keinem unsrer sichersten Bibliographen nach. Auch was aus Vorreden, Dedicationen, Endschriften u. s. w. zur Geschichte des Buchs oder seines Verfassers sich etwa brauchen liess, wird sorgfältig und überall von ihm beygebracht. Sogar hat der fleissige Mann seinen Diensteifer bis dahin ausgedehnt, von den Lebensumständen der Autoren, wenn nämlich darüber etwas aufzutreiben war, das Nöthigste zu erzählen. Freilich suchen *deutsche* Bibliologen dergleichen Notizen nicht *hier*, sondern wenden, mit den nöthigen Thatsachen schon vorher bekannt, sich erst an solche Bücherlisten; wer indess wird den Nachbar darüber tadeln, Kenntnisse, die in jenem und vielen andern Ländern sich bey weitem nicht so leicht, wie bey uns, erwerben lassen, in sein Werk mit eingeflochten zu haben? Auch *deutsche*, zum Theil vorzügliche, Bibliographen sind mit Dank von ihm benutzt worden, und dass er sie nicht alle gekannt, wird man dem Florentiner Gelehrten gern verzeihen. An *Panzers* Annalen wurde damals erst zu drucken angefangen.

Die hervorragendste Seite der Sammlung sind eine grosse Menge trefflicher Primärausgaben griechischer und römischer Autoren, solcher besonders, die in Italien zum Vorschein gekommen: denn ausländische erste Drucke drangen, wie natürlich, schon seltner bis Florenz. Sodann eine bedeutende Anzahl die Geschichte Italiens betreffeuder, anderwärts ganz unsichtbar gewordner Schriften und Schriftchen. Ferner ein ziemlich beträchtlicher Vorrath in Italiänischer Sprache schon im XV Sec. zu Florenz hauptsächlich und da herum gedruckter Stücke, mit deren Seltenheit anderwärts es dieselbe Bewandniss hat. Um die Vorspiele der Druckerey, in Holz noch geschnittne Tafeln, sehr früh schon gedruckte Calender, oder andre die Entstehung der Kunst begleitende und zu ihrer Aufklärung beytragende *Curiosa* scheint *M.* sich nicht sonderlich bekümmert zu haben. Wenigstens erwähnt der Katalog ihrer nirgend, und vielleicht hat *M.* bey aller seiner übrigen Bücherkenntniss selber noch nicht viel davon gewusst: denn bekanntlich ist seit dem Hintritte des Mannes erst in die Geschichte des *ersten* Buchdrucker-Jahrhunderts nach und nach etwas mehr Licht gebracht worden; manche sehr beschwerliche Dunkelheit indess noch immer zurückgeblieben. Dass die Sache nicht blosse Kleinigkeiten betreffe, ergiebt sich schon aus der Ungewissheit, Verwirrung, und den Widersprüchen, in die sonst hochverdiente Literatoren und Philologen geriethen, wenn es auf Werthbestimmung und Benutzung eines ohne Zeit- und Ortsangabe in gedachtem Seculo gedruckten Buches ankam. Hätte der übrigens scharf genug sehende *M.* — *ignoti nulla cupido* — hiervon etwas mehr gewusst, so würde seinem Büchersaal vermuthlich auch an dergl. Merkwürdigkeiten es keineswegs gefehlt haben: denn zu jener Zeit und bey seinem nie unterbrochnen Verkehr mit dem Auslande, muss es unendlich leichter und weniger kostspielig als jetzt gewesen seyn, dergleichen Seltenheiten sich zu verschaffen. Mit einigen ganz vorzüglichen, in Deutschland also, zum Vorschein gekommenen Druckerstlingen indess, z. B. dem Mainzer *Rationale* von 1459, und der eben daselbst gedruckten lateinischen Bibel von 1462, beide auf Pergamen und vortrefflich erhalten, hat *M.* sein Museum doch ausstaffiren können. Dass solches mit ersten Druckstücken, der nach *Italien* gewanderten Künstler und ihrer nächsten Nachfolger daselbst, ungleich reichlicher besetzt sey, versteht sich von selbst. Umständlicher sich darauf einzulassen, verbietet der Raum; zu einem Belege mehr jedoch, wie unzureichend es mit dieser Art von Kenntnissen zu *M—s* Zeiten noch ausgesehn, kann der Umstand dienen, dass sein ältestes, in Italien erschienenes und mit Jahrzahl versehenes Druckstück nur erst von 1467 datirt, da im Kloster *Subiaco*, unweit Rom, doch schon 2 Jahre früher ein *Lactantius* gedruckt worden, von welchem dem Rec. wohl ein halbes Dutzend in Privatsammlungen befindlicher Exemplare bekannt sind. Das Buch von 1467 ist ein *Augustinus de civitate Dei*, der Hrn. *Fossi* gleichfalls aus der Officin

Officin des Klosters *Subiaco* zu seyn scheint, eben so gut aber auch schon unter der Presse der beiden Deutschen zu Rom geschwitzt haben kann.

Uebrigens enthalten die beiden ersten *Tomi* des Katalogs nichts als von *M.* selbst gesammelte Bücher; der dritte hingegen das ein paar hundert Nummern starke und gar nicht unerhebliche Supplement erst später sich vorgefundener oder seit dem hinzugekommener. Im Vorberichte dieses Supplementbandes erörtert Hr. *F.* von neuem die Geschichte der im Kloster *St. Jacobi de Ripoli* zu Florenz 1476 von Dominikanermönchen angelegten Druckerey, und ergänzt den *Fineschi*, der solche schon beschrieben hat; wobey sich abermals zeigt, dass *M.* auch von dieser Officin, die in seiner eignen Vaterstadt eine Menge Druckstücke lieferte, nur wenig erst gewusst; weil seitdem weit mehr Producte derselben als seine Bibliothek aufweisen kann, ohne grosse Schwierigkeit sich vorfinden liessen. Auf den die Supplemente enthaltenden Abschnitt folgt ein, wie schon erwähnt, um so willkommneres *chronologisches* Register, da der eigentliche Katalog selbst, durch die mit unter gar zu genaue Umständlichkeit des Florentiner Bibliographen für den ihn befragenden Bücherfreund etwas unbequem geworden. Hierauf ein eben so erwünschtes alphabetisches Verzeichniss der Officinen, welche die beschriebenen Bücher druckten, und endlich ein *Index generalis;* wo man z. B. nur unter den Nahmen *Aristoteles, Cicero, Savonarola, Th. Aquinas* sich umzusehen braucht, um von dem Reichthum der Bibliothek an Druckstücken des XV. Jahrh. und den mancherley Ausgaben derselben sich einen Begriff zu machen. Dass Hr. *F.* die Aufmunterung geworden, sein Unternehmen vom Allerheiligsten Vater, Papst *Pius* VI. gebilligt zu sehen (der selbst eine schon sehr erhebliche gewordene Privatsammlung solcher Druckseltenheiten angelegt, und das Verzeichniss davon ihm mitgetheilt hatte) und deshalb auch das Päpstliche Belobungsdecret eingerückt hat, wird man dem frommen Sohne der Kirche gern gönnen. — Zum Trost für unsere Landsleute, denen diese *drey* — in einen Band jedoch ganz wohl zu heftenden und beinah 20 Thaler kostende *Tomi* etwas zu theuer seyn möchten, dient die Nachricht, dass Hr. *Panzer* mit dem rein bibliographischen Ertrage derselben, noch die Supplemente seiner nicht genug zu lobenden *Annal. Typograph.* hat bereichern können; wodurch indess der *Fossische* Katalog nichts von seinem übrigen Werthe verliert, weil dieser nämlich doch Manches noch beybringt, was zwar in Panzer's Plan nicht gehörte, zu andern Zwecken aber brauchbar bleibt. Ob die Befürchtung ungegründet sey, dass auch der Bücherschatz des guten *M.* den Zuspruch habsüchtiger Nachbarn sich werde haben müssen gefallen lassen, weiss Rec. diesen Augenblick nicht anzugeben; wohl aber, dass wenn auch dieser Zuwachs der ehemaligen Nationalbibliothek zu Theil geworden wäre, das gelehrte Publikum doch wenig dabey gewinnen würde; weil nämlich dieser immer unübersehlicher werdende Bücherhaufen unausbleiblich *mole ruet sua.* — Wer eine ungemein zahlreiche, bloss aus *italiänischen* Büchern, auch der spätern Jahrhunderte, bestehende, und an die 8000 Numern (nicht Bände nur) enthaltende Sammlung will kennen lernen, wird solche in dem 1774 bey *Cressonnier* zu Paris in zwey Octavbänden gedruckten *Catalog della Libraria* des dasigen Parlaments-Advocaten und königl. Censors *Floncel*, verzeichnet finden. Die Vorliebe dieses Mannes für Italiänische Literatur erhellet schon daraus, dass Mitglied von nicht weniger als 24 gelehrten Gesellschaften jenes Landes gewesen! Seine doch auch Druckseltenheiten genug aufweisende Bibliothek wurde indess, wie Rec. aus einem mit den Auctionspreisen versehenen Katalog ersieht, mit unter schlecht genug bezahlt. — An Erfüllung des von Hrn. *Fossi* mehrmals wiederhohlten Versprechens, das Leben *Magliabechi's* umständlicher zu beschreiben, als bisher von Andern geschehn, scheinen die auch über Italien seitdem ausgebrochnen politischen Ungewitter den fleissigen Mann gehindert zu haben. Wenigstens ist nichts davon zur Kenntniss des Rec. gekommen.

Leipzig, b. Schwickert: *Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten* von *Joh. Matth. Schröckh*, Professor der Geschichte zu Wittenberg. Neue umgearbeitete Ausgabe. 1790. *Erster* Theil VIII u. 304 S. *Zweiter* Theil IV u. 456 S. gr. 8. Mit den von Schule nach Cranach und Mirevelt sauber gestochnen Bildnisse *Luthers* und *Grotius*. (2 Rthl.)

Ein ziemlicher Vorrath von *Bildnissen* mehr oder weniger berühmten Gelehrten, meist jedoch *Theologen* nur, die vor geraumer Zeit schon andern periodischen Schriften hatten zum Zierath dienen müssen, und wovon die zum Theil brauchbar gebliebnen Kupferplatten noch vorhanden waren, brachte die Leipziger Verlagshandlung als Besitzerin derselben auf den Einfall, sich nach einem Literator umzusehen, der den abermaligen Abdruck gedachter Platten mit kurzgefassten Lebensbeschreibungen der darauf dargestellten Ehrenmänner zu begleiten Lust hätte. Hr. *S.*, damals noch in Leipzig, fügte sich diesem Auftrag; anfänglich zwar ohne sich zu nennen, mit so vielem Beifalle seiner Leser jedoch, dass unter der Aufschrift: *Abbildungen und Lebensbeschreibungen ber. Gelehrten* mehrere (drey Bändchen nämlich ausmachende) Sammlungen vom Jahr 1764 bis 69, zum Theil in neuen Auflagen, die Presse beschäftigen konnten. Wirklich empfahlen diese kurzen Biographien sich auch durch angenehmen Vortrag und manche andre rühmliche Seite; dergleichen unsre biographische Literatur *bis dahin* noch selten, oder wohl gar nicht in der Muttersprache aufzuweisen hatte. Ihr Vf. selbst indess, der das, im Fache der gelehrten Geschichte besonders, durchaus unentbehrliche Bedürfniss einer so weit als möglich ausgebreiteten *Belesenheit* sehr bald zu fühlen anfieng, noch aber ein junger Mann war, blieb mit seiner Arbeit am wenigsten zufrieden, und fand es weit rathsamer, mit dergleichen Versuchen vor der Hand inne zu halten. Mit was für glücklichem

chem Erfolg er nach verdoppelter Ein- und Umficht das biographifche Feld von neuem betreten, kann Niemanden unbekannt feyn, der aus den fpätern Beiträgen des verdienftvollen Mannes fich hat unterrichten wollen.

Die *erfte* Ausgabe der vorliegenden hatte fich endlich ganz und gar vergriffen, und am liebften wär'es dem Vf. gewefen, fie auch völlig *vergeffen* zu fehen. Da ein neuer Abdruck aber nicht füglich fich ablehnen liefs, fo gefchah zu Ausftattung deffelben wenigftens alles, was vom Fleiffe eines hiftorifche Gründlichkeit und das Publikum refpektirenden Schriftftellers zu verlangen war. Ganze Seiten der ältern Ausgabe finden fich ausgeftrichen und durch neue erfetzt, beffere Quellen und neuere Hülfsmittel benutzt, wefentliche Puncte fchärfer in's Auge gefafst und erörtert. Auch der Vortrag, wie leicht zu erachten, hat an Correctheit gewonnen, und empfiehlt überhaupt fich durch eine Klarheit und Anfpruchslofigkeit, die in unfern hiftorifchen Schriften leider von neuem immer feltner werden. Da von einer vor Anfang unfers Inftituts urfprünglich gefertigten Arbeit hier die Rede ist, wird man keine umftändlichere Anzeige derfelben in diefen Blättern erwarten, und noch weniger folche Bemerkungen, die im Betreff der angegebenen Quellen, oder der von den gelehrten Männern gefchriebnen Bücher und ihrer Ausgaben vielleicht noch hier und da beyzubringen wären. Genug dafs man in ihrer jetzigen Geftalt diefe Lebensbefchreibungen dem jungen Freunde der Literaturgefchichte ohne Vorbehalt anpreifen darf; wie denn auch der mit eigner Belefenheit fchon ausgerüftete, dann und wann, vielleicht aus fubjectivem Grunde nur, anders urtheilende Kenner hier keineswegs leer ausgehen, fondern der Unbefangenheit und Sachkenntnifs des Verfaffers willig Lob zollen wird. Dem Zufchnitte der Arbeit fcheinen die ehedem fo beliebt gewefenen, mit unter auch jetzt noch brauchbaren *Mémoires* des Barnabiten *Niceron* zum Mufter gedient zu haben; den unfer Landsmann aber an Unparteilichkeit, Umficht und eigner Beobachtungskraft weit übertrifft.

Was für Namen man in der nunmehr auch *chronologifch* geordneten Gallerie zu fuchen habe, glaubt Rec. doch noch angeben zu müffen. Mit Ausnahme des Arztes *Theophr. Paracelfus*, der jedoch auch in theofophifche Grillen fich vertiefte, und der gelehrten Nonne *Roswitha*, die gleichfalls es gröfstentheils auf Erbauung anlegte, finden im *erften* Bande fich folgende 18 *Theologen* aufgeftellt: Papft *Pius II.*, *Savonarola*, *Luther*, *Zwingli*, *Eck*, *Bugenhagen*, *Brentz*, *Flacius*, *Bucer*, *Georg*, *Fürft von Anhalt*, *Hyperius*, *Major*, *Joh. Pfeffinger*, *Fifcher*, *Bifchof von Rochefter*, *David Joris*, *Poftel*, *Campanella*, *Arias - Montanus*. Hierunter nimmt, wie billig, Martin Luther einen hervorragenden Platz ein. Nicht nur 108 Seiten füllt feine Lebensbefchreibung, fondern fie fand auch fo vielen Beyfall, dafs man fich die Freiheit nahm, ohne Vorwiffen des Vf. befondre Abdrücke davon zu veranftalten. — Im *zweiten* Bande erfcheinen 28 gelehrte Männer, worunter, wie man fogleich fehen wird, die meiften noch immer aus der theologifchen Facultät find; nämlich: *Grotius*, *Hoe von Hohenegg*, die Jungfer *Schurman*, *Epifkopius*, *Sirmond*, *Janfenius*, der Cardinal *Pallavicini*, *Ant. Arnauld*, *Tillemont*, *Jurieu*, *Cofinus* Bifchof zu *Durham*, der Schwärmer *Kuhlmann*, Veit von *Seckendorf*, *Boileau*, der Abt *Fabricius*, *Bourdaloue*, *Boffuet*, *N. H. Gundling*, *Lenfant*, *I. A. Fabricius*, *I. B. Rouffeau*, *C. S. Cyprian*, *I. D. Köhler*, *C. F. Börner*, *Doddridge*, der Cardinal *Querini*, *Pelloutier*, *Bengel*. Niemand wird hier dem in fo mancherley Hinficht vortrefflichen *Grotius* gewidmeten, mehr als ein Fünftel des ganzen Bandes alfo betragenden, 94 Seiten mifsgönnen; gefetzt auch, dafs feine Gefchicklichkeit als Staatsmann und Negociateur fich etwas gar zu hoch angefchlagen fände. Defto weniger wird man etwas gegen die Wahl einzuwenden haben, fein, wie fchon gefagt, auch gut und neu geftochnes Bildnifs diefem Bande vorgefetzt zu fehen. Dafs man alle die Bildchen der frühern Ausgabe wegliefs, war übrigens fehr wohl gethan. Mögen auch *einige* derfelben, wie man nicht in Abrede feyn kann, die Phyfionomieen der Männer ziemlich treu dargeftellt haben; bey den meiften war, den äufserft geringen Kunftwerth unbeachtet, diefes doch keinesweges der Fall. So z. B. zeigte fich da der berüchtigte Dominikaner *Thomas Campanella* wohlbeleibt, mit einer ganz gefälligen Gefichtsbildung, und einem nichts weniger als widerlichen Zufchitte des Mundes; da er, gar nicht feindfchaftlich gefinnten Reifenden zu Folge, diefen doch bis nah an's Ohr reichend gehabt haben, und die Anficht des Mannes überhaupt zurückftofsend gewefen feyn foll. Freilich mag die mehr als einmal ausgeftandne und als fehr graufam befchriebne Folter zu Neapel zu Verunftaltung feiner Gefichtszüge auch das ihrige beigetragen haben!

ARZNEIGELAHRTHEIT.

Weimar, im Induftrie-Comptoir: *Theoretifch-praktifches Handbuch der Geburtshülfe*, zum Gebrauche bey akademifchen Vorlefungen und für angehende Geburtshelfer, von Dr. *Ludw. Friedr. Froriep* Prof. u. f. w. *Zweyte* vermehrte und verbefferte Augabe. 1804. XII u. 472 S. gr. 8. m. K. (2 Rthl.)

Diefe *zweyte* Ausgabe hat wefentliche Vorzüge vor der erften. (S. A. L. Z. 1803. Num. 339.) Der Vf. hat die in den verfchiedenen Recenfionen feiner Schrift befindlichen Vorfchläge und Winke benutzt, um ihr mehr Genauigkeit und Vollkommenheit zu verfchaffen. Ganz, oder zum Theil, umgearbeitet, mit lehrreichen Bemerkungen verfehen, und oft bedeutend erweitert find vorzüglich die Paragraphen 174. 205. 229. 365. 366. 449 u. m. a., wodurch auch das Buch ftärker als die erfte Ausgabe geworden ift. Mit Recht kann daher Rec. gegenwärtige Schrift fowohl zu Vorlefungen, als auch allen jungen Geburtshelfern zum eigenen Studium empfehlen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 8. May 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Martini: *Neues Museum der Philosophie und Literatur.* Herausgegeben von *Friedrich Bouterweck. Zweyten* Bandes *erstes* Heft. 1804. 168 S. *Zweytes* Heft. 1804. 172 S. *Dritten* Bandes *erstes* Heft. 1805. 142 S. 8. (Jedes Heft 16 gr.)

Diese Zeitschrift erhält ihr eigenthümliches Interesse nicht sowohl durch Abhandlungen von grossem wissenschaftlichen Werthe, als durch die Tendenz, worauf alle ihre Aufsätze gerichtet sind, nämlich, die nachdrückliche Behauptung der guten Sache der gesunden Vernunft und des guten Geschmacks, und die Bestreitung der phantastischen Auswüchse der neuern Philosophie, der neuern Aesthetik und Poesie. Der gröste Theil der Aufsätze sind diesem Zwecke zufolge polemisch, aber nur für die gute Sache der Menschheit, nicht irgend einer Partey oder Sekte. Der Herausg., von dem die meisten Aufsätze herrühren, ist im Ganzen auch weit glücklicher im Bestreiten als im Aufbauen eines eignen Systems. Für eine geistreiche Unterhaltung und Belehrung sorgen die auf Literatur sich beziehenden Aufsätze; daher man gern zu ihnen von der Lectüre jener zurückkehrt. Wir werden den Inhalt jedes Hefts so kurz als möglich, mit einigen Bemerkungen darlegen.

Zweyten Bandes *erstes* Heft. 1. *Orphischer Gesang nach einem griechischen Fragmente beym Stobaeus. Nebst einer Nachschrift.* Eine freye Uebersetzung des bekannten, zuerst von Stobäus vollständig gelieferten, Gesanges, in welchem der Pantheismus mit dichterischer Begeisterung besungen wird. In der Nachschrift eifert der Vf. gegen die allerneueste Philosophie, welche den Pantheismus und Hylozoismus, der nur als Poesie verständlich sey, als reine Philosophie aufzustellen vermeynt, und gegen die schon gemachten Versuche, diese Fetischmacherey in die grosse und elegante Welt einzuführen, „damit der zarte Herr und das zarte Mädchen nicht etwa mit poetischer, sondern mit recht philosophischer Andacht, und ernstlich wie die Hottentotten, den heiligen Mond anbete, um zu dem *frommen Kinderglauben* der Vorwelt zurückzukehren." 2. *Von der philosophischen Anschauung.* Vom *Herausgeber.* Die Tendenz dieses Aufsatzes ist polemisch und eigentlich gegen die neueste Philosophie, welche eine intellectuelle Anschauung annimmt, gerichtet. Mit Kants Anschauungslehre ist er auch nicht zufrieden. Die Gründe, worauf sich die verschiedenen Theorieen stützen, sind nicht immer deutlich entwickelt, und auch nicht widerlegt; was gegen Kant gesagt wird, zeigt, dass der Vf. von der Idee einer durch ihn zu vollendenden Transcendentalphilosophie geleitet, in den Kriticismus einen Sinn hineinlegte, welchen kein unbefangener Prüfer in demselben finden kann. Kant habe, sagt er, mit bewunderungswürdiger Bündigkeit bewiesen, dass die Wahrnehmung des Mannichfaltigen und Veränderlichen in der Natur nicht die Basis der Begriffe des Raums und der Zeit sey; aber er habe sich nicht begnügt, die unveränderlichen Bedingungen der Möglichkeit einer menschlichen Wahrnehmung überhaupt als menschliche *Erkenntnißform* zu erläutern, sondern nur auch eine *reine Natur des menschlichen Gemüths fingirt (?)* und diese durchaus mit der reinen Vernunft verwechselt, da sich doch die menschlich relative Nothwendigkeit und Allgemeinheit der sogenannten Erkenntniss *a priori* mit gleicher Bündigkeit aus den unveränderlichen Gesetzen der menschlichen Organisation erklären lasse. Zuletzt liefert der Vf. noch zur Theorie, nicht des Anschauungsvermögens, — denn davon als einer besondern Seelenkraft darf nach dem Vf. weder in der Psychologie, noch in der Transcendentalphilosophie die Rede seyn, — sondern der Anschauungsarten, eine Anschauungstabelle, welche so aussieht: A. Bewusstseyn der gesetzmässigen Richtung der Geisteskräfte, 1. im Wissen. Speculative Anschauung, a. mathematische, b. dynamische, α. empirische, β. philosophische Anschauung, 2. im Wollen. Moralische Anschauung, 3. im Glauben. Religiöse Anschauung. B. Bewusstseyn der freyen Entwickelung der Geisteskräfte. Aesthetische Anschauung. Es würde nur Zeitverschwendung seyn, aus dieser Tabelle den Begriff des Vfs. von Anschauung zu entwickeln oder ihn mit dem vorher gegebenen; — Anschauung ist der Anfang aller objectiven Functionen des Bewusstseyns; es ist der Act der ursprünglichen Vereinigung der Abstraction mit der Empfindung — zu vergleichen. 3. *Von der Wiederherstellung der Moralphilosophie.* Vom *Herausgeber,* (Fort-

(Fortgesetzt im *zweyten* Hefte.) Auch in diesem Aufsatze tritt der Vf. als Bestreiter aller bisherigen Versuche einer Moralphilosophie und als Reformator derselben auf, mit demselben Glück, wie er es schon in seiner Apodiktik versucht hatte. Wir vermissen bey ihm das Talent der Sagacität durchaus, welches Kant in so vorzüglichem Grade besafs, und dessen gröfserer oder geringerer Mangel alle nach ihm aufgetretenen schöpferischen Philosophen so wesentlich von ihm unterscheidet. Darum macht er sich Schwierigkeiten und Probleme, nur um etwas durch subtilen grüblerischen Verstand zu lösen; darum glaubt er auch endlich den Schlüssel alles philosophischen Wissens in dem Unbegreiflichen oder Absoluten, das sich nicht erkennen, aber glauben läfst, gefunden zu haben. Nach einer lichtvollen, meistentheils treffenden Darstellung der ältern Moralsysteme und der neuern Versuche für die Moralphilosophie, schliesst er die erste Abtheilung des Aufsatzes mit folgendem Urtheil über Kants Verdienst: „Nach solchen Erscheinungen in der neuern Moralphilosophie war der *kategorische Imperativ der Kantischen Vernunftkritik* nichts Geringeres als ein Blick aus hellem Himmel. Einer neuen Darstellung dieses Imperativs bedarf es hier nicht. Kants Verdienst, die Moral wieder zu ihrer Würde hervorgerufen zu haben, ist unter allen Verdiensten des unsterblichen Mannes das gröfste. Aber dafs die Kantische Moralphilosophie, die den Menschen zu einem ungleich edlern Heroismus, als der stoische war, begeistern kann, *als Philosophie sich selbst zerstört; dafs sie auf einer Verwechselung der Vernunft mit dem Verstande und auf einer grundfalschen Entgegensetzung der Sinnlichkeit und Sittlichkeit beruht; dafs sie selbst im unmittelbaren Bewufstseyn, auf das sie doch gegründet ist, nicht weniger niederreifst, als erbauet.*" — diefs soll in dem zweyten Theile gezeigt werden. Das Erstaunen über diese höchst auffallenden und einander zum Theil selbst zerstörenden Aussprüche macht eben nicht sehr begierig nach dem in dem *zweyten* Hefte versprochenen Beweise, von dem man vorher wissen kann, dafs er sich in Nichts auflösen werde. Wirklich findet man auch nichts weiter als dieses. Wenn man fragt: was denn eigentlich und im Grunde die gebietende Kraft im Bewufstseyn sey: so erhalte man keine befriedigende Antwort. Denn die angeblich reine Vernunft, die sich selbst genügen will, mache theoretisch das Absolute, oder den idealen Grund aller Gründe zu einer inhaltlosen Idee, und könne schon deswegen, wenn sie durchaus consequent seyn wolle, keine *unbedingte Ueberzeugung* in irgend einer Hinsicht gelten lassen, noch eine solche gewähren, wenn man sich selbst frage, ob man sich nicht auch mit einem sogenannten Moralprincip selbst täusche. Es bleibe ihr nichts übrig, als ein Machtspruch. „Du sollst! sagt sie. Was soll ich denn zunächst und apodiktisch? Dieser Formel (!!) gehorchen! Einer Formel? Und gerade dieser Formel? Warum denn? Weil du sollst! Aus diesem Zirkel will und kann die Kantische Philosophie nicht heraus! — Aber wie erhebt sich denn der Vf. über diesen Zirkel, er, der behauptet, alle unbedingte Ueberzeugung sey von der Idee des Absoluten unzertrennlich, das Absolute selbst aber kein Gegenstand der Erkenntnifs weder durch Anschauung noch durch Schlüsse, alle Philosophie also Skepticismus? Durch den Glauben, welcher nichts anders ist, als der schlechterdings unvermeidliche Akt des Bewufstseyns oder der Vernunft, *wodurch sie sich an die Idee aller Ideen* (das Absolute) *ergibt, vor welcher die ganze Natur und mit ihr alles Wissen verschwindet.* Dieser Glaube wird dann verständig und aufgeklärt, „wenn man sich seiner Endlichkeit überhaupt in Beziehung auf das Unendliche so bewufst wird, dafs man unmittelbar kraft dieses von keiner Phantasie geblendeten, und durch keine Natur und keinen Syllogismus befriedigten, Bewufstseyns *der gebietenden Kraft gehorcht, die, wie aus einer andern Welt, als Stimme einer Unvernunft, unsre denkende Natur durchdringt, und uns des moralischen Gefühls fähig macht, dessen Gesetz dann nach diesem Glauben, als das Gesetz einer andern, unserer Einsicht unzugänglichen Welt für uns das höchste aller Gesetze ist,*" so stehen wir also wieder im dem Anfange. Es ist Factum unsers Bewufstseyns, dafs die Vernunft eine unbedingt gesetzgebende Gewalt in Bestimmung der Willkür ausübt, deren wir uns eben durch das heilige Gesetz bewufst werden. Noch fragen zu wollen, ob uns die Vernunft durch Caufalität nicht täusche, ist erstens eine unüberlegte Subtilität, da es keine Erkenntnifs, sondern den Bestimmungsgrund des Handelns betrifft, und zweytens eine vergebliche Frage, weil man doch nicht über Vernunft hinausgehen kann.

4. *Ueber die Hauptmomente der stoischen Sittenlehre nach Epiktets Handbuche.* Von *H. Kunhardt.* Fortsetzung und Beschluss in dem *zweyten* Hefte. Hr. K. vollendet in diesen beiden Heften seine strenge, aber meistens richtige, nur zuweilen die Gränzen überschreitende Kritik nicht der stoischen Sittenlehre überhaupt, sondern der in dem Epiktetischen Handbuche befindlichen populären mehr die Anwendung als die Grundsätze betreffenden Darstellung. Bey aller Erhabenheit und Würde, welche sich in diesem System ausspricht, kann es doch nicht fehlen, dafs sich die Anwendung der Grundsätze, in welchen Vernunft und Sinnlichkeit entgegengesetzt, aber Princip, Object und Triebfeder der praktischen Vernunft von der Reflexion nicht ganz rein aufgefafst worden, nicht bald als heroischer Enthusiasmus in Ueberschätzung der menschlichen Kräfte, und einem Ringen nach einer Unabhängigkeit von der Natur, die die Vernunft nicht fodert, vielmehr die Zwecke der Menschheit zernichtet, bald als stolze Eigenliebe und Selbstliebe, welche die sittliche Selbstständigkeit mit der physischen verwechselt und das Mittel zum Zwecke macht, offenbaren sollte. Diese Mängel sind hier in Anmerkungen zu den gröfstentheils übersetzten Sittenvorschriften des Epiktets beleuchtet worden. Das Resultat seiner Prüfung ist: die ganze stoische Moral, ist unbefangen geprüft, nur ein

ein System eigennütziger mit dem Zwecke der Menschheit durchaus unverträglicher Selbstliebe. Sie erkaufen Ruhe der Seele, ungestörte Genügsamkeit durch naturwidrige Verzichtleistung, durch strafbare Gleichgültigkeit gegen die Irrthümer und den verkehrten Sinn der Welt, durch Abstumpfung der reinsten Gefühle, mit einem Worte, durch passives Verhalten, bey welchem nichts wahrhaft Grosses und Göttliches ausgerichtet werden kann. — In Ansehung der kraftvollen Uebersetzung haben wir nur bey einer Stelle (1. Heft. S. 75. 2. Kap. des Originals) Anstoss gefunden. Die Worte: *την ορεξιν δε παντελως επι του παροντος αναιρε*, übersetzt Hr. K.: *Erhebe überhaupt deine Neigung zu dem, was im Gebiete deiner Wirksamkeit liegt.* Wir können uns nicht überzeugen, dass *τα παροντα* eben das bedeute, was *τα εφ' ἡμιν*; aus dem Zusammenhange und dem Commentare des Simplicius erhellet, dass Epiktets Meynung dahin ging: Es ist im Ganzen leichter, sich negative als positive Maxime des Willens zu bilden. Es ist also rathsam, dass ein erst angehender Schüler der Weisheit, abgerechnet, was er durch Naturtriebe begehren muss, wobey nur Mässigung empfohlen wird, sich kein bestimmtes Object des vernünftigen Wollens setze, weil er noch nicht weiss, was unter das Gebiet der Freyheit gehört, und was zu begehren sittlich gut ist, und sich nur auf die Vermeidung des dem Sittlichen entgegengesetzten einschränke. 5. *Ueber den Begriff der Mythologie und den philosophischen Sinn der alten Mythen.* Von *H. Kunhardt.* Der Begriff eines Mythen ist, ungeachtet so mannichfaltiger, trefflicher mythologischen Schriften, noch so unbestimmt und schwankend geblieben, und dieses hat so mannichfaltigen Einfluss auf die Bearbeitung der Mythologie gehabt, dass des Vfs. Bemühung, den Inhalt desselben nach logischen Regeln zu bestimmen, allen Dank verdient. Nach der bestimmten Bedeutung eines Mythen als Sage überhaupt, welche auf keinen historischen Gründen beruht, begreift die Mythologie alles, was zu allen Zeiten unter jedem Volke als geschehen erzählt, oder als Gedanke in die Form der Begebenheit eingekleidet ward, für dessen Wahrheit man aber nicht durch Anweisung auf unläugbare Monumente, redende oder stumme, durchaus glaubwürdige Zeugen einen Ueberzeugungsgrund anführen kann. Dieses wird auf die Eintheilung der Mythen und die Bestimmung des Inhalts der Mythologie angewandt, aus welcher mit Recht der Cultus eines mythologischen Götterwesens als zur Geschichtserzählung gehörig ausgeschlossen wird. 6. *Salomon Maimon's Geschichte seiner philosophischen Autorschaft in Dialogen. Aus seinen hinterlassenen Papieren.* (Beschluss im *zweyten* Hefte.) Nicht ohne Interesse, ungeachtet die wenigen Data aus seiner Lebens- und Bildungsgeschichte schon aus seiner Lebensbeschreibung und seine Unzufriedenheit mit der Kantischen Philosophie und das zur Ergänzung derselben bestimmte Princip der Bestimmbarkeit bekannt sind. 7. *Diogenes unter den Büchern, oder: wo fehlt es der deutschen Literatur.* Eine derbe, doch nicht inhumane, und bey manchen Uebertreibungen nicht grundlose Kritik des deutschen Literaturwesens, die vorzüglich den Mangel an einem bestimmten Charakter, Geiste und Geschmacke zur Sprache bringt. „Nirgends wird die wissenschaftliche Literatur so mit Modekram, bald pedantischem, bald phantastischem Modekram ausstaffirt, als unter den sonst so soliden Deutschen. Und weil ihr das Neue noch immer nicht neu genug haben könnt: so freut ihr euch nicht neuer Gedanken und Entdeckungen, durch die ein Gelehrter nach dem andern die Wissenschaft erweitert, ihr nehmt nur für den Partey, der alles Oberste zu unterst kehren, und schlechthin von vorn anzufangen scheint; und habt ihr endlich bemerkt, dass die neue Pyramide so wenig wie die alte auf der Spitze stehen will: so wendet ihr euch von ihr, und möget von dem Manne gar nichts lernen, der euch die Köpfe nicht umdreht. Diess ist die kurze Geschichte namentlich eurer Philosophie." — In der ästhetischen Cultur der Deutschen griff noch nie ein Rad in das andere. Geniesprünge und Bockssprünge wechselten mit platter Nachahmerey ab." — „Nirgends in der neuern Welt treten die jungen Gelehrten mit solcher Impertinenz auf die Schultern der ältern, und suchen mit solcher Ruhmredigkeit auf Kosten ihrer Lehrer sich zu erheben als in Deutschland." Es wäre zu wünschen, Diogenes möchte aus seiner Tonne nicht recht gesehen haben; er hat nur vor den Schreyern nicht das respectable Publicum bemerkt, welches mit selbstständiger Kraft seiner Ueberzeugung folgt und im Stillen wirkt, ohne auf den Lärmen der Modehelden mehr, als es werth ist, zu achten. 8. *Literarische Scherze. Deduction des Tintenstoffs nach Principien des Hn. Prof. Schelling.*

Zweytes Heft. 1. *Die letzte Krise der Systeme, oder, von der Moralität und Immoralität der Ueberzeugung.* Vom *Herausgeber.* Die Ueberschrift ist nicht ganz klar. Es ist hier die Rede von dem Verhältniss der speculativen Ueberzeugung zu der moralischen. Es gibt ein theoretisches und praktisches Interesse der Vernunft; beide können in keinem wirklichen Widerstreite stehen. Wenn aber ein Philosoph das Wissen zu seinem höchsten Ziele macht mit Aufopferung des praktischen Interesse: so nennt der Vf. die Ueberzeugung, in welcher er seine höchste Befriedigung sucht, etwas unverständlich immoralisch; nicht als wenn er das Gewissen als letzte Instanz für die Entscheidung der Angelegenheiten der Speculation betrachtete, sondern um nur die Entzweyung der Vernunft mit sich selbst in den neuesten Systemen zu bezeichnen, welche wirklich zur höchsten Krisis gekommen ist. Was der Vf. über den Materialismus, den Fichtischen und Schellingischen Idealismus, (den letzte betrachtet er als dasjenige System, welches den Triumph der Speculation über die Moralität vollendet,) ist in mehr als einer Hinsicht interessant. 2. *Von der Naturphilosophie nach der Idee einer Apodiktik.* Vom *Herausgeber.* Beschluss der im *ersten* Hefte des *ersten* Bandes abgebrochenen Abhandlung. Der

Vf.

Vf. verbreitet ſich über den Begriff der Naturphiloſophie, ihren Elementarbegriff, das Leben, und ihre Aufgabe: zu zeigen, *daſs jede Naturbegebenheit eine objective Bedingung des Lebens ſey.* Er unterſcheidet ſeine Naturphiloſophie von der Schellingiſchen, die er als ein Product der ſchwärmenden Vernunft eifrig beſtreitet — und nimmt alſo ſein enthuſiaſtiſches Lob zurück, das er ihr in dem *erſten* Hefte des *erſten* Bandes gegeben hatte. Uebrigens kommt man in dieſem Beſchluſs der Abhandlung um keinen Schritt weiter, und man ſieht ſich umſonſt nach einer Rechtfertigung dieſes Begriffs, und nach einer Deduction der Möglichkeit der Naturphiloſophie, welche *den Cauſal-Nexus aller Naturbegebenheiten auf ein Princip zurückführen ſoll*, um. 5. *Ueber Hn. Reinholds neueſte Expoſition der Verwandlung der Logik in religiöſe Metaphyſik.* Der Vf. entwickelt nicht nur das dialektiſche Gewebe und den erſten Grundfehler der einzigen Logik, die Verwechſelung des Princips des Denkens mit dem abſoluten Urgrunde aller Realität, einleuchtend, ſondern zeigt auch, wie Reinhold durch ſeine religiöſe Denkart beſtimmt wurde, den abſoluten Idealismus mit einem logiſchen Realismus zu vertauſchen, weil aller Idealismus zuletzt auf Atheismus führe. 6. *Idee einer Literatur.* Fortſetzung und Beſchluſs. *Ueber die Nothwendigkeit einer ſcharfen Trennung der Poeſie von den Wiſſenſchaften in jeder gebildeten Literatur.* Ein wahres Wort zu ſeiner Zeit geſprochen, gegen die in der Schellingiſchen Schule erträumte Identität der Poeſie und Philoſophie, welche allen reinen Sinn für Wahrheit niederſchlägt. Plato, den dieſe ſo gern nachäfft, trennte beide, wie es einem Denker zukommt, wenn er auch oft ſeine Ideen in ein dichteriſches Gewand kleidete. Treffend wird der Geiſtescharakter dieſes groſsen Mannes (ſo wie Herders, der bey aller Platoniſchen Sinnesart doch kein deutſcher Plato war) gezeichnet, gegen welche das Platoniſiren einiger neuern Philoſophen eben ſo abſticht, wie Affectation gegen Natur. 7. *Ideen und Plane zu neuen Unterſuchungen. Aus Sal. Maimons hinterlaſſenen Papieren.* Maimon war ein trefflicher Kopf. Wie viel die Welt durch ſeinen zu frühen Tod verloren hat, ſieht man hier aufs neue, wo er ſich über Erfindungsmethoden, über das Verhältniſs der verſchiedenen Erkenntniſsvermögen zu einander ſowohl als zu dem moraliſchen Charakter über den wahren Werth der Erfindungen, Aeſthetik des Intellectualen, die Gränzen des Gebrauchs menſchlicher Vollkommenheiten, pſychologiſche Erklärung der Irregularitäten in der Sprache mit ſeinem gewöhnlichen Scharfſinne verbreitet. 8. *Literariſche Scherze. Poetiſch-prophetiſche Conſtruction der Geſchichte der Kantiſchen Philoſophie* (aus Bürgers Lenore) *nebſt einem geſchwänzten Sonnete und einer neueſten Epoche in der deutſchen Poeſie.*

(Der Beſchluſs folgt.)

GESCHICHTE.

Berlin, b. Dieterici u. Leipzig, in Comm. b. Köhler: *Reminiſcenzen aus den Feldzügen am Rhein in den Jahren* 1792 *bis* 1795. Von einem Mitgliede der damaligen preuſs. Rheinarmee. 1802. XII u. 392 S. 8.

Dieſe lebhaften, ſehr freymüthig und unterhaltend geſchriebenen Schilderungen betreffen theils individuelle Kriegsvorfälle, die der Vf. als Augenzeuge anſah, oder von Augenzeugen unmittelbar erfuhr; theils das Betragen der Heere und tauſend kleine Züge, die einen ſehr anſchaulichen Begriff von Campagne-Leben gewähren; theils die Beſchaffenheit der Gegenden und Oerter, wohin der Vf. mit der Armee oder auf ſeinen angeſtellten Excurſionen kam; theils den Einfluſs, den der Revolutionskrieg auf Politik, Sitten, Gebräuche, Denkungsart und Religion in den Ländern hatte, die zum Kriegsſchauplatz dienten; theils *Szenen* des häuslichen Lebens, denen die meiſten Leſer ihre Theilnehmung ſicher nicht verſagen werden. Wir können daher dieſs Buch als eine allgemein intereſſante Lectüre mit Fug und Recht empfehlen, und müſſen noch inſonderheit bemerken, daſs der aufmerkſamere Beobachter hier manche Darſtellungen findet, die ihn ſcharfe und richtige Blicke in den Geiſt dieſes wunderſamen Krieges und in die Urſachen ſeiner ſo höchſt abwechſelnden und oft völlig unerwarteten Erfolge thun laſſen, ſo wie nebenbey mehr als eine gelegentlich eingeſtreuete, in ihren Folgen höchſt fruchtbare Lehre, wie z. B. von den herrlichen Wirkungen des humanen Betragens eines Obergenerals an *Kalkreuths* Beyſpiel, von den durchaus heilſamen Folgen einer guten Diſciplin in Feindes und Freundes Land u. ſ. m., *die man* nicht oft und nicht laut genug predigen kann. Ueber die kriegeriſchen Begebenheiten ſelbſt gibt der Vf. ſeinem Zweck gemäſs mehr Nachrichten zur Kenntniſs des Details als des Ganzen: doch kommen hie und da einige nicht unerhebliche Bemerkungen vor, wie z. B. über die ſonderbare Terminologie, welche eine Flucht *Retirade*, Dislocation *Poſitionsänderung* u. ſ. w. nannte; über die nachtheiligen Folgen, welche oft ſelbſt durch gröſsern Menſchenverluſt daraus entſtehen, daſs man zu ängſtlich Menſchenblut ſchonen will, ganz entgegen Friedrichs II. Art Krieg zu führen; über die Muthloſigkeit, die öftere Rückzüge begleitet. Sonſt ſcheint uns der Vf. ziemlich unparteyiſch zu ſeyn; nur redet er von dem öſtreichiſchen Heer, beſonders in Rückſicht auf Diſciplin, in einem Ton, der doch wohl bisweilen zu hart iſt, wenn gleich demſelben manches zur Laſt fällt, und der preuſſiſchen Rheinarmee in mehr als einer Hinſicht der Vorzug gebührt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 10. May 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Martini: *Neues Museum der Philosophie und Literatur.* Herausgegeben von *Friedrich Bouterweck* u. s. w.

(Beschluss der in Num. 55. abgebrochenen Recension.)

Dritten Bandes *erstes* Heft. 1. *Von der allerneuesten Ueberzeugung, oder: wie man noch immer durch Einfälle überzeugt wird.* Vom *Herausgeber.* In keinem Zeitalter ist es so nöthig geworden, gegen die Täuschungen der Einbildungskraft zu warnen, als in dem jetzigen, wo eine Partey absichtlich darauf ausgeht, den Unterschied zwischen Dichten und Philosophiren aufzuheben, und das Denken in ein reines Schaffen umzuwandeln. Gegen diese Schwärmerey erhebt Hr. B. seine Stimme sehr nachdrücklich, und setzt überhaupt das Verhältniss der Einbildungskraft zum Denken und Erkennen auf den verschiedenen Stufen der Entwickelung menschlicher Geistesthätigkeit aus einander, und zeigt, wie die Gewalt der Einfälle anders auf die natürliche, anders auf die gelehrte, anders auf die philosophirende Vernunft wirke. So treffend die Bemerkungen sind, so wenig befriedigt des Vfs. Theorie der Einbildungskraft selbst, welche nur kurz angedeutet ist. Die Einbildungskraft, sagt er, als Kraft an sich ist *nichts.* Jede sogenannte Seelenkraft an sich ist *nichts.* Das psychologische Zerspalten der Geistesthätigkeit in sogenannte Seelenkräfte hat die Philosophie schon zu lange verwirrt. Die menschliche Geistesthätigkeit ist Eine Thätigkeit. Diese Eine Thätigkeit findet sich selbst als ein *Bewusstseyn.* Aber indem sie sich selbst als ein Bewusstseyn findet, löset sie sich selbst in den ursprünglichen Dualismus entgegengesetzter Functionen auf, die wir Denken und Empfinden nennen. Keine von beiden Functionen ist die Einbildungskraft. Was ist sie denn also? Sie ist nichts anders als die *Geistesthätigkeit überhaupt im zufälligen Durcheinanderfallen der Empfindungen sowohl als der Gedanken* — eine Erklärung, die dunkler ist, als das zu Erklärende, und nur aus dem nicht genug geregelten Streben, alles auf Einheit zurückzuführen, entspringen konnte. 2. *Erinnerung an die Naturphilosophie einiger Aerzte, Kabbalisten und Rosenkreuzer aus den vorigen Jahrhunderten. Von einem Ungenannten.* Ein guter Beytrag zur Kenntniss und Geschichte der Naturphilosophie der idealistischen Schule. So auffallend im Ganzen das Unternehmen ist, die Natur aus den Gesetzen der Geistesthätigkeit zu deduciren: so fehlt es doch nicht an ähnlichen Beyspielen nicht allein in der griechischen, sondern auch vorzüglich in der neuern Geschichte. Es liegt in dem menschlichen Geiste ein tiefer Keim zur Schwärmerey verborgen, und sie ist nichts, als das Streben nach gränzenloser Ausdehnung und absoluter Einheit der Erkenntniss ohne Disciplin der Vernunft. Der transcendentale oder absolute Idealismus ist nichts anders als eine hervorgegangene Schwärmerey aus der missverstandenen Kantischen Kritik, die daher auch in einer andern Gestalt auftritt, als die ältere, obgleich sie mit dieser dasselbe Ziel, die Erforschung des Absoluten, des letzten Realgrundes alles Realen gemein hat, und daher auf ein Emanationssystem oder einen Pantheismus hinausgeht, die Natur entweder in die absolute Intelligenz versenkt, oder aus dieser hervorströmen lässt. Die kurze Uebersicht dieser Schwärmereyen von den Alexandrinern an, — denn Plato und Aristoteles waren bey allen Keimen zur Schwärmerey, die in ihren Philosophemen lagen, doch selbst immer zu nüchterne und kalte Philosophen, um sich selbst in das Ewige zu versenken, — bey den Arabern, *Tofail* und *Averroes*, bey *Caesalpin, Patritius, Agrippa, Paracelsus, Flood, Pordage*, die Verschiedenheit ihrer Gestalt, je nachdem sie mehr passiv oder mehr activ war, und die Vergleichung derselben mit der neuern Pansophia, verstattet übrigens keinen Auszug, so interessant sie auch ist, und so vielfachen Stoff zum Nachdenken sie enthält. 3. *Die vier großen Nationen des neunzehnten Jahrhunderts. Ein Fragment zur Philosophie der Weltgeschichte.* Vom *Herausgeber.* Ein Plan, den das Schicksal mit der Menschheit ausführt, von dem wir nur nicht wissen, wohin er am Ende führen soll, liegt *historisch* am Tage. Das Schicksal will die Menschheit *europäisiren.* Eine Form des Europäismus, das ist freyes Emporstreben der Vernunft, ist im Werden. Durch den Conflict der Schwerter und der Meynungen wird jetzt eben die Einheit befördert, gegen welche der Nationalismus sich sträubt. Und der Geist des allgemeinen Europäismus,

mus, der im Werden ist, wird fürs erste der vereinigte Geist derjenigen Nationen seyn, die man im wahren, im welthistorischen Sinne die *großen Nationen* nennen kann, weil das Schicksal sie unverkennbar bestimmt hat, die moralische und intellectuelle Cultur des Jahrhunderts zu leiten. Dieses sind die Franzosen, Engländer, Deutschen, Russen. Wie der Europäismus von den Zeiten der Griechen an, welche ihn zuerst gründeten und von manchen Seiten erreichten, sich gebildet und verbreitet, unter dem Kampf und Drang mancherley Gestalten angenommen, wie jene genannten Nationen ihre gegenwärtige Cultur und weltgeschichtliche Wichtigkeit erhielten, und was von ihnen für die Cultur der folgenden Zeiten zu hoffen und zu fürchten ist, diess ist der Gegenstand dieser gehaltvollen Abhandlung. Besonders ist die Würdigung des Charakters der vier Nationen dem Vf. trefflich gelungen. 4. *Ueber das Verhältniß der Philosophie zur Poesie in Beziehung auf das Lehrgedicht. Von einem Idealisten. Mit Anmerkungen vom Herausgeber.* Kein Lehrgedicht, am wenigsten das philosophische, befriedigt vollkommen. Wie vortrefflich es auch im Einzelnen seyn mag, der Totaleindruck ist nicht rein, und das Vergnügen einzelner Stellen wird zu sehr durch andere geschwächt, die jene verbinden sollen. Der Stoff und die Form scheinen sich zu widersprechen, und man mag das Werk als Poesie oder als Philosophie ansehen; keine befriedigt vollkommen, so wenig als ihre Verschmelzung. Woher also dieses Unbefriedigende? Die Beantwortung dieser Frage gibt hier ein Idealist der neuern Schule aus den Principien des absoluten Idealismus, aber auf eine so geistreiche Art und mit einer gewissen Liberalität der Denkungsart, dass man diese Abhandlung mit Vergnügen liest. Die Beantwortung ist den Ansichten des Idealismus vollkommen angemessen und ein strenges Räsonnement aus den Principien; nur dringt sich die Frage nach der Gültigkeit derselben um so mehr auf, je deutlicher sie dargelegt werden. Philosophie und Poesie sind Eins: denn alle menschlichen Bestrebungen gehen alle auf ein und dasselbe Ziel, den Gegensatz zwischen Geist und Welt aufzuheben; nur einige suchen das Ziel mit Umgehung der Aufgabe zu erreichen, durch deren Lösung die Philosophie es allein erreichen will. Sie hat die Aufgabe, den Gegensatz zwischen Ich und Welt, zwischen Sub- und Objectiven völlig aufzuheben. Sie muss daher alles begreifen, und, falls ihr etwas unbegreiflich bleiben sollte, so muss sie dieses Unbegreifliche begreifen als unbegreiflich d. h. alles begreifen. Sie muss eine Einheit zwischen Ich und Welt zu Tage fördern, die nicht etwa zusammengesetzt ist, sondern die ursprünglich und absolut ist. Ihr letzter oder, wenn man will, ihr erster Satz muss die Antwort auf alle Zweifel, muss die Auflösung aller Gegensätze und Unterscheidungen in sich enthalten. Philosophie ist nur eine einzige Einsicht in diese Einheit, die nicht bewiesen, nur beschrieben werden kann; die Einsicht muss also für sich und an sich eben eingesehen werden ohne Weiteres. In dem Wesen der Philosophie liegt durchaus kein Grund, warum das Aeussere der Körper derselben in eine bestimmte Form gebracht werden müsste. Wird nur ein System der Einsichten erzeugt: so ist es schlechterdings gleichgültig, wodurch es bewirkt wird. Der Philosoph kann und darf im Philosophiren gar nicht an sich selbst denken, als nur um sich zu vernichten; er darf nicht als Einzelner hervortreten, weil ja sonst ewig wenigstens Zweyheit bliebe, sondern er, der Denkende, muss im Denken aufgehen und verschwinden. Dagegen erhält sich der Dichter in seiner Individualität, und gerade sie ist es, welche er, aber nur in Verbindung mit dem Allgemeinen darstellt. Der Philosoph hebt die Trennung dadurch auf; dass er zeigt, sie ist nicht; der Dichter hingegen sucht den Menschen zur Welt hinüber zu führen; er gibt also die Trennung zu, und bleibt dadurch der gewöhnlichen Ansicht viel näher, doch so dass die Aufhebung des Gegensatzes fühlbar wird. Wie vielfach man sich auch die poetischen Darstellungen denken mag: in jeder wird die eine Idee zu erkennen seyn — die Trennung zwischen Welt und Menschen muss aufgehoben werden, ohne dass von dem letztern das Hingeben eben streng verlangt würde. Die Poesie ist also nur eine freundliche Täuschung; sie bewirkt mit der Philosophie einerley; aber diese mit ernsterer Strenge; jene mit schmeichelnder Milde — Ein Gedicht als Gedicht kann also schlechthin nicht philosophisch seyn. Philosophie und Poesie haben einerley Organ, die Sprache; aber in der Poesie wird durch ihre Form, die Verse und die Sylbenmasse die Allgemeinheit des Gedankens, welche, in so fern der Gedanke wahr ist, Absolutheit ist, aufgehoben, nicht als solche: denn das ist unmöglich, sondern dadurch, dass sie in Verbindung mit dem Individuellen den Augen entrückt wird. Die regelmäsige Wiederkehr gemessener Sprache bezeichnet die Dauer im Wechsel und Individualität; diese ist der Poesie eigne Form, und darum widersprechen sich diese Form und Philosophie, weil die Philosophie alle Individualität gerade aufheben will. 5. *Die dramatische Literatur der Deutschen. Ein kritischer Umriß. Von einem Ungenannten.* Die Deutschen, behauptet der Vf., sind keine dramatische Nation. Das Talent zu *repräsentiren*, mit Leichtigkeit und Anstand einen bestimmten Charakter in ihrer eignen Person äusserlich darzustellen, ist ihnen nicht einmal im gemeinen Leben eigen. Dieses gilt von der deutschen Nation als Regel, welche aber ihre Ausnahmen hat. Das Talent der äussern Darstellung und das dramatische Dichtungsvermögen sind zwar verschiedene Talente, aber sie liegen nicht so weit aus einander, als man glaubt. Wo jenes fehlt, da wird sich auch der Mangel eines dramatischen Nationalgeistes in den vorzüglichsten Werken der grössten Schauspieldichter verrathen. Denn wo das wirkliche Leben so wenig Dramatisches hat, wie in Deutschland, woher soll denn da dem Dichter die natürliche Anschauung kommen, deren die nachbildende Phantasie,

sie, selbst zur Stütze des Idealen, in der dramatischen Dichtung bedarf. Wären die Deutschen eine dramatische Nation: so hätten wir längst ein Nationaltheater und eine ganz andere Art von dramatischer Literatur. Eine flüchtige Uebersicht der dramatischen Literatur, wie sie wirklich ist, und der zwanzig verschiedenen Arten dramatischer Gedichte, beweist dem Vf., dass sie noch nicht die Höhe einer selbstständigen, wenn auch nicht klassischen, Bildung erreicht hat, und nie erreichen wird. Ungeachtet dieses Resultat, wie uns scheint, noch gar nicht begründet ist, und aus den Prämissen zu viel geschlossen wird: so ehren wir doch die Absicht des Vfs., zur Veredlung der deutschen Cultur mitzuwirken. Er warnet vor aller Begünstigung einer blossen Nachahmerey der Alten, und der romantischen Formen des spanischen Theaters, und schliesst mit folgendem Aufruf an die deutschen Schauspieldichter, welche Einfluss haben: „ein *deutsches* Schauspiel erfindet, ihr deutschen Schauspieldichter, wenn ihr zeigen wollt, dass ihr wirklich erfinden könnt. Merkt auf die herrlichen Anlagen der Nation, die zwar keine dramatische ist, und die, als Publicum, nie ein competentes Urtheil über den Werth eurer Arbeit haben wird, die aber eure ganze Hochachtung verdient, und die euch so gern eine höhere Bildung ihres beschränkten Schönheitssinnes verdankte."

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Wien, b. Binz: *Institutiones pharmacologicae sive materiae medicae.* Communicat in usum tironum *J. Val.* Nobil. *ab Hildebrand*, praxeos clinicae therapiaeque specialis in Univ. Leopolitana Prof. ordin. Reg. Brit. Götting. Acad. Scientiar etc. Sodalis. 1802. 652 S. 8.

Der Vf. dieser, in ziemlich gutem Latein geschriebenen, Pharmacologie hat seinen Gegenstand, im Ganzen genommen, zweckmässig behandelt, und überall die nöthige Literatur beygebracht. Er theilt sein Werk in den theoretischen und praktischen Theil ein, und handelt die Materialien in *zwölf* Kapiteln ab. Im *ersten* wird im Allgemeinen von der *materia medica* gehandelt; der Begriff und der Gegenstand derselben werden aufgestellt, und die Hülfswissenschaften angeführt. Im *zweyten* liefert der Vf. die Geschichte; im *dritten* die Literatur, besonders die neuere dieser Wissenschaft. Im *vierten* spricht er von Medicamenten im Allgemeinen, bestimmt den Begriff derselben, führt ihre verschiedenen Wirkungsarten und Eintheilungen an. Vorzüglich interessant ist der *fünfte* Abschnitt: von den Kräften der Medicamente überhaupt, und von der Methode, ihre Wirkungsart zu erforschen. Ganz richtig bemerkt der Vf., dass, um die Veränderungen, welche die Arzneymittel im lebenden menschlichen Körper und seinen Organen hervorbringen, zu erforschen und zu bestimmen, man von richtigen physiologischen und pathologischen Principien ausgehen müsse. Man habe nach den neuesten physiologischen Ansichten des Organismus angenommen: Das Leben bestehe in der Einwirkung der Reize auf den Organismus, und in der Reaction des Organismus auf jene; dem zufolge wären die Medicamente bloss als Reize zu betrachten. Er bemerkt dabey, dass nicht aller Arzneymittel Wirkungsart sich bloss auf Reizung beschränke, indem einige gleich den Nahrungsmitteln in die *Natur* (?) und Substanz des Körpers verwandelt werden; andere von lebenden Organen gleichsam *verzehrt* zu werden scheinen (?), und noch andere beynahe auf eine materielle Art die Form und Mischung der Organe umändern. Man müsse bey der unmittelbaren Anbringung der Medicamente eine doppelte Wirkung in dem Organismus annehmen, eine *unmittelbare* und zwar eine materielle und eine dynamische; bey der erstern gehe eine Veränderung in der Materie, in Ansehung ihrer Mischung, Form, Menge u. s. w. vor; die zweyte beziehe sich auf die Lebensthätigkeiten der einzelnen Organe, welche durch den Einfluss der Arzneymittel bald erhöhet, bald deprimirt, bald verschiedentlich modificirt werden; — und eine *mittelbare*, die durch Einsaugung oder Eindringung der Medicamente, oder durch den Consens der festen Theile unter einander, und vermittelst der allgemeinen Ausbreitung der Lebenskräfte durch den ganzen Körper geschieht. (Aber lässt sich denn irgend eine Veränderung in der Materie eines lebenden Körpers denken ohne dynamische Einwirkung der Potenzen auf denselben? Wo äussere Potenzen *chemisch* auf den Organismus zerstörend einwirken, da ist freylich eine augenblickliche Entmischung, aber auch Auswetzung der Erregbarkeit vorhanden.) — Es gebe Arzneymittel, die aus den ersten Wegen in die zweyten nicht aufgenommen werden, und die von der Haut nicht in die einsaugenden Gefässe übergehen; sie müssten also durch die *Incitabilität*, *Irritabilität* und *Sensibilität* auf entfernte Theile durch Hülfe der Nerven, der Membranen u. s. w. und anderer Organe, zu denen sie eine nähere Verwandtschaft haben, wirken. (Der Vf. hat nirgends den Begriff der Incitabilität, Irritabilität und Sensibilität bestimmt; daher ist auch diese seine Aeusserung äusserst schwankend. — Die Annahme einer Affinität erklärt die Sache, wovon die Rede ist, gar nicht.) — Die Wirkung der innerlich genommenen Arzneyen geschehe *meistens* im Magen (davon mögen die flüchtigen Arzneymittel zum Theil eine Ausnahme machen), und von diesem Mittelpunkt der Sensibilität werde sie gleichsam Strahlenweise den übrigen Theilen des Körpers mitgetheilt. Es gebe Arzneymittel, die, sie mögen innerlich genommen, oder äusserlich auf die Haut angebracht werden, besondere Wirkungen auf bestimmte Organe äussern — Reiz, Incitament seyen allgemeine Ausdrücke, die, nur sehr entfernt, die Wirkungsart der Medicamente andeuten. — Was der Vf. unter

sten, welche bey den mehresten Menschen durch den ersten Blick erregt werden, und die Sinnlichkeit ist schon angefüllt, wenn der Verstand suchen wollte, das Schöne zu geniessen: alsdenn ist es nicht die Schönheit, die uns einnimmt, sondern die Wollust. Dieser Erfahrung zu Folge werden jungen Leuten, bey welchen die Lüste in Wallung und Gährung sind, mit schmachtenden und brünstigen Reizungen bezeichnete Gesichter, wenn sie auch nicht wahrhaftig schön sind, Göttinnen erscheinen, und sie werden weniger gerührt werden über eine solche schöne Frau, die Zucht und Wohlstand in Geberden und Handlungen zeigt, welche die Bildung und Majestät der Juno hätte."

In Ansehung der Genesis des Schönen bey Bildung eines Kunstwerks scheinen beide nur so lange nicht einstimmig, als man bey *Winkelmann* nicht über das Nächste hinausgeht. Hört man ihn oft von *Empfindung des Schönen* reden, und ihr auf die frühesten, den Schönheitssinn reinigenden, Umgebungen einen so hohen Werth legen: so kann man zu glauben versucht werden, er setze alle Bildung schöner Kunstwerke in Nachahmung, schreibe der Aussenwelt, der Uebung mehr Antheil daran zu, als dem Genie. Dann aber hat man *Winkelmanns* Geist gewiss nicht erahndet. *Göthe* sprach ganz in diesem Geiste, als er im Wilhelm Meister sagte: „Das erste und letzte, Anfang und Ende möchte ein glückliches Naturell wohl seyn und bleiben; aber in der Mitte dürfte dem Künstler manches fehlen, wenn nicht Bildung das erst aus ihm macht, was er seyn soll, und zwar frühe Bildung: denn niemand glaube die ersten Eindrücke der Jugend verwinden zu können." Man nehme hier zur *Geschichte der Kunst* die Abhandlung *von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst* zu Hülfe, um tiefer in *Winkelmanns* Geist einzudringen. „Diese Fähigkeit — heisst es da — ist, wie der poetische Geist, eine Gabe des Himmels, bildet sich aber so wenig, wie dieser, von selbst, und würde ohne Lehre und Unterricht leer und todt bleiben. Der Himmel hat sie allen vernünftigen Geschöpfen, aber in sehr verschiedenem Grade, gegeben. Durch gute Erziehung wird sie erweckt und zeitiger gemacht, und meldet sich eher, als in vernachlässigter Erziehung, welche dieselbe aber nicht ersticken kann. Bey angehender Jugend ist sie, wie eine jede Neigung, in dunkle und verworrene Rührungen eingehüllt, und meldet sich wie ein fliegendes Jucken in der Haut, dessen eigentlichen Ort man im Kratzen nicht treffen kann. Das wahre Gefühl des Schönen gleichet einem flüssigen Gypse, welcher über den Kopf des Apollo gegossen wird, und denselben in allen Theilen berührt und umgibt. Das Werkzeug dieser Empfindung ist der äussere Sinn, und der Sitz derselben der innere: jener muss richtig, und dieser empfindlich und fein seyn." Bisher spricht *Winkelmann* immer von der *Empfänglichkeit* für das Schöne, als der Bedingung, ohne welche dem gebornen Künstler dereinstige *Bildung* desselben unmöglich seyn wird; und räth darum denen, an welchen sich die Spuren jener Fähigkeit finden, das Schöne mit zartem Sinn aufzunehmen, diesen Sinn an vollendeten Mustern zu üben, weil die Begriffe der Schönheit sich bey den mehresten Künstlern aus unreifen ersten Eindrücken bilden, welche selten durch höhere Schönheiten geschwächt oder vertilgt werden. Weil er in den Antiken jene vollendeten Muster fand, darum dringt er so sehr auf das Studium derselben, und ermahnt so eifrig den jungen Künstler, dass Rom sein Hauptaugenmerk sey. Damit aber ist keineswegs behauptet, derjenige Künstler könne kein Schönes bilden, welcher nicht in Rom die Antiken nachgeahmt habe, und *Winkelmann* ist so weit davon entfernt, den Griechen das ausschliessliche Privilegium des Schönheitssinnes zuzuschreiben, dass er vielmehr offenbar denselben als allgemein annimmt (vgl. *Monumenti inediti* Tratt. prelim. C. I.). Nothwendig folgt nun, dass auch die Genesis des Schönen bey Bildung eines Kunstwerks *allgemein* seyn müsse, nicht etwas bloss Griechisches, sondern etwas Menschliches sey; sonst wäre die Erzeugung des Schönen bey den Griechen ein Wunderwerk. Die Griechen bildeten nur *das Schönste*, weil sie in ihren Umgebungen Sinn und Phantasie an *dem Schönsten* weiden konnten. Solche Umgebungen nun soll auch der junge Künstler sich verschaffen, aber nicht glauben, dass es damit genug sey, sondern nun soll er auch *im Geist der Griechen bilden*, und wird das wohl auch, wenn anders echter Künstlergenius ihn beseelt.

Die Frage ist: *in welchem Geiste bildeten die Griechen?* „Die Bildung der Schönheit ist entweder *individuell*, d. i. auf das Einzelne gerichtet, oder sie ist eine Wahl schöner Theile aus vielen einzelnen, und Verbindung in eins, welche wir *Idealisch* nennen. Die Bildung der Schönheit *hat angefangen* mit dem einzelnen Schönen, in *Nachahmung* eines schönen Vorwurfs." — „Die Natur aber und das Gebäude der schönsten Körper ist selten ohne Mängel, und hat Formen oder Theile, die sich in andern Körpern vollkommner finden oder denken lassen, und dieser Erfahrung gemäss verfuhren die weisen Künstler, wie ein geschickter Gärtner, welcher verschiedene Absenker von edlen Arten auf einen Stamm pfropfet; und wie eine Biene aus vielen Blumen sammelt: so blieben die Begriffe der Schönheit nicht auf das individuelle einzelne Schöne eingeschränkt, sondern sie suchten das Schöne aus vielen schönen Körpern zu vereinigen. *Sie reinigten ihre Bilder von aller persönlichen Neigung, welche unsern Geist von dem wahren Schönen abzieht.* — — — Der Geist vernünftig denkender Wesen hat eine eingepflanzte Neigung und Begierde, sich über die Materie in die geistige Sphäre der Begriffe zu erheben, und dessen wahre Zufriedenheit ist die Hervorbringung neuer und verfeinerter *Ideen*. Die grossen Künstler der Griechen, die sich gleichsam als neue Schöpfer anzusehen hatten, ob sie gleich weniger für den Verstand, als für die

die Sinne arbeiteten, suchten *den harten Gegenstand der Materie zu überwinden*, und, wenn es möglich gewesen wäre, *zu begeistern*: dieses edle Bestreben derselben auch in frühern Zeiten der Kunst gab Gelegenheit zu der Fabel von Pygmalions Statue. Denn durch ihre Hände wurden die Gegenstände heiliger Verehrung hervorgebracht, welche, um Ehrfurcht zu erwecken, Bilder von höhern Naturen genommen zu seyn scheinen mussten. Zu diesen Bildern gaben die ersten Stifter der Religion, welches *Dichter* waren, die hohen Begriffe, und *diese gaben der Einbildung Flügel, ihr Werk über sich selbst und das Sinnliche zu erheben*. Was konnte menschlichen Begriffen von sinnlichen Gottheiten würdiger, und für die Einbildung reizender seyn, als der Zustand einer ewigen Jugend, und des Frühlings des Lebens, wovon uns selbst das Andenken in spätern Jahren fröhlich machen kann? Dieses war dem Begriffe von der Unveränderlichkeit des göttlichen Wesens gemäss, und ein schönes jugendliches Gewächs der Gottheit erweckte Zärtlichkeit und Liebe, welche die Seele in einen süsen Traum der Entzückung versetzen können, worin die menschliche Seligkeit besteht, die in allen Religionen, gut oder übell verstanden, gesucht werden. — — —' Die Jugend der Götter hat in beiderlei Geschlecht ihre verschiedene Stufen und Alter, in deren Vorstellung die Kunst alle ihre Schönheiten zu zeigen gesucht hat. Es ist dieselbe ein Ideal, von schönen Körpern genommen, und durch ein über die Menschheit erhabenes Gewächs erhöhet: daher sagt Plato, dass *göttlichen Bildern nicht die wirklichen Verhältnisse, sondern welche der Einbildung die schönsten geschienen, gegeben worden*. — — — Die Bildung der Götter war unter allen griechischen Künstlern so allgemein bestimmt, dass dieselbe scheint durch ein Gesetz vorgeschrieben zu seyn. Das Gesetz waren *die schönsten Bilder der Götter*, von den grösten Künstlern hervorgebracht, *die ihnen durch besondere Erscheinungen geoffenbart zu seyn geglaubt wurden, so wie sich Parrhasius rühmte, daß ihm Bacchus erschienen sey, in der Gestalt, in welcher er ihn gemalet.*"

Nicht die Götter allein, auch die Genien, Heroen, und, welche die unterste Stufe in den Kunstbildungen einnehmen, die Satyren und Faunen erhielten *auf diese Weise* ihr bestimmtes Daseyn; jede Gestalt ausdrückend einen innern, beständigen Charakter; alle jene Gestalten zusammen ausmachend — um mit *Herder* zu reden — den hellen Zodiakus der sichtbar gewordenen, bedeutenden Menschheit.

Auf diese Weise! — Auf welche? — Natürlich auf dem Wege des Ideals! — Welches aber ist dieser Weg? — „*Ideal* — sagt *Herder* in der Kalligone — kommt von *Idee;* es ist die reinste Idee eines Dinges, aus seiner innern Natur geschöpft, von allem Unwesentlichen und Unlautern scharf gereinigt." — „Aus mehrerem Schönen sammelte Zeuxis, nach einer bekannten Geschichte, ein Ideal der Schönheit: was heisst diess? Hatte der wählende, der sammelnde Künstler kein *Ideal des Ganzen* in seiner Seele: so konnten ihm einzelne Ideen, wenn sie auch die schönsten waren, dazu nicht helfen; und setzte er sie ungeschickt zusammen: so verfehlte er gewiss seines Endzwecks. War aber das *Ideal des Ganzen* in ihm fest: so wusste er, wozu er sie wählte. Er liess jedem Charakter das Seine, und stellte aus ihnen seine Idee dar." Das ist gewiss im Sinn und Geiste *Winkelmanns* gesprochen; nur dürfen wir auch hier nicht stehen bleiben, sondern müssen weiter fragen: wie kam eine solche Idee denn in des Künstlers Seele? Nicht durch die Sinne? Nicht durch das Auge? Musste er das Ideal nicht ganz oder theilweise mit Augen gesehen haben, bevor es in seiner Seele leben sollte? Einige sind dieser Meynung, andre glauben an ein bloss geistiges Ideal. *Raphael* schrieb an den Grafen *Castiglione: essendo carestia di belle Donne, io mi servo di certa idea, chi mi viene alla mente.* So ungefähr wars auch bey Phidias der Fall, den bey Bildung seines Zeus kein Muster, sondern das Bild leitete, welches von Zeus ihm aus Homers Gesange vor der Seele schwebte. Zu sagen, der Dichter sey hier dem bildenden Künstler vorangegangen, Zeus sey längst vor Phidias im Geiste geschaffen, nur sinnliche Darstellung durch den Meisel sey Phidias Werk gewesen, heisst hier die Untersuchung nur zurückschieben, weil man dann nur von neuem fragen müste, wie denn in die Seele Homers jenes Ideal gekommen sey. Nun denn, allerdings zum Theil durch Anschauung, aber gewiss nicht bloss der Sinne, sondern durch Phantasieanschauung, nicht ohne Mitwirken des Verstandes. Alles streng erwogen, wird Philostrat wohl Recht behalten, dass die Phantasie eine klügere Künstlerin als die Nachahmung sey; diess aber ist auch *Winkelmanns*, den blossen Kopisten nicht sehr günstige, Meynung.

Der nur kann solche Phantasieanschauungen haben, bey dem der innere Sinn, wie *Winkelmann* sich ausdrückt, fertig, zart und bildlich ist. „*Fertig und schnell muß derselbe seyn, weil die ersten Eindrücke die stärksten sind, und vor der Ueberlegung vorhergehen. Dieses ist die allgemeine Rührung, welche uns an das Schöne ziehet. — Wer hier von Theilen auf das Ganze gehen wollte, würde ein grammatisches Gehirn zeigen, und schwerlich eine Empfindung des Ganzen und eine Entzückung in sich erwecken. — Zart muß dieser Sinn mehr als heftig seyn. Alle heftige Empfindungen gehen über das Mittelbare hinweg zum Unmittelbaren. Es sind daher sehr feurige, flüchtige Köpfe zur Empfindung des Schönen nicht die fähigsten. Hier ist kein Pegasus nöthig, durch die Luft zu fahren, sondern eine Pallas, die uns führet. — Die dritte Eigenschaft ist eine Folge der beiden ersten, und nicht ohne jene, aber ihre Kraft wächset, wie das Gedächtniß, durch die Uebung, welche jenen nichts beyträgt. — Zu sehr ins Getheilte gehen wollen, macht das Ganze verlieren. Man muß aber durch nöthige Uebung seine Einbildung erhöhen und stärken, daß dieselbe fähig wird, ein anschauliches Bild nach allen*

dringt auf absolute *Realität:* er soll alles zur Welt machen, was bloss Form ist und alle seine Anlagen zur Erscheinung bringen: das zweyte dringt auf absolute *Formalität:* er soll alles in sich vertilgen, was bloss Welt ist, und Uebereinstimmung in alle seine Veränderungen bringen; mit andern Worten: er soll alles Innere veräussern und alles Aeussere formen.

(Die Fortsetzung folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, in d. königl. Hofbuchh.: *Tablettes d'un Amateur des Arts* — — par une Société d'Amateurs et de Gens de Lettres. *Seconde-Septième* Livraison. 1804. 8. (Jede Lieferung 12 gr.)

Von der Bestimmung und Einrichtung dieser Kunstblätter und ihrer Erklärungen ist bey der Anzeige des *ersten* Hefts (A. L. Z. 1804. Num. 155.) Nachricht gegeben. Der *sechsten* Lieferung, welche den *ersten* Band vollendet, ist ein Haupttitel mit dem Zusatze: *Etats du Roi de Prusse*, beygefügt. Den Anfang des *zweyten* Hefts macht der verkleinerte Umriss eines Gemäldes von *Cunningham*, die Schlacht bey *Hochkirch*, auf welchem der sterbende Feldmarschall *Keith*, und der gleichfalls sterbend herbeygetragene Prinz *Franz* von Braunschweig die Hauptfiguren ausmachen, obgleich auch das Bild des Königs unter einer Menge anderer, zum Theil nach dem Leben gezeichneter, Krieger hervorsticht. Das zweyte Blatt ist der Tod der *Komala*, aus dem Ossian, nach einem Gemälde des Prof. *Weitsch* in Berlin, welches viel Ausdruck hat, und jetzt im königl. Schlosse zu Berlin befindlich ist. Es folgt ein älteres Stück von *Lairesse*, die Adoptirung des *Alexander Severus*, eben daselbst befindlich, oft kopirt, und unlängst von *Freidhoff* gestochen. Nach früherer Entstehung ist ein Bacchusfest von *F. Fraeck dem Jüngern*, eine reiche, besonders glücklich gruppirte, Composition.

Drittes Heft. 1. Die Abnehmung vom Kreuz, eins der trefflichsten Gemälde von *Vandyck*, in der grossen Galerie des königl. Schlosses zu Berlin. 2. *Pyramus und Thisbe*, von *Puhlman*, ehemaligen Galerie-Inspector zu Sanssouci. Das Gemälde konnte in diesen Umrissen nur unvollkommen dargestellt werden, weil das lebhafte Colorit, die Vertheilung des Helldunkeln, und die Totalwirkung, es am meisten auszeichnen. 3 Eine kauernde *Venus*, nach einer kleinen Statue in weissem Marmor, von *Tassaert*, und ein ähnliches Bildnerwerk, *Leda* und der Schwan, von *Bardou*. 4. Das bekannte marmorne Grabmal des jungen Grafen *von der Mark*, in der Kirche der Dorotheenstadt zu Berlin, von *Schadow*, wodurch sich dieser Künstler vorzüglich zuerst berühmt machte.

Viertes Heft. 1. Die Erziehung *Jupiters*, nach einem Gemälde von *Poussin*, in der Galerie des königl. Schlosses zu Berlin, überaus leicht und glücklich ausgeführt. 2. Die heilige Geschlechtsfolge, von *Vandyck*, ebendaselbst. Die Gruppe dieses Gemäldes besteht aus den Figuren, Adam, Eva, David, Maria und dem Christkinde, von vorzüglich schönem Colorit. 3. *Paris* und *Helena*, vom Prof. *Hetsch*, Geschichtsmaler am Würtembergischen Hofe. Man hat davon ein Blatt in schwarzer Kunst von *Freidhoff*. Das Gemälde ist in der Sammlung der Berliner Kunstakademie. 4. *Monima*, die unglückliche Geliebte des Mithridates, von *Salomon Coning*, reich und edel geordnet.

Fünftes Heft. 1. Der heil. *Bruno* von *le Sueur*, in der Schlossgalerie zu Berlin, sehr anziehend und ausdruckvoll. 2. Eine Grablegung Christi, von *Dominichino*, ebendaselbst, auffallend durch die starken Schatten und die ausnehmende Hervortretung der Figuren, und mit grosser Sorgfalt ausgeführt. 3. Das Urtheil des *Midas*, von *Rubens*, worauf der vatikanische Apoll schön kopirt ist; ein würdiges Galeriestück, jetzt im Besitz der Verlagshandlung. 4. *Amor* und *Bacchus*, bey der Weinlese, die Kelter tretend; eine reizende Darstellung von dem Prof. *Rehberg* in Rom, nach einer Ode des *Anakreon*, und auch in diesen Umrissen sehr glücklich und gefällig nachgebildet.

Sechstes Heft. 1. *Susanna* im Bade, nach einem im Ganzen wirksamen, aber in einzelnen Theilen nicht tadelfreyen Gemälde von *Pesne*, in der königl. Galerie zu Berlin. 2. *Christus* und die *Samariterin*, von *Angelika Kaufmann*, eins ihrer besten Gemälde, worin besonders der Christuskopf edel und schön dargestellt ist, in einem der Schlosszimmer zu Berlin. 3. *Jakob* und *Rahel*, von *Guerchino*, aus der zahlreichen Gemäldesammlung des Berliner Kaufmanns *Mampe*, von kraftvollem Colorit. 4. Eine *Bauernfamilie* beym Frühstück, von *David Ryckaert*, im Besitz der Verlagshandlung, schön colorirt und voll wahren Ausdrucks, ohne Anstoss und Niedrigkeit.

Mit dem nämlichen Haupttitel, als Anfang des *Tome Second*, und der wiederholten Angabe: *Etats du Roi de Prusse*, ist auch die *siebente* Lieferung dieser angenehmen Sammlung bezeichnet: 1. Die Familie des *Darius* im Gezelte Alexanders, von *Pompeo Baltoni*, im königl. Schlosse zu Berlin; einfacher und minder prachtvoll, als das berühmte Gemälde dieses Inhalts von *Le Brun*, aber vorzüglich, in der Mannichfaltigkeit der Stellungen, der Kopfwendungen und des Ausdrucks. 2. Ein *Bacchusfest* von *Lairesse*, aus Hn. *Mampe's* Gemäldekabinet, überaus reich in der Zusammensetzung, ohne jedoch verworren zu seyn, und vornehmlich beyfallswerth in den unbekleideten Partieen. 3. *Julius Sabinus*, vom Prof. *Rehberg*. Die Scene ist in der unterirdischen Höle, wohin sich Eponina mit ihrem Gemal und Kinde geflüchtet hatte. Das Gemälde hängt, als Gegenstück zu dem oben erwähnten von der *Kaufmann*, in den Zimmern des königl. Schlosses. — Den Beschluss dieses Hefts macht eine Beschreibung der Gemälde-Ausstellung der königl. Kunstakademie zu Berlin, im October, 1804. — Die Fortsetzung dieser *Tablettes*, die immer noch mit der Beschreibung der gewählten Gemälde eine kurze Biographie und Charakteristik der Künstler verbinden, wird gewiss der Wunsch jedes Kunstfreundes seyn.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 22. May 1806.

Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Aus diesem Verfahren soll eine, der Natur-Wirklichkeit entgegenstehende, Kunstwahrheit resultiren, welche, nach *Göthe*, nur durch tiefes Studium erworben werden kann. Ist nun Darstellung der Kunstwahrheit echte Idealisirung: so entspringt das Idealisiren aus der bestimmtesten logischen, und der tiefsten physiologischen *Erkenntniß*, dem Ernsthaftesten im ganzen Gebiete des Ernstes. Ein so ernster Ernst aber, wie kann der vergnügen? „Man darf, sagt *Göthe* selbst in den *Propyläen*, es weder zu ernst, streng und ängstlich, noch zu leicht und lose nehmen: auf beiden Seiten wird gefehlt, in der Mitte liegt die Wahrheit; nur aus innig verbundenem Ernst und Spiel kann wahre Kunst entspringen." Diesem Ausspruch gemäss stellt er folgendes Schema der Erfordernisse des vollkommenen Kunstwerks auf:

Ernst	*Ernst und Spiel*	*Spiel*
allein.	*verbunden.*	*allein.*
Individuelle Neigung.	*Ausbildung ins Allgemeine.*	*Individuelle Neigung.*
Manier.	*Stil.*	*Manier.*
Nachahmer.	*Kunstwahrheit.*	*Phantomisten.*
Charakteristiker.	*Schönheit.*	*Undulisten.*
Kleinkünstler.	*Vollendung.*	*Skizzisten.*

„Der *Gattungsbegriff* — wird uns gesagt — lässt den menschlichen Geist kalt, das *Ideale* erhebt ihn über sich selbst; nun aber möchte er in sich selbst wieder zurückkehren, er möchte jene frühere Neigung, die er zum Individuo gehegt, wieder geniessen, ohne in jene Beschränktheit zurückzukehren, und will auch das Bedeutende, das Geisterhebende nicht fahren lassen. Was würde aus ihm in diesem Zustande werden, wenn die Schönheit nicht einträte und das Räthsel glücklich löste! Sie gibt dem *Wissenschaftlichen* erst Leben und Wärme, und indem sie das Bedeutende, Hohe mildert und himmlischen Reiz darüber ausgiesst, bringt sie es uns wieder näher. Ein schönes Kunstwerk hat den ganzen Kreis durchlaufen, es ist nun wieder eine Art Individuum, das wir mit Neigung umfassen, das wir uns zueignen können."

Wüssten wir jetzt nur auch, *wie* die Schönheit eintritt und das Räthsel löst! Soll die Wahrheit hier stets in der Mitte liegen: so muss, wie Kunstwahrheit die Mitte ist zwischen Naturwirklichkeit und vagem Phantasiespiel, Schönheit die Mitte seyn zwischen Charakteristik und Undulismus. Was aber soll das seyn? Was ist die Mitte zwischen Bedeutsamkeit und Unbedeutsamkeit? Nach *Göthe* besteht sie in der Scheinbarkeit, wodurch das Ideal dem Sinne angenehm und erfreulich wird. Freylich ist diese mehr Annehmlichkeit, höchstens Anmuth, als Schönheit; allein diese beiden mit einander verwechselt zu sehen, ist bey *Göthe* gewöhnlich. Zwar unterscheidet er beide an einer Stelle ausdrücklich (Prop. 1, 3.), und nennt die Anmuth sinnliche, so wie die Schönheit geistige Schönheit: allein gewiss thun wir ihm nicht Unrecht, wenn wir behaupten, er habe überall, wo er sonst von Schönheit gemeinhin spricht, nur an die sinnliche gedacht.

Und so wären wir ja wohl zu der Frage berechtigt: ob *Göthe* nicht die Schönheit bloss für eine *angenehme Zugabe* bey dem Kunstwerk halte? Allerdings klingt diese Frage, wenn sie bey einem *Göthe* aufgeworfen wird, ziemlich sonderbar; und doch, so sehr wir alle überzeugt sind, dass *Göthe* sie nimmermehr bejahen würde, liegt sie wirklich zu nahe, als sie nicht aufzuwerfen. Es liegt am Tage, dass ihm das Ideal ein Wissenschaftliches ist, und wiefern er dieses, als das Stilerzeugende, für die höchste Forderung hält, kann die Schönheit nicht anders, denn als eine blosse Zuthat erscheinen. Und was ist es, das sie eigentlich hinzuthut? Hören wir *Göthen* selbst.

„*Anmuth.* Der Gegenstand und die Art, ihn vorzustellen, sind den sinnlichen Kunstgesetzen unter-

worfen, nämlich der Ordnung, Fasslichkeit, Symmetrie, Gegenstellung u. s. w., wodurch er für das Auge schön, d. h. anmuthig wird."

„*Schönheit.* Ferner ist er dem Gesetz der geistigen Schönheit unterworfen, die durch das Mass entsteht, welchem der, zur Darstellung oder Hervorbringung des Schönen, gebildete Mensch alles, sogar die Extreme, zu unterwerfen weiss."

Man sage, ob hier *Göthe's* Anmuth etwas anders sey, als die *technische Form*, und seine geistige Schönheit etwas anders, als eine an der Gränze des Gebiets schöner Formen ausgestellte Wache. Kein Zweifel also, dass wir schon bey *Göthe* eine andre Idealität, Formalität und Schönheit finden, als bey *Schiller*, und es ist vielleicht nicht überflüssig, noch auf den Unterschied aufmerksam zu machen, dass *Göthe* an den Künstler die Anforderung einer *Ausbildung ins Allgemeine*, *Schiller* hingegen einer *in sich beschlossenen Vollendung* macht. Dieser Unterschied, kann man einwenden, sey nicht sehr bedeutend, wie fern eine in sich beschlossene Vollendung sich schon als Ausbildung ins Allgemeine ankündige, da der in sich vollendete Mensch zugleich die Allgemeinheit seiner Gattung repräsentire. Wäre es nur schon ausgemacht, dass *Göthe* eben dieses unter jenem Ausdruck sich gedacht habe. Der Ausdruck: *Ausbildung ins Allgemeine*, lässt eine mehrfache Erklärung zu: denn er kann sich einmal beziehen auf die Objecte, die Welt, und dann auf das Subject, wie fern durch den Gebrauch der formalen Vermögen desselben nicht Fälle, sondern Gesetze gegeben werden, wodurch eben eine Allgemeinheit im Individuum ausgebildet wird. Hat sich *Göthe* jenes gedacht: so hat er als Naturforscher, oder wenn man lieber will, als Weltkenner; hat er dieses, als Moralphilosoph gesprochen. Aus dem, was wir bereits über ihn gesagt haben, dürfte die Vermuthung mehr nach dem Erstern hinneigen, und diese Vermuthung noch dadurch Gewicht erhalten, dass er bey dem, der als Stilist arbeiten wolle, immer darauf dringt, *das Aehnlichen möglich viel zu vergleichen, das Unähnliche von einander abzusondern, und einzelne Gegenstände unter allgemeine Begriffe zu ordnen.* Indess, um ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, müssen wir bekennen, dass er weder dieses noch jenes gedacht habe. „Der Mensch — sagt er, Prop. II, 80. — ist nicht bloss ein denkendes, er ist zugleich ein empfindendes Wesen. Er ist ein Ganzes, eine Einheit vielfacher, innig verbundener Kräfte, und zu diesem Ganzen des Menschen muss das Kunstwerk reden, es muss dieser reichen Einheit, dieser einigen Mannichfaltigkeit in ihm entsprechen." Dieses ist nur dann möglich, wenn die Kräfte des Künstlers bey der Hervorbringung schon als einige Mannichfaltigkeit zusammen gewirkt haben. Dass sie diess nach *Göthe* sollen, scheint daraus zu erhellen, dass er der Ausbildung ins Allgemeine die individuelle Manier entgegenstellt. Kann nämlich die individuelle Manier auf eine zwiefache Art einseitig werden, entweder durch ausschliesslichen Ernst oder ausschliessliches Spiel, und entsteht der Ernst aus dem Verstande, wie das Spiel aus der Phantasie: so kann die Ausbildung ins Allgemeine, welche Ernst und Spiel vereinigen soll, nichts anders bedeuten, als eine allseitige Ausbildung der Vermögen der geistigen Menschennatur, namentlich des Verstandes und der Phantasie zugleich.

Hiedurch entsteht ein Anschein von Einigkeit zwischen *Göthe* und *Schiller*, von welchem verführt schon mancher die nähere Prüfung aufgegeben hat. Ungeachtet der Einigkeit aber in den Resultaten, weichen doch die Wege, worauf beide am Ende sich in einem Punkte begegnen, himmelweit von einander ab. Beide auf ihren eignen Wegen bloss beobachtend, haben wir bisher noch gar nicht gefragt, welcher wohl auf dem richtigen wandle: jetzt aber dürfte es Zeit seyn, nähere Erkundigung darüber einzuziehen. Um diese desto sicherer zu erhalten, werfen wir die sehr bestimmte Frage auf: *Wie erreicht der Schönkünstler wohl am sichersten seinen Zweck, durch Göthe's logisch-physiologische oder Schillers moralische Idealität?*

Wer diese Frage zu beantworten unternimmt, stösst sicher auf manche Bedenklichkeit. Zuerst von der *Göthe'schen* Idealität. Angenommen, dass der Künstler logisch idealisire: so kann sein ganzes Verfahren nichts anders als eine Verstandesoperation, seine logische Idee bloss ein Abstractum seyn, das im lebenleeren Raume erstarrt. Und wo liegt hier die Brücke, auf welcher man von da aus ins Gebiet der Schönheit kommt? Und gesetzt, man fände eine: so steht doch kühn zu wetten, die Idee wird dennoch nicht schön, sondern bekommt nur einen scheinbaren Putz, Schimmer statt der Schönheit. So sind *Klopstocks* Oden über die Grammatik z. B. nicht diejenigen, welche des grossen Dichters Dichterruhm bewähren, die poetischen Phrasen machen die Gedichte des Aratos zu keinen schönen, und die Metamorphose der Pflanzen darf nicht mit dem neuen Pausias um den Preis zu ringen wagen. Wollte man vielleicht sagen, jene Ideen seyen bloss der Stoff, der noch auf seine Form harre, in der Form allein liege die Schönheit: so würde man damit freylich etwas sagen, das häufig gehört wird, das wir aber demungeachtet genauer untersuchen müssen. Mit den Ausdrücken: Stoff und Form, wird ein seltsames Spiel getrieben, welches bey einigen so weit geht, dass wir wohl behaupten möchten, sie wissen gar nicht einmal, womit sie spielen. Deshalb bemerken wir denn vorher, dass beide Begriffe sehr relativ seyen. So wie ein vom Steinmetz zugehauener Stein, an sich betrachtet, schon Form hat, für den aber, der ihn nun ins Ganze einfügt, wieder blosser Stoff ist; so auch unsre Gedanken. Jeder Gedanke, als solcher, hat seine Form, welche Form wieder als blosser Stoff zu betrachten ist, so bald dieselbe in ein anderes Ganze eingefügt werden, als Mittel höheren Zwecken dienen soll. Auf die gleiche Weise würden jene logischen Ideen, an sich schon Formen, allerdings blossen Stoff abgeben, und

und es würde ſich jetzt nur fragen, ob ſie in Verbindung ein Schönesbilden werden. Erinnern wir uns nun, daſs die neue Form, welche ſie erhalten ſollen, keine andre iſt, als die technische, welche Symmetrie, Proportion, Ordnung, Faſslichkeit u. ſ. w. in den zur Einheit verbundenen Stoff bringt: ſo werden wir ja wohl behaupten können, daſs Linné's Syſtem der Natur oder Willdenows Claſſification des Pflanzenreichs der wahre Doryphorus für die Schönkünſtler ſey. Dieſe aber wenden ſich bloſs an den Verſtand, der Schönkünſtler ſoll Verſtand und Gefühl zugleich und harmoniſch in Bewegung ſetzen. Recht wohl; aber auch hier iſt die alte Verlegenheit wieder: die Brücke in das Gebiet der Schönheit fehlt. Wollte jemand dieſe Verlegenheit recht genau kennen lernen, der dürfte nur aufmerkſam *den Sammler und die Seinigen* von *Göthe* leſen; und er würde bald fühlen, der Vf. wolle immer noch etwas, das ihm aber ſelbſt nicht klar genug iſt. Die Brücke iſts aber, die er ſucht, und wir müſſen bekennen, *Göthe* komme uns hier vor, wie ein Geograph, der in ſeinem eignen Hauſe nicht recht bekannt iſt. Darum begegnete ihm einmal, daſs er ein fremdes Haus für ſein eignes anſah. Deshalb können wir unmöglich annehmen, daſs der Künſtler durch die logiſche Idealität ſeinen Zweck erreiche, und wer das, weil doch *Göthe* ſo etwas behauptet hat, nicht glauben wollte, dem könnten wir erforderlichen Falls durch ein *argumentum ad hominem* davon überführen, indem wir ihm zeigten, daſs *Göthe* den treffenden und ehrenden Beynamen des freudigen Apoll, den ihm *Voſs* ertheilt, nicht auf dem genannten Wege verdient habe.

Alſo vielleicht auf *Schillers* Wege, ohne das ſelbſt zu wiſſen? Bevor wir dieſe Frage beantworten, ſey es uns vergönnt, noch einer Partey zu gedenken, welche an *Göthen* ſich innig anſchloſs, und deſſen eigne Urtheile zu berichtigen verſucht hat. Daſs wir jetzt die *Schelling-Schlegelſche* Partey im Sinne haben, erräth ſich leicht. Durch ſie wurde *Göthe* eine Zeitlang der Mittelpunkt der Philoſophie und ſchönen Kunſt, und es fehlt wenig, daſs ihn die Schüler dieſer Meiſter nicht geradezu zum Gott erhoben haben, was aber, hoffen wir, auf *Göthe's* Nachruhm keinen Einfluſs haben ſoll; zumal da wir dem Dichter Iphigenie die Gröſse genug zutrauen, elende Kriecherey gebührend zu verachten. Man ſey deshalb nicht ungerecht, entweder in *Göthe*, ſo lange man der Nemeſis nicht gedenken *muſs*, die wahre Gröſse zu verkennen, oder Uebertreibungen unverſtändiger junger Leute ihren Lehrern aufzubürden. Die Lehrer ſelbſt giengen nicht ganz ſo weit: denn *Fr. Schlegel*, ungeachtet er eine barocke Behauptung eben nicht ſcheut, erklärt bloſs (Eur. 1, 44): „*Göthe* hat in jeder Periode ſeines Lebens mächtig gewirkt. Doch oft nicht gleich im Moment, oft erſt geraume Zeit nachher; beſonders die vortrefflichſten Werke aus der Sammlung, die in den letzten achtziger Jahren erſchien, wurden nach ihrem ganzen Werth erſt viel ſpäter anerkannt, und dieſe Anerkennung war meiſtens eine Folge des philoſophiſchen Lichtes, des Idealismus, dieſes gröſsten Phänomens der neueſten Literatur." So wäre denn dieſer Idealismus allerdings die Baſis, auf welchem *Göthe's* Monument ſicher ruhte. Da indeſs, wie wir gezeigt haben, dieſe Sicherheit auf *Göthe's* eigenem Idealismus ſo gar ſicher nicht iſt, gleichwohl aber der Idealismus dieſelbe begründen ſoll: ſo werden wir wohl auf jeden Fall von einem ganz andern, als dem *Göthe'ſchen*, Idealismus hören. Und ſo iſts!

„*Gewiſſen Lobrednern der vergangenen Zeiten unſerer Literatur*" — lautet es im *Athenäum* — *darf man kühnlich antworten, wie Sthenelos dem Agamemnon: wir rühmen uns viel beſſer zu ſeyn, als unſre Väter.*" Heil uns alſo, denn nun wird uns die Sonne der Wahrheit aufgehen! Nur daſs niemand zu früh frohlocke: denn „*zunächſt rede ich nur mit denen, die ſchon nach dem Orient ſehen.*" „*Nur derjenige kann ein Künſtler ſeyn, welcher eine eigne Religion, eine originelle Anſicht des Unendlichen hat,*" und ohne Zweifel gehört auch etwas von dem dazu, um nur den Künſtler und das, was über Kunſt geſagt wird, zu verſtehen. Nur ein ſolcher vermag es zu faſſen, daſs „*eine Idee ein bis zur Ironie vollendeter Begriff, eine abſolute Syntheſis abſoluter Antitheſen, der ſtete ſich ſelbſt erzeugende Wechſel ſtreitender Gedanken iſt.*" — Sieht alſo der Leſer nicht bereits nach dem Orient, wie wollen wir ihm dann helfen! Aber vielleicht doch: denn wie wäre es, wenn wir ihn herum zu drehen ſuchten, daſs er nach dem Orient ſehen *müſste*? Verſuchen wir das alſo, was wir den genannten Gelehrten ſchuldig ſind, die man häufig genug nach ihrem eignen Grundſatz behandelt hat, den Gegner, „*kraft der polemiſchen Fiction, ſo viel als möglich zu Repräſentanten der objectiven Dummheit und der objectiven Narrheit zu idealiſiren.*" Wäre der Art etwas unſre Abſicht: ſo dürften wir nur die kleine Bosheit nachahmen, die Hr. *Aſt* in ſeiner *Kunſtlehre* beging, durch Ausſchreibung des Barockeſten, Unverſtändlichſten und Widerſinnigſten ein bis zur Ironie vollendetes Syſtem aufzuſtellen, die abſolute Syntheſis abſoluter Antitheſen, den ſteten ſich ſelbſt erzeugenden Wechſel ſtreitender Gedanken dadurch *ad oculos* zu demonſtriren, und könnten gewiſs ſeyn, etwas unendlich Intereſſantes geliefert zu haben. Allein wir polemiſiren nicht, wir referiren und urtheilen bloſs, und halten es noch für unendlich intereſſanter, auch da das Gute und Wahre auszufinden, wo manche es gar nicht ſuchen mögen. Gerechtigkeit! war unſer Wahlſpruch. Ihr haben wir jetzt genug gethan, indem wir die Tollheiten rügten; wir wollen aber auch den reinen Eifer und die tiefere Einſicht nicht verkennen. Der Student, der hell Leuten die Fenſter einwirft, iſt unſtreitig ein ungezogener Student, aber ein Dummkopf iſt er darum nicht, und wer weiſs, ob der jetzige Renomiſt nicht dereinſt noch ein wackerer Mann wird. Wir haben's ja an der Genieperiode erlebt, die hier in der jüngern Zeit verjüngt wiederkehrt. Wenden wir alſo den Blick von den Tollheiten weg, nur auf das Gute! So iſt

es

es z. B. recht gut bemerkt von *Fr. Schlegel*: „*Seit die Nothwendigkeit des Ideals in der Kunst so dringend eingeschärft worden ist, sieht man die Lehrlinge treuherzig hinter diesem Vogel herlaufen, um ihm, so bald sie etwa nahe genug wären, das Salz der Aesthetik auf den Schwanz zu streuen.*" Das Sonderbare hiebey ist nur, dass es vornehmlich seine Anhänger sind, die sich in diesem Kunststück üben, und nicht ohne seine Schuld. Zwar sagt er an einer Stelle; „*Ehedem wurde unter uns die Natur, jetzt wird das Ideal ausschließlich gepredigt: Man vergißt zu oft, daß diese Dinge innig vereinbar sind, daß in der schönen Darstellung die Natur idealisch, und das Ideal natürlich seyn soll;*" allein dessen muss er wohl nicht wieder gedacht haben, als er in der Europa alles Heil von dem sogenannten transscendentalen Idealismus ableitete, und zur Erleuchtung seiner heiligen Trias, der Philosophie, Physik und Poesie, kein anderes Licht wusste, als das der intellectuellen Anschauung. Da missverstand er sich selbst, und nöthigte durch seine Confusion die Schüler zu dem vergeblichen Versuche, mit dem Salze hinter dem Ideal drein zu laufen; aber noch hat keiner demselben das Salz auf den Schwanz gestreut.

(Die Fortsetzung folgt.)

NEUERE SPRACHKUNDE.

Riga, b. Hartknoch: *Slowar Njemezko-Rossyskij i Rossijsko-Njemezkij staraniem J. — Deutsch-Russisches und Russisch-Deutsches Wörterbuch* von *Johann Heym*, Russisch-Kaiserlichen Collegien-Assessor, Professor und Unterbibliothekar der Kaiserlichen Moskowschen Universität. *Erster* oder Deutsch und Russischer Theil. 1795. 785 S. *Polnij Rossijsko-Njemezkij Slowar* po boljschomu Slowarju Rossijskoi Akademii sotschinennüj J. — *Vollständiges Russisch-Deutsches Wörterbuch*, nach dem grossen Wörterbuche der Russischen Akademie bearbeitet von *J. H.*, Russisch-Kaiserlichem Hofrath. *Zweyter* oder Russisch und Deutscher Theil. 1798—1800. 1170 S. gr. 8. (6 Rthlr. 12 gr.)

Jemehr die Russische Sprache mit der Bildung des Volks selbst auch für die Wissenschaften, besonders Geschichte, Erdbeschreibung und Naturkunde wichtiger zu werden anfängt, desto nöthiger ist auch ein vollständiges Wörterbuch, und das gegenwärtige ist daher eine verdienstliche Arbeit des auch schon durch eine Sprachlehre bekannten Vfs. Er hat dabey das sechs Quartbände ausmachende Wörterbuch der Russischen Akademie zum Grunde gelegt, dessen etymologische Ordnung aber zu Erleichterung des Aufschlagens für Anfänger in die alphabetische umgearbeitet. In der Vollständigkeit der Wörtersammlung lässt er daher seine Vorgänger weit hinter sich, und die Anzahl beläuft sich leicht über 40000, so dass er um ein Viertel mehr hat, als Nordstädt bey seiner stärkern Bogenzahl. Nicht nur die gemeine Sprache, sondern auch viele altslawonische und fremde Wörter sind eingetragen, und es werden gewiss nur wenige zu vermissen seyn, wie etwan *Grusija*, Georgien, *Eksarch*, der Stellvertreter des Patriarchen, *Kwit*, die Quitte, *Konzenel*, die Cochenille, *Kumüs*, der Milchbranntwein, *Tjulpan*, die Tulpe, *Frunt*, das Vorderglied der Truppen, *Zesarka*, das Perlhuhn. Von jedem Wort ist auch die richtige Aussprache durch das Tonzeichen bestimmt, die zweyte Endung und das Geschlecht der Hauptwörter, die Geschlechtsbeugung der Beywörter, die zweyte Person, das Perfectum und der Infinitiv der Zeitwörter angegeben. Die Erklärung der Bedeutungen ist kurz, aber deutlich und bestimmt, insonderheit auch bey Natursachen der lateinische Kunstname beygesetzt. Redensarten haben der Kürze wegen zwar nicht viel beygefügt werden können; es fehlt aber doch nicht an den nöthigen sonderbaren und schweren, so dass Anfänger im Lesen Russischer Bücher gut damit fortkommen werden.

Im Deutsch-Russischen Theil hätte der Vf. mit Hülfe des *Adelungschen* Wörterbuchs in Absicht der Vollständigkeit wohl etwas mehr leisten können. Die ganze Wörterzahl mag sich kaum über 20000 belaufen. So fehlen z. B. Aar, der Raubvogel, Aasfliege, Aaskopf, die Bauzierrath, Aasseite in der Gärberey, Achselader, Achselstück, Achter, Aechten, Aechzen, Ackerspark, Ackerstraussgras, Ackerwinde, Ackerwurz, Bär für Rammklotz, Hund für Erzkarren, Katze, Kätzchen für Amentum, Katzensilber für Glimmer, Katzenschwanz für Schaftheu. Auch ist von den Bestimmungen der Sprachkunst nichts angegeben als das Geschlecht der Hauptwörter durch Vorsetzung des Artikels, und die Abweichung der Zeitwörter. Dagegen ist bey manchen Wörtern ein unnützer Ueberfluss gemeiner Redensarten angeführt und übersetzt, die jeder Anfänger nach der Bedeutung des Wortes ganz von selbst verstehen und übersetzen kann z. B. bey Jahr: zwey Jahr, zehn Jahr, im verwichenen Jahre, zu Ende des Jahres, er ist im zwanzigsten Jahre gestorben, ein Jahr ums andre, übers Jahr, von Jahr zu Jahr; bey Schlagen: sich an die Brust schlagen, an die Glocke schlagen, einem etwas aus der Hand schlagen, den Takt schlagen, jemanden ins Gesicht schlagen, einen mit dem Stocke schlagen, der Donner schlägt in ein Haus u. s. w. Das graue Papier hätte die sonst gar nicht karge Verlagshandlung für den Preis wohl besser nehmen können.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 24. May 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

ROSTOCK u. LEIPZIG, b. Stiller: *Abhandlungen einiger vorzüglichen Gegenstände des deutschen Staats- und Privatrechts* von D. *Ad. Fel. Heinr. Posse*, Prof. des Staats- Lehn- u. deutschen Rechts zu Rostock (itzt zu Erlangen). *Zweytes* Heft. 1804. 212 S. 8. (18 gr.)

Die Fortsetzung dieser Abhandlungen, deren *erstes* Heft 1804. Num. 282. angezeigt worden, wird dem Wunsche jedes Rechtsgelehrten, der vorzüglich gegen historische Gründlichkeit nicht gleichgültig ist, entsprechen; er wird auch hier auf manche Resultate reifer Forschung stoßen, wenn er gleich zuweilen von der Meinung des Vfs. abzuweichen, sich gezwungen fühlt. In der *ersten* Abhandl. soll gezeigt werden, dass *das Polizeyrecht kein besonderes Hoheitsrecht sey*, und dass *der Unterschied zwischen hoher und niederer Polizey anders und genauer, als bisher geschehen ist, bestimmt werden müsse.* Der *aristotelische* Begriff von *Politia*, woraus das Wort *Polizey* entstanden ist, umfasst alle Regierungsrechte und deren Anwendung. Unter der Grundlage dieses Begriffs rechnete man auch in Deutschland, nach dem Sprachgebrauch vor der systematischen Bearbeitung des Staatsrechts, zur Polizey solche Gegenstände, die nicht durch das fremde Recht, sondern durch die eigene, allgemeine deutsche oder besondere Territorial-Gesetzgebung ihre Bestimmung erhalten hatten; die Gerichtsbarkeit war davon ausgeschlossen, weil sie im römischen Rechte ihre eigene Stelle hatte. Alles, was man in der Folge unter die nahmhaft gewordenen Hoheitsrechte nicht begreifen konnte, blieb unter der alten Hauptclasse *Politia* stehen. — Ganz recht! aber warum sollen wir bey einer scientifischen Bearbeitung des deutschen Staatsrechts an einseitige Begriffe früherer Jahrhunderte gebunden seyn, auf die zu recurriren nur dann rechtlich nothwendig wird, wenn aus denselben Gesetze und Verträge zu erklären sind? Da offenbar der heutige Sprachgebrauch in Hinsicht des Worts *Polizey* mit dem des 16ten Jahrhunderts nicht übereinstimmt, was wäre gewonnen, diesen frühern, ausgedehnten und negativen Begriff wieder zurückzurufen? Die *niedere* Polizey, im Gegensatze der *Landespolizey*, erstreckt sich nach dem Vf., nur auf die Communen, und auf dasjenige, was im strengsten Sinne als eine nothwendige Folge der auf ihre Zwecke gerichteten genossenschaftlichen Berechtigung betrachtet werden muss. *Zweyte* Abhandl. *Ueber die erlöschende Verjährung der gutsherrlichen Bauerndienste, nebst einem Versuche, die Hauptgattungen der deutschen Bauern genauer von einander zu unterscheiden.* Nach einem richtigen Blick auf den Ursprung und das rechtliche Verhältniss der Bauern im allgemeinen unterscheidet der Vf. vier Classen derselben: den Zeitpachtbauer; den Erbpachtbauer; denjenigen, dem man ein *dominium utile* an seiner Besitzung zuschreibt; und den, welcher an seinem Gute freyes Eigenthum hat. Der Grundsatz, dass das Recht Bauerndienste zu fordern, keine *res merae facultatis*, folglich der Verjährung unterworfen sey, weil kein naturrechtlicher Zustand, sondern ein eigener Contract zum Grunde liege, wird durch die verschiedenen Gattungen der Bauergüter, deren Eigenheiten hiebey entwickelt werden, durchgeführt, und die besondern Fragen, die in Hinsicht der mancherley Arten der Dienste selbst und ihrer Surrogate an Geld vorkommen können, erörtert. Wir glauben diese Abhandlung mit Recht unter die vollständigsten und scharfsinnigsten neuern Bearbeitungen dieser Materie rechnen zu können. *Dritte* Abhandl. *Ueber die Natur der deutschen Erbgebühr der Ehegatten, oder der statutarischen Portion.* Die Verlassenschaftsquarte des überlebenden Ehegatten nach dem römischen Rechte ist kein gesetzlicher Pflichttheil, sie beruht auf keinem Erbrechte, und es können daher auf dieselbe die römischgesetzlichen Verbindlichkeiten von Erben nicht angewendet werden. Justinian, indem er das dem Ehegatten in Absicht der Erbfolge ungünstige Civilrecht abänderte, wollte die Veränderung doch den Erben so wenig als möglich fühlbar machen, wie aus der *Nov.* 53. und 117. gezeigt wird: in zweifelhaften Fällen ist daher der Armentheil des überlebenden Ehegatten nicht zum Nachtheil der Erben zu erklären. Bey den deutschen Gesetzen ist darauf zu sehen, ob dem überlebenden Ehegatten ein Antheil an der Verlassenschaft des Verstorbenen, ohne alle die Modificationen und Beschränkungen, die dem römischen Rechte eigen sind, zugestanden wird; ist diess der Fall,

Fall, dann können auch die römischen Bestimmungen von dieser Erbgebühr der Ehegatten von keiner Anwendbarkeit seyn, und das deutsche Gesetz muss eher zum Vortheil der statutarischen Portion erklärt werden, weil die deutsche Gesetzgebung stets bemüht war, nur das am römischen Rechte in Hinsicht dieses Gegenstandes zu verändern, was aus der Justinianischen Aengstlichkeit, ein altes unpassendes Recht zu erschüttern, hergeflossen ist. Ist in dem deutschen Gesetze der überlebende Ehegatte zum Erben des ganzen Nachlasses oder eines solchen Theils erklärt, dass er nicht wohl als ein blosser Gütertheilempfänger angesehen werden kann: so treten für ihn die Rechte und Verbindlichkeiten eines Erben nach deutschen Grundsätzen ein." — Man sieht aus diesem Hauptumrisse der hier vorgetragenen Theorie sogleich, dass es auch hier wieder auf die noch immer bestrittene Frage von der rechtlichen Existenz eines gemeinen deutschen Privatrechts ankommt. Zwar soll der Gang dieser speciellen Untersuchung durch den S. 181 ausgesprochenen Grundsatz geleitet werden: „Die Aufnahme des fremden Rechts hat das schon vorhandene deutsche Recht da nicht verdrängen können, wo letzteres naturrechtliche und ersteres ganz positive und der römischen Verfassung eigene Grundsätze enthält; und wenn deutsche Gesetze über solche Gegenstände verfügen, und das römische Recht nicht ausdrücklich aufnehmen, vielmehr von demselben abweichende Bestimmungen enthalten, dann sind die von jeher geltend gewesenen deutschen Rechtsgrundsätze und nicht die römischen aushülfliches Recht." Allein eben dieses Princip ist es, gegen das in *thesi* und in gegenwärtiger Anwendung der vom Glauben an ein gemeines deutsches Privatrecht, nach bisherigem Umfange, Abtrünnige mehrere Zweifel in Bereitschaft hat; er wird unbefriedigt noch weiter fragen: ob in Deutschland je *eigene, allgemeine* Grundsätze von Rechten und Verbindlichkeiten der Erben existirt haben? und durch welche Beweise ihre Erhaltung hergestellt ist? immer wird er ihre Anwendung an die Bedingung knüpfen; dass solche Grundsätze in den Particulargesetzen des Landes, wo der Fall sich ereignet, *ausdrücklich* anerkannt und zum Grunde gelegt sind.

SCHWERIN u. WISMAR, in d. Bödner. Buchh.: *Archiv für die Rechtsgelahrtheit in den Herzoglich-Mecklenburgischen Landen*, herausgegeben von *Christian Carl Friedrich Wilhelm* Freyherrn von *Nettelbladt*, Herzogl. Mecklenburg-Schwerinschen Canzleyrath zu Rostock. *Zweyter* Band. 1804. 383 S. 8.

Der Herausg. ist dem, im vorigen Jahrg. 1804. Num. 102. umständlich angegebenen, Plan zwar getreu geblieben, er hat aber, wie Rec. mit Vergnügen bemerkt, diesen *zweyten* Band nach einer weit planmässigern Auswahl, als sich bey dem *ersten* Bande zeigte, besorgt, obgleich ihm auch jetzt kaum mehr, als das Verdienst des Sammelns und Herausgebens gebührt, da nur *eine einzige* Abhandlung (S. 332 — 346.) für eigene Arbeit ausgegeben werden kann. Der *erste* Abschnitt (S. 1 — 136.) enthält zwanzig theils bürgerliche, theils peinliche *Rechtsfälle*, welche fast alle von besonderem Interesse für das Mecklenburgische Provincialrecht sind. Der Bearbeitung nach zeichnen sich die unter Nr. 4. 5. 6. und 8. besonders aus; bey den ersten drey Rechtsfällen vermisst man jedoch ungern eine Erörterung der Rechtsgrundsätze, aus welchen die beiden, hier abgedruckten, Urtheile geschöpft sind; der achtzehnte aber hätte nicht mit aufgenommen werden sollen, da er nichts weiter, als die Bestätigung des allerbekanntesten und unbezweifeltesten Grundsatzes ist; und dem zwanzigsten, der nicht ohne Interesse ist, ist wenigstens für die Fortsetzung mehr Gedrängtheit zu wünschen. Der *zweyte* Abschnitt enthält *Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten*, nämlich 1. über die besondern Rechte einzelner Mecklenburgischen Städte und 2. Fortsetzung der vorigen Abhandlung; beide Abhandlungen, erstre vom Professor *Eschenbach* zu Rostock, letztere vom Herausgeber, enthalten aber nicht das, was man darin suchen dürfte; sondern nur die Abdrücke des, für die Städte Plau, Gadebusch und Gnoyen erlassenen, landesherrlichen Stadtreglements; weshalb beide Abhandlungen, wenn Rec. nicht sehr irrt, richtiger in den dritten, der Gesetzgebung gewidmeten, Abschnitt zu verweisen gewesen wäre. Rec. schätzt das Unternehmen, auf diesem Wege die einzelnen Statutarischen Rechte bekannt zu machen, kann aber eine genaue Auswahl nicht genug empfehlen und den Wunsch nicht unterdrücken, dass Aufsätze dieser Art, mit kleineren Lettern abgedruckt, so interesselose aber als der S. 28. abgedruckte Grenzvergleich weggelassen werden mögen. 3. Verzeichniss der Mecklenburgischen Städte, in welchen das Lübsche Recht gilt. Die bisherigen Verzeichnisse dieser Städte sind mangelhaft, da man in ältern Zeiten so geneigt war, von einer jeden Abweichung vom Römischen Recht, besonders von der, oft durch Gewohnheitsrecht eingeführten, statutarischen Portion des überlebenden Ehegatten auf das Lübsche Recht zu schliessen. In dieser Abhandlung werden dreyzehn Mecklenburgische Städte, für welche die gemeine Schule bisher das Lübsche Recht annahm, aus der Reihe der, damit bewidmeten, Städte gelöscht und die Gültigkeit dieses Rechts seinem ganzen Umfange nach nur für zwölf, in einzelnen Rechtsgegenständen aber nur für drey Städte angenommen; in zwey andern Städten hat dasselbe vormals gegolten, ist aber durch ausdrückliche Landesherrliche Vorschrift und durch eine Derogator-Observanz abgeschafft. Rec. wünscht eine solche Revision auch in andern deutschen Ländern angestellt zu sehen. Nr. 4. enthält eine Reihe Verhandlungen über die Frage: können die Landes-Superintendenten bey Processen der *piorum corporum* gegen diese zu Zeugen vorgeschlagen und dürfen von den Mecklenburgischen Landesgerichten Ladungen an sie erlassen wer-

werden? auch diese Abhandlung gehört, nach Rec. Erachten, in den Abschnitt der Gesetzgebung; auch bemerkt Rec. beyläufig, dass der Ausdruck: *Landes* - Superintendenten, seit der Einkreisung des ganzen Landes in besondre Superintendenturen nicht mehr angemessen sey, weil dadurch der Begriff eines Landessuperintendenten, wie er vormahls war, aufgehört hat. No. 5. ist das Verzeichniss der im Jahr 1803 bey der Herzogl. Iustiz-Canzley zu Rostock erkannten Decrete und gesprochenen Urtheile; ohne die Communicationsdecrete und Ladungen zur Akteninrotulation und Urtheilsanhörung wurden in dem angeführten Jahre 5544 Decrete erlassen, unter welchen vierzig, in loco abgefasste, Civilurtheln waren. Nr. 6. enthält einige Bemerkungen über die Appellationen von den Iustiz - Canzleyen an das Hofgericht, wobey der Herausg. S. 333 in einer Anmerkung zur Michaelismesse 1805 ein *Handbuch des Mecklenburgischen Processes* ankündigt. Der, *der Gesetzgebung* gewidmete *dritte* Abschnitt, beschäftigt sich mit zwey Gegenständen derselben, nämlich mit der rechtlichen Wirkung der Adjudicate, worüber das, S. 350 bis 361 abgedruckte, Gutachten des Landsyndicus *Mantzel* vorzüglich bemerkenswerth ist, und mit Abhelfung der Kostbarkeit der Processe, worüber hier ein, 1748 an die Canzley zu Rostock erlassenes, Rescript und der Bericht der letztern abgedruckt ist. Der *vierte* Abschnitt, der planmässig der Literatur des Mecklenburgischen Rechts bestimmt war, ist auch diessmal übergangen, weil, wie es in der Vorrede heisst, dadurch interessantern Gegenständen der Raum geraubt seyn würde und überdem die Schriften vaterländischer Schriftsteller auch anderweitig hinlänglich angezeigt sind. Mit beiden Gründen stimmt Rec. aber nicht überein; durch weise Oeconomie ist hiezu der Raum leicht zu ersparen und eine vollständige Literatur des Mecklenburgischen Rechts würde das jetzige und künftige Interesse dieses Archivs ohne allen Zweifel beträchtlich erhöhen.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Würzburg, b. Baumgärtner: *Allgemeines Archiv für Sicherheits - und Armenpflege* von *Gruner* und *Hartleben*. *Zweytes* Heft. S. 73 — 144. 4. (Der Band von 6 Heften 5 Rthlr.)

Der *erste* Heft wurde in der A. L. Z. d. Jahrs Num. 10. angezeigt. Der *siebente* Aufsatz, oder der *erste* im *zweyten* Hefte, *öffentliche Armen - Speiseanstalten in Deutschland*, empfiehlt diese Anstalten mit Recht gar sehr, besonders wenn sie mit freywilligen Arbeitsanstalten verbunden werden, und zwar so, dass an jener Speisung in der Regel nur der Theil zu nehmen berechtigt ist, der diese zu besuchen sich verpflichtet. Denn freylich muss es hier Ausnahmen geben, und diese können vielleicht gar an einigen Orten zur Regel werden; z. B. da, wo Manufakturen sind, welche die Arbeiten selbst ausgeben und die Armen hinlänglich beschäftigen oder mit Arbeit, die sie bald in ihrer eigenen Wohnung, bald in der des Fabrikanten betreiben, hinlänglich versehen. Denn das Betreiben der Arbeiten in eigener Wohnung möchte wohl besonders für Arme, die mehrere Kinder haben, noch immer nothwendig bleiben. Nur wäre alsdann zu wünschen, dass die Speiseanstalt nicht zu weit von der Wohnung des Armen entfernt sey, und es an jedem Ort, wo man auf eine solche Art für die Armen sorgt, mehrere solcher Kochanstalten gebe: denn sonst wird durch das Hin- und Hergehen zu viel Zeit verplittert. Aber freilich für den Armen, der vielleicht keinen Ofen in seiner Wohnung, kein Arbeitsmaterial und Geräth u. dergl. hat, sind solche Arbeitsanstalten, besonders wenn sie mit Speiseanstalten verbunden sind, sehr wohlthätig, und haben grosse Vorzüge vor den unter keiner öffentlichen Aufsicht stehenden Spinnstuben in den Häusern der Fabrikanten. Diese sind gewöhnlich die Oerter, von welchen das physische und sittliche Verderben ausgeht, das alles verpestet. — Doch die Speiseanstalten sind es eigentlich, die jetzt den Vf. des Aufsatzes interessiren, und über welche er den Lesern die verschiedenen dabey gemachten Erfahrungen nach und nach mitzutheilen verspricht. Diessmal schränkt er sich auf die in *Ansbach* errichteten Anstalten der Art ein und theilt die Resultate mit, die für das Wohlthätige solcher Institute laut sprechen. Zum Beschluss sucht er einige Einwendungen, die man gegen die Rumfordschen Suppen gemacht hat, zu entkräften; doch hätte Rec. gewünscht, dass noch mehr Rücksicht auf die vom sel. Baumeister *Hansen* in seiner kleinen Schrift: Beschreibung des Spaarheerdes im Georgenhause zu Leipzig u. s. w. mitgetheilten Bemerkungen über Rumfordsche Suppe und einfache Speisen, genommen worden wäre. Uebrigens stimmt unser Vf. in sofern mit dem erwähnten Schriftsteller überein, dass er selbst für Abwechselung ist, und auch der Rumfordschen Speise durch die abwechselnde Wahl der Bestandtheile, mehr Mannigfaltigkeit gegeben, und besonders die Knochengallerte eingeführt wissen will. Der vom Hrn. Kriegsrath von *Marquard* beygefügte Plan zur Beschäftigung hülfsbedürftiger Armen, welche in einer zu *Erlangen* zu errichtenden Arbeitsanstalt aufgenommen werden sollen, die mit der Rumfordschen Suppenanstalt in Verbindung gesetzt ist, enthält viel Gutes und verdient nebst den beygelegten Tabellen, vorzüglich von allen den Anstalten, wo noch nicht die Maschinenspinnerey eingeführt ist, sondern auf grossen und kleinen Rädern gesponnen wird, beachtet zu werden. — Der *achte*, *neunte* und *zehnte* Aufsatz hat die Ueberschrift: Gallerie europäischer Sicherheits - und Armenanstalten, und verweilt diessmal bey der Beschreibung der Frohnveste in *Ansbach*, dem Zuchthaus zu *Gera*, den Sicherheits - und Armenanstalten zu *Nürnberg*. Alle sind sehr unzweckmässig eingerichtet. Als Rec. vor ein paar Jahren in die Arbeitsstube der Männer des Geraer Zuchthauses trat, war es ihm, als fühlte er sich in den Tar-

Tartarus versetzt. Eine durchdringende Hitze —, es war zu Ende Julius und man hatte eingeheitzt, weil nach Aussage der Gefangenen der Behälter als Erdgeschoss zu kühl, und dann für das Wollspinnen nicht geeignet sey — der Behälter düster und schmutzig, die Luft verpestet, die Gefangenen, die blau spannen, schwarz wie man sich die Bewohner der Hölle denkt u. s. w. Das Gypsmalen, das der Vf dieses Aufsatzes für abgeschafft hält, war es damals noch nicht, und Rec. glaubt auch nicht, dass es sobald werde abgeschafft werden, da es einträglich seyn und der gemalne Gyps Absatz finden soll. Es ist auch recht gut, wenn man mehrere Arbeitszweige in solchen Häusern beybehält, um nicht etwa einmal, wenn die eine Arbeit fehlt, sich ausser Stand gesetzt zu sehen, die Gefangenen zu beschäftigen, wie diess Rec. schon manchmal erfahren hat. Was schon mehrere glaubwürdige Zeugen versichert haben, dass Nürnbergs Sicherheits- und Armenanstalten an grossen Mängeln und Gebrechen leiden, und dass diese wichtige Angelegenheit nur als Nebensache bis jetzt behandelt worden sey, findet man durch den gegenwärtigen Aufsatz vollkommen bestätigt. An Grausamkeit gränzende Härte und gänzliche Vernachläfsigung, ist der Charakter der Sicherungsinstitute, und Zwecklosigkeit der der Armenanstalten. Man lese nur, was der Vf. von dem Kriminalgefängniss, welches sich in den Souterrains des dasigen Rathhauses befindet, erzählt. „Der Tag, sagt er, ist bey den oft Jahre lang eingeschlossenen Unglücklichen Nacht, die Sonne erreicht sie nicht, freye Luft geniessen sie nie. Im Winter erhalten sie zur Erwärmung Kohlpfannen mit glühenden Kohlen. Dieser Kohlendampf und der Geruch der Nachtstühle, welche nur alle zwey Tage geleert werden, versetzt die Gefangenen in die scheusslichste Atmosphäre u. s. w." — Nur durch die Kost hat man — sonderbar genug! alles dieses wieder ersetzen wollen: denn diese ist nach dem Vf zu gut, besonders für Menschen, die durchaus keine Bewegung haben? Im Zuchthause ist noch das Glasschleifen gewöhnlich — eine Arbeit, die von Gefangenen in niedrigen, und für die aufgenommene Personenzahl nicht genug geräumigen, Stuben getrieben, der Gesundheit nicht förderlich seyn kann. Rec. hätte wohl gewünscht, zu erfahren, ob alles das, was uns Hr. *v. Heß* in seinen Durchflügen Bd. 4. von dem Nürnberger Zuchthaus erzählt, durchaus gegründet sey, z. B. wer in Nürnberg sich selbst entleibt, wird von vier Zuchthausgefangenen begraben und diese erhalten dann ihre Freyheit u. m. Der Vf. hat Hrn. v. H. im Vorbeygehn genannt und scheint seine Nachrichten zu bestätigen. — Der *eilfte* Aufsatz enthält zwey Königl. Preuss. Verordnungen, die Transportirung der Verbrecher durch das Militär betreffend. Sie wurden durch das häufige Entspringen der Verbrecher, worüber Hr. *v. Arnim* in seinem Buche über Verbrechen und Strafen so sehr klagt, veranlasst, und zeugen von Weisheit und Sachkenntniss. Aber sie lassen noch manchen Wunsch übrig; daher auch der Vf. ihnen einige allerdings sehr zweckmässige Bemerkungen beygefügt hat. Rec. wundert sich, dass er unter den Mitteln, das Entspringen möglichst zu verhüten, das Abschneiden der Hosenknöpfe — ein Mittel, dessen sich die Werber oft zu bedienen pflegen, — nicht angegeben findet. — Mehrere Recensionen beschliessen das Ganze.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Frankfurt* a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Rechtliche und Cameralistische Abhandlungen über Kriegslasten und Kriegsschäden*, wie solche zwischen Verpachtern und Pächtern zu vertheilen sind, für Kammercollegien, Richter, Verpächter und Pächter, von *Georg Gottfried Strelin*, Fürstl. Oetting-Oettingischen und Oetting-Wallerstein-Baldern- und Söternschen Geheimenrath und Rentkammerdirector. 1799. 80 S. 8. (8 gr.) — Leider hat die hier abgehandelte Materie für einen grossen Theil von Deutschland aufs neue ein erhöhtes praktisches Interesse erhalten. Wem es nun darum zu thun ist, die Grundsätze, auf die es hiebey ankommt, sich bekannt zu machen und in Anwendung zu bringen, ohne dass er sich um eine ganz befriedigende rechtliche Begründung derselben bekümmerte, dem muss es erwünscht seyn, eine Schrift in die Hände zu bekommen, in welcher er diese Grundsätze in gedrängter Kürze zusammengestellt findet. Es war uns dabey eine sehr erfreuliche Erscheinung, zu bemerken, dass ein fürstlicher Rentkammerdirector der billigern Meinung selbst da beytritt, wo bedeutende Auctoritäten die strengere vorziehen. Er nimmt mit Recht an, dass der Pachter von Lebensmitteln alles, was er zur Kost des Gesindes, zur Bestellung des Feldes, zur Fütterung des Viehes und zur Treibung des Gewerbes, im Vorrath behalten muss, ferner alle (im strengen Sinne längst percipirte) Früchte von der letzten Aernte des Pachtguts, wenn diese Vorräthe geraubt werden, und dann auch alle Kosten einer nicht ausdrücklich dem Miethsmann gegebenen Einquartierung in seine Schadensberechnung bringen dürfe, dass der Gutsherr dem Pachter alle Kriegslieferungen vollständig ersetzen müsse, ohne Unterschied, ob der Pachter die gelieferte Naturalien von seinem Vorrath genommen, oder selbst erkauft habe, dass selbst bey den eisernen Inventarienstücken Gefahr und Verlust den Verpachter treffe, dass, wenn gleich der Pacht auf eine Reihe von Jahren geschlossen, aber für jedes Jahr ein besonderes Pachtgeld versprochen wird, der Pachter nicht schuldig sey, die erlittene Kriegsschäden gegen die zuvor genossene einträglichere Pachtjahre abzurechnen, dass der Verpachter dem Pachter in mehreren Fällen auch für die geleistete Fuhren Vergütung leisten müsse u. s. w. Hie und da sind die Grundsätze etwas schwankend, z. B. bey der Frage: ob der Pachter für sein Gesinde haften müsse. Hier neigt sich jedoch der Vf. mehr zur strengeren Meinung, die den Pachter selbst alsdann haften läser, wenn ihm keine Unvorsichtigkeit in der Wahl oder der Beybehaltung des Gesindes zur Last fällt. Der Vf stellt den allgemeinen Satz auf: dass, wer in Kriegszeiten einen Pacht eingehe, ohne sich wegen der Kriegsschäden in dem Pachtcontracte sicher zu stellen, diese stillschweigend übernehme. Es wäre aber zu wünschen gewesen, er hätte die hier eintretenden Fälle genauer auseinander gesetzt. Der Krieg kann z. B. zur Zeit der Schliessung des Pachts in einem benachbarten Lande geführt werden, ohne dass von einer stillschweigenden Uebernahme der Kriegsschäden die Rede seyn kann, während vielleicht auf der andern Seite ein erst bevorstehender Krieg die Anwendung jener Regel rechtfertigt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 27. May 1806.

Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Dafs auch der neuesten Philosophie Einflufs auf die Poesie und Aesthetik verstattet wurde, kann keinen befremden, der auch nur in dieser Darstellung bemerkt hat, dafs dieses jedesmal geschah, und vielleicht folgert mancher daraus, dieses sey sogar *nothwendig*. Zugleich aber mufs auch jeder bemerkt haben, nicht jede Philosophie habe einen gleich günstigen Einflufs auf Poesie und Aesthetik geäufsert. Von einer idealistischen Philosophie dürfte man sich indefs keinen andern, als günstigen, Einflufs versprechen, wenn anders unsre Behauptung, dafs man mit dem Ideal den Gipfel der schönen Kunst erklimme, Grund hat. Kann aber das Ideal nur durch Ideen erreicht werden: so wird ja wohl auch diejenige Philosophie hier den Vorzug behaupten, welche ausschliefslich in Ideen zu leben und zu weben sich rühmt? Ganz recht! Nur bitten wir um eine Kleinigkeit, um die Kleinigkeit, uns deutlich und bestimmt vorher anzugeben, was man sich unter einer Idee denkt, und wie man dazu gelangt sey: denn mit dem blofsen Rühmen ists doch wahrhaftig nicht gethan. Nun denn, was antwortet hierauf die neueste Philosophie?

Wir hören, *Ideen* seyen: *Urbilder der Dinge im göttlichen Verstande, in welchem Denken und Anschauen Eins ist, denen allein wahres Seyn zukommt, und worin Allgemeines und Besonderes nicht getrennt, sondern unzertrennlich verknüpft ist.* Ideen werden uns erklärt als *schrankenlose Gedanken, etwas, worauf der menschliche Geist mit einem unendlichen Bestreben gerichtet ist*; werden erklärt als *unendliche, selbstständige, immer in sich bewegliche, göttliche Gedanken.* Idealismus aber ist diejenige Philosophie, in welcher die Ideen anerkannt und dargestellt werden.

Ey gewifs, es ist etwas Grofses und Erhabenes um die Ideen und den Idealismus, und wir brennen vor Begierde, zu erfahren, wie wir dazu gelangen können: denn gelangen müssen wir doch wohl dazu, weil wir sonst Götter seyn müfsten. — „Wie? dazu gelangen? Nein! Von den Ideen mufs man ausgehen." — Wir verstehen; wenn wir nämlich dort sind. Im Fall aber, dafs uns das dort erst hier werden müfste. — „In diesem Fall könnt ihr gar nicht mit uns gehen." — Das wäre hart, wir gingen so gern mit. — „Könnt nicht: denn steht ihr nicht da, wo wir stehen, so bleibt zu Hause. Wenigstens müfst ihr euch ohne alle Umstände zu uns herauf versetzen." — Mit Vergnügen, wir bitten ja eben, dafs ihr uns den Weg zeigt. — „Das ist eben euer albernes Vorurtheil. Als ob es da einen Weg gäbe? Man mufs ursprünglich da seyn, im Absoluten, im Unendlichen, im Göttlichen. Ihr seyd gemeine Naturen, mit euch ist nichts anzufangen. Heraufkommen! — Es ist an kein Heraufkommen zu denken."

So wären wir denn abgefertigt, und schnöde genug: denn Vornehme machen freylich mit gemeinen Leuten wenig Umstände. Schon im Begriff, traurig wieder heimzuziehen, vernehmen wir aber noch eine Stimme, die inwendig zu einem Eingeweihten etwas sagt, das uns bedenklich macht, ob die vom Berge wirklich Götter seyen. *Bruno* läfst sich gegen *Lucian* (der auf keinen Fall der von Samosata seyn kann) also vernehmen: „Deine Meynung scheint diese zu seyn, o Bester, dafs ich von dem Standpunkte des Ewigen selbst aus, und ohne dafs ich aufser der höchsten Idee etwas anders voraussetze, zu dem Ursprung des wirklichen Bewufstseyns und der mit ihr zugleich gesetzten Absonderung und Trennung gelange. So erinnere dich denn, dafs wir in jener höchsten Einheit, die wir als den heiligen Abgrund betrachten, aus dem alles hervorgeht und in den alles zurückkehrt, in Ansehung welcher das Wesen auch die Form, und die Form auch das Wesen ist, vorerst zwar die absolute Unendlichkeit setzen, dieser aber nicht entgegen, sondern schlechthin angemessen, genügend, weder selbst begränzt, noch jene begränzend das zeitlos Gegenwärtige und unendlich Endliche, beide als Ein Ding, selbst nur im Erscheinenden unterscheidbar und unterschieden, der Sache nach völlig eins, doch dem Begriffe nach ewig verschieden, wie Denken und Seyn, ideal und real. Weil aber das Endliche obschon reeller Weise dem Unendlichen völlig gleich, doch ideell nicht aufhört,

aufhört, endlich zu seyn: so ist in jener Einheit gleichwohl auch wieder die Differenz aller Formen, nur in ihr selbst ungetrennt von der Indifferenz. So sind also alle in jener zeitlosen Endlichkeit, die bey dem Unendlichen ist, von Ewigkeit begriffenen Dinge unmittelbar durch ihr Seyn in den Ideen auch belebt, und mehr oder weniger des Zustandes fähig gemacht, durch welchen sie sich für sich selbst, aber nicht für das Ewige lossagen von jener und zu dem zeitlichen Daseyn gelangen. Du wirst also nicht glauben, dass die einzelnen Dinge, die vielfältigen Gestalten der lebenden Wesen, oder was du sonst unterscheidest, wirklich so getrennt, als du sie erblickest, im Universum an und für sich selbst enthalten seyen, vielmehr, dass sie bloss für dich sich absondern, ihnen selbst aber und jeden Wesen die Einheit in dem Masse sich aufschliesse, in welchem es sich selbst von ihr abgesondert hat."

Sende mir deinen Blutsfreund, den, o Weisheit,
Du mit Innigkeit liebst, dass er mir treuer,
Wacher Leiter sey, dass er streng mir sey, der
Warnende Zweifel.

Ihm ist ein Wechselbalg, der Tiefsinn lüget,
Jetzo untergeschoben, der Gedanken
Spinnwebt, der das Licht, das herab du strahlst, kunst-
Wörtelnd umdünstet.

Weise! beschütze vor dem blauen Balge,
Wer selbst denket, und nicht grossäugig anstaunt,
Schülert; wer die Kenntniss nicht nur, das Gut' auch
Liebt, und das Schöne.

Klopstock.

Wohl bekomm es Dir, Lucian, wenn Du den Glauben hast an dieses alles, uns hat es höchst ungläubig gemacht. Beym Anubis, sage mir nur, was du da oben vor uns voraus hast mit der absoluten Unendlichkeit und unendlichen Endlichkeit, die ihr setzt, was du voraus hast, sag' ich, so bald ihr ein Kunstgebild liefern sollt: denn um deren willen fragen wir Euch nur. Versuch's einmal, ohne erst zu uns herabzusteigen und dich unter uns umzusehen, nimm deine Urideen, wo Wesen und Form Eins sind und alle Formen indifferent, nimm sie, und bilde nur ein Kunstwerk daraus! Eben so leicht ziehst du aus einer tauben Nuss einen süssen Kern. Was in aller Welt also soll der Künstler mit euern Ideen, von denen ihr nicht wisst, von wannen sie kommen, anfangen? Ihr könnt ja selbst nichts damit anfangen, bis ihr durch einen mächtigen Umweg von dem heiligen Abgrund hinweg bis mitten unter uns gelangt seyd. Ruft aber, so viel ihr wollt, dass Eins Zwey und Zwey Eins sey, kein vernünftiger Mensch wird euch das glauben. Zum Kunstwerk gehört Zwey, ihr mit der ewigen Eins könnt nie eins produciren, es wäre denn ein arithmetisches: Einmal Eins ist Eins. In dieser Eins aber, sagt ihr, liegt gerade das Höchste, wodurch das Kunstwerk unendlich, wahrhaft göttlich wird, und ihr da unten, die ihr dessen entbehrt, ihr könnt nur geistlose Maschinen erstümpern. Das wäre nun allerdings schlimm für uns; allein was uns vor Kurzem noch bange gemacht haben würde, reizt uns jetzt nur zum Lächeln, indem dein Bruno sich so ausserordentlich verrathen hat, dass wir hinter das ganze Geheimniss gekommen sind. Nein, mein Lieber, er war nicht ursprünglich dort oben, hat so gut im Thale gestanden, wie wir, die wir entdeckt haben, dass es einen Weg für uns hinauf gibt; aber keinen für ihn herunter, es wäre denn, dass er das berühmte Pferd des Zauberers Atlant besässe, wie es manchem hat scheinen wollen, der das jüngste Kind seiner philosophischen Laune (*Philosophie und Religion*) betrachtet hat. Das wollen wir dir ganz kurz beweisen.

Ihr nehmt, wo ihr am vernünftigsten und verständlichsten redet, was ihr nicht oft thut, einen durchaus absoluten Ursprung der (schönen) Kunst an, und geht aus von der rein unendlichen Tendenz derselben, sich selbst durch die irdische Gestaltung zur Anschauung zu bringen, so dass der Künstler einen endlichen und empirischen Stoff, der durch ihn zu einem frey gebildeten wird, bloss darum gewählt zu haben scheint, um seine Anschauung der höhern Welt, die sich in seinem Gemüth offenbart hat, in demselben erscheinen zu lassen. Ihr sagt, dass der Künstler über die sichtbare und gegebene Natur erhaben sey, dass er mit freyem Geiste eine durchaus höhere Natur erschaffe, als die Natur in der Erfahrung ist, und meynt unter dieser höheren Natur eben jene, worin die rein unendliche Tendenz sich ankündigt. Fragen wir, worin diese rein unendliche Tendenz bestehe: so erwiedert ihr uns: in der Beziehung auf das Absolute. Der Philosoph und der Künstler, sagt ihr, sind ihrem Wesen nach einander entgegengesetzt, obgleich ursprünglich Eine Idee beide an einander fesselt, die Idee des Absoluten, die im Philosophen als Erkenntniss, im Künstler als Anschauung lebt. Euer Absolutes aber ist nichts anders, als das *Denkbare*, im Gegensatz des *Kennbaren*. Das Denkbare ist die Einheit, das Allgemeine, das unendlich Kleine und unendlich Grosse, oder überhaupt die Grösse, so fern sie unser Anschauungsvermögen übersteigt, oder sich unsern gewöhnlichen Massen nicht unterzieht; ferner das Substantielle, die erste Ursache und die letzte Folge, oder überhaupt die Principien (der Erkenntniss) und die Endzwecke (der Thätigkeit); das grosse Ganze, das Mögliche und Nothwendige. Das Kennbare hingegen ist das Mannichfaltige oder die Objecte der Anschauung, das Besondere und Einzelne, die Grösse, so fern unser Anschauungsvermögen sie umfasst, oder so fern wenigstens die Einbildungskraft mittelst einer leichten Vergleichung sie der Anschauung nahe bringt; das Zufällige (Veränderliche), die nähern Ursachen und Folgen, die Theile und das Wirkliche. Dieses vermögt ihr schlechterdings nicht abzuläugnen, und demnach geht eure Behauptung dahin, dass in einem Kunstwerk das Allgemeine sich in dem Einzelnen, das Nothwendige in dem Wirklichen offenbaren solle. Allein *welches* Allgemeine, *welches* Nothwendige? Nur gar zu gern steigt ihr hier

hier in die Dämmerwelt der Mystik hinab, um euch unserm forschenden Auge zu entziehen, versteckt euch auch wohl hinter eine *bewußtlose Unendlichkeit:* wir lassen aber ohne eine Erklärung nicht ab. Zu Dutzenden sind wir eure sogenannten Erklärungen durchgegangen, haben aber, und, wir versichern, nicht durch unsre Schuld, nur halben Sinn darin gefunden. So viel merkten wir indess doch, dass ihr keine Ontologie, und nicht die Mathematik, sondern die dynamische Physik im Sinne hattet, welche allerdings dem Künstler besser zusagt, als die atomistische. Als nun einer von euch im Athenäum ausrief: „In der That, ich begreife kaum, wie man ein Dichter seyn kann, ohne den Spinosa zu verehren, zu lieben und ganz der seinige zu werden; im Spinosa findet ihr den Anfang und das Ende aller Phantasie, den allgemeinen Grund und Boden, auf dem euer Einzelnes ruht, und eben diese Absonderung des Ursprünglichen, Ewigen der Phantasie von allem Einzelnen und Besondern muss Euch sehr willkommen seyn; ergreift die Gelegenheit und schaut hin! Von der Art, wie die Phantasie des Spinosa: so ist auch sein Gefühl; nicht Reizbarkeit für dieses und jenes, nicht Leidenschaft, die schwillt und wieder sinkt;" als dieser so ausrief, da ward es uns lichter. Wir sahen, dass ihr bey dem Allgemeinen und Nothwendigen im Sinne hattet das Letzte und Höchste in der (speculativen) Physik, Darstellung von den Entwickelungen des Naturgeistes, der Einen untheilbaren Gotteskraft, die in allem und jedem wirkt, hier so, dort anders, aber stets dieselbe. Das Ewige, das Höchste, das Unendliche ist euch der Geist, der aus allen Objecten der Anschauung, aus allen Producten der Kunst wiederstrahlen soll. *Welcher* Geist? müssen wir aber hier schon wieder fragen; aber darauf ist die Antwort bald gefunden, — unser eigner. „*Die Natur ist dem Künstler nicht mehr, als sie dem Philosophen ist, nämlich nur die unter beständigen Einschränkungen erscheinende idealische Welt, die nicht außer ihm, sondern in ihm existirt.*" Der Künstler soll also, das ist eure Meynung, die Unendlichkeit des menschlichen Geistes in das Kunstwerk legen, und dieses heisst wieder nichts anders, als: er soll der Menschheit würdige Gesinnungen in glücklichen Formen ausdrücken, reine, gebildete Menschheit ausprägen. Da habt ihr ungefähr *Schillers* Meynung wieder, die aber, so viel Wahres sie auch enthält, doch einseitig ist: denn wie, wenn das Göttliche *in den Erscheinungen der Natur* dargestellt werden soll? Alle Kunst hat entweder den Menschen oder die Welt zum Object. Im ersten Falle können wir leicht, wie *Schiller* will, sollen wir im zweyten etwa nach *Göthe's* Angabe verfahren? Mit nichten, sagt ihr, und wir sind begierig auf das, was ihr an diese Stelle setzen wollt. — *Magie und Mythologie*, die Säuglinge eurer Physik. „Die Natur, redet ihr uns an, spricht den Menschen als Mutter und Amme ihre ewigen Gesetze in der Bildlichkeit der Erscheinungen vor, die sie dann unvollkommen nachlallen, mit verworrenem Verständniss, aber entschiedenem Gefühl. Dem Künstler muss die Natur magisch werden, d. h. er soll in allen körperlichen Dingen nur Zeichen, Chiffern geistiger Intentionen erblicken, alle Naturwirkungen müssen ihm, wie durch höheres Geisterwort, durch geheimnissvolle Zaubersprache hervorgerufen erscheinen. Das Studium der neuen Physik winkt darauf hin, aus deren dynamischen Paradoxieen die heiligsten Offenbarungen der Natur von allen Seiten ausbrechen. Geht ihr diesem nach: so werdet ihr nicht bloss den sichtbaren äussern Leib, den todten Leichnam der Poesie erfassen, sondern die Seele daraus hervorschimmern sehen, und was sonst das Bewusstseyn ewig flieht, ist hier fest gehalten und sinnlich geistig zu schauen, wie die Seele in dem umgebenden Leibe, durch den sie in unser Auge schimmert, zu unserm Ohre spricht. Was aber ist jede schöne Mythologie anders als ein hieroglyphischer Ausdruck der umgebenden Natur in dieser Verklärung der Phantasie und Liebe? Die neue Mythologie muss aber aus der tiefsten Tiefe des Geistes herausgebildet werden, es muss das Künstlichste aller Kunstwerke seyn." — Lieben Freunde, wir müssten gänzlich Fremdlinge im alten Griechenland seyn, wenn wir euch hier nicht in der Hauptsache beypflichten wollten; allein nur eine Frage vergönnt uns noch: welchen Gebrauch denkt ihr denn von diesem Künstlichsten aller Kunstwerke zu machen? — Der Mensch, geben sie zur Antwort, ist ganz aus Widersprüchen zusammen gewebt, kann sich nicht mit seiner Betrachtung in das Unsichtbare und Ewige vertiefen, ohne sich in einen Abgrund der Geheimnisse zu stürzen. Es ist daher Nothwendigkeit, dem Unendlichen eine sinnbildliche, so viel als möglich individualisirende, Darstellung zu geben. In dieser wird sich zeigen, dass alle Schönheit Allegorie ist. Das Höchste kann man, eben weil es unaussprechlich ist, nur allegorisch sagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

MATHEMATIK.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Allgemein faßliche Betrachtungen über das Weltgebäude* und die *neuesten Entdeckungen*, welche vom Hn. Dr. *Herschel* und Hn. Justizrath Dr. *Schröter* darin gemacht worden sind, von *August Heinrich Christian Gelpke*, Lehrer der Astronomie und des Glasschleifens am Colleg. Carolinum in Braunschweig u. s. w. *Zweyte* verbesserte, mit vielen Zusätzen und neuen Erläuterungen vermehrte, Ausgabe. 1806. 294 S. 8. mit 4 Kupfert. (1 Rthlr.)

Wie in der Vorrede versichert wird, hat beynahe jede Seite der *erstern* 1801 erschienenen Auflage Veränderungen und Verbesserungen erhalten. In sechzehn Betrachtungen, wovon die drey ersten als Einleitung vom Fernrohre, Mikrometer und der allgemeinen Schwere, die übrigen von jedem der zehn Hauptplaneten, insbesondere vom Mond- und Sonnenkörper,

körper, von Kometen, Fixsternen und Sternsy-
nen handeln, hat der Vf. die Astronomie und ih-
wichtigsten Entdeckungen auf eine möglichst po-
äre und für Verstand und Herz anziehende Art
zutragen gesucht. In der That verdienten es
besondere auch die neuesten auf dem Titel ge-
inten Entdeckungen in der physischen Sternkunde,
ch eine gemeinfassliche Darstellung zur Kennt-
des grössern Publicums gebracht zu werden, da
Gegenstände betreffen, welche nicht bloss dem
ronomen wichtig sind, sondern überhaupt jedem
er von Geist und Gefühl durch neue und grosse
sichten der Natur die angenehmste Unterhaltung
l den reichsten Stoff zu weiterem Nachdenken
schaffen. Der Vf. hat im Ganzen eine für diesen
eck nicht unbrauchbare Schrift geliefert: es wäre
wünschen, dass in einigen Stellen weniger wort-
che Declamation, und Wiederholung der nämli-
n Gedanken herrschte: so wird z. B. die Bewohn-
keit bey einzelnen der oben genannten Weltkör-
immer aufs neue fast mit den nämlichen Grün-
unterstützt. — Da die Schrift des Vfs. bereits
ey Auflagen erlebt hat: so fügt Rec. für eine neue,
nftig etwa nöthige Auflage hier einige Bemerkun-
bey. Nach S. 37. scheinen dem Vf. alle Behaup-
igen von einer Art Ebbe und Fluth im Luftkreise
ch Einwirkung des Mondes ohne Grund zu seyn.
lein die Theorie zeigt in der That eine solche Ein-
kung an; nur ist sie aus begreiflichen Ursachen
uns nicht merklich genug. — Der letzte Durch-
g Merkurs durch die Sonne ereignete sich am 8.
v. 1802, nicht, wie S. 44. steht, am 5. May 1799. —
45,000 Fixsterne in La Lande's Sternverzeichnisse
greifen auch mehrere der 8 und 8 bis 9 Grösse, sind
nicht, wie S. 46. vermuthen lässt, *alle* dem unbe-
ffneten Auge sichtbar. Bekanntlich gehören keine
lechten Augen dazu, um nur die Sterne der 6 und 7
össe zu unterscheiden. — S. 71. Zeile 8. ist: *über*,
gzustreichen: denn nicht über eine Million Meilen,
dern nur etwa 700,000 Meilen kommt die Erde
Winter der Sonne näher, als im Sommer. —
146. muss statt: *jedesmal im Nov.* gelesen werden:
esmal im May oder im Nov. So stimmt die Stel-
alsdenn besser mit S. 147. überein. — Zu S. 155.
ien Mond der Venus will man zwar mehrmals
achtzehnten Jahrhundert, aber niemand wollte
noch in *diesem*, d. h. im neunzehnten Jahrhun-
t, bemerkt haben. Auch sind Venus und Mer-
r nicht die einzigen Planeten, deren Oberfläche,
e ebendaselbst S. 155. versichert wird, Dr. *Schröter*
ier untersucht hat; er hat diese Untersuchungen
h schon auf Mars, Jupiter und Saturn ausge-
nt, und von Jupiter die Resultate bereits in frü-
n Schriften bekannt gemacht. — S. 210. und 211.
icht der Vf. von acht durch *Herschel* entdeckten
abanten des Uranus: es sind aber nur sechs.
Auch ist noch zweifelhaft, was ebendaselbst von ei-
nem Doppelringe des Uranus vorkommt. — Schon
nahe an hundert Kometenbahnen sind bis jetzt be-
rechnet, nicht erst etliche und achtzig, wie S. 231.
gesagt wird. — S. 243. leitet der Vf. die wärmende
Kraft der Sonnenstrahlen von ihrem schnellen Fluge
durch die Luft, und ihrem Reiben am Luftkreise
ab. Diess möchte wohl nicht der wahre physische
Grund jener wärmenden Kraft seyn; schon die Käl-
te auf hohen Bergen widerspricht dieser Erklärung.
— Nach S. 267. soll *Herschel*, *außerhalb der Milch-
straße*, in einer Sec. funfzig tausend Sterne durch
das Feld seines Fernrohrs wandern lassen. Diess
hat H. nirgends gesagt; auch stimmt es nicht mit
der richtigen, nur einige Zeilen vorhergegangenen,
Behauptung, dass in einer Viertelstunde (nicht in
einer Secunde) 116000 Sterne *in der Milchstraße*
durch das Feld seines Fernrohrs gehen; man wird
hoffentlich schon diese Anzahl stark genug finden.
— Im Vorberichte zu dieser neuen Auflage bietet
der Vf. zur Versinnlichung der Erscheinungen des
Weltgebäudes noch zweyerley von ihm erfundene
Maschinen an. Die erste, ein *Planetarium*, erläutert
die verhältnissmässige Grösse, Entfernung, wahre
und scheinbare Bewegung, und geneigte Bahn der
zehn Hauptplaneten und ihrer Satelliten, wie auch,
durch eine in Bewegung gesetzte Kurbel, das Ver-
hältniss ihrer Geschwindigkeiten; damit ist ein *Tel-
lurium* verbunden, welches die von der täglichen und
jährlichen Bewegung der Erde abhängenden Erschei-
nungen, und ein *Lunarium*, welches die verschiede-
nen Umläufe und Gestalten, die geneigte Bahn des
Mondes, und die dadurch entstehenden Finsternisse
darstellt. Ein solches Planetarium, vollständig mit
allem Zugehör, kostet sechs Louisd'or oder drey-
ssig Reichsthaler in Golde, wird aber auch, wenn
einige Stücke fehlen, um niedrigern Preis erlassen.
Eine zweyte Maschine, deren Preis auf Nachfrage
besonders angezeigt werden soll, nennt der Vf. *Ura-
norama*; sie soll die Kenntniss der Fixsterne erleich-
tern, und besteht aus zwey, auf einem Gerüste von
sechs Fuss Höhe ruhenden und im Durchmesser vier
Fuss haltenden Halbkugeln, worauf die Sterne von
der 1. bis zur 4. und 5. Grösse nicht gemalt, sondern
mit Sterneisen durchstochen sind, so dass von aussen
her das Licht einiger Lampen durch die durchsto-
chenen Oeffnungen scheint.

* * *

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Neues Hannöverisches
Kochbuch.* In zwey Theilen. Verbessert und ver-
mehrt von einem praktischen Koche. *Dritte*
verbesserte Auflage. 1803. XVI u. 255 S. 8.
(12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. Num. 295.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 29. May 1806.

Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Hier war der Punkt, wo wir die Transscendental-Idealisten erwarteten. Bisher haben wir gezeigt, dass ihr Wahres eigentlich nicht neu ist (obschon es Dank verdient, dass sie dasselbe mit löblichem, wenn auch bisweilen verkehrtem, Eifer in neue Anregung brachten); übrig ist uns noch zu zeigen, ihr Neues sey nicht wahr.

Das Neue dieser Partey besteht ganz allein in der Art und Weise, wie sie das Wahre gefunden zu haben vorgibt. Sagt sie, ihr Hauptverdienst bestehe darin, das Absolute nachgewiesen zu haben: so ist das nicht einmal halb wahr, indem sich von jeder Philosophie, die sich selbst verstand und dieses Namens werth ist, darthun lässt, dass sie in dem Absoluten sich vollendet habe. Was den Unterschied macht, ist der Ort, wo, und die Art, wie man dasselbe suchte. Die kritische Philosophie zuerst suchte dasselbe in der geistigen Menschennatur, und der Urheber dieser Philosophie schlug den, allen Menschen so natürlichen, Weg ein, mit Anschauungen anzufangen, von da zu Begriffen fortzugehen, und mit Ideen zu endigen, welche, die Reihe des Mannichfaltigen in einer Einheit beschliessend, alles Bedingte in einem Unbedingten, dem Absoluten, vereinigen. Der Gegensatz des Kennbaren und Denkbaren, des Seyns und Denkens, des Stoffs und der Form liegt hier klar am Tage, so wie das Verhältniss der Ideen zu den Gegenständen der Erfahrung: die Ideen sind Regulative zu hevristischem Gebrauch, bey diesem Gebrauch stets *das Erste*, der Erzeugung nach in unserm Geiste aber das *Letzte*. Um dieses nachzuweisen, bedurfte es der *Reflexion*, die nur von Entgegensetzung ausgehen und von da zur Einheit gelangen kann, also einer aufwärts steigenden Methode, welcher die abwärts steigende, von der Einheit zur Entgegensetzung gelangende, d. i. die Methode der Speculation, entgegengesetzt ist. Beide haben ihr Gutes, indem die erste uns mit Evidenz zum Princip der Speculation leitet, die andre durch ihre Subsumtion die dort gefundene Wahrheit in systematischen Zusammenhang bringt. Speculation geht auf Wissenschaftlichkeit, das Wesen der Wissenschaftlichkeit liegt in der Form; die Form aber findet keine Anwendung, ausser auf einen gegebenen Stoff: denn an sich ist sie ewig leer. *Schelling* indess weiss so lange zu erschleichen, bis er unvermerkt den Stoff in die Form hinein hat, und behauptet nun, beide seyen Ein und Dasselbe, ursprünglich von einander gar nicht verschieden, aus welchem ersten Trugschluss, den seine Erschleichungskunst producirte, noch manche andre hervorgehen. Da in der Form das Allgemeine liegt, behauptet er, weil er vom Allgemeinen zum Besondern geht, das Besondere sey auch, nicht bloss ideell, sondern reell, in dem Allgemeinen enthalten, und behauptet ferner, weil die Ideen bey ihm an der Spitze stehen, in den Ideen liege auch das höchste, nicht bloss ideelle, sondern reelle Seyn, ohne zu bedenken, dass er durch Abstraction von diesem erst zu jenen gelangt ist. Nachdem er durch *Kants* Leitung den Gipfel erstieg, stösst er den Führer zurück, und verläugnet den Weg, den er hinauf genommen, ja er lässt ihn verschütten, ohne zu bedenken, dass er oben schmählig verderben muss, wenn er ihn nicht wieder zurück zu finden weiss. Besonders schmäht er auf die Abstraction, und setzt ihr die Speculation entgegen, mit der allein man Wunderdinge verrichten könne. Nun haben wir bereits gesagt, dass die Speculation allerdings ihre höchst schätzenswerthe Seite habe; doch muss sie von der rechten Art seyn, d. h. die Principien darstellen, und unter diese gehörig subsumiren; muss wissen, dass, obschon die speculative Kenntniss ein Inbegriff von Vorstellungen nicht von dem wirklich Erscheinenden, sondern von dem ist, was den Erscheinungen zum Grunde liegt, wir doch nicht anders dazu gelangen können, als durch Reflexion und Abstraction. Statt dessen setzt *Schelling*, und sehr beliebig, etwas, das ihm gut dünkt, voraus, und lässt dann alles gehen, so gut es kann, und wo es nicht gehen kann, da mag es springen oder fliegen, oder was es sonst will, kurz, es mag sehen, wie es fort kommt. Fragen wir nur, um das Abenteuerliche *seiner* Speculation kennen

kennen zu lernen, nach deren Verhältnifs zur Erfahrung, und es wird uns in die Augen springen. Um es noch einleuchtender zu machen, wollen wir in Gegenfätzen diefes Verhältnifs andeuten, auf einer Seite nach *Kants* auffteigender, auf der andern nach *Schellings* abwärtssteigender Methode.

Kant.	*Schelling.*
Stoff und Form. Object und Subject.	Abfolute Identität in der Total-Indifferenz des Sub- und Objectiven.
Wahrnehmung.	
Erkennen und Denken.	Idee. Intellectuelle Anfchauung.
Verftand.	Freyes Dichten.
Beftimmbares, Begränztes.	Einbildungskraft.
Abftraction.	Unendliches.
Formales Vermögen.	Objectivirung.
Seyn.	Productive Thätigkeit.
Einzelnes Seyn.	Hervorbringen,
Ganzes.	mit
Vernunft.	bewufster bewufstlofer
Idee. Einheit. Allheit.	Thätigkeit.

Freyheit. Wille. Welt.

Kunft.
Objective Welt, bewufstlofe Poefie des Geiftes.

Betrachtet man diefe beiden Reihen: fo fieht man zuerst den Weg, den *Schelling* emporgeftiegen ift: eben da, wo *Kant* aufhört, fängt Er an, was allerdings ganz in der Regel ift. Gleich darauf aber kommen lauter Dinge, die gegen alle Regel find: 1. Das Princip der abfoluten Identität, als der totalen Indifferenz des Subjectiven und Objectiven ift erfchlichen: denn fiehe, was vorhin *Bruno* fagte, und du wirft wiffen, dafs nichts weniger als eine totale Indifferenz Statt finde, indem die Differenz fich fchon in der Indifferenz des heiligen Abgrunds hervorthut. 2. Wenn gefragt wird, wie die Idee davon in uns zum Bewufstfeyn komme: fo kann hierauf keine andere Antwort erfolgen, als: durch unmittelbare Selbftanfchauung. Indem ich aber nur diefs ausfage, habe ich fchon wieder eine Duplicität, und mithin eine Differenz gefetzt. Angenommen aber, jedoch nicht eingeftanden, dafs die Möglichkeit hievon fich widerfpruchsfrey denken liefse, was follte diefe Idee, diefer göttliche, immer in fich bewegliche Gedanke uns wohl frommen? Dafs wir, wenn die Einbildungskraft darüber brütet, im freyen Dichten die Unendlichkeit ergreifen? Aber wir find ja fchon ganz in der Unendlichkeit drin, die Endlichkeit ift ja auch die Unendlichkeit, das All ift ja Eins! Du aber, o Künftler, leifte uns doch den Dienft, dich ganz voll von diefer Idee zu machen, und bift du ganz davon durchdrungen, fo — liefere uns ein Kunftwerk. Du kannft nicht? Nichts leichter als das! Du objectivirft nur das Unendliche mittelft der productiven Thätigkeit. — Ich mufs lächeln, fagt der Künftler, über deine Untreue an dir felbft. Wo Subjectives und Objectives abfolut identifch find, diefe Identität aber ift = der Leerheit, wie kann man da objectiviren? — Er hat Recht der Künftler; allein etwas dergleichen mufs doch gefchehen: denn wir brauchen nothwendig eine Welt und die Kunft, und da wir kein anderes Seyn haben, als in unfrer höchften Idee: fo müffen wir eine Welt hervorbringen. — Da fieh du zu, fpricht der Künftler, und wendet ihm den Rücken.

Das hätte der Künftler aber darum nicht thun follen, weil er ihm eben hier die Leerheit feiner Speculation recht deutlich hätte zeigen können. Hinter das Gefpenft eines falfchen Princips lauter Phantasmen in Reih und Glied ftellen, das heifst hier Speculation, zu welcher man allerdings weder der Reflexion noch der Abftraction bedarf. Dadurch aber foll uns das Transfcendentale in unferm Denken und Dichten nachgewiefen feyn. Nimmermehr! Ein transfcendentes in Euerm Denken und Dichten habt Ihr nachgewiefen, fonft nichts, und wir haben dabey gefehen, wie ihr in der Verlegenheit, die Idee des Abfoluten und ewig Einen mit dem Bewufstfeyn der Erfcheinungen zu vereinbaren, Euch in den Abgrund metaphyfifcher Träumereyen ftürztet, von denen der Transfcendentalismus nichts weifs, welcher, den urfprünglichen Gegenfatz des Denkens und Empfindens nicht verläugnend, mit Hülfe der Wahrnehmung des innern Sinnes das Urfprüngliche davon in uns, nebft den diefem inwohnenden Gefetzen aufftellt, wobey er fich der geographifchen Charten des Pfychologen vortheilhaft zu bedienen weifs, ohne fich in der empirifchen Pfychologie zu verlieren, die ihr nicht genug mit Schimpf zu beladen wifst, ohne zu bedenken, dafs ohne eine hinlänglich gereinigte empirifche Pfychologie alles Philofophiren ein zwecklofes Würfelfpiel ift. Alfo das Eurige, denn nachdem Ihr Euch lange auf Eurer Höhe herumgetrieben habt, kommt Ihr herab, und ftellt Euch eben dahin, wo wir ftehen, und müfst gerade fo verfahren, wie *Kant* verfahren hat. Zwar wiffen wir wohl, was ihr wolltet; ihr wolltet die ideale Conftruction einer realen erklären: allein ihr habt nichts weniger, als das, gethan. Traurig ftehen wir da, wenn wir mit euch bis zu der Kunft herabgeftiegen find, und fragen: wie bringen wir nun aus dem ewig Leeren die Kunft hervor? Wie gefagt, indem wir *Kants* Leitung folgen, und an *Göthe* denken:

> O verftändet ihr Schwärmer die Ideale zu faffen,
> So verehrtet ihr auch, wie fichs gebührt, die Natur.

Aus einer leeren Idee geht kein Ideal hervor, am wenigften ein für den Künftler Brauchbares, und ein leerer Idealismus kann daher unmöglich der Kunft frommen. Sehr richtig bemerkt *Fr. Schlegel*: *„Ein Ideal ift zugleich Idee und Factum. Haben die Ideale für den Denker nicht eben fo viel Individualität wie die Götter des Alterthums für den Künftler: fo ift alle Befchäftigung mit Ideen nichts als ein langweiliges und mühfames Würfelfpiel mit hohlen Formeln, als ein nach Art der Chinefifchen Bonzen hinbrütendes Anfchauen*

feiner

seiner eignen Nase." — *„Es ist Nothwendigkeit* — sagt *A. W. Schlegel — dem Unendlichen eine sinnbildliche, so viel als möglich individualisirende, Darstellung zu geben."*

Mit diesen Geständnissen sind wir an unserm Ziele. Nicht nur erkennen wir daraus, dass diese beiden Brüder im Irrthum sind, wenn sie sich, in Ansehung der Kunst, für sogenannte Transscendental-Idealisten halten, sondern wir finden auch, sobald wir uns mit dem Sinn dieser Geständnisse vertrauter machen: 1. woher es komme, dass *Schellings* Partey, ungeachtet in ihrer durchaus leeren Speculation nichts Wahres ist, doch von der andern Seite so viel Wahres für die schöne Kunst habe sagen können; 2. warum *Göthe's* logisch-physiologischer Idealismus für den Künstler unbrauchbar, so wie 3. *Schillers* moralische Idealität und Formalität weder zureichend noch hinlänglich verstanden sey, und endlich 4. wo denn wohl am Ende der Punkt liege, in welchem die neue philosophische Theorie völlig mit *Winkelmann* in Harmonie gesetzt sey.

Wir können aber nur dadurch erfahren, wie die griechischen Götterideale zu jener einzigen Individualität gelangten, dass wir untersuchen, was es überhaupt mit den Ideen und den Idealen sey: denn darüber sind wir, statt ins Klare zu kommen, vielmehr immer tiefer in ein dämmerndes Zwielicht verlockt worden. Hier wird sich zuvörderst fragen, wie Ideen wohl von Allgemeinbegriffen unterschieden und ob sie überhaupt etwas anders sind, als sublimirte Allgemeinbegriffe selbst, indem z. B. Rose und Nelke, Fichte und Eiche, Schakal und Adler Schemate (als Anschauungen) und Allgemeinbegriffe (als Gedanken), Blume, Baum und Thier aber die Ideen davon, gleichsam der letzte Extrakt wären. Diese Frage wird keinen befremden, der es weiss, wie schwankend von jeher der Begriff Idee, bald als Gattungs-, bald als Art-, bald als reiner, bald als empirischer Begriff, bald als Vorstellung überhaupt gebraucht worden ist. Besonders seit *Locke* hatte die Idee den ihr von *Platon* ertheilten Adel verloren, bis *Kant* ihr denselben wieder zu verschaffen suchte. *Kant* erklärt nämlich die Idee als *Vernunftbegriff*, d. i. als *Begriff von der Form eines Ganzen der Erkenntniß, welcher vor der bestimmten Erkenntniß der Theile vorhergeht, und die Bedingung enthält, jedem Theile seine Stelle und sein Verhältniß zu den übrigen a priori zu bestimmen.* Dieser Vernunftbegriff ist gedacht im Gegensatz des Verstandesbegriffs, welcher durch Zusammenfassung der gemeinschaftlichen, und Absonderung der individuellen Merkmale gebildet wird. Dessen Quelle ist die Realität, da hingegen der Vernunftbegriff uns aus dem Gebiete der Möglichkeit kommt, indem er eine Vollkommenheit anzeigt, der nichts in der Erfahrung adäquat gegeben werden kann. Hieraus geht zwischen Ideen und Allgemeinbegriffen folgender Unterschied hervor, dass diese ein Nachbild eines schon Wirklichen, jene hingegen das Vorbild eines erst zu Verwirklichenden sind, die ersten eine Reihe anfangen, die andern eine beschliessen. Kurz, beide verhalten sich zu einander, wie das Göttliche zum Menschlichen. In der Gottheit (um dogmatisch zu sprechen) war das Mögliche früher, als das Wirkliche, uns ist das Wirkliche das Frühere; allein auf der Basis desselben steigen wir zu dem Möglichen auf, und schauen von da herab. Das Mögliche dient uns da zur Norm der Beurtheilung: denn wir fragen jetzt nicht bloss, was ein Ding ist, sondern was es seyn soll, und mithin dient es uns auch bey unsern eignen Hervorbringungen zum leitenden Princip. Demnach enthält der Allgemeinbegriff bloss die Merkmale eines bestimmten Seyns, die Idee aber zugleich den Zweck dieses bestimmten Seyns. Ohne Vorstellung der Zweckmässigkeit eines Wesens, oder der absoluten Angemessenheit desselben zu seinem Zweck, ist eine Norm zur Beurtheilung dafür nicht denkbar, weil man ja sonst nicht weiss, was es seyn soll. Was ein Ding seyn soll, erfahren wir durch die Idee; was es ist, durch den Allgemeinbegriff. Es versteht sich übrigens, dass wir von einem Gegenstande nicht eher wissen können, was er seyn soll, als bis wir wissen, was er ist: ohne den Typus des Seyns ist kein Typus des Höherseyns.

Wie zur Bildung von jenem ein klarer Verstand, so wird zur Bildung von diesem eine gebildete Vernunft erfordert; in beiden Fällen aber muss die Einbildungskraft hinzutreten, dort als reproductiv, hier als productiv, oder, wenn man will, dort als Nachbildungs- hier als Vorbildungsvermögen. Wo die Einbildungskraft nachbildend wirkt, da setzt sie, vermittelst der successiven Verbindung der Theile des Gegenstandes, das Ganze zusammen; wo sie vorbildend wirkt, da schwebt ihr die Form des Ganzen vor. Jenes ist beym Schema, dieses beym Ideal der Fall, dem die Idee von einem Gegenstande ausdrückenden Bild desselben. Ohne selbstschaffende Kraft der Imagination bringt alle Vernunft keine Idee und kein Ideal hervor.

Da aber jede Idee auf Zweckmässigkeit bezogen werden muss: so liegt hier die Vermuthung sehr nahe, dass, da die Erkenntniss des Zwecks nur durch tiefes Studium erreicht werden kann, die Idee Folge der Erkenntniss sey. Und das ist allerdings ganz richtig, ohne dass wir darum nun *Göthe's* Meynung unterschreiben müssten: denn wie es eine doppelte Zweckmässigkeit gibt, so gibt es auch eine doppelte Erkenntniss, und alles wird darauf ankommen, von welcher Art sie hier erfordert werde. Man weiss, dass Weltkenntniss und Erfahrung nicht selten die schöne Blüthe der Poesie des Lebens in dem Geiste ertödten, besonders bey solchen, die sich die moralische Zergliederungskunst zum Geschäft machen: eben so weiss man, dass nicht der philosophische Charakterzeichner oder der feinste psychologische Analyst es ist, der uns die gelungensten Darstellungen der Charaktere im Gebiet der Dichtkunst liefert.

fert. Nicht Erkenntniss des Verstandes, sondern anschauliche und symbolische Erkenntniss wird dazu erfordert, welche uns über die Zweckmässigkeit der Naturgegenstände Belehrungen verschafft, zu denen es nicht eben der Hülfe der Physik bedarf. Nur die Menschheit, und wenn man will, zugleich auch Gottheit und Natur in unsrer eignen, der geheimnissvollen Wunder so viele verschliessenden Brust dürfen wir mit feinem Bemerkungsgeiste *zuerst* belauscht haben, um durch eine Art von Ahndungsvermögen den Schlüssel zu den Geistern und Herzen, und, wofern wir die Gegenstände der Natur in der Bestandheit ihrer Charaktere mit treuem Sinn erfassten, zugleich auch zu den Hieroglyphen der Natur zu finden. Was kümmern uns dann alle relative Zweckmässigkeiten, wenn wir lauter absolute, nichts als in sich beschlossenes Daseyn erblicken, jede Form als die Hülle eines Geistes, den wir aus unserm sinnlichen, geistigen, sittlichen Leben kennen und in die Natur hinübertragen. Die Menschheit bricht sich uns in mannichfachen Strahlen aus einander, und so weit, als die lebende Natur in ihrer organischen Entwickelung einer vollendeten Ausbildung fähig ist, spiegelt sich die Menschheit wieder in den Werken der Natur. Dann sehen wir in der Lilie das Symbol der Reinheit; in der Eiche das Symbol der Selbstständigkeit; in dem Schilfrohr das der ewig wandelbaren Biegsamkeit, in der Rose die blühende Jugend, in dem Stiere die ausdauernde Kraft, in dem Ross die muthige Behendigkeit. So betrachten wir alles als aus Ideen entsprungen, Geist darstellend, und wissen gar wohl, ob ein Individuum damit congruire, ohne im Rathschluss der Gottheit gesessen zu haben. Sind doch diese Ideen selbst nur unsre Geschöpfe. Ob sie die Ursachen derselben im göttlichen Verstande waren, wie *Platon* und *Schelling* wollen, das zu behaupten wäre vermessen, da wir ja hier bloss *dichten*, nicht *erkennen*. Darin besteht aber *Schellings* Hauptirrthum, dass er Dichten und Erkennen durchgehends verwechselt, weshalb seine Philosophie mit Poesie Eins wird, für den Philosophen ganz unbrauchbar, für den Poetiker oft sehr brauchbar, besonders wenn dieser nicht eine ins Leere hinaus producirende productive Phantasie annimmt, wobey es freylich am Ende heissen muss: Er sprach, es werde Etwas, und siehe, es ward Nichts.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Königsberg, b. Göbbels u. Unzer: *Beyträge zur Kriegskunst in Fragmenten über verschiedene taktische Gegenstände. Zweytes* Heft. 1803. 151 S. *Drittes* Heft. 1805. 112 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Es finden sich hier einige zum Theil gute Bemerkungen mit andern unbedeutenden vermischt, zu welchen letztern wir die arithmetischen Aufgaben im siebenten und achten Fragmente zählen, deren man ohne grosse Mühe eine unendliche Menge erfinden kann, um sie zur Uebung im Rechnen aufzulösen. Besser sind die Betrachtungen über die Angriffe mit Treffen oder mit Echelons; doch ist auch hier die Berechnung des Verlustes, welchen die angreifenden Echelons durch das feindliche Infanteriefeuer erleiden, offenbar zu gross angegeben. Der Vf. berechnet nämlich den Verlust von zwey avancirenden Bataillons, gegen die der Feind auf eine Entfernung von vier hundert Schritt zu feuern anfängt und ihnen von zwanzig Schritt zu zwanzig Schritt eine Salve gibt, auf 860 Mann. Allein, selbst in der blutigen Schlacht bey Kunnersdorf verlor das damalige Regiment von Fink bey den wiederholten Angriffen auf die Russischen Batterien und Verhacke in einem Zeitraume von mehrern Stunden, wo es das heftigste Kartetschen- und Kleingewehrfeuer auszustehen hatte, 988 Mann; und bey Kay war der stärkste Verlust des Regiments v. Golze unter gleichen Umständen 962 Mann. Beides gibt bey weitem ein kleineres Verhältniss, als das vom Vf. angegebene, da man besonders auf die Wirkung des schrägen Feuers so gut als gar nicht rechnen kann: wie Rec. die Erfahrung zur Genüge gezeigt hat, denn auch das Verwechseln der Hände beym Rechtsanschlagen der Oestreicher ist nur ein Nothbehelf, von dem sich im Ernst nicht viel erwarten lässt. In Absicht der geringen Wirkung des im Avanciren feuernden Geschützes ist Rec. vollkommen mit dem Vf. einverstanden. Man muss durchaus mit jenem bis auf eine schickliche Entfernung vom Feinde rasch vorgehen, und es an schon vorher bestimmten Plätzen aufstellen, wo es mit Effect so lange feuern kann, bis die diesseitigen Truppen an den Feind kommen und den wirklichen Angriff beginnen wollen. Der Effect der Granaten hingegen S. 102. ist zu hoch angeschlagen, weil sie nur äusserst selten liegen bleiben, wenn die Entfernung des Objects unter 1000 Schritt ist; daher man in diesem Falle sie bloss als gewöhnlichen Kugelschuss ansehen kann, wo aber die Haubitze der Kanone in Absicht des Treffens weit nachsteht. Die Manoeuvre-Entwürfe im dreyzehnten Fragmente verdienen allen Beyfall, obgleich es nur hingeworfene Ideen sind. Rec. fügt ihnen den Wunsch bey: dass man die deutsche Infanterie auch im Tirailliren unterweisen sollte, wozu sie von Natur nicht so gewandt sind, als die Franzosen. Nur hängt leider! dieser Wunsch von einem andern ab, der vielleicht noch so bald nicht realisirt werden dürfte: dem Gewehr überhaupt eine zum Zielen und Treffen zweckmässigere Einrichtung zu geben, als es gegenwärtig bey den meisten Armeen hat.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 31. May 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Barth: *Allgemeine Encyclopädie für praktische Aerzte und Wundärzte. Siebenter* Theil. Oder: *Klinisches Taschenbuch für praktische Aerzte*, von *C. W. Consbruch*, Königl. Preuss. Hofrath u. Arzt zu Bielefeld. *Erster* Band 544 S. *Zweyter* Band 528 S. *Vierte*, vermehrte Auflage. 1804. (3 Rthlr.)

Wenn ein Buch in kurzer Zeit so viele Auflagen erlebt, wie das gegenwärtige: so ist der Vf. und der Rec. desselben dem Publikum schuldig, jener, seinem Buche die möglichste Vollkommenheit zu geben; und dieser, durch eine genaue Kritik zu zeigen, ob und wie der Vf. nach Vervollkommnung getrachtet und auf welche Weise er dieselbe erreicht oder nicht erreicht habe. Rec. glaubt in diesem Falle, auch in Kleinigkeiten strenge seyn zu müssen: denn der Vf. hat Zeit und Veranlassung genug, sogar in Kleinigkeiten es mit seiner Arbeit strenge zu nehmen. Mit diesem Grundsatze sucht Rec. zuvörderst dem uns, über die Anzeige der vorigen Ausgabe gemachten Vorwurfe des Vfs., als haben sich in dieselbe „kleinliche Einseitigkeit und selbst grobe Verunstaltungen hineingeschlichen" zu begegnen. Es ist sonderbar, dass der Vf., dessen Buch wir für nützlich hielten, uns den grössten Fehler, welchen wir an seinem Buche fanden, die Einseitigkeit, zurückschieben will! Es ist mehr als dreist, ein *buchstäblich* abgedrucktes, fehlerhaftes Recept für eine grobe Verunstaltung auszugeben! Uebrigens gibt es einen erfreulichen Beweis von der Kraft der Wahrheit auf das Gewissen, dass der Vf. in den meisten, von uns getadelten Stellen, Verbesserungen (freylich nicht immer glückliche!) vorzunehmen gesucht hat. Inzwischen hat sich auch in dieser Auflage der Vf. noch nicht von einem Systeme losmachen können, das wegen der Annahme und Zusammenmischung der heterogensten Principien für die meisten Aerzte eine ungeniessbare Masse geworden ist. Er hat zwar demselben durch das Aufnehmen einiger Worte und Sätze aus der Erregungstheorie einige Gefälligkeit mehr zu geben gesucht; es kommen die Ausdrücke Erregbarkeit und Erregung, Sthenie und Asthenie, Stärke und Schwäche mehr als ehemals vor; aber unter einem ganz andern als dem gewöhnlich recipirten Begriffe. Diejenige Eigenschaft des lebenden Körpers, sagt Hr. C., welche ihn fähig macht, Reize aufzunehmen und zu empfinden, heisst Erregbarkeit. Sie begreift unter sich die Reizbarkeit, *Irritabilitas*, die Empfindlichkeit, *Sensibilitas*, und die specifische Reizfähigkeit oder eine eigene, von der individuellen Organisation des Theiles specifisch modificirte Perception des Reizes und Reaction auf denselben. Nächst diesen nimmt Hr. C. noch die organisch-bildende und bildende, plastische Kraft unter die Hauptmodificationen der Lebenskraft auf. Wenn die Erregung zunehme und dabey der Verlust immer gehörig ersetzt wird, oder der Ersatz gar den Verlust übertrifft, so entstehe Stärke des Lebens, Sthenie und im höchsten Grade desselben Entzündung, Hypersthenie. Werde die Erregung so gross, dass der Ersatz nicht hinlänglich ist, so entstehe wahre Schwäche des Lebens, Asthenie. Das Wesen der Sthenie bestehe in vermehrter Stärke der Lebensäusserung mit gleichmässig erhöhter Erregbarkeit. Das Verhältniss zwischen der Reizfähigkeit und Lebensstärke, Wirkungsvermögen, ist veränderlich. Es kann bey jedem Grade der Erregung sich gleich bleiben, aber auch ungleich und selbst entgegengesetzt werden. Im ersten Falle entsteht erhöhte Erregbarkeit mit erhöhter Lebensstärke, irritable Stärke, oder verminderte Erregbarkeit mit verminderter Lebensstärke, Schwäche. Im zweyten kann die Erregbarkeit vermindert und das Wirkungsvermögen erhöht werden, *torpide* Stärke, oder die Erregbarkeit wird erhöht und das Wirkungsvermögen vermindert, irritable Schwäche u. s. w. Diese wunderliche Combination spricht sich desto deutlicher aus, je weiter man in der Aetiologie des Vfs. fort und zur Therapie übergeht. Vorzüglich gehört hierher die Lehre vom Antagonismus und von den antagonistischen Krankheiten, welche so vielen Widerspruch, unter andern vom verst. *Cappel*, gefunden hat. Wir wollen uns jedoch nicht länger bey der Theorie des Vfs. verweilen, damit wir auch noch einige Blicke auf Behandlung der Krankheiten werfen können, um zu sehen, ob Hr. C. die Bemühungen neuerer Aerzte habe auf sich wirken lassen. Mit *Hufeland* nimmt der Vf. an, Fieber sey im Allgemeinen diejenige widernatürliche Beschaffenheit des Kör-

Körpers, wo alle Theile und Systeme, vorzüglich das arteriöse, gegen einen pathologischen Reiz gemeinschaftlich reagiren und das Gleichgewicht der Kräfte aufgehoben ist. Aber diese Definition ist viel zu weit. Er nimmt auch nur ein einziges Fieber an; aber vier Ordnungen: das einfache Reiz- oder gutartige Fieber, das Entzündungs-, Faul- und Nervenfieber. Allein das erste kann keine Ordnung oder Klasse ausmachen, so wenig als es gut- oder bösartig seyn kann, und die Faul- und Nervenfieber machen nur zwey Ordnungen Einer Klasse, des Typhus, aus. Die Bestimmung der Säuren, S. 209., welche im Faulfieber so wichtig ist, für den Fall, wo ein erschlaffter Zustand des Körpers, oder eine schlechte, verkehrte Heilart zum Grunde liegt, ist höchst mangelhaft. Eben so mangelhaft sind die Angaben, S. 242., von den Wirkungen des Quecksilbers beym Nervenfieber, dass es die übermäsigen Anstrengungen der kranken Organe beruhige, ohne zu schwächen, dass es Schmerzen und Krämpfe aller Art heile, und dass man es bey örtlichen Entzündungen angewandt habe. Vergleicht man diese Angaben mit andern, S. 243., wobey der Vf. wieder auf andere Stellen verweist, ohne daselbst, S. 260. 282., etwas Näheres anzugeben: so ersieht man wohl, dass der Vf. selbst noch wenig Anwendung von diesem Mittel gemacht habe. Auch was Hr. C. von der Entzündung sagt, wäre vielleicht einiger Verbesserung nach *Horn*, *Röschlaub*, *Spangenberg*, *Gutfeldt* u. s. w. fähig gewesen. Bey der Pneumonie räth der Vf., S. 271. nach Aderlässen alsbald zum Kampher, schwerlich möchte aber dieser gleich nach der Blutausleerung passen, auch wenn man ihn mit Salpeter geben wollte. Er gehört durchaus für ein späteres Stadium. Die Pneumonie ist übrigens noch von der Pleuresie getrennt. Die vom Vf. für weniger wesentlich geachteten Charaktere der Zwergfellsentzündung, S. 281., Schluchsen u. s. w. hält Rec. für sehr wesentlich. Das Schleim- und schleichende Nervenfieber wird unter Einer Rubrik, S. 329., abgehandelt. Ueber die Milchversetzungen erklärt sich der Vf. S. 339. nicht genugthuend; ist aber geneigt, sie anzunehmen. Auch über die Rötheln, *Rubeolae*, finden wir keine nähern Aufschlüsse, sondern nur die räthselhaften Angaben von *Ziegler* und einigen wenigen andern Aerzten. Eine eigene Fieberklasse macht Hr. C. auch itzt wieder aus den Fiebern mit widernatürlich erhöhtem Gemeingefühl, *Coenaesthesis*, nach *Reil*. Er begreift darunter die beiden Geschlechter: Rheumatismus und Ruhr. An der Spitze der zusammengesetzten Fieber erscheint das problematische entzündliche Nervenfieber. Hr. C. läfst den Character desselben aus dem des Nerven- und reinen Entzündungsfiebers zusammen gesetzt seyn. Es entstehe bey starken, robusten, jugendlichen Körpern, wenn sie von Nervenfiebern befallen werden. Anfänglich steche der entzündliche Charakter deutlich genug durch u. s. w. Aber warum wollen und können wir denn nicht selbst prüfen? Dem Vf. fehlt es zuverlässig nicht an Talent, nur wie es scheint an Muth dazu. Die Einimpfung der Menschenblattern, von welcher der Vf. noch handelt, ist durch die Kuhpockenimpfung jetzt durchaus überflüssig gemacht worden. Der Abschnitt Wechselfieber ist zu schleppend behandelt worden. Vom Opium, als einem der wirksamsten Mittel gegen reine Wechselfieber, hat der Vf. so gut als nichts angegeben. Er empfiehlt es nur bey bösartigen Fiebern, die mit schlafsüchtigen und andern Gefahr drohenden Zufällen begleitet sind, und wo man nicht Zeit genug habe, die Rinde in erforderlicher Stärke zu geben. Rec. behandelt seine Wechselfieber in der Regel so, dass er kurz vor und in dem Frost Mohnsaft, in der Hitze Säuren und in der freyen Zeit China gibt, und er sieht davon die trefflichsten Wirkungen. Er hält es daher für ganz unrecht, zu sagen, im Paroxismus selbst könne man nichts unternehmen. Die Regeln für praktische Aerzte sind aus *Vogel*, *Stoll* u. s. w. genommen.

Der *zweyte* Band enthält die chronischen Krankheiten. Gleich in der Einleitung findet Rec. manche Uebereilungen, oder Sätze, welche dem Vf. aus der Feder geflossen sind, ohne dass er nur im geringsten darüber nachgedacht hat. Man sey, heisst es, nicht immer so glücklich, einen festen Heilplan zu gründen und oft entdecke man auch bey den ausdauerndsten und sorgsamsten Nachforschungen nicht den mindesten Umstand, der etwas Licht über die Krankheitsursachen verbreite. In diesem Falle bleibe dem Arzte nichts übrig, als entweder gewisse etwa im Körper befindliche Fehler und widernatürliche Beschaffenheiten, wenn sie auch noch so gering und noch so wenig mit der Hauptkrankheit zusammenhängend scheinen, zu heben, oder aus der Wirkung, dem Nutzen und Schaden gewisser diätetischer oder Arzneymittel etwas zu folgern, oder die Analogie der gegenwärtigen mit andern Krankheiten zu Hülfe zu nehmen, und wenn ihn alle diese (schon sehr trübe) Quellen verlassen, so hat er noch die letzte Zuflucht — nämlich zu einer vernünftigen (?!) Empirie. Irrig ist es auch, dass die Kur des chronischen Rheumatismus mit der des hitzigen übereinstimme; überflüssig die Aufzählung der von *Lentin* und *Vogel* angegebenen Unterscheidungsmerkmale des Rheumatismus und der Gicht, da die Mehrheit der itzigen Aerzte sich bestimmt dafür erklärt hat, dass der Rheumatismus zu höherem Grade gesteigert, so dass das lymphatische System zugleich und überwiegend leidet, Gicht ist. Bey der Heilung der Skrofeln empfiehlt Hr. C. Laxirmittel, worunter man vorzüglich die kräftig eingreifenden und erwärmenden auswählen und die kühlenden vermeiden soll; zu jenen gehören Salmiak, *Terra foliata tartari*, *Sal digestivum* u. s. w. Das ganze Kapitel ist fast unverändert nach *Hufeland* bearbeitet, obschon neuere Kinderärzte bessere Ansichten geliefert haben. Die Rhachitis hält Hr. C. für erblich und endemisch, was sie beides nicht ist. Die bey der Kur des Skorbuts vom Rec. getadelte Abführung hat

hat der Vf. auf eine fast lächerliche Art verbessert, S. 77.; dagegen aber die unwirksame *Hb. aparines*, S. 78. noch stehen lassen, damit ja nicht zu viel verbessert werde! Gegen die Windsucht wird auch noch S. 127. das Ausziehen der Luft mittelst einer von *Thilow* empfohlenen Spritze gerathen; praktische Aerzte wissen aber, dass diess gar nichts hilft. Dagegen sind die *medicamenta austera*, welche mit *Aromaticis* noch das meiste bey dieser Krankheit thun, nicht angegeben worden. Von dem frischen, gesunden Urin, S. 149., um die Geschwüre beym Grind damit öfters zu waschen, hat sich Hr. C. auch itzt wieder nicht trennen können. Das Mittel muss dem Vf. also nicht so ekelhaft vorkommen, als dem Rec. *Chacun a son gout!* Nun kommen wir an die schon getadelten Pillen mit *Ipecacoanae*, *Opii* und — *Olei menthae gran. IV.* Diess Recept tadelte Rec. weil kein Mensch wesentliche Oele nach Granen verschreibt; Hr. C. nennt diesen gegründeten Tadel eine grobe Verunstaltung! Die Blutflüsse theilt er in thätige oder sthenische, und leidende oder asthenische; es ist aber noch sehr die Frage, ob sthenische [grosse] Blutungen möglich sind. Hr. C. hat die neuern Streitigkeiten hierüber im geringsten nicht berücksichtigt. Rec. sieht auffallend guten Nutzen von vorsichtig angewandter Stärkungskur bey Bluthusten, Gebärmutterblutsturz u. s. w. Das in der vorigen Rec. getadelte *Ol. momordicae* und *Spergulae* beschützt der Vf. mit Autoritäten; aber gibts in der Medicin weiter eine Autorität als die der wiederholten Erfahrung? In dem Abschnitte von Nervenkrankheiten gesteht der Vf. S. 336. dass die Grundsätze einer vernünftigen Erregungstheorie über die allgemeine Anwendungsart der verschiedenen Heilmethoden bey diesen Krankheiten mehr Licht verbreitet hätten; möchte nur Hr. C. diess Licht haben mehr leuchten lassen! Unter den in der vorigen Rec. getadelten Mitteln finden wir wieder S. 415 das *Ol. laxativ. Vogler.* aus *Resina Ialapp.* Seife und Baumöl, ein Geschmier, welches kein Kranker wegen des abscheulichen Geschmacks nehmen kann! Die Kinderconstitution wird S. 420. in Schlaffheit, Weichheit und Atonie mit viel Reizbarkeit gesetzt; ist das nicht ein baarer Widerspruch? Mit Schwierigkeit würde das *Decoct* des *Gnaphalii dioici* Kindern tassenweise S. 442. beyzubringen seyn; auch wenn es, was wir bezweifeln, Wirksamkeit besässe. Bey dem Abschnitte Keichhusten hat der Vf. im ganzen Buche sich der meisten Erinnerungen gegen vorgeschlagene Mittel und Methoden erlaubt, wahrscheinlich hat er ihn öfter beobachtet. Nur so, nur durch eigene Prüfung und Beobachtung, kann jede medicinische Schrift gewinnen und wahrhaft Nutzen stiften! Die letzte Abtheilung handelt von den plötzlichen Lebensgefahren aus äussern Ursachen. Wir übergehen sie.

So hat also Rec. diese Schrift einer nochmaligen genauen Revision unterworfen, um auch sein Urtheil nochmals zu revidiren. Er findet aber, wie jedem Leser ins Auge springt, durchaus keinen Grund, dasselbe zu ändern. Hr. C. ist ein fleissiger, aber einseitiger Compilator; eine grundlose Furcht vor den neuern Grundsätzen scheucht ihn auch von der Benutzung des Guten derselben zurück, eine übertriebene Verehrung für einzelne achtungswerthe Männer macht ihm auch die Irrthümer derselben werth. So bleibt der Vf. auf seinem einmal gewählten Standpunkte fixirt stehen, und sonnt sich im Abglanze einzelner ihm vorleuchtender Autoren, statt dass er einen eigenen Flug nach dem höhern Lichte der Wahrheit beginnen sollte. Damit inzwischen Hr. C. nicht etwa Nebenabsichten bey unsrer Anzeige vermuthe: so versichert Rec., dass er weder ein ähnliches Werk geschrieben habe, noch je schreiben werde, dass er wenigstens 50 Meilen weit vom Vf. wohne und auch nicht die geringste Kenntniss von dessen Person, Leben und Thun habe.

SCHÖNE KÜNSTE.

ERLANGEN, b. Walther: *Mythologie, durch Vorstellung der schönsten Stücke des Alterthums mit Kupfern erläutert. Zweyte* vermehrte Ausgabe. *Erstes* bis *Sechstes* Heft. 36 Kupfertafeln und 7 Bogen Text. 1791 ff. gr. 4. (Jedes Heft 1 Rthlr.)

Schon im J. 1784 erschien in dem nämlichen Verlage *A. H. Baumgärtner's Geschichte der Götter und der vergötterten Helden Griechenlandes und Latiens*, welche mit dem gegenwärtigen Werke gleichen Zweck hatte, aber mit dem *dritten* Hefte unter dem allgemeinen Titel: *Geschichte der vier ältesten Gottheiten des Orients*, geschlossen wurde, weil die überhäuften Geschäfte des Herausgebers keine weitere Fortsetzung erlaubten. Dem Verleger lag indess eine ähnliche Fortsetzung dieses Unternehmens immer am Herzen; und bey Durchgehung der dazu nothwendigen Hülfsmittel, die er selbst besitzt, legte er abermals Hand an dieses Werk. Seine Absicht war, die herrlichsten Statuen, sowohl in nackter, als bekleideter Stellung, zu liefern, dabey aber auch besonders für Kunstliebhaber die Gemmen, worauf sich die Symbole einer jeden Gottheit befinden, den Statuen beyzufügen. Es sind dabey die Werke nachgewiesen, woraus die Originale genommen sind, und die Figuren ganz kurz beschrieben. Von einigen, wie vom *Apoll* im *ersten* Hefte, ist indess bey der *zweyten* Auflage eine umständlichere Erläuterung gegeben, und von dem *dritten* Hefte an sind auch die übrigen Beschreibungen, besonders der Symbole und Attribute etwas erweitert worden. Die Gottheiten, deren Abbildungen in diesen *sechs* Heften vorkommen, sind: *Apollo*, *Diana*, *Oceanus*, *Neptun*, andre *Meersgötter* und *Minerva*. Diese Abbildungen sind aus mehrern grossen Kupferwerken, den römischen und florentinischen Museen, Gemmensammlungen u. a. genommen; und gegen ihre Auswahl ist wenig zu erinnern; nur in den Nachstichen möchte man oft mehr Leichtigkeit, mehr Sanftheit der Umrisse und grö-

grössere Schönheit des charakteristischen Ausdrucks wünschen. Der Text aber darf noch weniger strenge beurtheilt werden. Er enthält allerdings manche gute und blosen Kunstliebhabern genügende Bemerkungen; nur hätte er bey dem vorzüglichen Gewinn, welcher dem mythologischen Studium in den letzten Jahrzehenden, besonders unter uns Deutschen, zu Theil geworden ist, wo nicht gelehrter, doch gründlicher und fruchtbarer, ausfallen können. — So viel Rec. weiss, ist nach diesen *sechs* Heften keine weitere Fortsetzung dieses Werks erschienen; desto mehr ist eine günstigere und fortwährendere Aufnahme für das Bilderbuch für Mythologie, Archäologie und Kunst zu wünschen, welches der Prof. *Hirt* in Berlin unlängst zu liefern angefangen hat.

Köthen, b. Aue: *Chrestomathie deutscher Gedichte*, gesammelt und erklärt von *C. F. R. Vetterlein. Erster* Band. 1796. XIV u. 420 S. *Zweyter* Band. 1796. 484 S. *Dritter* und *letzter* Band. 1798. 676 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Jungen Dichterfreunden sollen durch diese Sammlung Beyspiele und Muster aus allen, oder doch den meisten Gattungen der Gedichte, und Stücke aus der nämlichen Gattung in verschiedner Manier, vorgelegt werden; sie soll ihnen zur Vorbereitung auf den theoretischen Unterricht über die Dichtkunst dienen, und denen, die selbst Kunst und Anlage zu poetischen Arbeiten haben, durch Vergleichung der verschiednen Behandlungsarten auf die Spur helfen, die ihnen angemessenste zu entdecken, oder eine neue zu erfinden. Der Herausg. schränkte sich indess nicht auf blosse Sammlung der Gedichte ein, sondern lieferte zugleich einen kritischen und erklärenden Kommentar über jedes derselben. Zunächst bestimmte er diese nützliche Arbeit für die mittlere Jugend, und für den Theil des übrigen lesenden Publikums, welches ihr an Fähigkeiten und Kenntnissen ungefähr gleicht. Genau liess sich indess diese Gränzlinie nicht immer beobachten; und auch mehr gebildete und reifere Leser finden in diesen Erläuterungen Manches, was ihrer Aufmerksamkeit nicht unwürdig ist. Denn wirklich enthält dieser Kommentar manche mit Fleiss und vielseitiger Umsicht gesammelte Notizen, manche treffende Charakterisirungen der Dichter und ihrer Werke, manche gute grammatische Bemerkungen, die jedem Gedichte zuletzt und besonders beygefügt sind. Auch können die Parallelstellen aus ältern und neuern Schriftstellern zur Bildung und Beförderung des kritischen Geschmacks vortheilhaft mitwirken. Vornehmlich werden aber angehende Lehrer, denen Zeitmangel oder überhäufte Geschäfte die eigne Vorbereitung versagen, dieses Werk beym Unterrichte mit Nutzen gebrauchen können, und darin Vieles beysammen finden, was sie sonst erst mühsam zusammen suchen müssen, und wozu ihnen vielleicht die Hülfsquellen fehlen möchten. — Bey der Wahl der aufgenommenen Stücke sah der Vf. überhaupt auf einen lehrreichen Inhalt und auf eine wahrhaft dichterische Ausführung; obgleich er auch einige wenige mittelmässige Stücke aufnahm, um auch daran die Urtheilskraft zu üben. So viel möglich, sah er auch auf Vollständigkeit; und man wird von unsern vaterländischen Dichtern, die auf den Ruhm der Klassiker gegründeten Anspruch machen können, wenige vermissen. — Das Ganze ist nach den Dichtungsarten geordnet; der *erste* Band enthält Fabeln, Erzählungen und Romanzen; der *zweyte*, Oden, die auch noch im *dritten* fortgesetzt werden, in welchem übrigens noch Hymnen, Lieder, vermischte Gedichte und Sinngedichte gesammelt und erläutert sind. — Das am Schluss der Vorrede des *ersten* Bandes geleistete Versprechen, dem *letzten* Bande kurze literarische Nachrichten beyzufügen, hat der Vf. zwar nicht erfüllt, diesem Mangel aber desto vollständiger durch sein, im J. 1800 in eben dem Verlage geliefertes, *Handbuch der poetischen Literatur der Deutschen* abgeholfen, welches von ihm zum Anhange dieser Chrestomathie bestimmt wurde, und im 22. Stücke des zweyten Jahrganges dieser *Ergänzungsblätter* bereits angezeigt ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Regensburg: Ueber die Bildung zum Gelehrten.* Von *Georg Heinrich Keyser*, Redacteur der Annalen der baierischen Literatur. 1802. 47 S. 8. — Niemand wird auf diesen wenigen Blättern eine Erschöpfung dieses Gegenstandes erwarten; sie sind auch nur Fragmente eines grössern Werkes, welches der Vf. ankündiget. In einer gebildeten, fast ganz von Provinzealismen reinen Sprache, legt er Baierns studierender Jugend mit vieler Herzlichkeit und beständiger Rücksicht auf den Culturzustand dieses Landes die Pflicht an das Herz, sich durch Philosophie und Geschmacksbildung zu dem besondern Ruf eines gelehrten Standes gehörig vorzubereiten, und den Gelehrtenstand aus einem edlern Gesichtspunkte als dem eines blossen Mittels zum Erwerbe zu betrachten. Wir wünschen dass dieser Zuruf nicht ohne Folgen bleibe.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 3. Junius 1806.

Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Um das Dichten vom Erkennen desto sicherer zu unterscheiden, erinnern wir uns, dass es eine doppelte Welt gibt, die Welt der Erscheinungen um uns, und eine Welt geistiger Thätigkeiten in uns, beide voll tiefer, noch unbegriffener Wunder. Jene wirkt in uns ein durch die Empfindung, diese wirkt auf jene durch den Gedanken, durch beides wird die äussere Welt *unsre* Welt. Vor dem grossen Momente, wo die Sonne des Selbstbewusstseyns in unserm Innern aufgeht, verschwimmen wir in der Masse des Ganzen; jetzt beginnt die Scheidung, es ist ein Doppeltes da: Wir, und etwas, das nicht Wir ist. Kaum aber hat sich die grosse Masse dessen, was nicht Wir ist, vor dem Lichte des Verstandes wieder in Einzelheiten abgesondert, als das ewige Gesetz der Ursachlichkeit in uns sich hervorthut. Um zu erfahren, wie den Anforderungen desselben genug gethan werde, versetzen wir uns im Geist zurück in jene Zeit des ersten Erwachens unsrer Seele zur Erkenntniss ihres und fremden Daseyns. Unbekannt mit der Welt und allem Leben um uns her, war uns nur das Gefühl *unsers* Lebens nicht fremd; in ihren Neigungen und Lüsten, Begehren und Verabscheuen, Streben und Ueberlegen kannten wir schon einen ziemlichen Theil der innern Welt. Die Kenntniss der äussern wird uns erst spät durch den Verstand, früher durch den Sinn: und waren wir uns selbst überlassen, konnte unsre Kindheit kindlich beginnen: so war unsre erste Kenntniss und unsre Verknüpfung nach dem Gesetz der Ursachlichkeit gewiss phantastisch: denn die Phantasie übernahm das Werk der Belehrung. Sie aber, die keine andre Methode, als die der Analogie kennt, wies uns zu Verähnlichungen an; wir verähnlichten die Welt ausser uns der Welt in uns. Da strömte Leben und Geist aus in die ganze Natur; *unser* Leben, *unser* Geist; wir trugen uns in fremde Wesen über, und die grosse Oekonomie der Natur ward wie ein menschlicher Haushalt geführt. Wann war die Natur uns magischer, als damals? Wann waren wir bessere Mythologen? — Das alles aber, weil wir unser Inneres in die Natur übertrugen, weil wir dichteten. Unsre Neigungen sprachen uns aus den Thieren an, der fliegende Blitz ward geschleudert, die ziehenden Wolken gestalteten sich zu Wagen, die gaukelnden Lüftchen im Laube haschten einander, der zu fällende Baum seufzte, und der Strom ward aus einer Urne gegossen. So war uns alles Ausdruck einer geistigen Intention, unsre Kenntniss symbolisch, lauter Allegorie.

Und so liegt die Welt vor uns in der Sinnbildlichkeit ihrer Erscheinungen. Jede derselben ist bedeutendes Bild, weil sie uns ein Bekanntes, die eigne Erfahrung, mit stummer Sprache zurückruft. Je mehrere derselben mit Einem ein Bild in der Seele aufregt, desto sinnreicher; je leichter und müheloser die Bedeutung desselben in die Augen springt, desto schöner ist das Bild: denn die Seele scheint durch die Hülle hindurch, und das Erkennen derselben ist nicht anstrengende Arbeit, sondern leichtes Spiel, wobey sich doch wieder so viel denken lässt. Auf diese Weise bewegen wir uns frey und froh in dem Element der Poesie. Ein Unterschied aber zwischen Menschen und Völkern tritt hier ein. Je nachdem die innere Stimmung reiner, leichter, harmonischer, die äussere Umgebung heiter oder düster, rauh oder sanft ist, je nachdem gestaltet sich im Innern die poetische Welt wild oder freundlich. Die reine Schönheit liegt zwischen zwey Aeusserslen in der Mitte; Schönheit aber ist überall. Die verschiedenen Mythologieen werden das bezeugen. Je reiner ferner in einem die Menschheit ausgebildet ist, sey es von der Natur, sey es durch die Lebenskunst geschehen, um so edler wird seine poetische Welt seyn, und nach seines Geistes und Herzens Tiefe und Fülle reich und tief. Alles aber läuft in dem Einen Punkt zusammen, dass es die Art der phantastischen Weltanschauung ist, die in uns das poetische Leben erregt, und anders freylich spiegelt sich die Welt in der Seele eines Kamtschadalen, anders in der Seele eines *Göthe* und *Homer*.

Diese innere poetische Welt ist das Element, woraus der, den die Natur zum Künstler berief, so bald die zu volle Seele ihn zur Mittheilung, zur Veräusserung drängt, seine künstlerischen Darstellungen gestaltet. Bedenkt nur, dass er nicht unmittelbar sein inneres Leben hingeben kann, dass es durch ein Medium geschehen muss, worin er es niederlegt. *Darstellen* will er, und bedarf dazu eines empirischen Stoffes, in Ansehung dessen er streng an die Natur und Wirklichkeit gebunden ist. Die Gegenstände erschafft er nicht, hier muss er nachahmen, kopiren · denn Richtigkeit ist die erste Forderung an jede Darstellung. Wie nothwendig aber auch die Richtigkeit sey, und wie vortreffliche Dienste die Nachahmung der Natur dem Künstler für seine Studien leistet, so wird er doch in sehr wenigen Fällen nur damit ausreichen, in den meisten eine noch unbefriedigte Leere in sich fühlen, indem er immer nur die Natur wiedergegeben hat, da er doch seine eigenste Poesie darin ausprägen, den lieblichen Duft der Einbildungskraft darüber hauchen wollte. Was nun thun? Er muss die Natur verschönern, sagten manche, und das hiess bey ihnen nichts anders, als: er muss in jeder Art, jeder Gattung nur das Vollkommene wählen, und, falls er das nicht vorfindet, aus dem vorhandenen Einzelnen zusammentragen, das Mangelhafte dabey aber weglassen, kurz, er muss die vor ihm liegenden einzelnen Umrisse vereinigen, und daraus ein neues Ganze schaffen, welches alles Eigenthümliche und Besondere der Gattung mit Bestimmtheit enthält. Auf diese Weise gelangt er, mittelst treuer und sorgsamer Beobachtung, zu einem Schema (Gemeinbild) von der Art oder Gattung, das ihm als Musterbild derselben gilt. Die Bildung eines solchen Schema ist, wie für unser Denken, so für unser Bilden, unumgänglich nothwendig; allein man sieht auch leicht, dass, wer nur hieran sich halten wollte, eine blosse Manier erreichen würde, die nicht weit führt. Man hat das Schema häufig mit dem Ideal verwechselt, und dadurch manche Verwirrung hervorgebracht, besonders aber die thörichte Anforderung, dass der Künstler das Individuum erst idealisiren, hinterdrein aber das Ideal wieder individualisiren müsse. Dem Unbequemen und Widersinnigen in dieser Anforderung entgingen die, welche die Darstellung geradezu auf das Charakteristische einschränkten, und man muss wenigstens bekennen, dass sie mit ihrem Ausdruck, ihrer Bedeutsamkeit, der Klippe des Glatten und Flachen, woran die Manier scheitert, glücklich entkamen. Dass sie indess das Höchste der schönen Kunst nicht erreicht haben, wird sich bald zeigen.

Alle Künstler, so viele wir deren bis jetzt genannt haben, nahmen bloss aus der Natur, ohne ihr etwas zu geben, ohne ihre poetische Weltanschauung darin niederzulegen, wozu das Verfahren nach Ideen unerlassliche Bedingung ist. Eine solche Anschauungsart der Natur ist dem Dichter natürlich und er ist ohne sie, kein geborner Dichter. Ob indess jedes Individuum seiner Idee entspreche, das ist die grosse Frage. Fände er es in der Wirklichkeit: so bedürfte er keines Ideals bey seinem Bilden; allein nur bisweilen findet er es, öfter muss er es schaffen. Idealisiren wird also nichts anders heissen, als eine Idee in einem Individuum darstellen.

Hier bemerken wir aber, dass jetzt weder von einem theoretischen, noch von einem praktischen, sondern von einem ästhetischen Ideal und überhaupt *ästhetischen* Idealismus die Rede ist, welcher aus der Phantasie, mit Zuziehung der symbolischen Erkenntniss, sich bildet. Da ist die Idee nichts anders, als: eine, mittelst der productiven Einbildungskraft, gemäss der Analogie des Gegenstandes, selbstgeschaffene Form eines anschaulichen, eine geistige Eigenschaft ausdrückenden, Ganzen; Ideal das dieser Form gemäss producirte Phantasiebild; und Idealisirung die einem solchen Phantasiebild gemässe Darstellung. Idealisiren, könnte man auch sagen, heisst hier: die poetische Ansicht der Dinge in entsprechenden Formen ausdrücken. Das Product des theoretischen und praktischen Idealismus ist ein Gedankending, das Product des ästhetischen ein Phantasiebild. Indem man beide mit einander verwechselte, kam man auf die Frage: wie es anzufangen sey, dem Gedankendinge Individualität zu geben, und weil man das Widersprechende hierin nicht sah, verwickelte man sich in eine Menge der unnöthigsten Schwierigkeiten, da man, so bald man den wahrhaft ästhetischen Idealismus gefunden hat, ohne alle Schwierigkeit einsieht, Idealisiren und Individualisiren fallen in Eins zusammen. Eine Seele wird dargestellt in einem Körper, der jene nur so verhüllen soll, wie nasses Gewand die Glieder, dass sie in allen Theilen durchscheine. Soll es aber dahin kommen: so ist vor allen Dingen erforderlich, dass man durch vielfältige Uebung dahin gelangt sey, zu jedem Geiste den passenden Körper zu finden, so wie in jedem Körper den beseelenden Geist zu erkennen. Dieses war bey den griechischen Bildnern der Fall, und darum haben ihre Ideale jene so einzige Individualität. Ein ästhetisches Ideal ist jederzeit zugleich Individuum, und, welche diess geläugnet haben, dachten sich unter dem ästhetischen Ideal ein *je ne sais quoi* von Gliedermann der Schönheit, einen Kanon, an welchen die griechischen Künstler zuverlässig am wenigsten dachten, weil diese feinsinnigen Menschen wohl fühlten, wie ein dergleichen Kanon, um an Ort und Stelle brauchbar zu seyn, erst zugestutzt werden müsste. Viel eher bildeten sie aus einer Phryne eine Anadyomene, aus einem Alcibiades einen Amor, weil sie diese Individualitäten ihren Ideen entsprechend fanden, wie denn auch Raphael im gleichen Fall seinen Oheim und seine Geliebte, jenen als Apostel, diese als Madonna darzustellen kein Bedenken trug.

Dieser Idealismus, und nur dieser, kann gemeynt seyn, wenn man behauptet, dass durch ihn die

die schöne Kunst den höchsten Gipfel erreiche, ja durch welchen allein sie zur schönen wird. Ihn haben, wo die Paradoxieensucht sie nicht ergreift, die *Schlegel* im Sinne gehabt, ihn auch *Göthe*, so bald man mehr auf seine Tendenz, als seine ausdrücklichen Aeusserungen sieht. Wie jene haben glauben können, dass der Schellingische Transscendental-Idealismus der ästhetische sey, wird aus der Verwechselung der Philosophie mit Poesie darin einleuchtend: wie *Göthe* den theoretischen dafür habe halten können, das wird nur dem einleuchtend, der in *Göthe* nicht bloss den Dichter, sondern auch den Naturforscher kennt. Zum Glück, dass er vielseitig genug ist, um dem einen keinen Einfluss auf den andern zu gestatten, (wozu er sich, um aller Grazien willen! durch keine Philosophie in der Welt mag verleiten lassen,) sonst würde den Dichter der Naturforscher, und den Naturforscher der Dichter verderben.

Der ästhetische Idealismus allein löst den alten Streit über Naturwirklichkeit und Kunstwahrheit, so wie den über Charakteristik und Schönheit, und zeigt, wie man dort den Phantasmus, hier den Undulismus vermeide.

Es gibt eine Naturwirklichkeit, in der zugleich Kunstwahrheit, und eine andre, in der keine liegt: jene ist dem Künstler brauchbar, diese nicht. Unbrauchbar ist sie für den Künstler, 1. wenn sie so mächtig auf die Empfindung wirkt, dass die geistige Selbstthätigkeit dabey völlig unterdrückt wird; 2. wenn sie kein Leben zeigt. Der im Schiffbruch Verunglückende wird den Sturm, wofern er kein *Rugendas* ist, sicher nicht ästhetisch finden, und jeder hat die Beschreibung der Enziane von *Haller* in seinem Gedicht: die Alpen, matt, *Buffons* Schilderung des Nachtigallschlages dagegen hinreissend gefunden. Zu der Kunstwahrheit wird also eine Empfindung erfordert werden, welche die geistige Selbstthätigkeit nicht unterdrücke, und eine Erkenntniss, welche mit der logischen nur das Auffassen der Bestandheit der Naturcharaktere gemein hat, im Uebrigen aber der Phantasie freyen Spielraum läst, und dieselbe in angemessene Thätigkeit versetzt. *Klopstock* in seinem kleinen, aber tiefen Gehaltesvollem, Fragment: *Von der Darstellung*, sagt: „Es ist vielmehr Leben in der Natur, als der, welcher nicht scharf sieht, bemerkt. Hat mans bemerkt, so kommts dann vornehmlich darauf an, es recht zu fassen, und ganz zu nehmen, und ja nichts Lebloses darein zu mischen." Als ein Haupterforderniss der Darstellung nennt er ferner: Innerlichkeit, oder Heraushebung der eigentlichen innersten Beschaffenheit der Sache. Wenn der Zuhörer diese oft sehr tiefliegende Beschaffenheit nicht kennt: so lernt er sie durch den Dichter kennen." Muss aber, wie man leicht einsieht, diese Innerlichkeit eine ästhetisch darstellbare seyn: so findet man aus diesem allen bald, Kunstwahrheit bestehe in nichts anderm, als der ästhetischidealen Darstellung der Gegenstände, welche man nun entweder erdichten oder aus der Naturwirklichkeit herausnehmen kann, wofern im letztern Falle nur eine ästhetisch-ideale Anschauung Statt fand. Wer eine andre Kunstwahrheit annimmt, ist leicht zu Irrthum verleitet. So z. B. diejenigen, welche Kunstwahrheit für blosse Wahrscheinlichkeit ausgeben. Dann hätte auch eine wissenschaftliche Hypothese Kunstwahrheit, und das wird man doch nicht behaupten wollen. Auch dann, wenn man diese Wahrscheinlichkeit nur in die innere Consequenz der Entstehung, Fortleitung und endlichen Auflösung, kurz in die psychologische oder physikalische Richtigkeit setzt, fehlt man hiemit, denn obwohl diese allerdings Statt finden muss: so ist damit doch nicht Alles gethan, indem sonst *Sophiens Reisen* mit *Wilhelm Meister* auf gleicher Stufe stehen würden.

Ist nun aber Kunstwahrheit nichts anders als idealisirte Darstellung der Gegenstände, und besteht das Idealisiren in dem Einverleiben des eigenthümlichen Geistes eines Gegenstandes in die passendste körperliche Form: so ist ja Idealisiren nichts anders als Charakterisiren, und in der treffendsten Charakteristik liegt die eigentliche Kunstwahrheit. Homers „*schwerwandelndes Hornvieh*" „*langhinstreckender Tod*" oder Klopstocks „*bleiche Gedanken*" (im Schrecken) wären also darum schöne Bezeichnungen, weil sie charakteristisch sind. So wenigstens muss *Hirt* geglaubt haben, der die Charakteristik als Hauptgrundsatz der schönen Kunst angibt. (S. *Versuch über das Kunstschöne* in den Horen 1797, 7. *Laokoon*, ebendas. 1797, 10. 12. *Charakteristik als Hauptgrundsatz in den bildenden Künsten* im Archiv der Zeit 1798. und im Freymüthigen 1805. N. 137.) Was aber ist charakteristischer, als *Werners* Beschreibung der Fossilien, oder überhaupt eine Definition; und sollten diese wohl in der schönen Kunst die erwartete Wirkung thun? Nicht allein dieses aber fühlte *Hirt* als unangemessen, sondern auch, dass an die Stelle der Kunstwahrheit oft Naturwirklichkeit treten, und die Marksteine im Gebiet der schönen Formen verrückt werden würden, und sucht diesem abzuhelfen, ungefähr auf dieselbe Weise wie *Göthe*, der, ungeachtet er in den Propyläen den Charakteristiker nicht eben schonend behandelt, demselben *in der Theorie* näher steht, als er selbst weiss. Unter charakteristisch versteht *Hirt* jene bestimmte Individualität, wodurch sich Formen, Bewegung und Geberde, Miene und Ausdruck Lokalfarbe, Licht und Schatten, Helldunkel und Haltung — unterscheiden, und zwar so, wie der vorgelegte Gegenstand es verlangt. Nur durch die Beobachtung dieser Individualität, sagt er, kann ein Kunstwerk ein wahrer Typus, ein echter Abdruck der Natur werden. Nur auf diese Weise wird eine Kunstarbeit interessant, nur in dieser Rücksicht können wir das Talent des Künstlers bewundern. Charakteristik muss überall hervorleuchten. Die Erreichung des Eigenthümlichen

thümlichen in allen Theilen zum Ganzen ist der Endzweck der Kunst, das Wesen des Schönen, der Prüfstein von der Fähigkeit des Künstlers, und die Quelle des Wohlgefallens für jeden, der das Kunstwerk ansieht und betrachtet. Hiebey aber fällt ihm doch ein, dass, diesem zu Folge, jeder, auch ekelhafter Gegenstand, und ein jeder, auch entstellender Moment, ein Vorwurf der bildenden Künste müsste seyn können. Ein jeder *kann*, antwortet er hierauf, aber nicht ein jeder *soll* es werden. Ein Ekel erregender Gegenstand könnte auch von dieser Seite Vollkommenheiten zeigen. Allein, wenn das Unangenehme des Vorgestellten das Angenehme des vorstellenden Genius überwiegt, das heisst: wenn das Widerwärtige der bezeichneten Sache in dem Grade unangenehm ist, dass es den Werth, wie es gemacht ist, auslöschet: so sollten allerdings solche Gegenstände und Momente von der Wahl der schönen Künste ausgeschlossen bleiben. Hingegen wünschen wir nicht, dass eine zu verzärtelte Sinnlichkeit, oder eine zu strenge Sittlichkeit die Delikatesse hierin zu weit treibe. Ein gebildeter Geschmack mag in solchen Fällen eher die Gränzen bestimmen, als Regeln und Beyspiele.

Hier verwickelt sich *Hirt* in einen sonderbaren Widerspruch. Der Geschmack soll der entscheidende Richter seyn: da nun aber Geschmack nichts anders ist, als das Vermögen der Beurtheilung des Schönen: so setzt derselbe das Schöne als erkannt voraus. Hn. *Hirt* ist es das Charakteristische. Hat also der Geschmack etwas anderes zu thun, als zu beurtheilen, ob ein dargestellter Gegenstand charakteristisch sey? Gleichwohl soll er das hier nicht, sondern soll entscheiden, ob ein charakteristisch dargestellter Gegenstand — schön sey; eine Anforderung durch welche doch wohl jedem einleuchtet, dass nicht jedes Charakteristische schön, und das Schöne etwas anders als das bloss Charakteristische sey. Sollte jedoch, wider alles Vermuthen, jemand diess noch bezweifeln, den könnten *Falks Kleine Abhandlungen über Poesie und Kunst* (Weim. 1803), die von eben so viel reifem Nachdenken als reinem Eifer und tiefen Sinn für die Kunst zeugen, den Gegenstand vollends erhellen. Das Beste, was über die Charakteristik gesagt worden ist, enthalten sie, und legen Aehnlichkeit und Unterschied zwischen Charakterisiren und Idealisiren mit völliger Bestimmtheit dar. Unabhängig von ihnen aber, da sie ausserhalb unserer Sphäre liegen, (was jedoch nicht hindern kann, unsern Wunsch nach der Fortsetzung laut werden zu lassen,) suchen wir den eignen Weg zu Ende zu gehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Jacobäer: *Heinrich Sanders*, Professors am Gymnasio illustri in Karlsruhe u. s. w., *ökonomische Naturgeschichte für den deutschen Landmann, und die Jugend in den mittlern Schulen*, fortgesetzt von *F. G. Leonhardi*, ordentl. Professor der Oekonomie u. s. w. *Fünfter* und *letzter* Theil. 1803. 600 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Auch unter dem Titel: *Oekonomische und technologische Naturgeschichte des Mineralreichs*, herausgegeben von *F. G. Leonhardi* u. s. w.

Ein recht empfehlenswerthes Buch für solche, die Liebhaberey zur Mineralogie fühlen, ohne sich derselben ganz widmen zu wollen, und denen die bisherigen guten Lehrbücher für ihre Absicht zu voluminös und zu theuer geschienen haben. Die Fossilien sind darin hauptsächlich nach der Wernerischen Klassifikation aufgestellt, und man findet über jedes insbesondere gewiss so viel Auskunft, als man eben zu erhalten wünschen wird, wobey Hr. L. eine ganz geschickte Auswahl in dem getroffen, was ihm zu Gebote stand. Bey der planmässigen Kürze konnte freylich, was den von den Mineralien zu machenden Gebrauch betrifft, das nicht erreicht werden, was Sehmieder und Völker leisteten, aber dem Dilettanten wird es genügen. Um das ganze Mineralsystem in Einen Band zu bringen, wurden die äussern Kennzeichen, so wie auch die meisten chemischen Bestandtheile, die Angaben der specifischen Schwere, und die verschiedenen Benennungen nicht unter einander gesetzt, und mit jedem eine neue Zeile angefangen, sondern in fortlaufenden Zeilen angegeben, welches zur Ersparniss des Raums sehr empfehlenswerth ist, und die voluminösen Lehrbücher leicht um mehr als einen Band verkleinert haben würde. — Da übrigens dieses Werk bereits vor drey Jahren, nämlich im Sommer 1802, vollendet wurde: so ist natürlich, dass die in diesem Zeitraume neu entdeckten und genauer bestimmten Fossilien darin fehlen. Es ist daher zu wünschen, dass eine neue Auflage davon nicht fern seyn möge.

* * *

Leipzig, b. Barth: *Hülfsbuch zur Schön- und Rechtschreibung* und zum schriftlichen Gedankenvortrage für die obern Klassen in Bürgerschulen von M. *Johann Christian Dolz*, Vicedirector der Rathsfreyschule zu Leipzig. *Zweyte* verbesserte Auflage. 1803. X u. 163 S. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. Num. 279.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 5. Junius 1806.

Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Nicht jedes Charakterisiren, sahen wir, ist ein solches, wie wir es in der schönen Kunst erwarten. Betrachten wir alles, was nur irgend Charakteristisches in den schönen Künsten vorkommt: so finden wir, jedes sey verunglückt, was bloss den Verstand, geglückt aber jedes, was zugleich die Phantasie anspricht. Nichts aber kann die Phantasie ansprechen, was nicht aus der Phantasie hervorgegangen ist, und kalt läst jeder dargestellte Gegenstand, dessen Darstellung nicht eine ästhetische Idee zum Grunde lag. Dieser gemäss muss die Charakteristik ausfallen, allerdings dem Typus der Natur getreu; allein in allen Theilen der, der Natur und Erfahrung gemässen, Form die ästhetische Idee bezeichnend und ausdrückend; dieser Vereinigung des Charakters mit der ästhetischen Idee in der Form entspringt das holde Götterkind, die Schönheit.

Bey einer nur mässig scharfen Umsicht von dem Punkt aus, worauf wir stehen, erkennen wir leicht die Gränzen des Gebiets der Schönheit. Alle Schönheit entspringt aus der productiven Einbildungskraft, welcher lange die reproductive vorgearbeitet haben muss, wie denn auch die Kunst lange vorher bildend war, ehe sie schön wurde. Was die Einbildungskraft anzunehmen verschmäht, das wird sie weit mehr noch in ihrer freyen Thätigkeit, als Vorbildungsvermögen, zu bearbeiten verschmähen, und mithin bleibt diess alles vom Gebiet der Schönheit ausgeschlossen. Vergessen wir nun nicht, dass die Einbildungskraft in Gemeinschaft mit allen geistigen Vermögen der Menschennatur wirkt: so finden wir, so bald wir ausmitteln, was jedem derselben zuwider ist, leicht das auf, wessen auch die Einbildungskraft sich nicht bemächtigen kann und mag. In Beziehung auf den Sinn wird darum alles Ekelhafte, Verzerrte, Hässliche, in Beziehung auf den Verstand alles Unzweckmässige, z. B. die Fratzen des Prinzen von Palagonia, in Beziehung auf die Vernunft alles die reine Menschheit empörende, das Gräfsliche, zwecklos Grausame, Peinigende u. s. w. ausgeschlossen. Nichts desto weniger kann die eine Kunst vielleicht auch hievon noch brauchen, was die andre nothwendig verschmähen muss, die Poesie z. B., was für Plastik und Malerey ganz untaugliche Vorwürfe sind. Die Gründe dafür übergehen wir; sie liegen aber nahe genug.

Gibt es aber nicht auch Gegenstände, über denen die Einbildungskraft mit Lust brütet, und die dennoch aus dem Gebiet der künstlerischen Darstellungen ausgeschlossen werden? Hierauf könnte man erwiedern, das Gebiet der künstlerischen Darstellungen sey oft so willkürlich begränzt worden, dass es nicht stets mit dem Gebiet der Schönheit von gleichem Umfang gewesen sey, indem es bald, z. B. von der französischen Theaterdecenz, zu sehr beschränkt, bald, z. B. von der Genieperiode, zu sehr ausgedehnt worden. Beides aber soll eben in der idealen Periode wegfallen, und darum müssen wir jene Frage anders zu beantworten suchen, weil ein anderer Grund zu jenem Ausschliessen vorhanden seyn muss, wofern, auch nachdem jene Beschränkung wegfiel, doch das Ausschliessen noch erfordert wird. Wir sagen daher, das Gebiet der ästhetischen Darstellungen muss eben so weit gehen, als das Gebiet der ästhetischen Ideen, und es wird demnach dicht an die Gränzen der materiellen Tendenz von der einen, wie an die Gränzen der geläutertsten Geistigkeit von der andern Seite stosen: *Klopstocks* Schöpfungen und die *Contes de Lafontaine* finden darin ihre Stelle. Wie aber nicht über jedem Striche eines und desselben Gebietes ein gleich reiner Himmel sich wölbt: so lässt auch hier sich kein durchgängig *gleicher Grad* von Schönheit erwarten. Verliert sich durch die Imagination der Geist in dem Sinn, durch dessen Erregung physische Triebe erwachen: so hat man das Gebiet der Schönheit überschritten, und entäussert der Würde der Menschheit, stehen wir mit dem Thier auf Einer Linie, folgend dem Zuge der Naturwirklichkeit. Dem Gebiet der Schönheit wird von der reinen Menschheit die Gränze gezogen, und reine Menschheit ist nicht denkbar ohne Sittlichkeit, die von einer Philine bis zu Natalien in vielfachen Nüancen sich äussert. So weit sie in ästhetisch-idealen

idealen Formen sich äussern kann, hat der Künstler das Recht, zu seinen Darstellungen sich den Stoff zu wählen; nach dem höhern oder niedern Grade davon werden die Grade der Schönheit in den Kunstwerken bestimmt. Der höchste Grad ist, wo Adel oder Hoheit sich zu der Schönheit gesellt, sey diess im Genuss oder im Leiden. Darum gehört nicht bloss die Gruppe der Niobe, sondern auch Agesanders Laokoon zu den vorzüglichsten Kunstwerken; darum steht die Iphigenie von *Göthe* bedeutend höher als die von Euripides. Jeder aber begreift nur *den* Geist, dem er gleicht, und daher ist es kein Wunder, wenn gerade das höchste Schöne den Haufen nicht anspricht; man muss ein *Winkelmann* seyn, um den Laokoon ganz zu verstehen. Zu jedem Genuss gehört ein eigen gebildetes Organ, und zu dem ästhetischen wird die Fähigkeit erfordert, sich das ästhetische Ideal des Künstlers ebenfalls bilden zu können; kurz, der Genius des Betrachters muss dem Genius des Künstlers verwandt seyn: denn wie dieser nichts in das Kunstwerk legen, so kann dieser nichts darin finden, was nicht in ihm selbst ist.

Und so wären wir denn jetzt auch auf *Schillers* Meynung zurückgekommen, die sich nach dem, was bereits gesagt worden ist, leicht wird beurtheilen lassen. Wahr ists, ohne moralische Form und Idealität wird es keinem je gelingen, ein wahrhaft schönes Kunstwerk würdig darzustellen: allein nichts desto weniger behaupten wir doch, dass *Schiller* hier ganz einseitig sey. Vorerst springt in die Augen, dass er das Gebiet der Schönheit zu eng beschränkt, indem nach ihm die *höchste* Schönheit nur für Schönheit gelten würde. Zweytens, und das ist die Hauptsache, irrt sich *Schiller*, wenn er meynt, dass wir auf seinem angegebenen Wege wieder zu Griechen werden könnten. Unglücklicher Weise hatte *Schiller* über seiner Speculation die Griechen ganz aus den Augen verloren, und erst am Ende fallen sie ihm wieder ein, wo er eine Schilderung von ihrem ästhetischen Zustand entwirft, die, wie treffend sie ist, doch keineswegs zu dem passt, was er vorher über die Aeusserung seiner Triebe gesagt hat. Jedem muss dieses auffallen, der es versucht, die von *Schiller* ebenfalls unterlassene Anwendung seiner speculativen Sätze auf die Erziehungskunst zu machen. Wenn er sieht, wie *Schiller* immer die Phantasie so spät eingreifen, die Vernunft mit ihren Gesetzen immer vorangehen, die ästhetische Form auf die intellectuelle und moralische erst folgen lässt, und dabey immer unsre moderne Moralität im Sinne hat, die auf ein Ideal von Heiligkeit gerichtet ist, wovon die *ἀρετη* der Griechen *(optima rei cuiusque conditio; hominis igitur optima conditio quam ei pro natura sua consequi licet)* nichts weiss: so muss es ihn befremden, wie *Schiller* aus seinen Prämissen Folgerungen habe ziehen können, die jenen Prämissen doch geradezu entgegen sind. Seinen Prämissen treu würde er eine *Erhabenheit* unsrer Natur uns anbilden, wie sie die Alten nicht kannten, nur das Reich des schönen Scheins und ästhetischen Spiels nicht gründen. Die Griechen gelangten zu ihrer moralischen Form und Idealität auf einem ganz andern Wege, als wir, und da verschmolz sie nothwendig in die ästhetische, weshalb auch das *καλονκαγαθον*, das *πρεπον*, das Resultat ihrer Moralphilosophie, wie ihrer Aesthetik war, eine Aristotelische Mitte zwischen zwey äussersten Gränzen, die zu entgegengesetzten Fehlern verleiten. Alles kommt hier auf den Gegensatz von Naivetät und Sentimentalität, als den Charakter des Antiken und Modernen, an. Kann uns die griechische Naivetät nicht wieder hergestellt werden: so ist auch die griechische Kunst für uns nicht wieder herzustellen. In *Göthe* aber zeigt sich, dass sie auch für unsre Zeit nicht verloren sey, und wir dürfen daher nicht verzweifeln, was wir freylich auch nicht dürften, wenn sie verloren wäre. Der Mann kann bedauern, dass ihm der reine zarte Kindessinn verloren ist; aber, um nicht sein Daseyn zu verlieren, wird er handeln als Mann. *Schillers* Meynung war, dass der Mann ihn wieder *erwerben* solle, und aus dieser Meynung gingen folgende neue hervor: 1. dass an die Stelle der griechischen Naturpoesie eine völlige Kunstpoesie treten müsse, 2. an die Stelle der aus Phantasie entsprungenen Mythologie der Griechen eine durch wissenschaftliches Studium der dynamischen Physik zu bildende neue Mythologie, und 3. an die Stelle der symbolischen Ansicht der Natur eine aus einer sentimentalen Religion herausgebrütete Mystik. In der That darf man aber nur diese Anforderungen scharf ins Auge fassen, um augenblicklich einzusehen, dass wir alles andere dadurch werden können, nur in Ewigkeit keine Griechen wieder. „Es scheint — sagt *Herder*, der mit dem griechischen Genius von Natur sehr vertraut war, — dass wir jenen sanften Umriss eines menschlichen Daseyns ziemlich aus den Augen verloren haben, indem wir statt dieser Schranken so gern das Unendliche im Sinn haben und glauben, dass die Vorsehung immer nur dazu mit uns beschäftigt seyn müsse, um uns aus unsern Gränzen zu rücken, unsre Schranken unendlich zu erweitern und uns die Ewigkeit in der Zeit, d. i. den Ocean in einer Nussschale zu geniessen zu geben. Unsre Metaphysik und Wortphilosophie, unser Jagen nach Kenntnissen und Gefühlen, die über die menschliche Natur hinaus sind, kennt keine Schranken, und so sinken wir, nachdem wir uns in jungen Jahren vergeblich aufgezehrt haben, im Alter wie Asche zusammen, ohne Form des Geistes und Herzens, vielmehr also ohne jene schönere Form der Menschheit, die wir doch wirklich erreichen konnten." So bald nämlich die Phantasie unsre Erziehung wieder übernähme, wie bey den Griechen, nicht auf die Art, wie *Schiller* will. Was bey den Griechen bewusstlos geschah, das, will *Schiller*, soll bey uns mit Bewusstseyn geschehen; was bey den Griechen die Natur, das soll bey uns die Freyheit wirken; wo jene durch die Umstände hingestellt waren, dahin sollen wir mit Absicht zurückkehren. Ist das aber möglich? Verändert

unsre

unſre Sitten, unſre Verfaſſungen, unſre Denkart, unſre Religion, *erzieht* Griechen, und dann — *vielleicht!* Die Hauptſache iſt ja immer die, daſs wir ein anderes Innere zu veräuſsern, ein anderes Aeuſsere (weniger die ſymboliſche, als die *erkannte* Natur) zu formen haben. Das wuſste *Schiller* ſehr gut, als er einſt ſang:

Was erſt, nachdem Jahrtauſende verfloſſen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Groſsen
Voraus geoffenbart dem kindlichen Verſtand.

Wenn indeſs auch nicht Griechen: ſo können wir vielleicht doch Griechengenoſſen werden, d. h. wir können nach *unſern* Verhältniſſen werden, was die Griechen nach den *ihrigen* waren, und vielleicht daſs dieſes ſo ſeyn ſoll, vielleicht auch, daſs es das Beſte für uns iſt. Können wir das aber werden: ſo können wir es nur dadurch, daſs wir in unſrer Erziehung den ſtillen Gang nicht übereilen, auf welchem die weiſe Mutter des Lebens uns zum Ziele führen will, wenn wir nur ihre leiſen Winke beachten. Dann wird ſich zeigen, daſs wir der äſthetiſchen Erziehung, welche Kultur des Geiſtes und Herzens gewiſs nicht ausſchlieſst, allerdings unſer Heil verdanken werden. Nur was *Göthe* in *Winkelmann* ſah, ein griechiſcher Sinn, der den chriſtlichen, — nicht den Chriſtusſinn, ſondern den, durch die Nacht einer finſtern Mönchspolitik den Jahrhunderten vor uns aufgedrungenen chriſtlichen — Sinn auf die Seite drängt, dürfte dazu erforderlich ſeyn. Wer weiſs, was im Hintergrunde der Zeiten verborgen liegt, ob nicht neue *Winkelmanne* und *Göthen* unſerm Vaterlande geboren werden.

Noch einer Einſeitigkeit haben wir bey *Schillers* Anſicht ſchon gedacht, daſs es nämlich nach ihr nicht wohl möglich ſey, das Göttliche in den Erſcheinungen der Natur darzuſtellen. Was wir unter dem Göttlichen hier verſtehen, kann nach unſerer Auseinanderſetzung keinem Zweifel mehr unterworfen ſeyn; es iſt kein *Schellingiſches* Phantom, ſondern die in Gemäſsheit der Charakterbeſtandheit jedes Weſens aus unſerm Weſen ihm untergelegte Eigenſchaft, und daraus entſpringende äſthetiſche Idee. Von *griechiſcher* Göttlichkeit dürfte alſo wohl die Rede ſeyn. Andre Nationen humaniſirten die Gottheit, die Griechen theiſicirten die Menſchheit, und indem ſie dieſe wieder über die ganze Natur ausſtrömten, wurde die ganze Natur vergöttert. Daſs der Menſch das Maſs aller Dinge ſey, wurde ſo das Grundgeſetz ihrer Religion und Poeſie. Ihm zu folgen war in der ſchönen Kunſt ſehr thunlich, ſo weit ſich dieſe mit Darſtellungen aus dem Gebiete willkürlich ſich bewegenden Lebens beſchäftigte: wie aber, wenn ſie Gegenſtände aus Gebieten wählte, die der Analogie mit der Menſchennatur ferner lagen? Die Poeſie zwar findet hier kein Hinderniſs; allein wie die bildenden Künſte? Man bemerke hier, daſs die Griechen in der Poeſie die rein beſchreibende Gattung ſo wenig kannten, als in ihren bildenden Künſten Landſchaftereyen und ähnliche Gattungen, welche zu kultiviren der Genius der neuern Kunſt immer dringender veranlaſst. Die Griechen blieben auch hier ihrem Princip der Verähnlichung treu, indem ſie, was ſie mit friſchem klarem Blick in der Natur beobachtet hatten, durch glückliche Perſonificationen auch für die bildende Kunſt zu Objecten idealer Darſtellung eigneten. An die Stelle der Felſen, Bäume und Quellen traten die Göttergleichen Geſtalten der Oreaden, Hamadryaden und Nymphen; das Einzelne aber ging in der Gattung unter. Ob wir uns hiemit befriedigen würden, läſst uns der wichtige Unterſchied zwiſchen den Alten und uns bezweifeln, daſs jene die ſentimentale Betrachtung der Natur nicht kannten, die uns durch unſre Lage aufgedrungen iſt. Unſern Genuſs der Natur begleitet nicht ſelten jene elegiſche Stimmung, in welcher ſich *Rouſſeau*, deſſen zarte Seele der Fluch ſeiner Zeit ſo tief erſchütterte, glücklich fühlte, wenn er auf der einſamen Petersinſel die ſtille Welt der Flora betrachtete. Der Contraſt der friedlichen Einigkeit in der Natur von dieſen und der zerriſſenen Harmonie in der unſrigen iſt es, der ihm und uns Wehmuth in den Naturgenuſs miſcht, welche die Griechen nicht kennen konnten, weil ſie, harmoniſch zum Leben geſtimmt, wie frohe Kinder am Mutterbuſen der Natur, geliebt und liebend, hingen. Nicht als ob ſie gedankenlos die Natur nur angegafft hätten: denn das widerlegen ihre ſinnvollen Mythen von Ceres, Bacchus, Flora, Pomona, Pan u. A. zur Gnüge; allein indem die Dichtung die einzelnen Beobachtungen und Beziehungen auf das menſchliche Daſeyn in ein Ganzes vereinigte, und die Phantaſie nun mehr um dieſes ſchwebte, muſste, wenn auch nicht der Sinn für das Einzelne, doch dieſe künſtleriſche Beſchäftigung damit verloren gehen, welche den Neuern um ſo nöthiger wird, je mehr ſie ſich an Geiſt und Verhältniſſen von den Griechen entfernen. So lange ſie aber darin nicht bis zur Idealität ſich erhoben, dürfen ſie ſich nicht rühmen, *ſchöne* Kunſtwerke der Art aufgeſtellt zu haben. Auf zwiefache Weiſe kann dieſs geſchehen, indem ſolche Kunſtwerke auf plaſtiſche oder auf muſikaliſche Wirkung angelegt werden, wo im erſten Fall die Phantaſie begränzt iſt, im zweyten ungebundner wirken kann. Wohin indeſs ein ſolches Kunſtwerk auch neige: ſo wird immer die Frage ſeyn, wie ſich *Schillers* moraliſche Form- und Idealität darin ausdrücken laſſe. Und geſetzt, die Antwort fiele dahin aus, daſs auch hier in Wahl und Behandlung des Stoffs dieſelbe, wenigſtens in vielen Stücken, nichts weniger als gleichgültig ſey, — denn das Edle behauptet überall den Vorrang über das Gemeine und Niedrige: — ſo wird ſich doch auch ergeben, ohne die äſthetiſche Idealität ſey der Gipfel der künſtleriſchen Vollendung ewig nicht zu erreichen, ſey man ein ſo edler Menſch, als man wolle. Was wir von den bildenden Künſten behaupten, gilt eben ſo von der Tonkunſt, und ſomit iſt es erwieſen, daſs nur *die äſthetiſche Idealität* es iſt, wodurch die ſchöne Kunſt die höchſte Staffel der

Voll-

Vollkommenheit erreicht. (Man vergl. *Heyne de morum vi ad sensum pulcritudinis quam artes sectantur* in den *Opp. acad.* Vol. I. besonders den Anhang.)

Erwägen wir dieses: so sind wir bestimmt auf den Punkt hingewiesen, auf welchem *Winkelmann* die Griechen fand. Es gilt, die schöne Kunst auf dasjenige Vermögen zurückzuführen, durch welches allein die Kunst zur schönen wird. Glücklicher Weise haben wir noch eine Theorie anzuzeigen, welche von diesem Standpunkt ausgeht, und diese ist enthalten in *W. v. Humboldts Aesthetischen Versuchen*, von denen wir leider nur erst den ersten Theil besitzen, der, der ästhetischen Würdigung von *Herrmann und Dorothea* gewidmet, einen grossen Theil des Allgemeinen der Theorie enthält. Mit *Humboldt* auf gleichem Wege finden wir *Delbrück* in seinem Werk *über das Schöne*, welchem wir vor jenem in Hinsicht auf Klarheit der Darstellung und Kunst der Entwickelung noch den Vorzug zugestehen müssen.

Freylich wohl ist es längst schon nichts Neues mehr gewesen, zu hören, dass alle schöne Kunst Darstellung eines Ganzen für die Einbildungskraft und von der Einbildungskraft sey. Darum aber behaupten wollen, hiemit sey alles gethan, würde geringe Einsicht in das Wesen der schönen Kunst verrathen. Woher denn demungeachtet die vielen Irrthümer bey Hervorbringung und Beurtheilung schöner Kunstwerke? daher, weil man den Antheil der Einbildungskraft daran, die Eigenthümlichkeit ihres Verfahrens dabey immer nicht in das gehörige Licht gestellt hatte. Was bey Beurtheilung jeder Art von Arbeit so wichtig ist, die Forderung streng vor Augen zu haben, deren genaue Erfüllung man mit Recht von ihnen erwarten kann, sie allein mit dem, was sie seyn soll, zu vergleichen, das blieb daher fast völlig unbeachtet. Verdienstlich ists mithin immer noch, dem Reich der Unbestimmtheit ein Ende zu machen, und durch Feststellung von Principien es dahin zu bringen, dass jedem Kunstwerke die ihm eigenthümlich zukommenden Prädicate ertheilt werden, des ästhetisch Empfangenen, richtig Gedachten, planmässig Geordneten, wahr Geschilderten, richtig Empfundenen, poetisch Dargestellten u. s. w.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ARZNEYGELAHRTHEIT.

MANNHEIM, b. Löffler: *Der medicinische Landpfarrer, oder praktische Anweisung, diejenigen Krankheiten, welche am meisten auf dem Lande vorkommen, zu heilen; allen Hn. Volkslehrern, Wundärzten und vernünftigen Bürgern in den Orten, in welchen keine Aerzte wohnen, zu ihrem Gebrauch und Wiedergenesung der Kranken redlichst gewidmet von J. Krause*, der WW. und Arzneyk. Doctor u. s. w. *Zweyter* Theil. 1804. VII und 230 S. 8. (16 gr.)

Auch unter dem Titel: *Medicinisch-praktisches Hülfs- und Hausbuch der im gemeinen Leben am häufigsten vorfallenden Krankheiten; nebst Anleitung zu ihrer Heilart. Für Geistliche, Wundärzte, Landchirurgen und jeden vernünftigen Leser. Von J. Krause* u. s. w.

Der *erste* Theil dieser Schrift (A. L. Z. 1794. Num. 391.) ist in allen Recensionen, die dem Rec. dieses *zweyten* bekannt geworden sind, ernstlich, und von einigen bitter, getadelt und gegen den Ankauf und Gebrauch desselben gewarnt; aber demungeachtet wiederholt aufgelegt, also sehr häufig gekauft worden; die Warnungen der Rec. gegen solche Quacksalberbücher sind also fruchtlos und das müssen sie auch natürlich seyn, weil die Käufer solcher Schriften nicht Bildung genug haben, um die gelehrten Zeitschriften lesen und verstehen zu können. Was würde es also nutzen, wenn Rec. seine Zeit und den Raum dieser Blätter verschwendete, um durch eine umständliche Anzeige des Inhalts zu beweisen, dass auch dieser *zweyte* Theil in den Händen der Personen, für die der marktschreyerische Vf. beide bestimmt hat, höchst nachtheilig sey, weil auch er voller falschen oder nur halbwahren Begriffe, und überhäuft mit widersinnigen und schädlichen Rathschlägen ist? Lieber möchte Rec. die medicinische Deputation der kurfürstl. Baierschen Landesdirection auf diese, dem Leben und der Gesundheit der Menschen so gefährliche, Schrift aufmerksam machen, damit der Verkauf derselben wie unreifes Obst und mit giftigen Farben bemalte Spielsachen polizeylich untersagt würde.

* * *

LEIPZIG, b. Barth: *Leitfaden zum Unterrichte in der allgemeinen Menschengeschichte für Bürgerschulen* von M. *Johann Christian Dolz*, Vicedirector der Rathsfreyschule in Leipzig. *Dritte* verbesserte Auflage. 1803. 150 S. 8. (7 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Num. 126. und 1800. Num. 322.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 7. Junius 1806.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Oehmigke d. J.: *Darstellung der wichtigsten Wahrheiten der kritischen Philosophie für Uneingeweihte. Zweyter* Theil, welcher die *Kritik der Urtheilskraft zum Gegenstande hat*, mit einem ausführlichen Register über beide Theile, von *J. G. C. Kiesewetter*, Doct. u. Prof. d. Philosophie. 1803. 34 Bog. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der *erste* Theil ist von einen andern Rec. (1800. Num. 90.) angezeigt worden. In diesem *zweyten* wird das Werk mit der *Kritik der aesthet. und teleolog. Urtheilskraft* beschlossen. Der Zweck des Vfs. war eine leichtfassliche Darstellung der wichtigsten Resultate der kritischen Philosophie für solche, die diese Philosophie studieren und kennen lernen wollen, um sie in den Stand zu setzen, dieselbe zu verstehen. Rec. tritt dem Urtheile über die Zweckmässigkeit der Ausführung des *ersten* Theils bey. Auch in diesem *zweyten* ist die dem Vf. eigene Popularität des Vortrags unverkennbar; dabey hat er es an Beyspielen zur Erläuterung nicht fehlen lassen, eine Menge Stellen aus deutschen Dichterwerken, um seine Lehren anschaulich zu machen und seinen Vortrag zu beleben, eingeschaltet, und auch die neuesten Schriften über die Kritik der Urtheilskraft benutzt. Doch hat sich der Vf. hier näher an den Gang der Betrachtungen seines Originals gehalten, und auch in seinem Vortrage schon mehr die Form der Schule angewandt, weil er voraussetzen zu können glaubte, dass seine Leser durch das Studium des *ersten* Theils dazu gehörig vorbereitet worden wären. Allein so genau auch die Kritik der Urtheilskraft mit der der reinen theoretischen und praktischen Vernunft in einem Systeme zusammen hängt: so unterscheidet sich doch jene von diesem durch die Natur der Gegenstände, die in ihr in Betrachtung kommen, zu auffallend, als dass die Terminologie und der ganze Gang des Raisonnements im *ersten* Theile auf die vermehrte Empfänglichkeit der Leser für die Terminologie und den systematischen Fortschritt der Betrachtungen in diesem *zweyten*, einen merklichen Einfluss haben könnten; für seine uneingeweihten Leser würde es schon hinlänglich gewesen seyn, wenn er, da er sie doch hauptsächlich mit den Resultaten der kritischen Philosophie bekannt machen wollte, auch jederzeit nur diese jeder der zur Kritik der Urtheilskraft gehörigen Untersuchung an die Spitze gestellt, und ihnen die Gründe, Beweise, Erläuterungen, Beyspiele beygefügt hätte. Dadurch würde er sie zugleich auch in den Stand gesetzt haben, den Plan des Werks leichter zu übersehen. Bey der Befolgung der entgegen gesetzten Methode hätte wenigstens ein allgemeiner systematischer Entwurf dieser Kritik, zu diesem Behufe, vorgesetzt werden sollen, der hier fehlt; die den einzelnen Betrachtungen vorstehenden allgemeinen Ueberschriften ersetzen diesen Mangel nicht. In seiner ganz wissenschaftlichen Form erfodert das Werk immer noch ein zu mühsames, mit Anstrengung verknüpftes Studium, und sein wesentlicher Unterschied von der Urschrift besteht nur darin, dass der Hauptinhalt der letztern in demselben kürzer zusammen gedrängt und Vorstellungsarten, die nicht verständlich genug schienen, mit andern vertauscht worden: denn da, wo das Original selbst deutlich genug war, ist der Ausdruck derselben beybehalten. Für solche, die sich der kritischen Philosophie widmen wollen und bereits einen Anfang darin gemacht und Anlage dazu haben, also für solche, die schon etwas mehr als blosse Uneingeweihte sind, wird das Werk nützlicher seyn, als für diese, wenn sie es bey dem eigenen Studium der Kantischen Kritik der Urtheilskraft nachlesen. Den Sinn des Originals hat Rec., so weit er es mit der Kiesewetterschen Darstellung an mehrern Stellen verglichen hat, richtig dargestellt gefunden. Nur in der Einleitung, die die meisten Schwierigkeiten enthält, scheint da, wo von dem Bedürfniss eines Gesetzes *a priori* für die reflectirende Urtheilskraft die Rede ist, der eigentliche Sinn Kants nicht völlig und deutlich genug ausgedrückt zu seyn. Vielleicht wird die Sache auf folgende Art deutlicher. Urtheilskraft überhaupt ist das Vermögen, das Besondere als enthalten unter dem Allgemeinen, dem Begriff, der Regel, dem Gesetz, zu denken; zu urtheilen, zu entscheiden, ob etwas, ein Besonderes, unter einem Allgemeinen, einer Regel, einem Begriff stehe. Nun ist entweder dieses Allgemeine, unter welches das Besondere subsumiret werden soll, durch den Verstand schon gegeben, oder nicht, sondern es soll erst zu dem gegebenen

benen Besonderen gesucht und gefunden werden. In jenem Falle ist die Urtheilskraft *bestimmend*, *subsumirend* und das Urtheil ist *logisch*; in diesem ist es *reflectirend*, das nicht bereits durch den Verstand gegebene Allgemeine aufsuchend. Die *reflectirende Urtheilskraft* ist wieder entweder die *aesthetische* oder *teleologische*. *Dort* wird das Besondere, nicht nach einem Begriffe davon zum Erkenntnifs desselben, wie es bey der bestimmenden, logischen Urtheilskraft der Fall ist, sondern durch das Gefühl beurtheilt. Wir wollen nicht wissen, was das Besondere, der Gegenstand ist, und wie er möglich ist, sondern nur, *wie* er und sein Erfahrungsbegriff in mir ist, wie er mich in meinem Bewufstseyn (z. B. zur Lust oder Unlust) verändert; *hier* wird das Besondere nicht nach Begriffen, auch nicht nach Eindrücken auf das Gefühl der Lust und Unlust, sondern nach Zwecken, die ein Verstand überhaupt, obgleich nicht der unsrige, in die Natur gelegt hat, also auch nicht nach seiner Materie, sondern nur nach der Form, nach der Art und Weise, wie es uns erscheint, beurtheilt. Die reflectirende Urtheilskraft bekümmert sich nicht um das, was ein bestimmter Gegenstand der Natur ist, aus welchen Theilen er besteht, wie er in der Art seines Daseyns möglich ist, sondern sie beurtheilt ihn nur nach der Zweckmäfsigkeit ihrer Form. Diese Formen an den Erscheinungen der Natur sind unendlich mannichfaltig, und specificiren sich nicht allein nach den Gattungen, sondern auch nach den Arten derselben und den besondern Individuen. Jede dieser Erscheinungen macht entweder einen besondern Eindruck auf unser Gefühl der Lust oder Unlust; wir betrachten sie, ohne einen Begriff und Zweck vorauszusetzen, doch als zweckmäfsig in Ansehung des Anschauens, der Auffassung ihrer Form; wir beurtheilen sie dann blofs durch das Gefühl: oder wir betrachten sie als zweckmäfsig in Rückficht auf einen bestimmten Zweck, als übereinstimmend mit dem Begriff, dem Zweck, der den Grund der Form der Erscheinung an die Hand gibt; wir beurtheilen sie dann als einen Naturzweck, nicht durch das Gefühl, sondern durch Verstand und Vernunft, vermittelst eines Begriffs von ihr, der den Zweck in sich fafst. Wir betrachten sie nicht nach dem, was sie vermöge des Begriffes von ihr an und für sich ist, sondern nur die Angemessenheit ihrer Form zu ihr selbst als Naturzweck.

Die Gegenstände der reflectirenden Urtheilskraft sind die Formen der Erscheinungen, die durch die in der Sinnlichkeit und dem Verstande *a priori* liegenden Bedingungen der Erfahrungserkenntnisse, welche ein Wissen dessen, *was* sie an und für sich sind, bezwecken, nicht bestimmt werden. *Form* bedeutet überhaupt, die Art und Weise, sich Gegenstände vorzustellen. Dieser Formen oder Arten des Vorstellens gibt es drey: die *erste* wird durch die Begriffe von den Erscheinungen, zum Behuf einer theoretischen Erkenntnifs von ihnen, bestimmt; die *zweyte* besteht darin, dafs man Gegenstände blofs als Mittel zu Zwecken betrachtet; die *dritte*, dafs man sie nach den Eindrücken auf unser Gefühl der Lust und Unlust beurtheilt. Die erste Art wird durch die Gesetze, welche theoretische Vernunft der bestimmenden Urtheilskraft vorschreibt, bestimmt; die beyden andern Arten stehen nicht unter dieser Gesetzgebung, sondern haben ihre eigene in der reflectirenden Urtheilskraft. Als Mittel und Zwecke erscheinen uns die Dinge nicht; die Urbegriffe des Verstandes und seine durch dieselben begründeten Gesetze, sind also auch nicht auf die Dinge als Mittel und Zwecke anwendbar. Um die Dinge als Mittel zu Zwecken zu erkennen und in Zusammenhang zu bringen, kann der reflectirenden Urtheilskraft nur ihr eigenes Gesetz der objectiven Zweckmäfsigkeit, in der Voraussetzung eines aufser uns befindlichen Verstandes, der in die Dinge nur durch ihre Gestalt und Form erreichbare Zwecke gelegt habe, dienen. Eben so wenig hat der Verstand und die bestimmende Urtheilskraft auf unsere, durch den Eindruck auf unser Gefühl bestimmten, Urtheile von den Naturdingen Einflufs: denn die Art dieses Eindrucks ist nur subjectiv und nicht etwas, das an den Dingen selbst erschiene oder angeschauet würde; wir beurtheilen die Dinge als schön oder häfslich, je nach dem Eindruck ihrer Gestalten und Formen auf unser Gefühl; die reflectirende ästhetische Urtheilskraft beurtheilt, nach ihrem Princip der subjectiven Zweckmäfsigkeit, diese Formen als übereinstimmend mit den Erkenntnifsvermögen, die in ihr thätig sind, oder als mit denselben nicht übereinstimmend, als zweckmäfsig oder als unzweckmäfsig.

Die Anfänger stofsen sich gemeiniglich an den Ausdruck, mit welchem *Kant* diese unter die Gesetzgebung der reflectirenden Urtheilskraft gehörigen Formen der Natur zu erklären gesucht hat. Er sagt nämlich von ihnen, sie wären *gleichsam Modificationen der allgemeinen transscendentalen Naturbegriffe*. *Naturbegriffe* sind den *Freyheitsbegriffen* entgegen gesetzt, folglich solche, die zur Sinnenwelt, der Welt der Erscheinungen, gehören. Sie verlieren sich, wenn man sie bis auf ihre allgemeinsten Merkmale zergliedert, in die Categorieen oder Stammbegriffe des Verstandes, die in sofern transscendental heifsen, als sie sich auf Anschauungen im Raum und in der Zeit anwenden lassen. In dieser Rückficht sind also jene Categorieen des Verstandes, da sie als Merkmale von Gegenständen der Natur dienen, transscendentale Naturbegriffe, z. B. die Begriffe Substanz, Ursach, Wirkung u. s. w. Eine *Modification* erhält ein solcher Begriff durch die Anwendung auf eine Anschauung oder einen empirischen Begriff, und ohne ihn wäre es unmöglich, das Mannichfaltige einer Anschauung oder eines empirischen Begriffs in die Einheit des Bewufstseyns zusammen zu fassen. Nun sind freylich alle Vorstellungen vom höchsten Gattungsbegriff an, durch alle Unterarten, bis zum Individuum, Modificationen jener transscendentalen Naturbegriffe; aber jene der teleologischen und aesthetischen Urtheilskraft eigenthümlich angehörigen

gen Formen der Naturdinge find es doch gewiffermafsen auch, nämlich in fofern, als der Begriff deffen, was als zweckmäfsig beurtheilt wird, nothwendig an einer Categorie haftet; daher denn auch jedes auch noch fo individuell beftimmte Zweckmäfsige an ihm als Modification der transfcendentalen Naturbegriffe, die immer und einzig allgemein find, betrachtet werden kann.

Die transfcendentale Deduction des Princips der Zweckmäfsigkeit, oder der Beweis, dafs der Gebrauch, den die Urtheilskraft von demfelben macht, nicht ufurpirt, fondern in der Natur diefes Erkenntnifsvermögens felbft gegründet fey, läfst fich vielleicht noch begreiflicher als ihn der Vf. gibt, fo faffen: Der Verftand beftimmt durch feine allgemeinen Begriffe die Gegenftände der Natur nur ihrer Gattung (*genus*) nach, nicht aber als Arten (*species*). Er enthält nichts in fich, kein Merkmal, das einem in der Anfchauung gegebenen Gegenftande, um ihn zu diefem befonderen, beftimmten Dinge zu machen, als Prädicat beygelegt werden könnte. Sein Gefchäft ift blofs, die befonderen in der Anfchauung gegebenen Naturdinge und Individuen unter Gattungen zu ordnen, nicht aber, umgekehrt, die Gattungen zu Arten und Individuen zu machen, fie zu *fpecificiren*. Hieraus folgt denn auch unmittelbar, dafs die Gefetze *a priori*, die auf die im Verftande *a priori* liegenden Begriffe gegründet find und aus denfelben fliefsen, nur Gefetze zum Behuf der Verbindung der Gattungen (*generum*) unter einander feyn, keinesweges aber zu einer Verknüpfung der Dinge als Arten und Individuen, dienen können; fondern dafs die Erkenntnifs und Verbindung diefer befonderen empirifchen Dinge, als folcher, auch auf befonderen empirifchen Gefetzen beruhen müffe. Da es nun aber gleichwohl ein nothwendiges Bedürfnifs des Verftandes ift, die Dinge der Natur, in wiefern fie durch den Verftand felbft unbeftimmt gelaffen werden, oder in wiefern fie fpecififch verfchiedene Dinge find, und die empirifchen Gefetze, nach welchen fie fich richten, eben fo gut wie ihre *genera* und die allgemeinen transfcendentalen Gefetze derfelben, in Verbindung zu bringen und auf eine denkbare Einheit zurück zu führen, um von diefen befonderen empirifchen Dingen und ihren Gefetzen ein Syftem der Erfahrung möglich zu machen: fo kann diefes nicht anders bewirkt werden, als durch die Urtheilskraft. Diefe mufs dem Verftande, zur Befriedigung feines Bedürfniffes, da es ihm felbft, diefe zu bewirken, unmöglich ift, dadurch zu Hülfe kommen, dafs fie, die in Anfehung der Dinge unter möglichen (d. i. noch zu entdeckenden) empirifchen Gefetzen, blofs reflectirend ift, die Natur in Anfehung diefer befonderen empirifchen Gefetze, um diefelben zu entdecken, nach einem *Princip der Zweckmäfsigkeit* für unfer Erkenntnifsvermögen, denkt. Denn der Begriff der Zweckmäfsigkeit der Objecte der Natur für unfer Erkenntnifsvermögen ift es eben, unter welchem die gefetzliche Einheit in der Verbindung, die wir zwar einer nothwendigen Abficht des Verftandes gemäfs, aber doch zugleich als an fich zufällig erkennen, vorgeftellt wird. Jene gefetzliche Einheit in der Verbindung der befonderen Naturdinge und ihrer empirifchen Gefetze ift dem Verftande nothwendig: denn fie ift fein Bedürfnifs, das er zu befriedigen fucht; fie ift aber gleichwohl für unfre Einficht blofs zufällig, da fie nicht durch die Gefetze des Verftandes felbft, die allein nothwendige Einheit der Erkenntnifs zu bewirken im Stande find, beftimmt wird.

Bamberg, im Comptoir der Zeitung: *Kurzer Abrifs der alten und neuen Philofophie* bis auf das neunzehnte Jahrhundert. 1802. VIII u. 232 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. erklärt in der Vorrede, er habe keine eigentliche Gefchichte der Philofophie fchreiben wollen, fondern feine Abficht fey gewefen, eine kritifche Ueberficht derfelben zu geben, kurz darzuftellen, was man von den älteften Zeiten bis zu den neueften in der Philofophie gelehrt habe, die Abftände gegen einander zu zeigen und befonders die Widerfprüche der Philofophen zu erörtern und zu prüfen. Diefer Zweck ift nur zum Theil und auch in einer gewiffen Begränzung unvollkommen erreicht worden. Es ift eigentlich ein Grundrifs der Gefchichte der Philofophie, der aber nicht in allen Theilen nach einerley Grundfätzen gezeichnet, theils von andern entlehnt, theils vom Vf. felbft weiter fortgeführt worden ift, bald nur eine kurze Charakteriftik der vornehmften Philofophen, bald ihrer Philofophie enthält. Die Gefchichte der Philofophie bis auf *Kant* ift nach des Vf. eignem Geftändnifs, aus *Dorfch* Beyträgen zum Studium der Philofophie genommen. Er vermehrte fie mit Anmerkungen und Zufätzen, welche wiederum zum Theil aus *Gmeiners*, *Steinackers* und *Fabritius* Werken entlehnt, theils fein Eigenthum find. Die Gefchichte der kritifchen Philofophie fcheint die eigne Arbeit des Vfs. zu feyn. Diefes find die beiden Theile, aus welchen das Ganze befteht, und welche mehr an einander gereihet, als zufammengefüget find. Der erfte gewährt eine fehr dürftige und flüchtige Skizze von den Philofophen und ihren Philofophemen, weil nicht immer der Mittelpunkt ihrer Lehren, fondern nur einige Sätze, die mehr Refultate als Principe find, angegeben werden; auch bedarf er mehrerer Berichtigungen. Wir wollen nur einige Proben anführen. Vom *Plato* heifst es S. 19. „Schade, dafs der letztere, welcher im *erften Jahre der 88 Olympiade blühte*, vom Feuer feiner Einbildungskraft hingeriffen, fo viele Träumereyen in die Sokratifche Philofophie aufnahm. Sein Hauptgrundfatz war: in dem, was in die äufsern Sinne fällt, ift nicht Wahrheit, fondern in dem, was der Seele in ihrem Innern erfcheint. Der Ort, in welchem er lehrte, war aufserhalb Athen, nahe bey der Akademie oder dem Gymnafium von Cimon (?); deshalb nennte man feine Schüler Akademiker." Solche chronologifche Data als *Plato der in der 88. Ol. blühte; Sokrates, der* in

in der 77. Ol. lebte, fallen mit Recht sehr auf. Der Charakter der Platonischen Philosophie ist sehr flach und unbestimmt gezeichnet. Dieses ist auch der Fall mit der peripatetischen (deren Name noch von dem Auf- und Abgehen des lehrenden Aristoteles abgeleitet wird) und der stoischen. Von Aristoteles wird gesagt: „sein Hauptverdienst besteht darin, dass er mit skeptischem Scharfsinne den ganzen Umfang der Philosophie darstellte; so skeptisch aber auch immer der Anfang seiner Untersuchungen ist, so ist doch das Resultat daraus nie Skepticism." Von der stoischen: „diese, obgleich in manchen Grundsätzen paradoxe und zu strenge Sekte erzeugte die grösten Genies, die tapfersten Feldherrn und die klügsten Staatsmänner. Sie kömmt mit der peripatetischen darin überein, dass sie alle Gegenstände der Natur umfasst, und sich von der beunruhigenden Philosophie der Zweifler weit entfernt." So erfährt man durch diesen Abriss immer etwas von diesem oder jenem Denker und seinem Systeme; nur selten aber das Charakteristische und Wesentliche. Und auch die Beylagen, welche manches weiter ausführen, füllen diesen Mangel nicht aus.

Der *zweyte* Theil, Geschichte der kritischen Philosophie (S. 67.) fängt mit einer fasslichen und gründlichen Darstellung des Leibnitzisch-Wolfischen Systems und des Humischen Skepticismus an, und zeigt, wie Kant durch beide auf den Gedanken einer Kritik des Erkenntnissvermögens kam. Eine auf diese Art fortgesetzte Geschichte der kritischen Philosophie, der durch sie veranlassten Revolution und der neuesten aus dieser hervorgegangenen Systeme war dadurch trefflich eingeleitet. Aber kaum hatte der Vf. gut angefangen, so stehet er stille, und liefert uns, statt einer Geschichte, ein Verzeichniss von den Schriften Kants, seiner Freunde und Gegner, mit manchen hier und da eingestreueten Anmerkungen über deren Inhalt und Zweck, welche öfters aus Recensionen genommen sind, mit einer Parallele von Kants und Fichtes Philosophie, welche zeigen soll, dass Fichte mit Kant eins sey, ungeachtet der Verschiedenheit ihrer Ansichten und Methoden, aber doch höher stehe als Kant, indem er die ursprüngliche Synthesis ursprünglich in einem ursprünglichen Handeln auffasse, Kant hingegen sich an einen zweyten Act des Denkens halte und von diesem die Denkgesetze ableite; dass Fichte an den Gränzen des Denkens, Kant innerhalb dieser stehe. — Ein Urtheil, welches sich nicht rechtfertigen lässt, weil es voraussetzt, dass Fichte den Geist des Kriticismus festhalte, was nicht der Fall ist. Mit seinen Speculationen gehet er zwar weit über Kant hinaus; aber weil sie vor einer strengen Kritik so wenig als irgend eine Speculation die Probe besteht, so steht er unter Kant. Kant stehet unerschütterlich fest innerhalb der Gränzen des Denkens und Erkennens, ob er wohl auch, weil er den ganzen Umfang desselben ausmass, die Gränzen berührte, doch ohne sie zu überschreiten. Eben dieses, was der Vf. als einen Beweis ansiehet, dass Kant tiefer als Fichte stehe, macht in den Augen der gründlichen Denker seine unverwelkliche Grösse aus. Fichte's religiöse Vorstellungsart und die darüber entstandenen Streitigkeiten machen eine eigne Rubrik aus, und der Vf. hat aus manchen Schriften und Recensionen mehreres zur Beurtheilung derselben gesammelt. Den Beschluss macht ein ziemlich vollständiges Verzeichniss der allgemeinen Schriften über die Geschichte der Philosophie.

Nach der Vorrede zu schliessen, scheint diese Schrift nur Vorläuferinn und Einleitung einer zweyten zu seyn, in welcher der Vf. jedes System ausführlich aufstellen und prüfen, ihre Abweichung und Uebereinstimmung anzeigen, und nach Beantwortung der Frage, ob es noch einen Standpunkt gebe, in welchem sich alle aus einander tretende Systeme berühren und mit der Vernunft bestehen können, einen Plan zum Vereine zwischen allen Philosophen zu entwerfen suchen wollte — eine Idee, welche *Degerando* in seiner *Histoire comparée des Systèmes de la Philosophie* unterdessen ausgeführt hat. — Ob diese Schrift, die auch als *zweyter* Theil der gegenwärtigen zu betrachten seyn sollte, wirklich erschienen sey, wissen wir nicht.

PHILOLOGIE.

MANNHEIM, b. Schwan u. Götz: *Historisches und physikalisches Lesebuch*, den Anfängern der lateinischen Sprache gewidmet von *Joh. Gottfr. Röchling*, Conr. am Gymnas. zu Worms. *Vierte* verbesserte Auflage. 1804. 308 S. 8. (12 gr.)

Das Werkchen beginnt ohne Vorbericht mit Kleinigkeiten aus der Naturgeschichte, Mythologie, Erdbeschreibung, Räthseln, Maximen u. s. w. Der *zweyte* Abschnitt enthält Unterhaltungen aus der Naturgeschichte, der *dritte* Fabeln und Erzählungen, der *vierte* merkwürdige Reden und Handlungen berühmter Männer des Alterthums, der *fünfte* allerhand Verse und Distichen, der *sechste* Regeln zur Erhaltung der Gesundheit und der *siebente* einige Fabeln aus dem Phäder. Man sieht, dass für Mannigfaltigkeit gesorgt ist. Die Abschnitte sind in viele kleine Pensa zerschnitten, welche passende Ruhepunkte darbieten. In dem physikalischen Theile möchte noch manches aus den neuern und neuesten Entdeckungen zu berichtigen oder nachzutragen seyn. Sonderbarer Weise heisst *Paris* noch in dieser Auflage, welche doch 1804 erschienen seyn soll, S. 137. „*sedes regis Galliarum.*" Hässliche Druckfehler gibt es auf jedem Blatt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 10. Junius 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Weidemanns E.: *Handbuch der allgemeinen Staatswissenschaft nach Schlözers Grundriss bearbeitet* von *Christ. Dan. Voss*, Herzogl. Sächs. Weim. Rath, Doct. u. Prof. der Philos. zu Halle. *Vierter* Theil. Politik. Praktischer Theil. Staatsgeschäftenlehre oder Staatspraxis. 1799. X u. 605 S. *Fünfter* Theil. Einleitung in die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaft bey den Medern, Persern, Israeliten, Aegyptiern, Carthaginensern, Griechen (Atheniensern). 1800. XVIII u. 508 S. *Sechster* Theil. Beschluss der Einleitung in die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaft in dem Alterthum. 1802. VI u. 344 S. gr. 8. Die beiden *letzten* Theile auch unter dem besonderen Titel: *Einleitung in die Geschichte und Literatur der allgemeinen Staatswissenschaft. Erster* Theil u. s. w. *Zweyter* Theil u. s. w.

Die ersten *drey* Theile sind bereits früher (A. L. Z. 1797. Num. 161. u. 1799. Num. 134.) angezeigt. Der *vierte* Theil enthält die gesammte *allgemeine Staatspraxis* oder eine Uebersicht aller Staatsgeschäfte, ihrer materialen, formalen und personalen Bestimmung nach, welche aus der Anwendung der theoretischen Grundsätze in den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung entspringen. Die materiale Bestimmung bezieht sich auf die Summe derjenigen Geschäfte, welche, in Anwendung des theoretischen Theils, als zur Erreichung des allgemeinen Staatszwecks nothwendig und zweckmässig erscheinen, und zur Ausführung zu bringen sind; die formale Bestimmung betrifft die Art und Weise, wie diese sämmtlichen Staatsgeschäfte am leichtesten, sichersten und zweckmässigsten zur Ausübung gebracht werden können; die personelle beschäftigt sich mit den Personen, in Rücksicht auf ihre Eigenschaften, Pflichten und Rechte, durch welche die Staatsgeschäfte verrichtet werden müssen. Diese Ansicht ist zwar im Ganzen richtig, sie scheint uns aber nicht die bequemste zu seyn; wir würden vielmehr, was hier von den Personen noch beyzubringen ist, dem theoretischen Theil überlassen, und die beiden anderen Rücksichten dergestalt vereinigen, dass wir bey jeder besonderen Art von Geschäften auch diejenigen Vorschriften abhandelten, welche sich auf die eigenthümliche Form jeder Klasse von Geschäften beziehen, z. B. bey der Finanzpraxis die sehr interessante, hier völlig übergangene, Lehre von Balanzen und Finanztabellen, so wie von den Mitteln, wodurch man sich die Controlle erleichtern kann.

Besser gefällt uns die Eintheilung in die obere und allgemeine, und die specielle und untergeordnete Staatspraxis, welche auch der Vf. bey seiner Ausführung befolgt.

Die *allgemeine* oder *oberste Staatspraxis* nämlich, welche er in der *ersten* Abtheilung erörtert, begreift die Gesammtmasse von Staatsgeschäften, welche man auch wohl unter dem Ausdruck Regieren zusammen fasst. Ihr bleiben die Geschäfte, welche die gesetzgebende Gewalt nothwendig macht, ausschliessend; ihr fallen aber auch alle die obersten Verfügungen und Entscheidungen, in allen den verschiedenen Abtheilungen und Anwendungen der executiven Gewalt anheim. Der Vf. bringt hier manche gute Bemerkungen über die Eigenschaften der Regenten und Minister, so wie über die Vertheilung der Geschäfte in gewisse Departements bey; obgleich auch mehrere unbestimmte und wohl, wenigstens bey der Anwendung, nicht angemessene Behauptungen vorkommen, und andere, wichtige Gesichtspunkte nicht berührt sind, wie z. B. die Verbindung aller Staatsgeschäfte bey den Berathschlagungen im Staatsrath. Als eine praktische Erläuterung fügt er nachher eine Uebersicht des Geschäftsganges in den Preussischen, Französischen und Grossbritannischen Staaten an, als der geschätztesten und bewährtesten positiven Staatsverwaltungsformen. Bey der Preussischen, welcher er übrigens das gerechte Lob ertheilt, findet er Mängel in der Unvollständigkeit der Departementsvertheilung, in der willkürlichen Verbindung und Sonderung der Gegenstände der Verwaltung und der daraus entstehenden Ueberhäufung und Vervielfältigung der Geschäfte für die obersten Staatsdiener, insonderheit die Minister, als Directoren der verschiedenen Departements und anderer ausserhalb derselben noch existirenden Corporationen und Institute. Was er von der Grossbritannischen Staatsverwaltung sagt, dürfte weder ganz richtig und erschöpfend, noch vollkommen unparteyisch

teyisch seyn; ob wir gleich dadurch die Mängel derselben in Schutz zu nehmen keinesweges gemeint sind. Aber noch weit minder können wir seinem Urtheil über die in der französischen Constitution von 1795 für die allgemeine Staatspraxis festgesetzten Formen beypflichten, ungeachtet diese auf der Grundlage einer Theorie der Menschenrechte erbauet, also von aller Empirie und jedem Einflusse des Herkommens und Vorurtheils frey, von ihren Schöpfern gleichsam als *ein Ideal einer makellosen und durchaus zweckmäßigen Staatspraxis* aufgestellt, auch von einem grossen Theile der Staatsbürger aller Länder Europens als ein solches bewundert seyn soll. Denn so wie wir schon bey der ersten Erschaffung dieser Constitution in ihren Grundzügen ihre Unhaltbarkeit erkannt und bemerklich gemacht haben, so finden wir auch den darin festgesetzten, ohnehin niemals völlig in Ausübung gebrachten Plan des Zusammenhangs der Staatsgeschäfte keinesweges sicher, fest und erleichternd; und die Erfahrung hat denn auch über jenes Machwerk, als ein übel zusammenhängendes Bruchstück des ehemaligen politischen Schwindels, nach wenig Jahren so völlig den Staab gebrochen, dass man wohl schwerlich wieder in den Fall kommen wird, die Gebrechen desselben aufzudecken, um veränderungssüchtige Politiker vor dieser Fallbrücke zu warnen.

In der *zweyten* Abtheilung handelt der Vf. von der *speciellen* oder *untergeordneten Staatspraxis*, nach ihren materialen, formalen und personalen Bestimmungen. Die beiden letzteren Abschnitte sind sehr kurz und gehen in keine besondere Betrachtungen ein; in dem *ersten* aber werden die Justiz-, Polizey-, Aufklärungs-, Kriegswesens-, auswärtige-, Kameral- und Finanzpraxis nach einander, wiewohl in sehr ungleichem Umfange erläutert. Die Polizeypraxis ist bey weitem am umständlichsten behandelt; die Kameralpraxis hingegen am meisten zusammengedrängt, weil der Vf. glaubte, dass die mannigfaltigen, zum Theil durchaus zweckmässigen Bearbeitungen der Kameral- und Finanzpraxis in eigends dazu bestimmten Lehrbüchern (doch wohl nur für den preussischen Staat) ihn in den Stand setzten, seine Darstellung abzukürzen. Für die Polizey setzt er hier einen neuen, bestimmteren Begriff als in dem theoretischen Theil fest, der uns grosse Aufmerksamkeit zu verdienen scheint: dass nämlich die *Justizpflege* es mit der Kränkung der Rechte einzelner Bürger oder Corporationen zu thun habe; die *Polizeyverwaltung* hingegen mit der guten Ordnung und der Sicherung des Genusses der Güter der Staatsbürger. In der Ausführung selbst bemerkt man durchgehends einen liberalen Geist, und grosse Sorgfalt für alle Forderungen des Bürgers an den Staat; wir haben jedoch unter manchen zweckmässigen Erinnerungen, mehrere gefunden, die uns theils zu weit getrieben scheinen, theils zu sehr gegen conventionelle, allgemein herrschende Ideen anstossen, theils die Polizey, indem sie ihr die gespannteste Aufmerksamkeit auf mehrere Gegenstände des häuslichen Lebens zur Pflicht macht, zu Eingriffen in die persönliche Freyheit berechtigt, die wir mit zu den grössten aller politischen Uebel zählen, und die bey aller Unbequemlichkeit und Unlust, die sie einzelnen verursachen, dennoch im Ganzen fast nie ihren Zweck erreichen.

Die beiden *letzten* vorliegenden Theile, der *fünfte* und *sechste*, liefern einen Versuch zu einer pragmatischen Literatur der Staatswissenschaft aus einem neuen, allerdings interessanten, Gesichtspunkt. Der Vf. will nämlich hier die auch schon in *Schlözers* Entwurf ursprünglich begriffene Uebersicht der bestandenen und bestehenden Staatsverfassungen und Gesetzgebungen, oder eine Staatsverfassungs- und Verwaltungskunde liefern, die zu der vorangehenden Theorie die belehrendsten Beyspiele aufstellen würde. Mit dieser historischen Uebersicht wollte er dann zugleich eine kritische Uebersicht dessen verbinden, was unter den für diese Wissenschaft merkwürdigen Nationen von vorzüglichen Köpfen gedacht und geschrieben worden und für die Wissenschaft Epoche macht. Durch eine solche fortlaufende Zusammenstellung müsste man, wie er mit Recht bemerkt, in den Stand gesetzt werden, zu beobachten, wie das Praktische auf Speculationen führte, und diese Speculationen wieder mehr oder weniger in das Praktische übergingen; wie die Speculation neben der Praxis fortschritt oder hinter ihr zurückblieb, auch wohl gänzlich verschwand oder erstarb (ganz doch wohl kaum); wie sie nach und nach wieder belebt ward, in angestrengter Thätigkeit der Praxis wieder voran eilte, und mehr oder weniger Einfluss auf dieselbe gewann; indem sie sich fortwährend bemühte, die Grundsätze zu entwickeln und zu begründen, welche das Fundament jeder Staatsverwaltung und Verfassung seyn sollten, und früher oder später doch noch auch einst werden dürften.

Ueber den Nutzen eines solchen Unternehmens an sich, glauben wir nicht eine Verschiedenheit der Meinungen annehmen zu dürfen: eine andere Frage aber ist es, ob es in dem Umfange und in der Art, wie es hier ausgeführt worden, sich einem Handbuch der Staatswissenschaft so eigentlich anschliesse, und als Einleitung in die Literatur dieser Wissenschaft gelten könne. Auch müssen wir gestehen, dass die weitläuftige Manier des Vfs. uns hier noch mehr, als in den vorhergehenden Theilen, aufgefallen ist: indem gerade hier eine gedrängte Darstellung dem Zweck vorzüglich angemessen gewesen wäre. Dagegen hat der Vf. die Thatsachen, die in seinen Plan gehörten, nach den besten Schriftstellern sorgfältig aufgestellt und scharfsinnig verbunden, so dass man allerdings auf manche Bemerkungen stösst, welche in mehr als einer Rücksicht lehrreich sind und eine wahre Bereicherung der Wissenschaft abgeben. Bey dem Persischen, Medischen, Aegyptischen und Carthaginensischen Staat hat *Heerens* Werk über die Statistik

tistik dieser Staaten mehrere Ideen an die Hand gegeben: indessen hat der Vf. sie mit eigener Prüfung benutzt, und ist nicht selten aus hinreichenden Gründen davon abgewichen. Um so mehr Grund hat er zu glauben, dass seine Arbeit jenem Werk mit Nutzen an die Seite treten könne; zumal da letzteres sich mit der Darstellung der regsamen Staatskräfte hauptsächlich beschäftigt, und Staatsverfassung, Verwaltung und Gesetzgebung nur in so fern berührt, als es der Hauptzweck nothwendig macht. Uebrigens findet die Auswahl der Staaten ihre Rechtfertigung in dem vorzüglichen Interesse, welches die ausgehobenen Staaten, in Vergleichung mit anderen Staaten des Alterthums, für die Wissenschaft haben, theils in der bey diesen Staaten erleichterten Möglichkeit, sich einige nicht ganz unzuverläßige Kenntniss ihrer Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung zu verschaffen.

In der Einleitung bestimmt der Vf. noch genauer die schon in der Vorrede bezeichneten Resultate zur Fortsetzung des Standpunkts, aus welchem eine Einleitung in die Geschichte und Literatur der allgemeinen Staatswissenschaft entworfen und beurtheilt werden muss. Da nämlich diese Wissenschaft, wie alle übrigen praktischen Wissenschaften, in einzelnen Abtheilungen und als Ganzes mehr zur Ausübung gebracht, als wissenschaftlich behandelt werden, so ist auch die Geschichte der Staatswissenschaft bey weitem dem grössesten Theile nach in der Geschichte der Staatsverfassungen und Verwaltungen zu suchen. Diese Geschichte aber, die eine lehrreiche Beyspielsammlung für die Theorie aufstellt, ist von einer Einleitung in die Literatur derselben nicht zu trennen, und ohne jene würde diese nie gehörig beurtheilt, nie wirksam genug benutzt werden können. Indem also der Vf. aus der Staatenreihe und der Geschichte der alten, mittleren, neuen und neuesten Zeit, die in Hinsicht auf diese Wissenschaft vorzüglich wichtigen Staaten und Begebenheiten aushebt, und auf diese Weise die Hauptepochen der Staatspraxis andeutet, bezeichnet er auch die Fort- oder Rückschritte der Speculation oder Theorie der Staatswissenschaft, und charakterisirt die Männer und ihre Werke, so wie die Wirkung derselben, für Theorie und Praxis.

Von der *ersten* Abtheilung, welche dem *Alterthum* gewidmet ist, befassen die beiden jetzt gelieferten Theile nur etwa die Hälfte, da das Römische Reich noch zurück ist; und daraus wird man schon auf den Umfang schliessen, den das Ganze erhalten muss, wenn der Vf. es, wie man allerdings wünschen muss, in eben dem Sinn vollenden sollte. In dem *fünften* Theil behandelt er das Medische Reich; Zoroasters Zendavesta; das Persische Reich, beides nach Xenophons Cyropädie, und nach Herodot, Ctesias, Diodor u. a.; das Israelitische Volk nach Moses Gesetzgebung und deren späteren Modificationen; die Aegyptische Verfassung und Gesetzgebung; die Carthaginensische Verfassung und Gesetzgebung; bey Griechenland, die älteren Verfassungen und deren Modificationen derselben im Allgemeinen, die Staatenvereinigung durch den Rath der Amphyctionen, den Atheniensischen Staat, Draco's Gesetzgebung, Epimenides, als Versöhner der Gottheit und Wiederhersteller der Ruhe, Solons Gesetzgeber-Charakter, Einführung der Sisachthie (Entledigung, Befreyung von Schuldverbindlichkeiten), die eigentliche Constitution Solons (eine vorzüglich gut gerathene Ausführung), Tyranney des Pisistratus und seiner Söhne, die Modification der Solonischen Constitution durch Aristides, und ihre gänzliche Auflösung durch Perikles. Der *sechste* Theil ist auch noch ganz dem Athenienssischen Staat gewidmet. Nach einer summarischen Betrachtung der späteren Atheniensischen Demokratie und Demagogie, und der Urtheile der competentesten Richter darüber, wird die eigentliche Gesetzgebung Solons, die sich noch nach Vernichtung seiner Constitution grösstentheils in Kraft und Wirksamkeit erhielt, in Verbindung mit ihren späteren Modificationen, umständlich erörtert. Hier kommen zwar manche an sich schätzbare Bemerkungen vor; wir möchten aber doch glauben, dass der Vf. sich oft etwas zu weit ausgedehnt hätte, und in ein zu grosses, hier nicht ganz zweckmässiges Detail eingegangen wäre, wenn wir gleich völlig darin mit ihm einverstanden sind, dass Solons Gesetzgebung in der Folge aus dem Atheniensischen Staat auch in den Römischen überging, und eben so aus dem Römischen Recht wieder zu einem wesentlichen und wichtigen Theil der Gesetzgebung der neueren Europäischen Staaten ward.

Uebrigens ist uns seitdem von der Fortsetzung dieses wichtigen Werks nichts weiter bekannt geworden. Man sollte beynahe daraus schliessen, dass der Vf. durch seine späteren historischen Arbeiten daran behindert wäre: und diess würden wir in mehr als einer Rücksicht bedauern.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Braunschweig, i. d. Schulbuchh.: *Anweisung zur Rettung der Ertrunkenen, Erstickten, Erhängten, vom Blitze Erschlagenen, Erfrornen und Vergifteten.* Von Dr. *C. R. W. Wiedemann.* *Zweyte* verbesserte u. vermehrte Auflage. 1804. X u. 178 S. 8. (12 gr.)

Der Vorrede zufolge benutzte der Vf. zu dieser Auflage möglichst die neuesten Erfahrungen über diesen Gegenstand, und befolgte einige ihm in Recensionen über die *erste* Ausgabe, vorgekommene Erinnerungen. Rec. bezeugt diess wenigstens in Rücksicht der Bemerkungen, welche die Anzeige der *ersten* Ausgabe in der A. L. Z. 1797. Num. 307. enthält. Unter die Werkzeuge zur Rettung und Behandlung der Verunglückten hat der Vf. jetzt auch *Humbold's* Respirationsrohr und die *Voltaische* Säule aufgenommen und zu den Arzneymitteln die in jedem Fall bey der Hand seyn müssen, rechnet er jetzt auch den concentrirten Essig, das Sauerstoffgas, das salzsaure Gas, die oxygenirte Salzsäure, das Pfeffermünzen- und

und das Melissenkraut; unter den ersten hätten wohl auch *Bosquet's* Rettungsboot, die Kork- oder Schwimmgürtel, und zur Aufsuchung der Ertrunkenen bey Nacht, *Shifley's* schwimmendes Licht, und unter den andern noch Kampher und Senf angeführt werden sollen. Nach *Heidmann's* und *Struve'ns* hierher gehörigen Schriften, wird der Vf. seine Meinung: der Galvanism könne nicht füglich zur Erkenntniss des Lebens und des Todes angewandt werden, wohl wieder zurücknehmen. Warum verweist der Vf. den Wundarzt über die Art, wie das Sauerstoffgas aus der Flasche in die Blase zu bringen, an einen Chemiker oder Physiker? nicht allenthalben hat der Wundarzt Gelegenheit sich von diesem belehren zu lassen; es kostete ja nur einige Zeilen, um zu sagen, man brauche nur ein Loch in den Boden der Bouteille zu schlagen, und durch dieses Loch das Gas in die Blase zu blasen. Am besten ist's aber das Gas zu dem Ende in tubulirten Flaschen vorräthig zu haben. Auch hätte die Mischungsweise des salzsauren Gas mit gemeiner Luft angegeben werden sollen. Da der Vf., und zwar mit Recht, das gelinde Rütteln unter die Rettungsmittel der Ertrunkenen zählt: so hätte die Stelle in §. 10: „man rüttle einen Ertrunkenen; jeder Stoss droht dem noch glimmenden Lebensfünkchen," wo nicht weggelassen, doch abgeändert werden sollen. Die von *la Couture* vorgeschlagene Geisselung oder Auspeitschung eines Ertrunkenen hätte im §. 48. auch eine Stelle verdient. Am meisten verbessert ist das *vierte* Kapitel von der Behandlungsart der Erstickten; der Vf. gibt jetzt fünf Arten von Luftverderbniss an, worin ein Mensch erstickt; setzt die Verbesserungs- und Sicherungsmittel besser auseinander und bestimmt das Heilungsverfahren genauer; er schränkt jetzt das Begiessen mit kaltem Wasser vorzüglich auf die Erstickung durch Kohlenstoffgas ein, und will jetzt nicht, dass nach der Wiederbelebung, so bald sich die gewöhnliche Neigung zum Brechen zeigt, jedesmal ein Brechmittel gegeben werden solle, sondern nur bey kurz vor dem Ersticken geschehener Anfüllung des Magens mit vielen Speisen. Er warnt jetzt auch ausdrücklich vor dem Aderlassen nach der Wiederbelebung, wenn keine Zeichen eines Blutschlagflusses vorhanden sind. Das Aderlassen bey Erhenkten scheint der Vf. zu dringend und zu allgemein zu empfehlen; es wird immer schaden, wo der Scheintod nicht bloss von einem Blutschlagfluss, sondern von Mangel an Luft, oder von Erstickung entstand. Es gibt Fälle, wo das Würgeband nicht allen Eintritt der Luft in die Luftröhre auf einmal unterbricht, sondern wo mehr die Blutgefässe am Halse zusammengepresst werden und der Blutumlauf im Kopf gehemmt wird; diese Erhängten sterben langsamer und mit den Zeichen eines Blutschlagflusses, und bey diesen ist eine Oeffnung der Halsvene allerdings das nächste Rettungsmittel; aber bey Erhenkten, wo der Luftröhrenkopf schnell und völlig so zusammen gedrückt wird, dass aller Eindrang der Luft plötzlich unmöglich wird, findet gerade das Gegentheil statt: diese sterben sehr schnell und sehen im Gesicht nicht braunroth sondern gelbblass aus, und bey diesen hält Rec. den Aderlass für bedenklich. Bey vom Blitze Gerührten erwartet der Vf. von der Electricität und dem Galvanism nur allein in sehr leichten Fällen einige Hülfe; er gedenkt jetzt auch des Erdbads. Der Ausdruck: „die Säfte (eines Erfrornen) sind oft wirklich zu Eis erstarrt," findet sich auch noch in dieser *zweyten* Auflage; als Grund dass deswegen die erste Erwärmung mit Schnee geschehen müsse, sollte dieser Ausdruck doch wohl nicht gebraucht werden dürfen: denn wessen Säfte schon zu Eis erstarrt sind, bey dem kommt wohl alle menschliche Hülfe zu spät. Die Vergiftungen scheinen Rec. noch nicht zweckmässig genug abgehandelt; hätte der Vf. sich durchaus nur auf die erste Hülfsleistung eingeschränkt, die Behandlung welche mehr Zeit erlaubt, der Einsicht des zu Hülfe gerufenen Arztes überlassen und die Folgen der Vergiftung als durchaus hierher nicht gehörig angesehen: so würde mehr Raum zu einer detaillirten Anweisung gewonnen worden seyn, wie Vergiftete alsbald nach der Vergiftung in dem Zeitraum behandelt werden müssen, wo sie sich noch in unmittelbarer Lebensgefahr befinden. Um das freywillige Erbrechen bey Vergiftungen zu befördern, ist oft ein Druck mit der Hand in die Magengegend wirksamer als das Gaumenkitzeln. Gegen Arsenik ist auch das Laugensalz ein sehr wirksames Mittel, das oft schneller hilft als Seifenwasser. Die Pflanzengifte scheinen Rec. zu allgemein behandelt; es würde gewiss nicht ohne Nutzen gewesen seyn, wenn der Vf. die von einigen Aerzten als specifisch, oder doch besonders wirksam gegen gewisse Pflanzengifte angerühmten Mittel namentlich angeführt und die Gebrauchsart derselben angegeben hätte.

* * *

Ulm, in der Stettinschen Buchh.: *Abhandlung über die Verminderung der Feldmäuse;* von Dr. *Christoph Wilhelm Jakob Gatterer,* Prof. der ökonom. Wissenschaften und der Diplomatik zu Heidelberg. (Aus dem *zehnten* Bande des neuen Forstarchivs besonders abgedruckt.) 1803. 35 S. 8. (4 gr.) (S. die Rec. A. L. Z. 1805. Num. 116.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 12. Junius 1806.

OEKONOMIE.

Leipzig, im Comptoir f. Literatur: *Forst-Rügen* von *Adolph* Freyherrn von *Seckendorf* und *Karl Slevogt*. *Siebenter* Theil. 1803. 221 S. *Achter* Theil. 1804. 220 S. *Neunter* Theil. 228 S. *Zehnter* Theil. 220 S. 8. (2 Rthlr. 18 gr.)

Seitdem Hr. Oberförster *Slevogt*, der denn endlich einmal, wie öffentliche Blätter berichten, einen seinen ausgezeichneten Kenntnissen angemessenen Wirkungskreis erhalten hat, mit an der Spitze dieses Werks steht, belebt es ein ganz neuer Geist. Schon die Mottos über den Abhandlungen verrathen den gebildeten Mann. Den Forstrügen ist daher auch eine längere Fortdauer zu wünschen: denn sie werden nun ihrem Titel noch mehr als vorher entsprechen. Der Inhalt dieser Theile ist folgender.

Siebenter Theil: 1. Statt der Einleitung und 2. Nachricht an das geehrte Publikum. (S. 1—41.) In der *ersten* Abhandlung läfst sich Hr. *Slevogt* über das Recensionenwesen aus und gibt am Ende Regeln an, nach welchen in den Forstrügen Recensionen, wenn ja welche geliefert werden sollen, eingerichtet seyn müssen, und von welchen wir hoffen, dafs er sie immer selbst, wenn er, wie wir wünschen, vorzüglich diesen Zweig zur eigenen Bearbeitung übernimmt, gehörig beobachten und nicht etwa seinen muthwilligen Satyr, statt über die Schrift, über den Schriftsteller herfallen lassen möge. In dem *zweyten* Auffatz zeichnet er den etwas erweiterten und genauer bestimmten Plan vor, nach welchem hinführo die Forstrügen erscheinen sollen. 3. Bemerkungen über die Waldcultur und einige besondere Methoden dabey. Hr. S. commentirt (S. 41.) über eine Stelle in *Laurop's* Briefen, wo von der Abholzung der Herzberger Nadelholzschläge die Rede ist, und gesagt wird, dafs man auf nassem oder gar sumpfigem Boden aus der Ursach keine Stöcke rode, weil sich das Wasser in die dadurch entstandenen Löcher ziehe, folglich die Cultur unmöglich oder doch sehr beschwerlich mache. 4. Verschiedene Culturmethoden der Fichten durch Ansaat zusammengestellt von K. *Slevogt*. (S. 53.) Hier wünscht Hr. S. die Ursache zu erfahren, warum man auf dem hannöverschen Harze auf einem Waldmorgen von 120 Quadratruthen 60 Pfund Fichtensamen auszustreuen für nöthig und unabänderlich findet, da man doch im Wernigerodischen auf gleicher Fläche nur 10 Pfund und im Weimarischen auf einen Acker von 140 Quadratruthen nur 12 Pfund geflügelten Samen braucht und die Ansaaten hier im schönsten Bestande prangen, da sie dort oft noch einer so grossen Nachbesserung bedürfen, dafs ein Gehau von ungefähr 200 Morgen noch 700 Rthlr. Ausbesserungskosten verursacht. Eben so braucht man auf dem Steigerwalde in Franken nur 8 bis 9 Pfund abgeflügelten Kiefersamen auf einen Morgen von 140 Quadratruthen und im Brandenburgischen auf einen Morgen von 180 Quadratruthen 9—10 Pfund. 5. Die Hausjagd oder das Recht in dem beschlossenen Bezirk des Hauses, sammt Hof, Ställen, Scheunen und Zubehör eines Unterthans jagen zu dürfen, von *Schwabe*. (S. 74.) Ein Einwohner zu Apfelstädt im Gothaischen hatte in seinem Hause zwey Hausmarder gefangen und wurde deshalb von dem Forstbedienten verklagt. In dem darüber entstandenen Prozefs wurde endlich die Weisung ertheilt, dafs Implorat mit der gesuchten Vergütung des angegebenen Werths der Bälge billig zu verschonen, und von dem deshalb an ihm formirten Anspruch zu entbinden sey u. s. w. Und diefs von Rechtswegen: denn der Landmann mufs sich gegen die Hausmarder, Iltisse und Wiesel so gut ein Recht zu wehren haben, als gegen die Wanderratten, Haus- und Spitzmäuse. 6. Possirliches Nefas. (S. 92.) Die Unterthanen eines Dorfs beschweren sich darüber, dafs sie wegen der Wildbahn ihre Felder der Forstordnung gemäfs nicht einzäunen dürfen, da es doch ihr Oberförster thue, dem obendrein diese Umzäunung wenig oder nichts koste. 7. Neue Anhalt-Berenburgische Forst- und Jagdordnung, welche (S. 99.) nach dem Inhalte ihrer Kapitel angegeben und als Muster zur Nachahmung aufgestellt wird. 8. Beyspiele von Waldverwüstungen zur Warnung aufgestellt allen denen, die in der Forstökonomie eines Landes anzuordnen und auszuführen haben. Von S**. (S. 108.) Hier erfährt man, dafs viele Stuttgarder Kirchenraths-Waldungen durch schädliche Accorde der Holländer-Holzhändler zu Stundenlangen kahlen Oedungen und Heidenwüstungen gemacht sind, und lernt zugleich die Wiedendreherey der Kalwer-Holzcompagnie kennen.

nen. 9. Bemerkungen über einige beym deutschen Forstwesen noch häufig hergebrachte und einer geregelten Bewirthschaftung der Forste sich geradezu entgegensträubende Accidenzien, nebst herzlichem Wunsche für ihre ungesäumte Abstellung. Vom Forstm. *Fr. Slevogt.* (S. 130.) Diese Accidenzien bestehen im Erlös aus hohen Stöcken. Der Förster, den der Vf. deshalb zur Rede setzte, brauchte zum Vorwand, dass sie sonst niemand roden wolle. 10. Unvorgreifliche Ideen über eine besondere, neuerlich in Vorschlag gebrachte, Waldcultur-Methode und was ihr anhängig ist. Von *K. Slevogt.* (S. 143.) Der Oberförster *Raithel* hatte im Reichs-Anzeiger wegen des Holzdiebstahls in Nadelwäldern die Anpflanzung von Ahorn, Aeschen u. s. w., um Reisholz zu ziehen, angerathen, und dabey seine Setzlinge um die billigsten Preise empfohlen; darüber erhält er nun eine Zurechtweisung. 11. Die Betrachtungen über die vorzüglichste Jahrszeit zum Holzfällen, nebst einer versuchten Bestimmung, was eigentlich Splint sey?, enthalten manche feine Bemerkungen, und zeigen abermals Hrn. S. als einen unserer vorzüglichsten Pflanzenphysiologen. 12. Mittel wider die Raupen im Walde. (S. 195.) Die Preussische Regierung wird aufgefordert, dem Forstrath *Schindler* sein im R. A. feil gebotenes Geheimniss wider den Raupenfrass abzukaufen, und es dem Publikum bekannt zu machen. 13. Berichtigung einer Stelle in *Medicus* Forsthandbuch, worin des Wildmeisters *Wund* in Ostheim, bey Gelegenheit der Anpreisung des Safthiebs, erwähnt wird, und welches der Wildmeister *Käpler* selbst ist. 14. Die fragmentarischen Notizen von der forstwirthschaftlichen Eintheilung der fürstl. Schwarzenbergischen Waldungen in Franken (S. 203.) von *K. Sl.* sind dankenswerth. Die Eintheilung ist natürlich und einfach, und verdient nachgeahmt zu werden.

Achter Theil: 1. Ein Päckcthen Rügen, deren gründliche Erwägung zum Theil sehr nothwendig werden kann, zum Theil aber auch einer demokritischen Behandlung würdig sind. S. 1 — 50. zergliedern die *drey* ersten Hefte der Zeitschrift für die Forstwissenschaft von *Hartmann* und *Laurop*. 2. Die Bemerkungen der Herausgeber zu diesen vom Forstcommissär Zachäus ** zu *** mitgetheilten Briefen vertheidigen jene, von einem gewissen *Kilian Ebenauer* gemachte, Kritik über die vorgenannte Zeitschrift. 3. Die kurzen Bemerkungen über *Berberis vulgaris* (S. 60.), welche eine Zergliederung dieses Strauchs, besonders seiner Knospen und Stacheln enthalten, wird der Botaniker mit Vergnügen lesen. Sie sind von *K. Slevogt*. 4. Beyträge zu den Nachtheilen, welche ein starker Wildstand in den Forsten gemeiniglich veranlasst, nebst einigen Nebenbemerkungen (von *Fr. Slevogt*. S. 93.), welche zu beherzigen sind. 5. Aufzählung aller forstwissenschaftlichen Bücher zur Ostermesse 1803 aus dem Messkatalog. (S. 130.) 6. Ein Wort für unsere Schriftsteller über die Physiologie der Forstgewächse in Rücksicht eines ihnen neuerlich gemachten Vorwurfs, die Vermehrungswege unserer Holzarten ausser der Besamung betreffend. Von *W. Sömmering*. (S. 140.) *Medicus* sagt nämlich in seinen Beyträgen zur Pflanzenphysiologie, dass die Physiologen des Pflanzenreichs die Vermehrung der Pflanzen bisher einzig und allein in dem Samen gesucht hätten, und hier wird ihm dann bündig bewiesen, dass man schon längst die Vermehrung der Holzart durch Wurzelausläufer, Steckreiser u. s. f. gekannt habe. 7. Ein Paar Worte für unsere literarischen Kampfhähne auf dem grossen Tummelplatze der Forstey bey Gelegenheit der von Werneckschen Bestimmung: was denn eigentlich Mistel sey. (S. 163.) Ganz richtig bemerkt Hr. *Thielemann*, dass der Mistel durch den Unrath der Misteldrossel, welche die Beeren dieser Schmarotzerpflanze fresse, hauptsächlich fortgepflanzt werde. Rec. bemerkte einmal einen solchen Vogel, der sich in einem Winter zwey Monate lang fast von nichts anderm als Mistelbeeren, die er in einer Lindenallee in Menge fand, ernährte, und sich, wenn er satt war, allezeit auf einen Apfelbaum setzte, da ausruhte und schlief. Dieser Baum war mit lauter zähen weissen Schleimfäden behängt, und wo diese mit den noch unversehrten Kernen auf glatte, nicht rauhe Rinde trafen, da keimten auch im folgenden Jahre eine Menge Mistelpflanzen, so dass der Baum im dritten und vierten Winter mit diesem Gewächs ganz überzogen war und wie belaubt aussah. Diess ist die eigentliche Fortpflanzungsmethode: denn im Schnabel bleiben ihnen weder Beeren noch Kerne leicht hängen, da sie erstere beym Abbrechen gleich ganz verschlucken. 8. Offenherziges Urtheil über die gegenwärtige Waldkultur. (S. 185.) Ist gegen Hrn. *Medicus* gerichtet, der in seinem Forstjournal behauptet, dass unsere Waldbäume durch die gegenwärtig hergebrachte Waldcultur mit Gewalt zu Grunde gerichtet würden. 9 Ein Ridicul im allerneuesten Geschmacke. (S 190.) Betrifft Hrn. *Medicus* bekanntes Katzengehege. 10. Theoretische Zurechtweisung eines gründlichen Praktikers in Punkto, dass mit Laub- und Nadelholz vermischte Waldungen nicht zu tadeln sind. (S. 198.) 11. Recept, wie ruinirte Waldungen in der kurzmöglichsten Zeit wieder in Aufnahme zu bringen sind. (S. 205.) Hier wird *Medicus* Aeusserung, dass Botaniker, die einer Anlage wie die Harbkesche, vorgestanden, und die Cultur praktisch und genau erlernt haben, die fähigsten Männer zu Försterstellen wären, bespöttelt. 12. Vergleichung zweyer Schriftsteller über einen wichtigen forstwirthschaftlichen Gegenstand und namentlich den Graswuchs in jungen Wäldern u. f. w. (S 213.)

Neunter Theil: 1. Wohlgeprüfte Maxime über vermischte Aussaaten von Laub- und Nadelholzsamen, als auch zweyerley Nadelhölzern unter einander. Hier wird über *Däzels* Satz in seiner praktischen Anleitung zur Forstwissenschaft: Nadel- und Laubhölzer gedeihen nicht wohl zusammen; doch lässt sich die Birke auch unter die Fichte, und Wachholder unter die Kiefer säen, widerlegend commen-

mentiret. Hr. S. hat in der Regel Recht, dafs er die Vermischung der Birken und Fichten verwirft; allein Rec. kennt doch auch mehrere solcher Forstörter, wo die Birken, zu rechter Zeit ausgehauen, an den Fichten nicht den grofsen Schaden verursacht haben, den er hier beschreibt. Jetzt wird man ohnehin solche Ansaaten nicht mehr wie sonst machen, oder wenn es geschieht, so wird es blofs da geschehen, wo man auf keine andere Art z. B. ganz verödete Bergabhänge gegen Mittag mit den benachbarten Fichtenwaldungen wieder in Zusammenhang zu bringen weifs. Hierher gehören auch die Anmerkungen (S. 68.). 2. Berichtigung eines alten Wahns durch Naturfacta. (S. 18.) Es betrifft die vermischte Ansaat der Lehden, alten Triften, Heiden und anderer öden Plätze mit Kiefern- und Fichtenfamen. Auch dawider eifert ein Ungenannter, wahrscheinlich Hr. S. selbst und das mit Recht; obgleich ihm Rec. viele Stellen aufweisen könnte, wo an Sommerwänden (denn hier geschieht die vermischte Ansaat von den alten Forstmännern der Regel nach blofs) die ausgehauenen Kiefern in ihrem zwanzigsten Jahre eine nicht unbedeutende Nutzung gewährten, und die für verkrüppelt geachteten Fichten etliche Jahre nach der Aushauung den freudigsten Wuchs zeigten und noch zeigen, und dadurch solche Oerter nun wieder mit den daranstofsenden in gleichen Holzbestand gesetzt wurden. 3. Bemerkungen über den von einigen Forstschriftstellern in Vorschlag gebrachten kahlen Abtrieb der Schlagholzgehaue vom Wildmeister *Kaepler*. (S. 25.) Wird verworfen. 4. Auszüge einiger Beobachtungen und Bemerkungen aus einer von Forstmännern nicht sehr gelesenen Schrift zur Warnung und Belehrung angehender Forstpraktiker und zu Nutz und Frommen unserer Waldungen bekannter gemacht von *Grubenhagen*. (S. 45.) Aus den Nachrichten über Verbesserung der Landwirthschaft und der Gewerbe, I. (Zelle 1765) betreffen die Behandlung der Eichen- und Buchenwälder, wenn junger Nachwuchs aufkommen soll. 5. Eine Erfahrung über die Eichenkultur, über welche wir unsere gründlichen Forstpraktiker zu hören wünschten, die vielleicht ähnliche Versuche gemacht haben. (S. 64.) Von Ebendemselben. Sie ist aus eben derselben Schrift entlehnt und betrifft die Erscheinung, dafs verpflanzte und vermooste Eichenheister dadurch neues Leben bekommen haben, dafs man um Johanni alle untere Aeste bis auf die besten aufwärts stehenden abgenommen hat. Sie ist wahrscheinlich den Obstgärtnern nachgemacht. 6. Urtheil über die Eichenpflanzungen nach neuestem Schnitt. (S. 73.) Es pflanzt ein Oberforstbeamter nach *Medicus* Rath in die Blöfsen von Eichen- und Buchenhochwälder Fichten ein, weil die übrigen Pflanzungen, also auch Eichen, eine wahre Geldverschwendung seyen, und wird dadurch davon abgebracht, dafs in einer anderen Stelle *Medicus* wieder das Eichenpflanzen nach *Sierstorff* Vorgang anräth. 7. Kurze Beleuchtung der paradoxen Bemerkungen über die Holzkultur des H. O.-F. v. L. im Forst- und Jagdkalender für das Jahr 1796 (S. 16.) Hier wird die Angabe, dafs der künstlich ausgestreute Same, der durch Taglöhner eingesammelt werde, nie die Güte des natürlich ausgeflogenen habe, und das auf Kulturen angewendete Kapital sich nicht verzinse, aus der täglichen Erfahrung widerlegt. 8. Bemerkungen über die auf dem Harze entstandenen vielen Waldödungen von mehrern hundert Morgen grofs, nebst einigen Seitenblicken. Von *Karl Stevogt*. (S. 115.) Die Verödungen sollen sich vorzüglich von der Nachläfsigkeit der Forstbedienten herschreiben, die den Verwüstungen der Borkenkäfer nicht gehörig vorzubeugen suchten. 9. Versuche die intensive Stärke des Italiänischen Pappelholzes und sein specifisches Gewicht zu bestimmen. (S. 135.) 10. Promemoria an die Hrn. Herausg. der Forstrügen. (S. 154.) Es rügt *Medicus* Ignoranz im Forstwesen. 11. Ein kleiner Widerspruch aus der Recensentenwelt. (S. 165.) 12. Schreiben eines Privatmannes an seinen gnädigsten Fürsten. (S. 177.) Es betrifft das hohheitliche Mastrecht, das mehrere Fürsten in den Privatwaldungen der Unterthanen ausüben. 13. Vom Abschröppen der Stöcke. (S. 186.) Man soll nach dieser Rüge die Stöcke nicht schröppen, d. h. über den Wurzeln abhauen, sondern ganz ausrotten, wodurch der Taglöhner mehr Arbeit und Verdienst, der Eigenthümer mehr Einkünfte und das Vaterland mehr Feuerholz erhält. So viel ist gewifs, wo man diefs nicht thut, darf und kann man wenigstens noch nicht über Holzmangel klagen. In vielen Gegenden Sachsens ist gewöhnlich, dafs man die Oberstöcke oder Schmatzen für die Forstkasse benutzt, und die Wurzeln oder die Wurzelstöcke den Armen als Leseholz überläfst. 14. Fragmentarisches Avertissement über Forstkultur-Processe und Forstschutz im Bambergischen Forstamte Steinwiesen. (S. 205.) Hier trieb man sonst die Weifstannenbestände rein ab, säete Weifs-, Roth- und Lerchentannen unter einander in regellos aufgehauene Streifen, plänterte, und liefs Ziegen und Rindvieh ungehindert die Waldung zerstören u. s. w.

Der *zehnte* Theil enthält mehr eigentliche Abhandlungen als Rügen, und der Inhalt ist daher dem eines Forstjournals ähnlich. 1. und 2. begreift die landesherrlichen Verordnungen über die Organisation des Bayerischen Forstwesens und der beiden Forstschulen, so wie den tabellarischen Entwurf des Forstetats, welchem allen weiter nichts als die glückliche Realisirung zu wünschen ist. 3. Skizzirte Ideen über die Taxation einzelner Walddistrikte sowohl als ganzer Forste, zur Bestimmung des positiven Werths derselben von *Güth*. (S. 51.) 4. und 5. Einige wohlgemeinte Noten und Randglossen zu *Däzels* Anleitung zur Forstwissenschaft. (S. 81.) Es ist eine Art von Recension über jenes bekannte Buch, wo z. B. solche Sätze, dafs die Kiefer eines dreyjährigen Schutzes der Samenbäume bedürfe, widerlegt werden. Hr. *Däzel* wird bey einer neuen Auflage diese Noten benutzen können. 6 Ueber die neue Organisation des Forstwesens in sämmtlichen Kur-

Kurpfalzbayerischen Provinzen und ihrer beiden Forstschulen. (S. 137.) Der Vf. preist sich und die Bambergischen Forste glücklich, dass sie nun nicht mehr unter der so unzweckmäsigen Direction der Amtskellereyen stehen dürfen. 7. Einige Gedanken über Trift- und Huthungsrechte. (S. 137.) Sie sind beherzigenswerth. 8. Der Beytrag zur nähern Kenntniss der deutschen Forstkunde und deutscher Forstmänner und ihrer Maximen (S. 156.), ist die Widerlegung einiger Gedanken von einem Ungenannten in R. A. über Hrn. *Slevogts* Skizze einer vollkommenen Bewirthschaftung der Waldungen. 9. Erläuterung der im siebenten Theil der Forstrügen (S. 203.) beschriebenen Forst-, Kartirungs- und auf Taxation gegründeten Eintheilungsmethode der Fürstl. Schwarzenbergischen Waldungen in Franken von *Güth*. (S. 209.) Aus dieser Inhaltsanzeige wird der Forstmann nun sehen, wie wichtig ihm diese Forstrügen werden können, und welchen grosen Vorrath von praktischen Regeln er in denselben zusammengestellt findet, die ihn theils vor Abwegen warnen, theils zu einer bessern Bewirthschaftungsart hinweisen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Annalen der Entbindungs-Lehranstalt auf der Universität zu Göttingen* vom Jahre 1800, nebst einer Anzeige und Beurtheilung neuer Schriften für Geburtshelfer von Dr. *Fr. Benj. Osiander*. *Zweyten* Bandes *erstes* Stück. M. K. 1801. VIII u. 208 S. 8. *Zweytes* Stück. M. K. 1804. VIII. Von S. 225 bis 404. 8. (Jedes Stück 12 gr.)

Ohne uns mit einer näheren Anzeige der, in jedem Stücke enthaltenen, einzelnen Aufsätze zu beschäftigen, heben wir nur das Bemerkenswertheste in diesen beiden Stücken aus. Im J. 1800 fielen 77 Geburten vor, von denen 44 künstlich, und zwar 37 mit der Zange, beendigt wurden. Unter diesen 77 Geburten war eine Zwillingsgeburt; von den 78 gebornen Kindern wurden 6 todtgeboren und 3 starben bald nach der Geburt. In 35 Monaten ist von 260 Schwangeren und Wöchnerinnen keine einzige gestorben. — Verknöcherungen der vorderen Fontanelle, selbst bey noch nicht zeitigen Kindern, hat der Vf. häufig beobachtet. — Sehr tadelnswerth ist das bey der Geburt Nr. V. (2. B. 1. St.) angewendete Verfahren, bey hochstehendem, sich hin und her bewegendem Kopfe zuerst Versuche mit der Zange anzustellen, und alsdann, nachdem 25 Traktationen gemacht worden waren, — „*um des Unterrichtes willen und zur Ueberzeugung der Zuhörer*" (!!!) — die Geburt durch die Wendung zu beendigen. — Nach Beobachtungen des Vfs. über den besondern Widerwillen der Schwangern gegen Speisen und Getränke, hat derselbe gefunden: dass besonders gern ein Widerwillen gegen diejenigen Speisen oder die Getränke rege wird, mit welchen der Magen kurz vor, oder bald nach der Conception angefüllt worden war. — Bey Geburtsverspätungen, deren der Vf. in diesem Jahre zwey, jede von 45 Wochen, beobachtete, ist es merkwürdig, dass gemeiniglich auf die gewöhnliche Niederkunftsperiode *molimina ad partum* zu entstehen pflegen; eine Erscheinung, die man auch bey den Schwangerschaften ausser der Gebärmutter wahrnimmt. — Ein merkwürdiges Beobachtungsresultat wird S. 231. angeführt, nach welchem der Schwängerungstermin beynahe immer in die Zeit des zunehmenden Mondes fiel, wenn das Kind ein Knabe, und dass hingegen die Erzeugung des weiblichen Geschlechts fast immer zu der Zeit des abnehmenden Mondes geschehen war. Auch nimmt der Vf. als sehr wahrscheinlich an, dass das Uebergewicht der Energie des Mannes über die des Weibes im Acte der Zeugung, als der Grund des männlichen, und die geringere Energie beider, oder das Uebergewicht der weiblichen über die männliche als der Grund des weiblichen Geschlechts im neuen Producte angesehen werden könne. — Bey Krampfkopfschmerzen der Kreissenden abwechselnd Aderlässe und Reizmittel anzuwenden, scheint Rec. kein consequentes Heilverfahren zu seyn. — Des Vfs. Wahrnehmungen ergeben, dass sich das arteriose und venose Blut der Frucht durch die Farbe gar nicht von einander unterscheidet, sondern beides dunkel gefärbt ist. — Aus einer Beobachtung des Vfs., dass die Nachgeburtsarterien noch zwey Minuten fort pulsirten, nachdem der Nabelstrang schon entzwey geschnitten war, wird der Schluss gezogen, dass die Bewegung der Arterien des Mutterkuchens unabhängig von der Bewegung des Herzens des Kindes sey, und dass ihre Ausdehnung und ihre Zusammenziehung die wahrscheinliche Folge eines Reizes sey, welchen sie selbst unmittelbar erlitten. — Bleibend hoher und beweglicher Kopfstand nach eröffnetem Muttermunde, Schmerzen im Muttergrunde an der vermuthlichen Stelle des Mutterkuchensitzes und bey fortdauernd unveränderlichem Zustande der Geburt, Erbrechen, sind ein sicheres Zeichen von Umschlingung, Verkürzung und Anspannen der Nabelschnur. — Gegen die Meinung eines *Haller*, *Camper* u. a. m. behauptet der Vf. auch in diesem Bande, dass ein Kind athmen und schreyen könne, ehe die Brust geboren sey.

Berichtigung.

Num. 61. Seite 485. Zeile 15. von unten ist statt der durch verunglückte Correctur eines Druckfehlers entstandnen sinnlosen Zeile: *da wir dem Dichter Iphigenie nie Grösse genug zutrauen*, also zu lesen: *da wir dem Dichter der Iphigenie Grösse genug zutrauen.*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 14. Junius 1806.

TECHNOLOGIE.

MAGDEBURG, a. K. d. Vfs. u. in Comm. d. Keil. Buchh.: *Abhandlung von holzsparenden Kochheerden, Koch- und Bratöfen, Spießbratöfen und Waschkesseln; von der Verbindung des Stuben- und Heerdfeuers, und von einer unschädlichen Topfglasur. Dritter* Theil. mit V Kupfertafeln. (außer einem ausgemalten Stubenofen), entworfen von *Joh. Heinrich Wagner*. 1802. 29 S. gr. 4. (16 gr.)

Diese Fortsetzung liefert im *ersten* Abschnitt das angebliche *Geheimniß einer unschädlichen und wohlfeilen Topfglasur*. — Die Materialien dazu — sagt der Vf. — sind ganz einfach, nämlich weisse Glasscherben und Mineralalkali; und die Art ihrer Zubereitung ist folgende: man nehme von jedem gleichviel, zerstosse beides möglichst fein, und siebe und mische es sorgfältig. Sodann lasse man diese Mischung in der Hitze recht trocken werden, und thue es in etwas starke und schon einmal gebrannte Näpfe, welche im Töpferofen mit gebrannt werden. Dadurch wird diese Masse in demselben zu einer Composition zusammen fliesen, welche man nun wie die gewöhnliche Glasur behandeln und dadurch den Töpfen einen völlig unschädlichen Ueberzug geben kann. — Das Publicum und die Töpfer besonders, wären dem Vf. eine Dankadresse schuldig, wenn die hier beschriebene Glasfritte ein Geheimniss und nicht jedem Glasmacher wohl bekannt wäre. — Da jedoch die weissen Glasscherben schon in ihrer Mischung drey Theile feuerbeständiges Laugensalz, gegen vier Theile Sand, Bleykalk, Arsenik, Braunstein u. s. w. enthalten: so ist die Mischung von gleichen Theilen Glasscherben und Laugensalz nicht verhältnissmäsig, indem zehn Pfund Laugensalz gegen vier Pfund Sand in die Mischung kommen, wodurch die Glasur weich, leicht schmelzbar und undurchsichtiger wird, auch der Einwirkung des Wassers und der Säure weniger widersteht; daher es denn kommt, dass die aus Thon gebrannten Kochgeschirre, — besonders, wenn sie nicht aus *reinem* Thone und *nicht hart genug* gebrannt oder *nicht gar* sind, — Wasser einsaugen, am Feuer leicht zerspringen, und von der Glasur entblösst werden. (Mehreres s. in *Beckmanns* Technologie.) — Wenn übrigens die gewöhnliche Bleyglasur auf den Kochgeschirren von Thon der Gesundheit je nachtheilig war: so geschah es bloss, weil das Geschirr nicht gar gebrannt war: denn bey einem gehörigen Grad von Hitze im Brennofen entweicht ein sichtbares blaues Dämpfchen, womit das gefürchtete Gift entflieht. Für ängstliche Personen könnte man jedoch eiserne Geschirre empfehlen.

Zweyter Abschnitt. *Mittel die (irdenen) Kochtöpfe haltbarer zu machen.* — Hier gibt der Vf. den Köchinnen wohlmeynenden Unterricht: die Töpfe nicht unsanft anzugreifen; immer über dem Feuer vollzuhalten; dieselben erst zum Theil auszuschöpfen, ehe sie solche vom Feuer heben; dann immer auf einen Strohkranz zu setzen u. s. w. Die Einwendungen der Köchinnen lassen sich denken. — Ferner sollen die Töpfe drey Zoll hoch von unten mit weissem Blech beschlagen werden. — Warum es aber *weißes* und nicht *schwarzes Blech* seyn soll, ist nicht abzusehen, da doch die Töpfe dem Feuer und Russe übergeben sind.

Der *dritte* Abschnitt lehrt die *Art, die Kochtöpfe vortheilhaft über dem Feuer aufzuhängen.* — Jeder Topf soll in einem eigenen ihm angemessenen, auch von Thon gebrannten, Futter hängen, welches nur um zwey Zoll weiter als der Topf und um neun Zoll länger seyn soll. Die neun Zoll Länge sollen den Feuerbehälter für diesen Topf abgeben. Auf jeder Seite des Topfs soll nur ein Zoll Spielraum für Feuer und Rauch gelassen werden, welcher Feuerzug durch zweymal eingesetzte Ringe und Scheidewände rings um den Topf gezwungen werden soll. Zudem soll beym Kochtopfe zu seinem weissblechernen Unterkleide noch oben am Rande ein Kragen von Blech (vermuthlich auch von weissem) zugesetzt werden. Der Kochtopf soll die Gestalt eines Blumentopfs erhalten, um ihm diese Ankleidung desto besser anpassen zu können u. s. w. — Das Kostspielige und Unannehmliche hierbey ist zu sichtbar, als dass es genauer dargestellt zu werden verdiente.

Vierter Abschnitt. *Einrichtung eines Sparherdes.* — Er besteht aus mehreren vorhin erwähnten gepanzerten Töpfen, deren Futter eingemauert werden, mit dem Zusatze, dass durch angebrachte Schieber sowohl dem Roste der Zug, wenn nur Holz gebrannt werden soll, benommen, als auch die Feuerung

rung von den Töpfen, in welchen so eben nicht gekocht wird, entzogen werden kann. — Wie die im vorigen Abschnitt beschriebene Einrichtung der Kochtöpfe und ihrer Aufhängung u. s. w. den allgemeinen Regeln der Holzersparungskunst im Einzeln widerspricht, so tritt auch hier der nämliche Fehler in der Zusammensetzung wieder ein.

Der *fünfte* Abschnitt liefert die *Einrichtung eines Kochofens.* — Hierzu, sagt der Vf., kann jeder vorhandene Stubenofen eingerichtet werden. Am nützlichsten aber sey zu dieser Absicht ein eigner dazu erbaueter runder Ofen. — Bey der Abbildung 50. 51. 52. fehlt der Masstab. — Wenn man nun den Durchmesser des Ofens zu zwey Fuss annehmen wollte, welches schon viel für einen runden Ofen ist: so muss die Ungemächlichkeit gross seyn, einen angefüllten Topf von beschriebener Art schwebend mit beiden Händen in ein versenktes Futter zu heben, und wenn er heiss ist, wieder heraus zu nehmen! Sehr auffallend müsste der Gewinn seyn, wenn sich eine Köchin dazu verstehen wollte, und doch kann eine solche Vorrichtung nur für *einen* Topf seyn. Die gepriesenen Vortheile sind weder aus dem Aufrisse, noch aus der Beschreibung zu ersehen.

Der *sechste* Abschnitt betrifft *die Verbindung des Stuben- und Herdfeuers.* — Hier soll einmal das Feuer durch ein angebrachtes Rohr dem Ofen entzogen und dem Kochtopfe zugeführt; das andere Mal vom Kochherde dem Ofen zugeführt werden — Wenn ein Ofenkünstler die von ihm erfundenen Maschinen immer selbst regierte, so könnte vielleicht eine Zeitlang alles wohl von Statten gehen. Wenn aber ihre Behandlung gleichsam ein eignes Studium erfodert, und sie unerfahrnen Mägden und Weibern übergeben werden müssen, welche einmal diesen Schieber öffnen und einen andern verschliessen sollen: wenn zudem die Schieber und ihre Zargen mit Russ bedeckt, schwer hin und her zu bewegen sind: wenn dieselben sich von der Hitze ausdehnen oder krumm ziehen: dann wird die Maschine unbrauchbar und verworfen, die Holzersparniss mag noch so deutlich vor Augen liegen. Und wer überdiess es einmal versucht hat, einen Ofen mit dem aus dem Kochherde eingeleiteten Rauche bey einer Kälte von 15 bis 20 Graden Reaum. zu heitzen, der wird diesen Gedanken bald aufgeben.

Der *siebente* Abschnitt enthält *die Einrichtung des Stubenofens zu einem Bratofen.* — Hier heisst es: wenn man einen sogenannten *Langofen* hat, dessen schmale Seite an die Brandmauer stösst: so kann man denselben, wenn die Brandmauer an die Küche gränzt, auf eine andere Art, als vorher gemeldet ist, vortheilhaft einrichten, dass man nämlich einen gewöhnlichen Bratofen in den Stubenofen einsetze. Dieser Bratofen muss von dem Feuerkasten unten 1 Fuss, an den beiden Seiten 2 — 3 Zoll und an der vordern Seite nach der Stube zu 4 Zoll, von der hintern Platte aber gar nicht abstehen, damit das Feuer gehörigen Spielraum um denselben habe, und den Ofen zugleich hinreichend erwärmen könne. — Hier wäre der Vf. auf der rechten Spur. Wenn er den Langofen herum wendete; so würde er zum Zwerg- oder Querofen, worin mit möglichster Gemächlichkeit gekocht, gebraten und gebacken werden kann. Diese einfache Maschine macht alle vorerwähnte entbehrlich. Hier kann nach Bedürfniss mit einem, zwey und mehrern Töpfen gekocht werden. Das Feuer drängt sich dicht an den Seitenwänden hinauf und erhitzt den Ofen hinlänglich bey jedem Grad von Kälte. Es ist unbegreiflich, warum gerade ein *Langofen* zum Braten und Kochen von der Küche aus, und nicht eben sowohl ein *Querofen*, der doch das Zimmer nicht so verstellt, erfodert werde? — Gibt man dieser Bratröhre anstatt 10 Zoll, 12 bis 13 Zoll Höhe, und eine schickliche Einrichtung, den Ofen zuweilen von Flugasche und Russ reinigen zu können: so ist der Zweck auf die einfachste Art erreicht.

Achter Abschnitt. *Ein sehr einfacher, dauerhafter holzersparender Spießbratofen.* — Auf dem gewöhnlichen Feuerherde wird ein grosser (wie gross? —) ovaler Behälter aus Thon gemacht und gebrannt. An dem vordern Ende bekommt er eine Oeffnung von wenigstens 1 Fuss im Durchschnitt, durch welche der Braten mit dem Spiesse eingesteckt wird, und die mit einer runden Thür fest verschlossen werden kann. Der Spiess geht bis zum andern Ende durch. Vorne in der Länge ist eine grosse längliche Oeffnung, welche vermittelst einer Thür geöffnet werden kann, um den Braten zu begiessen und darnach zu sehen. Unter dem Spiesse steht die Bratpfanne, und unter dieser der Feuerkasten, welcher von starkem Eisenblech etwa 6 Zoll hoch seyn, und nach der Länge und Breite des ganzen Behältnisses mit einem Rost versehen werden muss. Dieser Feuerkasten, welcher herausgezogen werden kann, um, — wenn es nöthig ist, — Feuerung nachzuthun, enthält die Holzkohlen, wodurch der Braten gar gemacht wird u. s. w. — Jeder aufmerksame Leser wird leicht einsehen, dass diese Maschine das allermeiste Holz erspart, indem sie mit Kohlen gefeuert wird. — Wenn man aber den im *siebenten* Abschnitt erprobten Querofen in die Küche stellt, und die äussern Wände anstatt des Eisens mit liegenden gebackenen Steinen ummauert: so hat man im Sommer sowohl als im Winter einen Koch-, Brat- und Backofen, welcher vorbeschriebenen sehr umständlichen *Spießbratofen* ganz entbehrlich macht, der überdiess wegen des eingeschlossenen Kohlendunstes, wegen des Verbrennens der Bratenbrühe und sonstigen Unbequemlichkeiten nicht im mindesten zu empfehlen ist.

Der *neunte* Abschnitt handelt *von einem holzsparenden Waschkessel.* — Dieser erhält fast die nämliche Circulation, wie die im *dritten* Abschnitte beschriebenen Kochtöpfe. — Diejenigen Kessel, welche von *Sachtleben* an verschiedenen Orten, wie Rec. bekannt ist, unter seiner persönlichen Aufsicht nach dieser Circulation gesetzt worden, sind gut gerathen; die meisten aber, die nach seinem schriftlichen Unterrichte gebauet

gebauet worden, entsprechen nicht ganz der Erwartung.

Der *zehnte* Abschnitt gibt *Mittel* an die Hand, *die eisernen Ofenplatten vor dem Zerspringen zu bewahren.* — Der Vorschlag, die gegossenen eisernen Ofenplatten dadurch vor dem Zerspringen zu bewahren, dass man dieselben nach ihrem Abgusse, entweder auf der Schmelzhütte oder in einem Töpfer- oder Zieglerofen von allen Seiten gleich, bis zum Rothglühen erhitzen und langsam solle erkalten lassen, hat analogische Wahrscheinlichkeit, und ist zu empfehlen.

Der *eilfte* Abschnitt erklärt *die Kupfertafeln.* — Hier ist Tab. 57. eine Abbildung eines *Küchenherdes* für grosse Haushaltungen merkwürdig, auf welchem 16 Töpfe in Blechfutter mit Sand versenkt stehen. — Unter *großen Haushaltungen* versteht man entweder die von grossen reichen Herrn oder von Gastwirthen in grossen Städten, oder von Communitäten, z. B. Klöster, Waisenhäuser, Spitäler, Arbeits- und Zuchthäuser. — Nun frage man einen Koch aus einer Haushaltung erster Klasse: wie viele Speisen er bey einem grossen Tractamente in so versenkten Töpfen zubereiten könne? — Einen Topf, wird er sagen, brauche ich zum Rindfleische: einen oder zwey, das Gemüse abzubrühen: einen oder zwey zu Suppen. Die übrigen Speisen können unmöglich in so versteckten Töpfen bereitet werden, sondern müssen auf Kastrollkasten mit Kohlen geheizt, in kupfernen oder eisernen Kastrollen, Pfannen und Tiegeln von Thon zubereitet werden u. s. w. — In den *Küchen der Communitäten* wird in einem oder zwey, der Grösse der Communität angemessenen, Kesseln die ganze Kost bereitet. Das Besondere für den Verwaltertisch wird in zwey oder drey kleinen Töpfen oder Tiegeln zum Feuer unter dem Kessel, oder mit einigen Schippen voll Kohlen, die unter dem Kessel zu entübrigen sind, zugerichtet. — Der Abhandlung ist von *Joh. Heinrich Wagner und Söhnen* angehängt ein *Preiss-Courant der königl. Preuss. privilegirten Wagnerischen Thonwaaren-Fabrik zu Magdeburg von Statüen, Büsten, Vasen, Urnen, einzelnen Figuren und Gruppen, Monumenten, Reliefs, Ueberthürstücken, Uhrgehäusen, Termen, Piedestalen, Verzierungen u. s. w. in neuem oder antikem Geschmacke, sowohl aus einer Composition oder Masse, welche in freyer Luft unverändert bleibt, und auf Gebäuden gebraucht werden kann, als auch zu Stubenöfen und Kabinetstücken verfertigt; desgleichen von Fliesen zu verschiedenem Gebrauch, besonders zu Behältern fressender Lauge, zu welchen Sandstein untauglich ist.*

GESCHICHTE.

KOPENHAGEN, b. Gyldendal: *Store og gode Handlinger af Danske, Norske og Holstenerne,* samlede ved (Grosse und gute Handlungen von Dänen, Normännern und Holsteinern, gesammelt von) *Ove Malling,* (Conferenzrath) *Fierde* Oplag. 1804. XVI, 582 u. 40 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Zufolge der Zueignungsschrift *an den König* ist diese Sammlung auf allerhöchsten Befehl und zu dem doppelten Zwecke veranstaltet worden, um nicht nur Erwachsene auf die rühmlichen und guten Handlungen ausgezeichneter Menschen in Dänemark, Norwegen und Holstein aufmerksam, sondern auch um die dänische Jugend mit den Tugenden und Verdiensten ihrer Vorfahren bekannt zu machen. „Diese Tugenden, (so wurde beschlossen S. II.) sollen aufgesucht, gesammelt, erzählt werden; dieses soll auf eine Art geschehen, dass es selbst solchen, welche erst zum Denken gebildet werden, leicht wird, diese Tugenden kennen zu lernen, sie, so weit möglich, zu überschauen, ihren Werth einzusehen und zu empfinden." Hierdurch soll Liebe zum Vaterlande geweckt und Hochachtung für einheimisches Verdienst befördert werden. Der Vf. hat sich diesem ehrenvollen Geschäfte mit so viel Sorgfalt, Fleiss und Patriotismus unterzogen, dass durch seine Schrift die landesväterliche Absicht gewiss erreicht wird, wenn man sich ihrer nur zweckmäfsig und mit gehöriger Vosicht bedient. Freylich ist es immer misslich, mit *einer* Schrift *zwey* so sehr verschiedene Bedürfnisse, als es die *der Jugend* und die *des gereiften Alters* sind, zugleich befriedigen zu wollen; auch ist es nicht zu läugnen, dass hier von Königen, Kriegsmännern und andern Personen Handlungen gerühmt werden, von denen es, um wenig zu sagen, gefährlich ist, sie Kindern, *„die noch erst zum Denken gewöhnt und gebildet werden sollen,"* bekannt zu machen. Indessen muss man dem würdigen Vf. das Zeugniss geben, dass er sich allenthalben mit lobenswürdiger Behutsamkeit auszudrücken gewusst hat; und jeder einsichtsvolle Jugendlehrer wird ohnehin wissen, was er seinen Schülern, nach Beschaffenniss ihrer Vorkenntniss und Vorbildung aus diesem starken Buche überschlagen lassen muss, oder mit Nutzen lesen lassen kann.

Dass übrigens die dänische Geschichte eben sowohl, als die Geschichte der meisten andern bekannten Völker, viele Beyspiele von edlen, vortrefflichen, durch Kraft und That als gross erscheinenden Menschen aufzuweisen hat, davon könnte jeden, der es bezweifelte oder nicht wüsste, diese Mallingische Schrift überzeugen. Doch darf Rec. nicht unbemerkt lassen, dass dem Titel: *große und gute Handlungen* des Buches Inhalt wohl zum Theil, aber gewiss nicht ganz entspricht. So werden z. B. unter den Rubriken: *Großmuth* S. 41 u. s. w., *Vaterlandsliebe* S. 62 u. s. w., *Standhaftigkeit* S. 195 u. s. w., *Tapferkeit* S. 219 u. s. w., Thaten beschrieben, die allerdings sehr rühmlich, aber bey weitem noch nicht *eigentlich groß* genannt zu werden verdienen. Eben so erhält man unter den Aufschriften: *Kecker Muth* S. 165 u. s. w., *Schlauheit* S. 278 u. s. w., *Besonnenheit* S. 312 u. s. w., die Erzählung von Handlungen, welche den Umständen nach klug genug sind und von vieler Entschlossenheit zeugen, ob sie gleich nichts

nichts weniger, als *eigentlich gut*, moralisch, heissen können. Nicht einmal von *Handlungen*, individuellen Thatsachen, ist durchgehends die Rede; indem z. B. *der Fleiß im Studiren* S. 444 u. s. w. und *die grossen Verdienste um den Staat* S. 527—582. zum Theil nichts anders beweisen, als dass es in Dänemark, wie allenthalben, Menschen gibt, welche durch ihr gewöhnliches Verhalten zu erkennen geben, dass sie wissen, was ihnen für ihre Person und als Bürger des Staats obliegt. Inzwischen trifft dieser Tadel nur den kleinsten Theil dieser Schrift; alles übrige ist so, dass es nothwendig die Bewunderung und Hochachtung des Lesers für die handelnden Personen erregen und ihn zur Nachahmung ihres rühmlichen Verhaltens anreizen muss. Zu wünschen wäre es nur in letzter Hinsicht, dass die Beyspiele mehr aus gewöhnlichen Zeiten und dem Leben des gemeinen Bürgers, als aus Zeiten des Krieges und dem Leben der Könige, Fürsten und Helden entlehnt wären: denn damit wäre mehr für die allgemeinen Bedürfnisse der Jugend aus allen Ständen und für alle Zeiten gesorgt worden. — Da der Vf. S. 518. und 581. des jetztregierenden *Königes* und S. 580. selbst dessen Bruders, als *Erbprinzen*, rühmliche Erwähnung thut: so erregt es Verwunderung, dass des *Kronprinzen*, der doch schon eine so geraume Zeit als Mitregent die bedeutendste Stelle im Staate einnimmt, und der unter andern auch während der Scenen des 2. Aprils 1801, bey der Kopenhagener Feuersbrunst 1795, und am Tage des Antrittes seiner Mitregentschaft — von mancher Seite sich rühmlichst auszeichnete, mit keinem Worte gedacht wird.

Der Vortrag des Vfs. hat des Rec. vollen Beyfall. Die Erzählungen sind fliessend, interessant, lehrreich und selten zu lang. Da Rec. die frühern Ausgaben dieses Werks nicht zur Hand sind: so kann er nicht bestimmen, ob und in wie fern dasselbe durch die wiederholten Auflagen gewonnen hat; aber ein so incorrecter Druck, wo, wie hier, auch nicht leicht eine Seite fehlerfrey erscheint, fällt in einer Schrift, die (laut Vorr. XIV.) in der Schulordnung „zu einer Regel, wonach sich die Schuljugend in dieser Hinsicht zu richten hat," vorgeschlagen worden ist, doppelt auf. — Das Ganze zerfällt in *achtzehn* einzelne Abschnitte mit den Rubriken: *Religion, Menschenliebe, Treue gegen den König, Standhaftigkeit, Edelmuth, Gerechtigkeit, Treue, Amtseifer, Wohlthätigkeit* u. s. w. Jedem Abschnitte sind kurze und fassliche Erklärungen der Tugend, wovon der Abschnitt die Beyspiele liefert, vorgesetzt; so wie es aber den Erklärungen oft an philosophischer Genauigkeit fehlt, so enthalten auch die Beyspiele nicht immer, was sie enthalten sollen. So soll es z. B. *Grossmuth* seyn, dass ein Normann, der als Schildwache einen Ueberläufer todt geschossen hatte, die ihm von dem commandirenden Prinzen von Bernburg für seine Wachsamkeit zur Belohnung dargebotenen Dukaten mit den Worten: „nein! für Geld schiesse ich die Menschen nicht todt!" ausschlug und sich zuletzt nur Einen Dukaten ausbat, „um seinen Landsleuten zeigen zu können, dass er ein Geschenk von einem Prinzen erhalten habe." (S. 61.) Der Zug ist allerdings schön, aber doch noch kein Beweis von Grossmuth, sondern höchstens von Genügsamkeit und Gefühl für den Werth eines Menschenlebens. Die Ordnung der Erzählungen ist nicht chronologisch; aber ein vollständiges Register über sämmtliche vorkommende Personen (etwa 300) und die angehängten chronologischen Tabellen über die dänische Geschichte, denen *Suhms* Tabellen im Auszuge zum Grunde liegen, erleichtern das Nachschlagen und den nützlichen Gebrauch des Buchs. — Zur Probe des Vortrags theilt Rec. folgende Stelle mit, wo der Vf. mit vieler Delikatesse der Struenseeischen Periode erwähnt: „Auch hier finden wir einen Beweis von der Ergebenheit an das Land und Volk, welche wir bey *ihm* (dem Erbprinzen) und unserer *Juliana* (der letztverstorbenen Königin) so wirksam sehen und gesehen haben. *Sie* in ihrem Werthe zu zeigen, brauchen wir nicht die Erinnerung an die Verwirrung in den Tagen, die noch nicht vergessen sind, aufzufrischen. Die Dänen freuen sich darüber, dass sie dahin sind, und wollen suchen, sie zu vergessen. Doch haben die Dänen um ihrer selbst willen keine Ursache, sich zu schämen, indem sie ihre Augen darauf richten. — Nicht einmal die Fehltritte Fremder und ihre unglückliche Wirksamkeit wollen wir uns ohne Noth Mühe geben, abzumalen; sondern lieber in aller Stille auf diesen Zeitpunkt zurücksehen, mit dem festen Blicke, der nicht durch das Vergangene verwirrt wird, sondern die Dinge durchschaut, sie mit andern ähnlichen in der Geschichte anderer Nationen vergleicht, die Schickungen der Vorsehung erkennt, wo sie sich deutlich zeigen, und die edlen und grossen menschlichen Handlungen würdigt, wo sie gefunden werden." (S. 580 u. s. w.) Alles schön und gut gesagt; aber wie? wenn sich nun irgend ein wissbegieriges Kind über das Dunkle, welches diese ganze Stelle für dasselbe hat, von seinem Lehrer Aufklärung ausbitten sollte? — Ein Beweis, mit wie vieler Vorsicht die Schrift, als Jugendschrift betrachtet, zu gebrauchen ist.

* * *

Halle, b. Hendel: *Desiderii Erasmi Roterod. Colloquia familiaria* im Auszuge. Mit einem lateinisch-deutschen Wörterbuche, zum Gebrauch der Schulen von Dr. *J. C. F. Bährens. Neue* Auflage. 1804. (4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1788. Num. 35.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 17. Junius 1806.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, b. Felseckers: *Faunae Insectorum Germaniae Initia; oder Deutschlands Insekten*, gesammelt und herausgegeben von Dr. *Georg Wolffgang Franz Panzer. Achter* Jahrgang. *LXXXIV — XCVI* Heft. 1805. XVI S. Index systematicus und 12 Hefte, wovon jedes 24 illuminirte Abbildungen mit den dazu gehörenden Textblättern und einem Umschlage in einem Pappfutterale enthält. quer 8. (Preis des Jahrg. 8 Rthlr.)

Je weiter dieses Werk vorrückt, desto brauchbarer wird es durch die immer mehr anwachsende Menge getreuer Abbildungen aus allen Ordnungen und Gattungen der deutschen Insektenfauna. Der Herausg. strebt sichtbar danach, in den Lieferungen der Abbildungen das in den ersten Jahrgängen gestörte Gleichgewicht in Ansehung der Insektenordnungen völlig herzustellen, und wenn er dabey die Schmetterlinge allein nur sparsam liefert, so zahlreich diese Ordnung auch ist, so ist diess bey der vorhandenen Anzahl guter Darstellungen der vaterländischen Arten zu loben.

In dem *achten* Jahrgange finden wir 105 Käfer. Wir übergehen sie hier, weil des Vfs. eben herausgekommene kritische Uebersicht der in der *Fauna Inf. Germ.* abgebildeten Käfer aus den ersten *acht* Jahrgängen unsre Bemerkungen unnöthig macht. Wir wenden uns dafür zu den andern Ordnungen, und wünschen, Hn. Dr. *P.* für den folgenden Band seiner Revision einige ihm brauchbare Anmerkungen liefern zu können. Von *Ulonatis* hat dieser Jahrgang 18 Abbildungen aus den Gattungen *Forficula, Blatta, Acheta, Locusta* und *Gryllus* und nur bekannte Arten; von *Odonatis* 4 bekannte Arten, 3 von *Libellulae* und 1 von *Aeschna*. Die drey hier vorgestellten *Unogata* aus der Gattung *Aranea* sind neu; die *Aranea Erinaceus* von Frost im Verzeichniss Eichstättischer Insekten beschrieben. *Glossata* sind auch nur bekannte, 6 *Papiliones*, 7 *Bombyces*, 2 *Hepiali*, 6 *Noctuae*, 1 *Phalaena* und 1 *Lithosia*. Zu allen diesen haben wir nichts hinzuzufügen. Es bleiben noch die vier Ordnungen *Piezata, Synistata, Rhyngota* und *Antliata* übrig, wovon den Piezaten 80 Abbildungen zugehören. Hr. *Panzer* hat das System von Jurine bey den Piezatis oder Hymenopteris in diesem Jahrgange befolgt. So nothwendig auch eine bessere Gattungseintheilung der zahlreichen Hautflügler war, als die ältere Fabricische, so auffallend war uns doch dieser Schritt von Seiten des Vfs., da er sich bisher so streng, und nicht selten wider seine eigne Ueberzeugung, an Fabricius System gebunden hatte, mit dem das System von Jurine in Ansehung der Principien, auf die es sich gründet, ganz widersprechend ist. In den nun zu erwartenden Lieferungen der Fauna wird der Vf. hoffentlich die Einheit wieder herstellen, da das *Systema Piezatorum* fast alle Gattungen von Jurine, und manche gute Gattungen enthält, die selbst in Jurine's System vermisst werden. Die Gattungen *Codrus, Anomalon, Chelonus* sind unter den ichneumonförmigen Gattungen enthalten. *Bracon* entspricht der Fabricischen Gattung dieses Namens. *Omalus* ist bey Fabricius mit *Chrysis* verbunden und enthält die Arten mit kreisrundem Hinterleibe. *Cryptus* und *Pteronus* stehn bey *Hylotoma* Fabr.; *Allantus* und *Nematus* bey *Tenthredo; Cephalcia* ist *Lyda* Fabr.; *Urocerus* dessen *Xiphydria, Sapyga* sein *Hellus*, und *Astatus* sein *Cephus; Psen* ist *Trypoxylon* Fabr.; *Trachusa* enthält die Fabricischen Gattungen *Anthidium, Anthophora* und *Dasypoda; Lasius* würde *Megilla* seyn, und *Bremus* heisst bey Fabricius *Bombus*. Jetzt kommen wir zu einigen Arten: *Nematus luteus* XC, 11 soll *Tenthredo lutea* Fabric. Syst. Piezat. 41. 58 seyn, die aber schwarze, nur an der Spitze etwas röthliche, Antennen hat. *Allantus ferrugineus* XC, 9 ist *Hylotoma ferruginea* Fab. Syst. Piez. 26. 24. Zu *Allantus 4 maculatus* XCI, 17 citirt Panzer die *Tenthredo 4 maculata* Fabr.; aber Fabricius erwähnt nicht der vier weisslichen Strichelchen an jeder Seite des Hinterleibes. Der *Allantus ferus* XCI, 16 ist nicht Fabricius und Coquebert's *Tenthredo fera*. — *Chalcis violacea* LXXXVIII, 15 ist *Diplolepis violacea* Fabr. Syst. Piezat. 149. 4. Bey *Crabro lapidarius* XC, 12 bemerken wir, dass Fabricius des gelben Streifs am Halse nicht erwähnt, sondern den Bruftschild als ganz ungefleckt beschreibt. Der *Ichneumon Exhortator* XCIV, 13 wird von Fabricius jetzt zu *Ophion* gerechnet Syst. Piez. 134. 14. *Psen rufa* XCVI, 17 ist *Trypoxylon equestre* Fabr. Syst Piez. 182. 6. *Myrmosa atra* LXXXV, 14 ist vielleicht *Tiphia villosa* Fabr. Die *Cynips adscendens*

dens LXXXVIII, 10 ist *Eucharis adscendens* Fabr. Syst. Piez. 157. 1. *Sapyga 4 punctata* LXXXVII, 20 die *Scolia 4 guttata* Fabr. Entom. Syst. jetzt Hellus 4 *guttatus* Syst. Piez. 247. 3. Sie ist eine Spielart von *Hellus sexguttatus* Fabr. und mit diesem das Männchen von *Hellus 6 punctatus* Fabr. und *H. Paca*, was Klug in seiner Monogr. Siric. 61. 1. tab. 7. fig. 4, 5, 6, wo diese Art *Sapyga punctata* heisst, zuerst behauptet hat. — *Sapyga cylindrica* LXXXVII, 19 ist keine *Sapyga* (oder *Hellus*), sondern nach Fabricius System eine *Elis*, aber nicht etwa *Elis cylindrica* Fabr. Rec. hat eine der Panzerischen vollkommen ähnliche Art vor sich, an der aber der erste Leibring weiss gerandet ist. *Pompilus Punctum* LXXXVI, 12 ist jetzt *Ceropales Punctum* Fabr. Syst. Piez. 187. 9. *Pompilus exaltatus* LXXXVI, 10 Fabricius Insekt, wozu man aber *Sphex variegata* Lin. S. Nat 2. 944. 18. Fn. Su.. 1655 rechnen muss. *Larra pompiliformis* XIC, 13 ist keine *Larra*, sondern gehört mit mehrern noch unbeschriebenen Arten und der *Andrena Etrusca* Rossi zu einer neuen Gattung, die zunächst an *Liris* Fabr. gränzt. *Stignus pendulus* LXXXVI, 7 ist den Mellinen verwandt. *Lasius cornutus* XCIV, 11; die *Andrena*; jetzt *Centris cornuta* Fabr. wird dabey citirt, ob mit Recht? *Lasius difformis* LXXXIX, 15 von auffallender Bildung! *Prosopis colorata* XIC, 14 ist *Pr. variegata* Fabr. Syst. Piez. 295. 9. — XCIV, 10. *Andrena Barbareae* ist die *Andr. cineraria* Fabr. Syst. Piez. 323. 5. *Apis cineraria* Lin. S. Nat. 2. 953. 5. Fn. Sv. 1688. Die *Andrena Flessae* LXXXV, 15 soll als das andre Geschlecht zu der *Andr. hirtipes* Fn. Germ. (bey der die Citate aus Fabricius und Rossi wegfallen müssen) gehören; da aber beide Weibchen sind: so können sie wohl Spielarten von einander, aber nicht Männchen und Weibchen derselben Art seyn. Die *Andrena analis mas* XC, 14 und *And. analis fem.* n. 15 kommt in Fabricius Syst. Piez. nicht vor: denn die dort 326. 18 beschriebene Art, deren Beschreibung übrigens auf mehrere aus der zahlreichen Verwandtschaft anwendbar ist, gehört nicht dazu. Wir machen in Ansehung der Geschlechtsverschiedenheit dieselbe Anmerkung, wie bey *Andr. Flessae* und *hirtipes Fn.*; nur dass bey *Analis* zwey Männchen als *Mas* und *Femina* abgebildet, und dass beide wohl sicher keine Abänderungen von einander, sondern verschiedene Arten sind. Die Deutlichkeit, womit sich in dem Körperbaue, besonders in dem Hinterleibe, das Geschlecht der Andrenen erkennen läst, bürgt uns dafür, dass wir nicht irren. LXXXVI, 15 *Trachusa Serratulae*, eine *Anthophora* nach Fabricischem System; 14 *Trachusa strigata*, ein *Anthidium* nach demselben; und XCVI, 18 *Trachusa lobata* Mas eine *Dasypoda*, die *D. lobata* Fabr. Mas, ohne den Lappen an den Hinterschenkeln. *Bremus fasciatus* XC, 17 ist vielleicht *Bombus Hortorum* Fabr. XC, 16. *Bremus tibialis* ist offenbar ein *Bombus* nach Fabricius System, und schon deshalb müsste man die Richtigkeit des Citats: *Megilla collaris* Fabr. Syst. Piez. 329. 5 bezweifeln; aber auch die Beschreibung streitet dagegen: denn Fabricius' *Megilla collaris* hat die gelbe Binde unfern der Wurzel des Hinterleibes nicht, die Panzer's uns wohl bekannte Art zeigt. LXXXV, 21 *Bremus Truncorum* ist von Geoffroy Inf. II. 417. 22. beschrieben, aber sicher nichts weiter als eine Abänderung der männlichen *Bombus lapidarius* Fabr. oder des *Bombus Arbustorum* Fabr. Unrichtig ist das Citat: *Apis collaris* Scopoli wegen des hellgelben Afters; und *Apis Pratorum* Schranck ist zweifelhaft. LXXXV, 19 *Bremus Sylvarum*, der *Bombus Sylvarum* Fabr. aber nicht *Apis Sylvarum* Lin., die zu *Bremus Regelationis* LXXXVI, 17 zu gehören scheint. XIC, 17 *Bremus italicus*. Der *Bombus italicus* Fabr. ist nicht mit Sicherheit herzuziehen; gewiss aber ist hier *Apis Pascuorum* Scop Carn. 819 Rossi Fn. Etr. Mant. 309 vorgestellt. XIC, 16 *Bremus aestivalis* ist von Geoffroy Inf. II. 419. 26 beschrieben und von Fourcroy Ent. Par. n. 26. *Apis vestalis* genannt.

Die *Synistata* begreifen 11 Arten aus den Gattungen *Ephemera*, *Phryganea*, *Hemerobius*, *Psocus* und *Myrmeleon*; darunter ist keine angeblich neue; doch kann *Ephemera bioculata* XCIV, 7 nicht die Linneische dieses Namens seyn, da Linné unter den dieser Art zukommenden Tuberculis nicht die den Arten dieser Gattung gemeinschaftlichen Nebenaugen gemeynt hat, wie hier angedeutet ist; — und *Hemerobius albus* LXXXVII, 14 ist nicht der Hemerobius dieses Namens bey Fabricius und Linné, wie schon die dreyfach beträchtlichere Grösse zeigt, sondern wahrscheinlich *H. flavus* Scop. Carn. 707.

Die *Rhyngota* enthalten 30 Arten, wovon 4 als neu aufgeführt sind, aus den Gattungen *Nepa*, *Ranatra*, *Naucoris*, *Salda*, *Cimex*, *Coreus*, *Lygaeus*, *Capsus*, *Miris*, *Reduvius* und *Aphis*. XCII, 20 *Salda atra* Fabr. ist vielleicht mit *Salda grylloides* Fabr. zu *Lygaeus* zu zählen. 21 *Salda sylvestris* Fabr. Das Citat aus Fabricius ist zwar richtig, das Insekt aber keine *Salda*, sondern ein *Lygaeus*, und von Fabricius selbst sind zwey Spielarten desselben unter den Namen *Austriacus* und *Fasciatus* bey *Lygaeus* beschrieben. XCII, 10 *Lygaeus sylvestris* kommt nicht mit der von Fabricius beschriebenen Art überein; 11 *Lygaeus quadratus* ist nicht Fabricius Pflanze, sondern dessen *L. luscius* Ent. Syst. 4. 165. 103. Syst. Rhyngot. 231. 133; die Vorderschenkel sind zuweilen unbewaffnet; — 13 *Lygaeus saltatorius* Fabr. scheint es zu seyn; Panzers Insekt ist aber ganz sicher die *Salda littoralis* Fabr. Syst. Rhyng. 115. 13 *Acanthia littoralis* Fabr. Ent. 4. 72. 18 und mit *Salda Zosterae*, die ihr sehr ähnlich ist, das Muster der Gattung *Salda*. Die Beschreibung von *Cimex littoralis* passt ziemlich gut, bis auf die kurzen Flügel, die an unserm Insekte den Flügeldecken in der Länge nicht nachgeben. — 14 *Lygaeus pedestris* Panzer. Vor dem weissen Spitzenflecke des Flügelleders steht häufig eine schwarze Querbinde. — 22 *Miris Abietis* Fabr ganz richtig, aber offenbar keine Miris, sondern ein Lygaeus. XCIII, 17 *Lygaeus striatellus* Fabr. ein *Capsus*. — 18 *Lygaeus luteicollis* Wolff ein *Capsus*. — 19 *Lygaeus Umbellatarum* Panz. ein *Capsus*, der in Ansehung der

Zeichnung

Zeichnung sehr abändert; oft ist das Scutellum durch einen schwarzen Mittelstreifen in zwey Hälften getheilt — 20 *Capsus tricolor* Fabr. eine der Spielarten des *Capsus capillaris* Fabr. aber nicht diejenige, die bey Fabricius *Capsus tricolor* heisst — 21 *Miris laevigatus* ist nicht die wahre Fabricische und Linnéische Wanze dieses Namens; welche die schmale Statur des *Holsatus* und des *Cimex erraticus* Lin. hat, sondern eine andre Art, die wir *Bimaculatus* nennen.

Antliata enthält dieser Jahrgang 14 Arten, unter denen 7 neue sind. Der *Ceratopogon leucopterus* Meigen XCV, 19 stimmt in Ansehung der Antennen nicht mit dieser Gattung überein, die kurzen Vorderfüsse machen uns aber zweifelhaft über den ihm anzuweisenden Platz. Meigen's Citat ist daher sehr verdächtig. *Hirtea Marci Mas* XCV, 20. Der Vf. folgt hier Hn. Meigen, dem auch Fabricius im Syst. Antliat. 52. 4 und 5 mit Recht sich anschliesst; es scheint aber nach den Citaten, dass Panzer die hier abgebildete *Marci* mit der männlichen *Hortulana* verwechselt hat; das Citat aus Linné und Schäffer gehört nämlich zu *Hortulana*. Fabricius hat nur die Weibchen bezeichnet, und wir müssen seine *Hortulana* von *Marci* trennen. Rec. bringt bey der männlichen *Hirtea Marci* das Citat: *Tipula brevicornis* Lin. Syst. Nat. 2. 976. 42. Fn. Suec. 1766. in Vorschlag, wozu seine *Tipula Marci* als Weibchen gehört. XC, 21 *Bibio rustica* Panz. — 18 *Syrphus Cryptarum*; das Citat aus Fabricius, jetzt *Eristalis Cryptarum* Syst. Antl. ist zweifelhaft. — 19 *Syrphus vespiformis* Fabr., wozu aber die *Musca vespiformis* Lin. nicht gehört, ein *Mulio* nach Fabricius Syst. Antl. — 20 *Syrphus aureus* Panz. halten wir für den *S. bombyliformis* Fabr., den der Vf. im 59. Hefte schon hat abbilden lassen und für das Männchen des *S. intricarius*, der *Eristalis intricarius* Syst. Antl. 232. 3. zu welcher Gattung er gehört. — XCI, 20 *Syrphus apiarius* Fabr. ist offenbar eine *Musca*. — 21 *Syrphus Ranunculi* Panz. scheint ein *Merodon* nach Fabricius neuem Systeme. Der *Syrphus Rosarum* XCV, 21 ist nicht die wahre *Scaeva Rosarum* Fabr., diese hat der Vf. im 72. Hefte unter dem falschen Namen *Syrph. noctilucus* Fabr. abbilden lassen. *Syrphus Globulus* LXXXVI, 21 ist eine *Acrocera* und von Meigen Dipt. I. 148, 2 beschrieben. LXXXVII, 22 *Rhingia rostrata* Fabr. XCI, 22 *Empis pennata* Panz. Fabr. Antl. 140. 11. XC, 22. *Acarus plumbeus* Panz. der *Ixodes plumbeus* Fabr. S. Antl. 355. 9.

Nürnberg, b. Felsecker: *Kritische Revision der Insektenfaune Deutschlands* nach dem System bearbeitet von Dr. *Georg Wolfg. Franz Panzer*. *I — XCVI* Heft. *I* Bändchen. 1805. XVI u. 144 S. 8. (12 gr.)

Schon lange war eine solche berichtigende Uebersicht der in Panzer's *Fauna Insectorum Germaniae* dargestellten Insekten nothwendig und wünschenswerth geworden. Das Werk ist zu einem trefflichen und unentbehrlichen Repertorium von Abbildungen herangerückt, das schon über drey und zwanzig hundert europäische Insekten enthält. Keins der bisher existirenden Insektenwerke liefert so viele und zugleich so richtige Darstellungen aus der inländischen Fauna. Dieser Umstand hat die Panzerische Insektenfaune überall verbreitet, und wegen dieser grossen Verbreitung sind die darin vorkommenden Irrthümer doppelt unangenehm. Es sey fern von uns, diese allein auf Rechnung des Vfs. zu setzen. Viele derselben haben ihren Grund in der Periode, in der die Herausgabe des Werks ihren Anfang nahm: denn erst gleichzeitig mit ihm oder nachher wurden viele Entdeckungen und Berichtigungen gemacht, die auch auf die deutsche Insektenfauna Einfluss hatten. Manche Unrichtigkeiten verschuldeten Andre, die dem Herausg. Insekten zum Abbilden unter irrig neuen oder falschen Namen mittheilten; allenfalls könnte man darüber Hn. Panzer's Nachgiebigkeit in Anspruch nehmen. Einen Theil der Fehler leiten wir mit Recht aus der oft zu grossen Anhänglichkeit des Vfs. an Fabricius System und Vorgang her, dem er nicht selten selbst da folgte, wo die Unrichtigkeit gezeigt war. In den letzten Jahrgängen findet man diesen Fehler weit mehr vermieden.

Ueber die ersten *acht* Jahrgänge liefert nun der Vf. eine kritische Revision, von der dieses erste Bändchen die *Käfer* enthält. Da in diesen ersten Jahrgängen die Käfer die Mehrzahl machen: so werden die übrigen Ordnungen in einem zweyten Bändchen zusammen gefasst werden können, dem der Vf. ein allgemeines alphabetisch-geordnetes Register beyzufügen gebeten wird, das aber nicht die berichtigten Namen allein, sondern auch die ältern der Fauna enthalten müsste.

Bey seiner Arbeit hat der Vf. nicht bloss aus *Illiger's* Magazin viele Berichtigungen und Bemerkungen geschöpft, sondern auch nach der Vorrede und nach den Anführungen im Texte sehr viele derselben von diesem Entomologen schriftlich mitgetheilt erhalten. Unsre Recensionen und die entomologischen Hefte hat er gleichfalls fleissig genutzt, und wir glauben, dass eine Nachlese des unberichtigt gebliebenen oder der unbestätigt gelassenen neuen Arten nicht stark ausfallen möchte. Indess hätten wir gewünscht, dass Hr. Dr. P. über manche dieser letztern bey den Entdeckern sich hätte Raths erholen können. Rec. hat nur einige unterlassene Berichtigungen gefunden, muntert aber die Insektenforscher auf, deren noch mehr auszuspähen, damit des Vfs Absicht, ein in Ansehung der Synonymie tadelloses Werk zu liefern, erreicht werde. *Tenebrio diaperinus* S. 31. ist wohl unstreitig *Helops piceus* Oliv. Ins. 58. 17. 22. Tab. 2. Fig. 13. — Der *Cryptocephalus distinguendus* Heft XIII. tab. 8. wurde von dem Vf. für *Cryptocephalus variegatus* Fabr. erklärt und deshalb hier übergangen; ist aber dieser *Variegatus* nicht. — Der *Curculio Lythri* Heft XVII. tab. 8. ist kein Curculio, sondern *Attelabus vernalis* Fabr. *Curculio urticarius* Herbst. Arch. — *Scarites Cephalotes*

Cephalotes S. 36. ist kein *Scarites*, sondern besser ein *Carabus*.

ERDBESCHREIBUNG.

Erlangen, b. Walther: *Beschreibung der neuentdeckten Rosenmüllershöhle bey Muggendorf in Franken*. Nebst Nachrichten von den übrigen sehenswürdigen Höhlen in dortiger Gegend; von *Johann Gottfried Köppel*. 1795. 2½ Bog. 4. mit sieben Kupfertafeln. (1 Rthlr.)

Was der im J. 1798 verstorbene *Köppel* im *zweyten* und *dritten* Heft seiner, im J. 1795 in Octav gedruckten, Briefe über die beiden Fränkischen Fürstenthümer Bayreuth und Ansbach von jenen Höhlen erzählt (es ist der siebente bis zwölfte Brief), liess der Verleger, mit einigen kleinen Veränderungen, und mit Weglassung der Briefform, in Quartformat abdrucken, und legte die dazu gehörigen Kupfertafeln bey. Uebrigens beziehen wir uns auf unsre Anzeige des aus *fünf* Heften bestehenden Ganzen, A. L. Z. 1795. Num. 142. u. ff. und Ergänzungsblätter Jahrg. 4. Num. 102. u. f.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Kühnel: *Abhandlung von der Fuge*, nach den Grundsätzen und Exempeln der besten deutschen und ausländischen Meister entworfen von *Friedrich Wilhelm Marpurg*. Nebst Exempeln in LXII und LX Kupfertafeln. *Neue* Ausgabe. 1806. 28 Bog. ohne die Beyspiele. 4.

Was Marpurg über die Fuge zusammen getragen und gelehrt hat, ist jedem Deutschen bekannt, der in der Musik wissenschaftlich unterrichtet worden; für andere Leser dieser Zeitung glaubt es Rec. füglich mit dem vergleichen zu können, was wir den alten Grammatikern über den Versbau der Alten verdanken. Hier, wie dort, findet sich kein eigentliches System, in manchen Theilen herrscht Unordnung, in einigen zeigen sich sogar Widersprüche: aber bey weitem das meiste, was gegeben wird, ist gediegen, feststehend, ziemlich deutlich und dem Praktiker für den Gebrauch allenfalls genügend. Nun hat man in den neuesten Zeiten bekanntlich andere Werke, von der Fuge, wie *de metris*, erhalten: aber läugnen wird man auch nicht, dass wir damit doch noch immer kein vollständiges, streng durchgeführtes Ganze; dass die Sachen in diesen neuern Werken nicht selten eine Wendung, zwar zum Vortheil des sogenannten Systems, aber zum Nachtheil ihrer selbst; und dass wir in vielen Theilen, statt der alten Verworrenheit, nur eine neue erhalten haben, wobey für Deutlichkeit, ungeachtet der gewähltern, gangbarern Worte, schwerlich gewonnen, für den Bedarf des Praktikers (hier des Künstlers, dort des Dichters) sogar verloren worden sey.

Jeder Vergleich hinkt; das wollen wir von dem unsrigen nicht nur zugestehen, sondern zugleich angeben, auf welcher Seite er hinkt. Marpurg hat in dem angegebenen Kreise mehr gethan, als jene alten Grammatiker in dem ihrigen; über einzelne Theile der Lehre vom strengen Stil in der Musik haben wir von den Neuern nichts so treffliches, wie über einzelne Theile der Metrik in Vossens bekanntem Werkchen; dagegen gibt es kein so brauchbares Lesebuch über das Ganze dieser Materie, wie das Türksche über das Ganze von jener.

Eine neue Ausgabe des vergriffenen Marpurgschen Werks war mithin, seines wahren Werths wegen, allerdings zu wünschen; ein Werth, den nur Unwissenheit, Leichtsinn, Egoismus und Parteysucht herabwürdigen können. Dieser Wunsch wurde dadurch verstärkt, dass diess Werk, wenn auch zum Theil durch Zufälligkeiten, ein so grosses Ansehen, eine so viel vermögende Auctorität erlangt hat, dass der Freund seines Gegenstandes hoffen darf, es werde auch Mancher die Sache ernstlicher studiren um des Buchs willen.

Diess nun selbst ausführlich durchzugehen, wäre gegen die Verfassung dieser Zeitung, da es noch einmal so alt ist, als sie selbst. So bleibt Rec. nur zu sagen übrig, dass bey dieser neuen Ausgabe die Explosionen der keifenden Polemik des streitlustigen Marpurg weggelassen worden sind, indem die Riesen, gegen die er anlief, meistens gar nicht mehr oder nur noch als Windmühlen im Andenken der Kunstverständigen existiren; und dass man der unbeholfenen, sehr breiten Schreibart Ms. nachgeholfen hat. In letzterm hätte der jetzige, ungenannte Herausgeber mit gutem Gewissen noch weiter gehen können; und hätte er dann, wie es ohne gänzliches Umformen des Ganzen wohl möglich war, mehrere Theile besser ordnen, und, etwa in einem Anhange, kurz nachtragen wollen, was spätere Werke Eigenes enthalten: so würde man ihm für seinen Fleiss noch mehr Dank wissen.

Die ungeheuere Menge Beyspiele jeder Art und Kunst, die der gelehrte M. zusammen gedrängt hat und die dem Studirenden, dem es ein wahrer Ernst ist, schon allein ein kostbarer Schatz sind und immer bleiben werden — diese Beyspiele sind meistens von den alten Platten wieder abgedruckt; doch finden sich die nicht seltenen Stichfehler, wenigstens so weit Rec. Vergleichungen angestellt hat, verbessert. Andere Platten sind nachgestochen worden, weil wahrscheinlich die alten durch öftern Abdruck unbrauchbar geworden waren, und auch da hat man mit lobenswerther Genauigkeit Fehler verbessert.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 19. Junius 1806.

MATHEMATIK.

Altdorf, b. Meyer: *Programma de Numerorum, quos arabicos vocant vera origine.* Quo praemisso ad Oration. adit. d. 3. Aug. 1801. habendam. humaniss. invitat *Conradus Mannert*, Hist. Prof. P. O. 30 S. 8.

Die Auflösung eines in vielen Rückfichten wichtigen Räthsels verdient hinreichend dargeftellt und geprüft zu werden. Die Univerfitätsbibliothek zu Altdorf befitzt einen Pergamentcodex in Sedez: *Geometria euclidis a boetio in latinum lucidius translata.* In diefer Euklideifchen Geometrie werden die Beweife weggelaffen. Dagegen find manche andere Notizen eingeftreut. Unter andern heifst es: „*Pitagorici vero, ne in multiplicationibus et participationibus et podismis aliquando fallerentur, ut in omnibus erant ingeniofiffimi et fubtiliffimi, defcripferunt fibi quandam formulam, quam ob honorem fui praeceptoris menfam Pitagoream nominabant, quia hoc, quod depinxerant, magiftro praemonftrante cognoverant. A pofterioribus appellabatur abacus, ut quod alta mente conceperunt, melius, fi quafi videndo oftenderent, in notitiam omnium transfundere poffent, eamque fubterius habita fat mira defcriptione formabant.*" Nach diefem Eingang folgt im Mf. ein Viereck, das in der Länge fechs, in der Breite zwölf Fächer hat. Im zweyten Fach der Breite ftehen von der Rechten zur Linken zehn einfache, unfern älteren fogenannten arabifchen Zahlzeichen mehr oder weniger ähnliche Zahlfiguren von 1 bis 9, nebft der Nulle, die hier nicht ein blofser Ring ift, fondern noch, als Ring, eine Figur wie Δ einfchliefst. Unter den Figuren find 1. 8. 9. völlig wie unfere jetzige Zahlen. Wie aus der Figur in der fechsten Stelle unfere 6 entftehen konnte, ift leicht zu fehen. Die Figuren der zweyten, dritten, vierten, fünften Stelle gaben ebenfalls leicht unfere 2. 3. 4. 5., wenn man den Codex in Gedanken umdreht. Die Figur in der fiebenten Stelle ift unferer 7 am meiften unähnlich. Kurz, man findet wahrfcheinlich in diefem Codex die fogenannten arabifchen Zahlzeichen, welche doch erft *Gerbert* (nachher Papft Sylvefter II.) gegen das Ende des *zehnten* Jahrhunderts von fpanifchen Saracenen erlernt hat, und dafür, wie für andere Künfte, fast als Zauberer geachtet worden ift. Denn *Guilielmi Malmesburienfis Hiftoria Anglor. L. II.* fagt von ihm: *Abacum certe primus a Saracenis rapiens regulas dedit, quae a fudantibus abaciftis vix intelliguntur.* Die Araber felbft (aufser Spanien und Nordafrica) fcheinen vor dem *zehnten* Jahrhundert diefe Zahlzeichen nicht gehabt zu haben, da fie in ihrer damaligen Barbarey auch beym Handel Griechen gebrauchten und in ihren ältern aftronomifchen Schriften immer nur die Buchftaben als Zahlen anwenden. Wie kamen denn diefe neue Zahlzeichen fammt der Nulle in Boethius's Ueberfetzung des Euclides? (B. wurde 525 hingerichtet.) Oder wie in einen Codex deffelben, welcher nach Hrn. Ms. diplomatifch genauer Unterfuchung, die Charaktere einer Handfchrift des *eilften* Jahrhunderts hat? Der Vf. glaubt, weil die nämlichen Zeichen auch einmal in dem darauf folgenden lateinifchen Texte ftehen, fchliefsen zu müffen, dafs nicht der Abfchreiber erft diefe Zahlzeichen etwa blofs in fein Mf. aufgenommen, fondern dafs er fie aus einem ältern Codex abgefchrieben habe, dafs fogar die Nachricht von Boethius felbft herkomme und diefer für Pythagoreifche Weisheit fehr eingenommene römifche Senator fie felbft aus einem verlornen pythagoreifchen Werke gefchöpft habe. Die Stelle fetzt ihre arabifchen Zahlen fowohl als die darunter ftehenden lateinifchen von der rechten zur linken; fie fpricht auch von gewiffen Rechenmeiftersvortheilen, die Einheiten zu Zehnern, diefe zu Hunderten, diefe zu Taufenden zu erheben u. f. f. Auch die Decimalrechnung wäre alfo wohl pythagoreifch? Und da die Saracenen erft, feit fie griechifche Schriften überfetzten, mit den fogenannten arabifchen Zahlen fich bekannt zeigen: fo möchten nach Hrn. M. fogar auch fie aus einem pythagoreifchen und arabifchen überfetzten, jetzt verlornen Auctor diefe Weisheit erhalten haben, welche bey ihnen ohnehin nicht im Orient, fondern nur in Nordafrika und Spanien fich anfangs finden läfst, folglich nicht wohl aus dem indifchen Handel abftammen kann. Unbekannt könnte diefe Rechnungsart im griechifchen und lateinifchen Alterthum geblieben feyn, wenn man mit M. annimmt, dafs die Pythagoreer fie nur unter fich als Geheimnifs gelehrt haben. Blieb doch auch, was Gerbert lehrte, lange ohne ausgedehnten Gebrauch im chriftlichen Occi-

Occident. Erst am Ende des zwölften Jahrhunderts erlernt ein Pisanischer Kaufmann, Bonacci, als Consul bey Algier das *„studium abaci."*

Rec. muss für's erste, zu Vermeidung aller Missverständnisse, bemerken, dass der *abacus* in dem Altdorf. Cd. nicht das Einmaleins ist. Nur Eine Linie, nämlich die zweyte, enthält in zehn Fächern die neun sogenannten arabischen Zahlen, nebst der Nulle. Die nächste darunter gesetzte Linie setzt in *römischen* Zahlen in zwölf Fächern:

C̅MI̅, X̅MI̅, I̅MI̅, C̅IM̅, XIM̅, M̅I, C̅, X̅, I̅, C, X, I.

Die vierte gibt eben so von der Rechten zur Linken, aber wieder in römischen Zeichen, die Hälften von den Zahlen der zweyten Linie, die fünfte Linie die Hälften der Hälften u. s. w. Man sieht also noch, wie die römischen Zahlzeichen das gewöhnlichere waren, während die zehn sogenannten arabischen, nur, wie das ungewöhnlichere, daran angereiht erscheinen. Nichts scheint uns also den Schluss des Vfs.: dass der Altdorfische in dem *eilften* Jahrhundert entstandene Codex diese Zeichen nicht etwa durch den Einfluss des am Ende des *zehnten* Jahrhunderts von Gerbert gemachten *„raptus abaci"* haben könne, sondern uns dadurch etwas von Boethius herab Vererbtes überliefere, mit einiger Sicherheit zu begründen. Was der Codex in den vier unteren Fächern gibt, ist ein echt römischer, das Rechnen durch Halbirungen erleichtender *abacus*, welchen Boethius von Pythagorikern, aber späterer Zeiten, haben mochte. Die hierzu (wie auch Hr. M. wohl bemerkt) nicht passenden zwey ersten Linien, mögen denn eine Zugabe seyn, die ein Mönch des *eilften* Jahrhunderts machte, welcher etwas weniges von der doch schon *um mehrere Jahrzehende früheren* Entdeckung Gerberts gelernt haben mochte. Er fügte seine hohe, neue Weisheit, so gut oder schlecht er konnte, bey, gerade so, wie jetzt in den Abdrücken des *Boethius de Geometria Euclid.* (z. B. *Opp. ed. Loriti Glareani et Martiani Rotae. Basil. ex Offic. Henricpetri*, welche Rec. vor sich hat) p. 1518. statt des *abacus*, wie ihn der Altdorf. Cd. hat, das völlige Einmaleins, ohne alle Warnung, eingerückt ist; ungeachtet alles folgende, was B. vom Multipliciren und Dividiren sagt, dass man nämlich, wenn der Multiplicator eine Einheit sey, die zehn Finger auf die zehn Zahlzeichen, die Fingergelenke aber auf die Hunderter u. s. w. legen solle, gar nicht darauf passt, auch der Ausdruck: *„Decenus autem sumet ipsius multiplicator digitos in pagina C. inscripta* etc." einen Text mit römischen Zahlen voraussetzt. — Wir können also uns nicht überzeugen, dass es Hrn. M. mehr als einst dem Wittenberg. Prof. *Weidler* gelungen sey, uns ein über das *zehnte* Jahrhundert zurückgehendes Bekanntseyn der sogenannten arabischen Zahlen unter den Christen im Occident nachzuweisen; wenn gleich Hr. M. als diplomatischer Forscher dasjenige strenger darstellt, was einst bereits aus eben diesem Altdorf. Codex *Weidler* (1727) in einer *Diss. de characteribus numerorum vulgaribus et eorum aetatibus*, zu folgern gesucht hatte, wogegen aber *Wallisius' Opp. Mathematic.* Vol. II. in *Tr. de Algebra* c. 4. ff. nach unserer Einsicht, mit Recht, sich erklärte. s. Wolf *Elem. Matheseos Univ.* T. I. 1730. §. 51. p. 29. und *Wallisii Elementa Arithmeticae* von 1742. Da aber sogar *Gatterer* die Meinung Weidlers, welcher sie gegen Wallisius in einer zweiten Ausg. seiner Diss. (die Rec. noch nicht sehen konnte) vertheidigt hat, ohne Anzeige seiner Gründe adoptirte, und der *Nouv. Traité de Diplomatique* T. III. p. 532. behutsam erinnerte, dass alles auf das Alter des Cod. ankomme, so hat allerdings Hr. M. das Verdienst, durch diplomatisch genaue Bestimmung dieses Alters auf das *eilfte* Jahrhundert ungesucht den Anlass zum ganzen Irrthum heben zu helfen und die Möglichkeit, dass ein, wer weiss, wie viele Decennien nach Gerberts Entdeckung geschriebenes Ms. gerade von dieser bereits etwas enthalte, darzuthun.

Noch eine Sonderbarkeit im Cod. Altdorfinus ist, dass in dem ersten Fach seiner *„mensa pythagorica"*, noch über den zehn arabischen (oder Gerbertischen?) Zahlen zehen Worte, wahrscheinlich Benennungen dieser Zahlen stehen, von denen mehrere syrischen (oder phönizischen?) Ursprungs zu seyn scheinen. Die Namen sind:

si pos	celen tis	teme mas	ze nis	cal ctis	qui nas	ar bas	ormis	Andras	Igin
(Δ)	9	8	7	6	5	4	3	2	1

Wie auch Prof. Bauer zu Altdorf sogleich bemerkte, ist *arbas* für 4. *tememas* für 8. (תמני) augenscheinlich das chaldäische, syrische, arabische, samaritanische (ebendaher auch phönizische!) Wort. Bey *Igin* dachte Er an *Igid* als französische Aussprache für אחד, bey *Andras* an das chald. תרין *Zwey*, bey *quinas* vermuthete Er *cimas* als entstanden aus חמש = 5. Rec vermuthet bey *sipos* auch einen Schreibfehler. *Sipor* nämlich kann der aus dem arab. *Zipher* (صفر *leer*) entstandene Name der Null seyn. Aus welcher Sprache alsdann *ormis* = 3. *calctis* = 6. *zenis* = 7. *celentis* = 9. seyn möchte, bleibt räthselhaft. Rec. wenigstens hat umsonst auf ihre Ableitung hin und her gesonnen. Die von dem Ring des Sipos eingeschlossene kleine Figur hält Rec. für ein syrisches oder arabisches *Jod*, den *zehnten* Buchstaben.

Leipzig, b. Voss: *Encyclopädie des gesammten Maschinenwesens*, oder vollständiger Unterricht in der praktischen Mechanik und Maschinenlehre, mit Erklärungen der dazu gehörigen Kunstwörter in alphabetischer Ordnung u. s. w. Von *Joh.*

Joh. Heinr. Moritz Poppe, Schwarzb. Sondershauf. Rath, der Philof. Doctor u. f. w. *Zweyter* Theil. E - I. 1804. 876 S. gr. 8. m. 11 Kpfrt. (3 Rthlr. 8 gr.)

Das Urtheil über den *erften* Theil diefer Compilation in der A. L. Z. 1803. Num. 273. finden wir im Ganzen auch bey diefem *Zweyten* beftätigt. Nur fcheint der Vf. in Hinficht der theoretifchen Artikel eine etwas ftrengere Auswahl getroffen, und fich bey denfelben nicht fo lange, wie im erften Theile verweilt zu haben. Uebrigens geht es nach der alten Weife fort, wobey denn das Fifcherfche phyfikalifche Wörterbuch und mehrere nicht vergeffen find. Auch das theoretifch-praktifche Wörterbuch der Uhrmacherkunft des Vfs. (1799 — 1800 in *zwey* Theilen) findet man hier, was befonders die zur Mechanik der Uhrwerke gehörigen Artikel betrifft, faft in extenfo wieder. Der Artikel *Elektrifirmafchinen*, einer der gröfsten in diefem Theile, hat ohne Zweifel Hrn. P. die wenigfte Mühe gekoftet. Hr. *Fifcher* (Phyf. Wörterb. Th. 2. Art. Electrifirmafchine) war wenigftens ein guter Vorarbeiter, und diefe Quelle ift denn auch fo fleifsig ausgefchöpft, dafs man fich beym Lefen diefes Artikels der Encyclopädie auf einmal wieder in jenes Werk verfetzt wähnt. Die Artikel: Federdeckel, Federhärte, Federhaken, Federhausrad, Federftift u. f. w., u. f. w., find alle aus des Vfs. obgedachtem Wörterbuche der Uhrmacherkunft aufgenommen (verfteht fich meiftens buchftäblich: denn wegen allzu grofser Eile konnte man fie nicht anders einkleiden!), und überhaupt bemerkt man, dafs hier jeder geringfügige Theil der Uhrwerke eingetragen ift, dahingegen man die vollftändige Befchreibung anderer wichtigen Theile des Mafchinenwefens vermifst. Wenn der Vf. alle Gegenftände diefes Werks mit gleicher Umftändlichkeit hätte abhandeln wollen, wohin würde er fich verloren haben? und wo wollte er die Gränzlinie zwifchen zweckmäfsiger Befchreibung und ängftlicher Mikrologie ziehen? der vielen Wiederholungen zu gefchweigen, die bey der lexicographifchen Einrichtung unvermeidlich find. Manche Artikel find auch in diefem Theile fehr mangelhaft, z. B. Hammerwerk u. m. Mehrere Vergleichungen anzuftellen, hält Rec. für überflüffig, indem die angeführten Beyfpiele zur Rechtfertigung feines Urtheils hinreichend fcheinen. Einige Notizen zum künftigen Supplementbande mögen hier noch Platz finden. Bey dem Artikel *Egge* hätte noch von Richard Loyds und einigen andern gebräuchlichen Eggen Nachricht gegeben werden können. S. 30. fehlt *Einbruckbock*. S. 37. ift die Erklärung von *Einflußröhre* nicht vollftändig. *Einguß* bedeutet auch in der Münze eine eiferne Form zum Abgiefsen der Zaine oder Schienen zu groben Geldforten u. f. w. Sie find ebenfalls bey den Silberarbeitern und auf den Hüttenwerken zum Eingiefsen des Muldenbleyes gebräuchlich. Bey *Einmündungsröhre* fehlt die Bedeutung derfelben auf Salzwerksbrunnen. S. 43. *Einfchneider*, eine Art Bohrer. S. 44. *Einfpannrohr*. S. 51. fehlt *Eifendrehmafchine*. S. 52. *Eifenfcheibe*, beym Markfcheiden. S. 54. Auf der Herzogl. Braunfchweig. Eifenhütte, die Karlshütte genannt, exiftirt kein Schneidewerk, wohl aber auf der Braunfchweig. Hütte bey Holzminden an der Wefer, welches mit einem Walzwerke verbunden ift. S. *J. G. Stünkel's* Befchreibung der Eifenberg - und Hüttenwerke am Harz. Gött. 1803. 8. S. 389. — S. 56. *Eisroft* bey Salzwerken. *Eisfäge*. S. 125. *Englifcher Haken* bey Uhrwerken. *Ensbäume* und *Ensgebälke* beym Brückenbau. S. 139. Zur Literatur des Artikels *Erdbohrer* gehören noch: *Leupold's* Schauplatz der Wafferbaukunft. Leipz. 1724. fol. S. 44 — 51. Abhandl. der Königl. Schwed. Akad der Wiffenfch. für 1739 u. 1740. Bd. I. S. 267. *Krünitz* Encyclopädie. VI. S. 146. — S. 152 *Fahrnagel*, *Fahrseffel*, *Fahrftuhl* der Dach - und Thurmdecker. *Fahrten*; *Fahrthaken*, *Fahrthafpen*, *Fahrtklammern*, *Fahrtfchenkel*, *Fahrtfproffen*. S. 169. *Federträger* bey Blasbälgen. S. 311. *Fimmelfäuftel*, heifst auch *Fimmelpäufchel*. S. 499. *Gardeplatinen* im Strumpfwirkerftuhl. *Garnbaum*. S. 501. *Geerenthau* bey Rammmafchinen. S. 673. *Grobfchießer* heifst der vorderfte Stempel eines Pochwerks, unter welchen das Erz zuerft kommt. S. 697. *Hakmafchine*, eine von *Polhem* angegebene Einrichtung, die Erze aus der Grube ohne Seile, blofs durch ftarke vierkantige Stangen oder Latten mit eifernen Haken herauszufördern. Man f. davon *Naucleri Delineatio magnae fodinae Cuprimontanae*. 1702. und *Swedenborgii Dedalus Hyperboreus*. Eine andere Art Hakmafchine hat der Kunftmeifter *Rudén* beym Bitzberge in Schweden ausgeführt, welche noch jetzt gangbar ift. S. *Rinman's* Bergwerks-Lexicon. D. I. S. 676.

PHYSIK.

GÖRLITZ, b. Anton: *Ueber meine Beobachtungen der atmofphärifchen Elektricität* zu Meffersdorf in der Oberlaufitz, nebft einigen daraus gezogenen Refultaten von *A. T. v. Gersdorf*, Mitgl. der Berl. Gef. Naturforfch. Freunde, wie auch der Oberlauf. Gef. der Wiffenfch. und mehrerer gel. Gef., 1802. 4. mit 15 Kupfert. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Hr. Vf., welcher die Beobachtungen über die atmofphärifche Elektricität blofs aus Liebe zur Wiffenfchaft und mit der gröfsten Sorgfalt anftellte, überfandte die Tagebücher davon fowohl der Berliner Gefellfchaft naturforfchender Freunde, als auch der Oberlaufitzifchen Gefellfchaft der Wiffenfchaften, von welchen er Mitglied ift, und fügte für die letztere auch den Auffatz über die elektrifche Zurüftung zur Erforfchung der atmofpärifchen Elektricität bey, welcher auch im *fechsten* Stück der Laufitzifchen Monatsfchrift vom J. 1800 abgedruckt ward; hier erfcheint er wieder als ein Anhang mit Zufätzen und Verbefferungen. Beide Gefellfchaften wünfchten, dafs der Vf. einen Auszug feiner Beobachtungen herausgeben möchte; allein da diefer zu vie-

vielen Schwierigkeiten unterworfen war, so entschloss er sich zur Abfassung der gegenwärtigen Schrift, die er selbst als einen ersten noch sehr unvollkommenen Versuch ansieht. Für die Wahrheit dessen, was er als richtig angegeben hat, bürgt er, und alles, wovon er nicht selbst völlige Ueberzeugung hatte, gab er nur als wahrscheinlich an. Das Titelkupfer gewährt eine Uebersicht des merkwürdigsten Theiles der Meffersdorfer Gegend und kann als ein topographischer Grundriss derselben angesehen werden. Der Vf. macht den Anfang mit der Beschreibung seiner Kupfertafeln, um den folgenden Text desto verständlicher zu machen. Wir heben aus dieser gehaltreichen Schrift hier einige Resultate aus, die nicht allgemein genug bekannt werden können. Die Luft scheint jederzeit, bey Tag und bey Nacht, elektrisirt zu seyn; wenn ja zuweilen eine Pause entsteht, so kommt diess meist vom Uebergange der einen Elektricität in die andere, welcher oft sehr schnell geschieht. Obgleich die Luft ohne Regen oder Schnee, fast immer schwächer, und besonders bey heiterem Himmel, weit öfter positiv als negativ elektrisirt ist: so ist sie doch zuweilen, besonders bey Südsturm ungewöhnlich stark negativ elektrisirt, selbst bey hellem Himmel, am häufigsten aber bey Schneegestöber. Bey trübem Himmel, ohne Regen oder Schnee, ist die Elektricität meistens schwächer, als bey hellen Himmel; ist das Zenith bloss wolkenlos, so wird sie gleich stärker. Bey Regen, Schnee und Graupeln, wenn es auch gleich nicht dabey donnert, erreicht die Elektricität oft ihren stärksten Grad, und geht oft plötzlich in die entgegen gesetzte über. Bey anhaltendem Regen- oder Schneewetter erreicht sie nur selten ihren höchsten Grad. Bey Gewittern, welche nicht über eine Meile entfernt sind, hat allezeit der Blitz eine sehr starke, äusserst schnelle Wirkung auf die Elektricität der Luft. Je mehr die senkrechte Höhe des Drachen beträgt, desto stärker ist die Elektricität an seiner Schnur zu bemerken. Der Funke aus der Drachenschnur ist zwar kürzer, aber weit stechender, als bey einer Elektrisirmaschine, zuweilen stark erschütternd. Der Apparat, womit diese Versuche angestellt werden, besteht in einer gut isolirten eisernen Stange, die über der Kuppel eines eigens dazu erbauten Sommerhauses, bis auf eine beträchtliche Höhe in die freye Luft geführt und an ihrer Spitze vergoldet ist. Da wo sie durchs Dach eines Gebäudes geht, ist sie durch Glasröhren gut isolirt und im Gebäude selbst sind Vorrichtungen angebracht, wie man sie bey Elektrisirmaschinen zu haben pflegt, z. B. isolirte Leiter, Auslader, Elektrometer, Condensator, Glockenspiel; zugleich ist auch eine sogenannte Ableitung auswendig am Gebäude nach dem Grunde desselben angebracht, die nach Erfordern leicht von der Auffangstange getrennt werden kann. Für Beobachtungen der Elektricität aus höhern Luftgegenden bedient sich der Vf. eines papiernen Drachen mit einer 1000 Fuss langen Schnur, in welche ein feiner Metallfaden geflochten ist. Ausser der abgebildeten und beschriebenen ältern Einrichtung eines solchen Drachengerippes theilt der Vf. auch noch ein neueres, zweckmässigeres mit; zeigt auch allerley Vortheile an, wie man bey einem solchen Drachen das Schwanken verhüten, seine Schnur isoliren und auch leicht wieder mit der Erde verbinden kann; die hierzu nöthigen Vorrichtungen sind alle genau beschrieben und deutlich abgebildet. Es wird nun gezeigt, wie man an einer solchen Drachenschnur nicht allein die geringste Spur von Luftelektricität erkennen, sondern auch wie man mit Leichtigkeit erforschen kann, ob sie positiv oder negativ ist. Ein bequemes Werkzeug hierzu ist ein *Weissches* Elektrometer, nebst einem Stängelchen, an dessen einem Ende ein Knöpfchen von Elfenbein und am andern eins von Bernstein befindlich ist. Durch schwaches Reiben des einen oder andern am wollenen Kleide, erhält man, vom erstern positive, vom letzteren negative Elektricität, die am Elektrometer angebracht, wo die Streifchen bereits von der Luftelektricität auseinander gespreizt sind, sogleich die Art der Elektricität bemerklich machen. Der Vf. beschreibt auch eine Reihe schöner Versuche am Elektrophor, wo man durch die bekannten Staubfiguren die Art der Luftelektricität erforschen kann, wenn man nämlich ein Leidner Fläschchen an der Drachenschnur ladet und damit auf dem Harzkuchen schreibt. Er giebt dabey verschiedene Pulvergemische an, wodurch die herrlichsten Erscheinungen hervorgebracht werden können. Vorzüglich schön nehmen sich die verschiedenen farbigen Feuerbüschel aus, welche die Luftelektricität liefert, die zuweilen so stark ist, dass diese Büschel beträchtlicher als an grossen Elektrisirmaschinen werden; ja man erhält sogar Funken von mehr als einem Fuss Länge. Im Anhange ist die ganze Zurüstung so deutlich beschrieben, dass jeder Liebhaber leicht eine ähnliche darnach verfertigen lassen kann; in dieser Rücksicht wäre es zu wünschen gewesen, dass der Vf. den ungefähren Kostenbetrag auch noch mit angegeben hätte.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR - ZEITUNG.

Sonnabends, den 21. Junius 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

Wien, gedr. b. Schmidt: *Topographisches Postlexikon aller Ortschaften der K. K. Erbländer.* Mit Bewilligung der hochlöbl. K. K. vereinigten Hofstelle herausgegeben von *Christian Crusius*, controllirenden Officier der K. K. Postwagen-Hauptexpedition. Des *dritten* Theils, welcher *Ost-* und *Westgalizien* enthält, *erster* Band: Von *A.* bis *M.* 532 S. *Zweyter* Band. Von *M.* bis *Z.* 654 S. 1802. 8. (Prän. 6 Rthlr. geb.) Des *vierten* Theils, welcher *Ungern* sammt den einverleibten Provinzen und *Siebenbürgen* enthält, *erster* Band. Von *A.* bis *C.* 1804. 484 S. 40 S. Vorbericht und CCCIV S. Postenweiser. 8. (Prän. 3 Rthlr.)

Die *zwey* Bände, welche die Ortschaften Ost- und Westgaliziens enthalten, sind Rec. als eine schätzbare Bereicherung der geographischen Kenntniss beider wenig bekannten Provinzen, auch ausser dem Postgebrauch willkommen. Nur scheint es, dass dem Vf. über die galizischen Ortschaften weniger detaillirte und genaue Nachrichten, als über die östreichischen und böhmischen zugekommen seyen. So z. B. fehlt bey den Dörfern Bandrow, Dornfeld und Reichsheim die von dem Vf. sonst beygefügte Notiz: dass hier ein evangelisch-lutherisches Pastorat und Bethaus befindlich sey. Das deutsche Kolonistendorf *Ranischau* hat Rec. unter diesem Namen weder B. II. S. 242, noch in den Ergänzungen S. 649 folg. gefunden. Sehr mager und trocken ist auch der Artikel *Lemberg* abgefertigt: und überhaupt ist weniger geographische Belehrung in diesen *zwey* Bänden als in den vorigen enthalten.

Eine wahre geographische Fundgrube ist hingegen mit dem *ersten* Theil des *vierten* Bandes eröffnet. Zu Ungerns und Siebenbürgens Specialgeographie ist hier ein sehr guter Grund gelegt: von Ungern hatte man zwar bisher ein geographisches Lexikon von *Korabinszki* in deutscher, von *Vályi* in ungrischer Sprache; aber beide waren von vielen Fehlern entstellt: von Kroatien und Slavonien hat zwar *Korabinszki* ein alphabetisches Lexikon angefangen, da es aber nur bis zu dem Buchstaben C. gedruckt, und nicht vollendet ist: so kam es zur Zeit noch nicht ins Publicum. Bekanntlich mussten auf Hofbefehl unserm Vf. alle Auskünfte, die er zum topographischen Postlexikon nöthig hatte, von den verschiedenen Jurisdictionen eingeschickt werden. Es gereicht den ungrischen Gerichtsbarkeiten zur Ehre, dass fast die mehrere Zahl derselben nicht nur aus Achtung gegen den Hofbefehl, sondern auch aus wahrer Neigung geographische Kenntnisse zu befördern und nützliche literarische Unternehmungen zu unterstützen, dem Vf. richtige und genaue Auskunft auf seine Fragrubriken einzusenden bemüht waren. Diess war besonders bey jenen Comitaten der Fall, welche geschickte Vicegespänne, Notarien und Feldmesser haben: wie z. B. beym Zipser, Krassovaer Comitate und bey mehrern sächsischen Stühlen in Siebenbürgen, deren Oberbeamte meistens Leute von Bildung sind. Einige wenige Comitate liessen Eifersucht, Misstrauen und träge Abneigung blicken. Das Comorner Comitat hat sich unter andern durch seine Weigerung die Lipskysche Karten- und die Crusiussische Lexikonsunternehmung zu unterstützen, berüchtigt gemacht, und wohlverdiente Verweise der K. Statthalterey zugezogen. Dagegen weiss Rec. aus guter Hand, dass Hr. Crusius von manchen Comitaten und Stühlen nicht bloss magere topographische Angaben und Namenlisten, sondern reichhaltige statistisch-geographische Schilderungen erhalten hat, welche er in diesem Postlexikon, dem Plane desselben zu Folge, nicht hat verarbeiten können, und welche daher werth wären, besonders gesammelt, und in einem eignen Werk bekannt gemacht, oder durch Hn. v. Schedius in seiner versprochenen Geographie von Ungern benutzt zu werden: wozu auch Rec. hiemit beide Herren auffordert. Ausser diesen officiellen Materialien setzte sich Hr. Cr. auch mit den zwey berühmten ungrischen Karten-Redacteuren, mit Hn. *v. Lipszki* und Hn. *v. Görög*, in Verbindung, benutzte Korabinskis und Vályis Werke, ohne in ihre Fehler zu fallen; und berichtigte manches, was in den officiellen Materialien mangelhaft oder unrichtig schien, durch Privatcorrespondenz. Bey diesen redlichen Bemühungen des Vfs., dem Werke alle Vollkommenheit zu geben, die von ihm abhing, und bey den Schwierigkeiten, die er als ein Oestreicher und der in Ungern herrschenden vielen Sprachen nicht durchaus kundiger Mann zu besiegen hatte, verdient er gewiss allen Dank des literarischen Publicums

blicums und der ungrischen Nation und Entschuldigung bey kleinen hie und da vorkommenden Mängeln.

Die *Einleitung* enthält 1. *eine Skizze der geographischen Eintheilung von Ungern (Croatien, Slavonien eingeschlossen) und Siebenbürgen*, welche der Vf. vom Hn. Prof. *Schedius* zu Pest durchsehen liess, und welche denn auch mit geringer Ausnahme richtig ist; bey Siebenbürgen hätten die *Partes annexae* von den sieben eigentlich siebenbürgischen Comitaten (welche sehr uneigentlich das Land der Ungern heissen, da die meisten Einwohner Walachen sind) unterschieden werden sollen; beym Agramer Comitat fehlt die Erwähnung des Feldes Turopolya. 2. *Eine kurze Uebersicht des Postwesens in Ungern und Siebenbürgen* von *Ludw. v. Schedius;* mit einem Anhang von *der fahrenden Postanstalt*, vom Vf. Die gedachte Uebersicht zerfällt in folgende drey Paragraphen a. *Entstehung und Ausbildung des Postwesens in Ungern und Siebenbürgen;* ein interessanter Aufsatz. Die von den Ungern zu den Zeiten des Matth. Corvinus gemachte Erfindung der Kutschen erleichterte die Einführung der Posten in Deutschland zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts wurden diese in Ungern, und 1724 in Siebenbürgen eingeführt. b. *Gegenwärtiger Zustand des Postwesens in Ungern, Croatien und Slavonien.* Es gibt 365 Poststationen für die reitende und Extrapost, aber nur leider! 5 Postwagencurse; viel zu wenig für den innern Verkehr des grossen Reichs! Durch die vierfache Dependenz der Postbeamten von der K. Statthalterey in *Amts*-, von der K. Hofkammer zu Ofen in *Geld*-, von der Hofpostdirection in Wien in *Anstellungs*- und von der Hofpostbuchhalterey in *Manipulations*-Sachen wird die Postanstalt ungemein beschwert. Die K. Statthalterey zu Ofen sollte die ganze reitende Postanstalt allein, im Einverständnisse mit der Wiener Centraldirection, leiten. Wenn z. E. jetzt die Post aus Wien zu Clausenburg um einen Tag später, in neun oder gar zehn Tagen eintrifft, während sie vorher nur acht Tage brauchte: so ist sicher die Ursache nur in der so sehr getheilten Verantwortlichkeit der Postmeister zu suchen. c. *Gegenwärtiger Zustand des Postwesens in Siebenbürgen.* Es gibt hier 56 Postämter, und leider! nur eine Postwagenfahrt. *Anhang. Kurze Uebersicht der fahrenden Postanstalt von Crusius.* Freyherr v. Lilien hat die ersten Postwagen 1749 zu Wien eingeführt; in den Jahren 1750 — 1755 wurde diese Anstalt ausgedehnt und organisirt. In Ungern und Siebenbürgen sind folgende neue Postwagencurse dringend nöthig: 1. von Presburg durch die Bergstädte bis Caschau, von Caschau nach Tarnow in Galizien und nach Nagybany und Bisztricz; 2. von Ofen nach Caschau und von da nach Tarnow; 3. von Ofen nach Grosswardein und Clausenburg, von da über Herrmanstadt nach Cronstadt. Der Vf. versichert: es sey die Einrichtung solcher neuen Postcurse im Werk; möchte sich doch seine Versicherung endlich einmal realisiren! und möchte die Wiener Postwagen-Hauptexpedition endlich einmal beherzigen, dass Ungern kein fremdes Land, sondern ein wichtiger *integrirender Theil* des öftreichischen Staats sey! Uebrigens muss Rec. bemerken, dass im Postwagendienst mehr Ordnung als bey der reitenden Post herrsche — weil der Postwagen-Hauptexpedition zu Wien alle 30 Postwagen-Expeditionen der Monarchie und 332 Postwagen-Stationen gerade und ohne Umtrieb verantwortlich sind! — Die *Postberichte sämmtlicher K. K. Oberpostämter, dann Absatz-, Theilungs- und Cambiaturs-Poststationen in Ungern, Croatien, Slavonien und Siebenbürgen* auf CCCIV Seiten sind vorzüglich für die Postbeamten nöthig, dann aber auch für Privatleute, wenn sie besonders weitläuftigere Correspondenz führen. Die *Kunst- und Amtsausdrücke*, die dabey gebräuchlich sind, werden vom Vf. vorn erklärt. Ein solcher Postbericht hat folgende Rubriken: Ankunft, Abgang der Post- und Kartirung jeder Poststation mit andern Poststationen. Ferner ist die *Bedeutung einiger Bey- und Nebenwörter bey Ortschaften* in ungrischer, slovakischer, deutscher (warum nicht auch walachischer?) Sprache beygebracht, z. E. Alsò, Nishni oder Dolni, Nieder u. s. w. und die gebräuchten *Abkürzungen* werden erklärt.

Hierauf folgt das *Lexikon selbst* von *A.* bis *C.* Hier war eine der grössten Beschwerden zu überwinden, die darin besteht, dass ein Ort im Lateinischen, Deutschen, Ungrischen, Slavischen, Walachischen verschiedene Namen hat. So z. E. heisst derselbe Ort bey den Deutschen Bross, bey den Ungern und im lateinischen Curialstil *Szászváros*, bey den Walachen Orestic. Er muss also unter verschiedenen Buchstaben vorkommen und die Verweisungen anderswohin müssen vielfältig seyn. Bey dieser Vielfältigkeit der Benennungen wäre es nöthig gewesen, festzusetzen: dass jeder Ort unter der *deutschen* Benennung, wenn diese vorhanden ist, in Ermangelung derselben aber unter der *ungrischen* vollständiger aufgeführt werde: allein der Vf. scheint bald den deutschen, bald den ungrischen, bald den lateinischen Namen durch einander zur Hauptanführung gewählt zu haben. Auf französische Namen z. E. Albe Royale scheint keine Rücksicht nöthig zu seyn (wie doch S. 24. genommen ist). Im Ganzen enthält das Postlexikon von Ungern viel mehr statistisches Detail, als die vorigen Bände, und manche einzelne Artikel sind ausführlicher bearbeitet, als selbst im *Korabinszki's* geographisch-historischen und Producten-Lexikon geschah. So z. E. meldet Korabiszki von Beregszász nur folgendes: „Ein ungrischer Marktflecken im Beregher Comitat, mit einer katholischen, griechisch-unirten und reformirten Kirche, gehört zur Herrschaft Munkács." — Hingegen der nämliche Artikel bey Hn. Cr. lautet so: *Bereghszász* Sächsisch-Beregh, Ungern, diesseits der Theiss, Beregher Gespanschaft, Tiszaháter Bezirk, ein privilegirter zur Herrschaft Munkács gehöriger Markt, berühmt wegen der daselbst üblichen öffentlichen Comitats-Versammlungen, mit einer katholischen, griechischen und kalvinischen Pfarre und einer eigenen zur Poststation Munkács gehörigen

gen Brieffammlung an beiden Ufern des Verkeflusses. Die Goldbergwerke find eingegangen: dafür gibt es aber hier vortreffliche Weingebirge und Mühlsteine von der besten Gattung. Brieffammlung, acht Stunden von Munkács u. f. w. — In diesem Artikel, so wie in andern z. E. in dem von Baláffalva oder Blasendorf ist aus Versehen nicht bemerkt worden, dass hier von einer unirt griechischen bischöflichen Residenz und dort von einer unirt griechischen Kirche die Rede sey. — Bey den Ortschaften der Gränzregimentsbezirke, deren Beschreibung der Vf. vom Hn. von Lipski erhielt, und die bey Korabinski ganz mangeln, erfährt man jedesmal auch die Zahl der Häuser. S. z. E. *Boshniake* Bosniakcze, Slavonien, Broder Bezirk, ein zum Broder Gränzregiment, Canton Nro. 7. gehöriges Dorf von 147 Häusern, mit einer kathol. Pfarre, liegt gegen Ottok nächst Suppange 5½ St. v. *Vin Couze* (das letzte ist immer eine Poststation). — Bey den Dörfern und Märkten der Provincialdistrikte erfährt man meistentheils auch den Familiennamen der Grundherren, wofern deren nicht zu viele find; doch hat sich hie und da eine Unrichtigkeit eingeschlichen: so z. E. S. 190. *Erdo-Bénye* gehört nicht mehrern Dominien, sondern der adlichen Familie Szirmay seit 1803, mit Ausnahme etlicher adlichen Curien (auch hätte bemerkt werden sollen, dass dieser Ort zu eigentlichen sogenannten *Hegyállya* oder zu dem Bezirk, der den edeln Tokayer Wein trägt, gehöre). Bey den Pusten und Prädien hat der Vf. mit Fleiss keinen Grundherrn angegeben: „da unter diesen Namen theils bewohnte, theils auch unbevölkerte, bloss dem Ackerbau und der Viehzucht gewidmete Gründe verstanden werden, woran nicht selten mehrere Grundherrschaften Theil haben." Es ist wahr, dass über den Besitz der Pussten viele Prozesse und Streitigkeiten Statt finden: allein da des Vfs. Buch in keinem Streite etwas entscheiden oder präjudiciren kann: so hätte er uns immerhin die Nachrichten über die Eigenthümer der Pussten, so wie er sie empfing, mit einer gehörigen Verwahrung in der Vorrede geben mögen. Sind doch auch Besitzungen in Dörfern dem Streite und dem Wechsel unterworfen! *Busseveczy* in Croatien gehört nicht zum Transsavaner Bezirk des Agramer Comitats (S. 366.), sondern zum privilegirten Felde Turopolya, das keinem Comitatsbezirk zugetheilt ist (v. Engel Gesch. des ungr. Reichs II, 287. folg.). Aus Versehen ist der *Csík Szék* oder der Csiker Stuhl in die topographische Ortschaftenliste eingerückt S. 439: die Notiz davon gehört in die Einleitung S. 20.

BRAUNSCHWEIG, in d. Schulbuchh.: *Neue Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen für die Jugend, von Joachim Heinrich Campe. Sechster* Theil. 1804. 288 S. 8. mit 1 Kupf.

Auch unter dem Titel: *Rückreise von Paris nach Braunschweig. Nachtrag zu der Reise durch England und Frankreich.* 226 S.

In Beziehung auf den *vierten* und *fünften* Theil dieser Reisen (s. A. L. Z. 1804. Num. 237.) fängt sich der *sechste* mit dem dreyssigsten Briefe an, und endigt mit dem zwey und dreyssigsten; diesem folgt eine Nachschrift, und die im *dritten* Theile versprochene: *Reise in das Land der Buschmänner. Ein Auszug aus J. Barrow's Reisen durch das Innere des südlichen Afrika.* Die Rückreise von Paris ist aber auch ohne den Auszug aus Barrow zu haben. Wir verweilen nur bey der eignen Reise des Vfs.

Es find, wie wir sogleich sehen werden, mitunter sehr nützliche Materien, worauf sich Hr. *Campe* in den genannten drey Briefen einliess: Gegenstände, bey deren Behandlung sehr viel auf Unparteylichkeit und reine Wahrheitsliebe ankommt, und deren Bearbeitung viel Vorsicht und Ueberlegung erfodert. Jeder unbefangene Leser wird aber dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er die gefährlichen Klippen, womit er hier zu kämpfen hatte, glücklich vermieden hat. Er erlebte im J. 1802 den 14. Julius und den 15. August, also zwey Volksfeste, in Paris. Jenes war, wie er sich S. 12. ausdrückt, „dem Andenken an den ersten Volksaufstand gewidmet," dieses „ein Ehrenfest, dem Oberstaatsberather, und — den Priestern geweiht: denn es wurde an diesem Tage theils *Bonaparte's* Geburtstag, theils dessen Ernennung zum unbeschränkten und lebenslänglichen Oberhaupte, theils der Jahrstag des sogenannten Concordats, oder der Uebereinkunft mit dem Papste wegen Wiedereinführung des katholischen Glaubens, gefeyert." Er fand aber in diesen Festen nicht mehr den Geist der wahren Volksfeste, wie er ihn zu Anfang der Revolution auf dem Märzfelde gefunden hatte. Es lässt sich denken, dass der Vf. hier die beste Gelegenheit hat, seine Gedanken über den Charakter und das Benehmen des Regenten zu äussern. Hier kommen nun freylich seine Urtheile nicht selten mit den Urtheilen in dem häufig gelesenen Buche: *Bonaparte und das französische Volk,* überein, sind aber doch nicht so wegwerfend, als in diesem Buche. Es kommen nicht wenig Stellen vor, wo er sich bescheidet, ein so grosser Mann, wie dieser sey, müsse doch bey manchen, nicht so leicht zu erklärenden Handlungen seinen Grund haben. Einen grossen Theil des dreyssigsten (133 Seiten langen) Briefes macht die Beschreibung dessen aus, was Hr. *C.* im J. 1802 in *Versailles* sah, und was er nicht mehr sah. Man kann sich vorstellen, wie viel Stoff er hier zu interessanten Schilderungen fand, er, der einst dem grossen Schauspiele beygewohnt hatte, als der unglückliche *Ludwig XVI.* von der Nationalversammlung den Ehrentitel: *Wiederhersteller der französischen Freyheit*, annahm, und er gleich darauf mit dem Könige und der Nationalversammlung in der Schlosskirche zu Versailles das *Herr Gott dich loben wir!* mit anhörte. Zuletzt beantwortet der Vf. (S. 97 f.) die gewiss sehr wichtige Frage: „Was wurde eigentlich durch die französische Staatsumwälzung, die so viel Blut gekostet hat, für die Welt und für Frankreich gewonnen?" Die Beantwortung dieser Frage gehört sicher zu den besten Stücken dieses Theils. Die für Frankreich selbst

selbst daraus entstandenen *Vortheile* bringt er auf folgende *fünf* zurück: 1. *Gleichheit der Stände, die vor dem Gesetze gilt;* wobey er nicht umhin kann, zu gestehen, dass diese Gleichheit, in Ansehung der Regierungspersonen, ihre Ausnahmen leide. Ist aber, in dieser Rücksicht, die gegenwärtige Staatsverfassung die einzige in ihrer Art? 2. *Gleichheit der Ansprüche auf jeden Ehrenposten im Staate.* Diese bleibt, der Ehrenlegion ungeachtet, wohl einer der schätzbarsten, durch die Revolution errungenen Vortheile. Und, was die Ehrenlegion selbst, dieses, mit keinem der bestehenden politischen Orden zu vergleichende Institut, betrifft: so hat man, unsers Bedünkens, eben, weil sie das nicht ist, was Hr. *C.* nicht will, dass sie seyn soll, das heisst, weil sie nicht erblich ist, von ihr ganz und gar nichts für diesen Vortheil zu befürchten, ihrer übrigen wesentlichen Einrichtungen zu geschweigen. 3. *Eine Glaubens- und Gewissensfreyheit, wie sie noch zur Zeit in keinem andern europäischen Staate* (?) *jemals Statt gefunden hat.* 4. *Anregung, Uebung und Stärkung aller körperlichen und geistigen Kräfte des französischen Volks, die sich nun durch wunderähnliche Wirkungen in allen Arten von Gewerben, wie in den schönen Künsten und in den Wissenschaften, äußern.* Grosser Nutzen der neuen Einrichtung, dass Künstler aller Art ihre Erzeugnisse zu der jährlichen allgemeinen Ausstellung nach Paris bringen, und, die sich auszeichnen, belohnt werden. 5. *Die Aufhebung der Mönchs- und Nonnenklöster.* Wie wahr es sey, dass Luther's Kirchen- und Glaubensverbesserung und die französische Revolution viel Aehnlichkeit mit einander haben. Bey der Aufzählung dieser Vortheile unterläst jedoch Hr. *C.* nicht, diejenigen Punkte zu berühren, worin die französische Revolution die Wünsche und Erwartungen der Menschenfreunde getäuscht hat.

Der ein und dreyssigste Brief ist aus Metz geschrieben, und enthält Bemerkungen, die auf dem Wege von Paris nach Metz gemacht wurden. Grosse Sicherheit der Landstrasen, worauf aber, wie zwischen Metz und Mainz, und in Mainz selbst, fast gar keine Spuren von Handelsverkehr wahrzunehmen waren. Erörterung der Frage: warum dagegen in England die Landstrasen so unsicher seyen? In dem fruchtbaren Theile von Champagne fand der Vf. die Landleute nicht mehr so fröhlich, wie vor zwölf Jahren. In Verdun hatten die Preussen im vorigen Kriege ein gutes Lob zurückgelassen. — Zwey und dreyssigster Brief aus Mainz. Wie natürlich, unter andern Bemerkungen über die politischen Verhältnisse der Einwohner der vier neuen Rheindepartemente. Bey einigem Guten, welches den Bewohnern dieser Rheinländer, besonders denen, die unter geistlichem Regimente standen, durch die Regierungsveränderung zu Theil geworden, seyen die Schwierigkeiten der Rechtspflege in Ansehung der französischen Sprache und das Mauthwesen Lasten, wovon sie vorher nichts gewusst hätten. Das Drückende, welches Hr. *C.* überhaupt darin findet, sich von solchen Menschen beherrscht, und alle einträgliche Aemter in den Händen solcher Personen zu sehen, die zu einem fremden Volke gehören, wobey wiederum die Verschiedenheit der Sprachen vorzüglich in Betrachtung kommt, können und wollen wir zwar nicht läugnen, können aber doch versichern, dass auch manche von jenen Aemtern von Eingebornen verwaltet werden. Uebrigens sollte, unsers Erachtens, von Seiten der Regierung, die Einführung der französischen Sprache auf alle Weise erleichtert und befördert werden; was aber auch seine Zeit haben will.

Ungeachtet des Interessanten noch das Eine und Andere sich berühren liesse, z. B. die Auseinandersetzung der Gründe und Gegengründe in Ansehung des Mauthsystems, welches die Franzosen am Rhein eingeführt haben, oder die patriotische Darlegung der Vorzüge Deutschlands und seiner Bewohner, besonders in Vergleichung mit Engländern und Franzosen, die ihres Eindrucks bey jungen Leuten wohl nicht verfehlen kann, müssen wir es bey dem Angeführten bewenden lassen, und erlauben uns, zum Beschlusse, nur noch folgende zwey Bemerkungen, die wir bey einem Schriftsteller von *solchem* Ansehen um desto nöthiger finden. Wir wünschten, 1. dass auch in diesem Theile keine, den Freunden der Religion anstössige Stelle vorkäme, wie es S. 25. die Worte: „Wahrlich, wenn Beelzebub — als diesen," sind; und 2. dass der Ton der Freymüthigkeit, den wir in anderer Hinsicht sehr zu schätzen wissen, in Ansehung der jungen Leser, für die der Vf hauptsächlich schrieb, immer gehörig getroffen wäre.

Das *Kupfer* stellt die Hinterseite des Pallastes der Tuillerien vor, die Hr. *C.* wegen des Paradeplatzes der Vorderseite vorzog.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Hadamar, a. K. d. Intelligenz-Ausfert. zu Dillenburg: *Weisthum der Gesetze, Ordnungen und Vorschriften, welche in die Nassauische* (n) *Deutsche* (n) *Länder Ottoischer Linie, von den ältesten Zeiten bis hierhin* (jetzt) *ergangen sind.* Aufgestellt nach der Zeit- und Buchstabenfolge. *Dritter* Theil. 1803. 263 S. Zusätze VII S. *I.* Anhang. 80 S. *II.* Anhang. 50 S. *III.* Anhang. 39 S. 4. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die Einrichtung dieses Repertoriums der Nassauischen Landesgesetze [von dem Justizrath *von Lilienstern*] ist schon aus der Anzeige A. L. Z. 1804. Num. 67. der beiden ersten Bände desselben bekannt. Mit dem gegenwärtigen Bande, der von *S — Z.* geht, wird das Werk beschlossen. Der dreyfache Anhang, der ihm beygefügt ist, enthält ein nach demselben Plane ausgearbeitetes Verzeichniss aller Gesetze, Abschiede und Verträge für die gemeinschaftlichen Aemter Nassau, Kirberg und Burbach.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 24. Junius 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

STRASBURG, im Verl. d. typogr. Gesellsch.: ΑΘΗΝΑΙΟΥ Ναυκρατίτου Δειπνοσοφισταί. *Athenaei Naucratitae Deipnosophistarum* libri quindecim ex optimis Codd. nunc primum collatis emendavit ac supplevit, nova versione latina et animadversionibus cum Is. Casauboni, aliorumque tum suis illustravit, commodisque Indicibus instruxit *Johannes Schweighaeuser*, Argentor. etc. *Tomus Quintus.* annno XIII. (1805.) 584 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Ebendas. *Animadversiones in Athenaei Deipnosophistas* post Isaacum Casaubonum conscripsit *Johannes Schweighaeuser.* Tomus *septimus.* Animadvers. in L. XIII. et XIV. 704 S. Tomus *octavus.* Animadvers. in L. XV. cum Addendis ad libros superiores. an. XIII. (1805.) 518 S. 8. (jeder 3 Rthlr. 16 gr.)

Der vor uns liegende Band des Textes enthält den ganzen Rest des gelehrten Gastmahls vom *dreyzehnten* Buch an; diesen Rest begleiten die Anmerkungen. Nur ein kleiner Theil von Nachträgen nebst den Registern ist noch zu erwarten, um eines der gelehrtesten und mühsamsten Werke zu vollenden, das den rastlosen Fleiss seines gelehrten Herausgebers auf eine rühmliche Weise krönt.

Es würde unnütz seyn, uns noch einmal über den Werth dieser Ausgabe ausführlich zu verbreiten, da dieses bey der Anzeige der vorigen Bände zur Genüge geschehn ist. Wir wollen also nur im Allgemeinen bemerken, dass auch in diesen letzten *drey* Büchern der Text durch den Gebrauch der Handschriften, vornehmlich des unschätzbaren *Codicis Veneti*, an vielen Stellen glücklich verbessert, auch hier und da, vornehmlich gegen das Ende, vervollständigt worden. In den Anmerkungen zeigt sich der ungeschwächte Fleiss des vielgeübten Herausgebers wo möglich noch erhöht und vermehrt, so wie auch der Eifer seiner gelehrten Freunde, vornehmlich *Coray*, *Boissonade* und *Grotefend*, ihn mit eignen und fremden Bemerkungen zu unterstützen, und dadurch seine dornige und mühevolle Laufbahn einigermaassen zu ebnen, nicht erkaltet ist.

Wir erlauben uns auch zu diesen Bänden einige Zusätze zu liefern, wie sie sich bey der wiederholten Lektüre dieser letzten Bücher dargeboten haben, theils durch den Reiz der Arbeit selbst, noch mehr aber durch die liberale Aufnahme, die der Herausg. den frühern Bemerkungen dieser Blätter gegönnt hat, dazu aufgemuntert.

Dreyzehntes Buch. S. 555. B. (4.) Hr. S. hat sich nicht erinnert, dass der Vers, mit dem Athenäus seinen erotischen Katalog beginnt, Εἰ δ' ἄγε νῦν, Ἐρατώ, πάρ' θ' ἵστασο καί μοι ἔνισπε dem *Apollonius Rhodius* L. III. 1. angehört. — Den Ausdruck S. 556. A. (6.) οἷς τὸ ἐνδόσιμον ἔδωκε erläutert *Mahne in Diatr. de Aristoxeno.* S. 79. — Unter den zahlreichen Gattinnen des *Theseus* wird S. 557. A. eine Μελίβοια genannt. Andern hiess diese, wie schon *Palmerius* bemerkt, Ἐρίβοια oder Περίβοια. Jenen Namen wollte *Burmann*, diesen *van Staveren* und *Schrader Emendatt.* c. II. S. 25. in den Text des Athenäus zurückführen. — In dem merkwürdigen Fragm. des *Anaxilas* S. 558. A. (S. 11.) V. 2. nimmt Hr. S. den Superlativ παρανομώτατον in Schutz; wir zweifeln ob, bey der gewöhnlichen Lesart, mit hinlänglichem Grund, da in den Fällen, wo der Superlativus die Stelle des Comparativs einzunehmen scheint, ein Genitivus oder ἤ dabey zu stehn pflegt. S. *Hermann ad Viger.* S. 715. Nr. 57. Wir sind daher auch immer geneigt zu glauben, dass in der gemeinen Lesart τίς ἄν, welche auch der *Cod. Ven.* hat, ein Genitiv verborgen liege. Trefflich ist V. 25. und 26. aus den Handschriften hergestellt:

εἶτα, τετράπους μοι γένοιτο, φησί, σκίμπους ἢ θρόνος·
εἶτα δή, τρίπους τις· εἶτά φησι, παιδίσκη δίπους.

wodurch alles weitere Umherrathen unnöthig gemacht wird. — S. 558. F. (16.) in dem Fr. des *Alexis* Vers 4. dünkt uns, auch nach des Herausg. Einwendungen, die von *Casaubonus* und *Grotius* gebilligte Conjectur φάσκομεν die richtige Lesart zu seyn, indem durch sie erst die Worte ἔπειτ' ἔχειν προῖκα vollen Sinn und Nachdruck gewinnen: *Et tamen (his sic se habentibus) nos dote frui, non supplicium pati gloriamur.* Den nachdrücklichen Sinn von ἔπειτα erläutert *Kuster ad Acharn.* v. 126. *Thesm.* 891. — S. 559. B. (17.) *Fr. Amphidis* Vers 3. vermuthen wir

ἡ μὲν νόμῳ γὰρ κακὰ φρονοῦσ' ἔνδον μένει.

st. καταφρονοῦσ', wo man den Ausdruck des Objects vermisst: *coniux legitima, lege freta, licet mala sit mente, tamen in domo manet, nec facile inde expelli potest.* — Im folgenden Verse liest der Herausg. wahrscheinlich aus seinen Handschriften

ἡ δ' οἶδεν ὅτι ἢ τοῖς τρόποις ὠνητέος

welches des Hiatus wegen nicht zu dulden ist. Aber die hier gewiesene Spur verfolgend lesen wir, mit geringer Veränderung

ἡ δ' οἶδεν ὅτι χρηστοῖς τρόποις ὠνητέος.

— S. 559. B. (18.) im Fr. des *Eubulos* Vers 1. ist bisher der Metrische Fehler im fünften Fusse übersehen worden. Man lese mit versetzten Worten

ὦ Ζεῦ πολυτίμητ', εἶτ' ἐγὼ κακῶς ποτε

oder εἶτα κακῶς ἐγώ ποτε. — S. 562. B. (29.) im Fr. des *Alexis* Vers 6. ziehen wir *Casaubonus* Verbesserung πανταχόθεν, ἐν ἑνὶ τύπῳ vor, theils wegen des zierlichen Gebrauches der *praeposition*, theils weil die Ursachen der Corruptel dabey so leicht in die Augen fallen. — Vers 15. lese man ὅτι 'στιν. Vers 16. τοὐνόματος. Doch scheint uns dieser letzte Vers noch keineswegs aufs Reine gebracht. — S. 562. F. (31.) wird ein Bruchstück aus dem *Traumatias* angeführt, das dem Zusammenhange nach (ὁ δ' αὐτος οὗτος ποιητὴς) dem *Chaeremon* angehören müsste. Aber sollte nicht vor diesen Worten irgend eine Anführung eines komischen Dichters (etwa des *Antiphanes*, dessen Τραυματίας *Athenaeus* anderwärts anführt) ausgefallen seyn? *Chaeremon* war ein tragischer Dichter, und nur diese einzige Stelle veranlasste den *Suidas*, ihn einen κωμικὸς zu nennen. Andre haben den *Suidas* ausgeschrieben. In dem Schlusse dieses Fragments möchten wir lesen

εὖ πόρους
ἐν τοῖς ἀπόροις βλέποντας, ἀθλητικωτάτους.

st. εὐπόρους und ἀθλιωτάτους, welches letztere ein Gelehrter für einen scherzhaften Zusatz *praeter exspectationem* hielt, aber, wie wir fürchten, nicht mit des Dichters Einstimmung. Dass den Liebenden ein *athletischer* Charakter zustehe, könnte, wenn es eines Beweises bedürfte, aus so mancher Scene der griechischen Komödie, wo die Liebe Zwist und Kämpfe gebiert, leicht erwiesen werden. Die erstere Veränderung aber unterstützt *Aristarchus* b. *Stobae.* LXI. S. 387. 23. οὗτος γὰρ ὁ θεὸς καὶ τὸν ἀσθενῆ σθένειν Τίθησι καὶ τὸν ἄπορον εὑρίσκειν πόρους. Doch könnte auch, mit veränderter Interpunktion, die gewöhnliche Lesart beybehalten werden

εὐπόρους
ἐν τοῖς ἀπόροις, βλέποντας, ἀθλ.

wie b. *Stobaeus* S. 388. 18: ἔχω δὲ τόλμης καὶ θράσους διδάσκαλον Ἐν τοῖς ἀμηχάνοισιν εὐπορώτατον. — βλέποντας steht dann in emphatischem Sinn. — S. 563. A. (32.) im Fr. des *Theophilos* Vers 8. verbesserte *Canter* die verderbte Lesart ἣν ἰδεῖν ἥδιον nicht glücklich in ἣν ἥδιον ἰδεῖν, wodurch im zweyten Fusse ein Dactylus entsteht. Man lese

ἣν ἐστιν ἰδεῖν ἥδιον — —

Richtig verbessert der Herausg. Vers 9. ἡμῖν in ὑμῖν, minder glücklich das übrige. Uns kam in den Sinn

ἢ τὸ θεωρικὸν
ἔχουσιν ὑμῖν διαμένειν ἑκὰς πόνων.

quam vobis lucari accepto otiose sedere. Dass das Hauptgebrechen dieser Stelle in διανέμειν liege, kann nicht bezweifelt werden. — S. 563. D. (33) in dem Fr. des *Alexis* Vers 1. bietet *Cod. A.* die Lesart ὡς ὅστις αὖ τῆς ἀκμῆς τ. σ. woraus die richtige Verbesserung

ὡς ὅστις αὐτῆς τῆς ἀκμῆς τ. σ.

hervorgeht; αὐτῆς st. μόνης, welches der Sinn hier verlangt. In dem nächsten Fr. des *Hermeas* könnte Vers 3. gelesen werden πρὶν ἤ τι τῷ σοφῷ δοῦναι. Aber πρὶν wird nicht nur bisweilen von den epischen Dichtern (S. *Dorvill. Vann. crit.* S. 586.), sondern auch von den jambischen als Länge gebraucht. S. *Aesch. Prom.* 481. 776. welcher auch die letzte Sylbe in ὄφιν verlängert, *Choeph.* 925. — S. 566. F. (45.) fielen wir in den Worten ἐκείνου τοῦ ὁμωνύμου σοι ποιητοῦ τὴν μνήμην φορῶν auf τὴν μίμησιν; φορῶν wie in mehrern Stellen für ἔχων nehmend. So wird gleich darauf von demselben *Myrtilus* S. 567. A. gesagt ὡς κατ' οὐδὲν ἐμιμήσω Θεόμανδρον. — In dem reichhaltigen Fr. des *Alexis* S. 568. B. (51.) Vers 13. bedürfen die Worte

τιτθίαις ταύταισι τούτων, ὧν ἔχουσ' οἱ κωμικοί —

einer leichten Nachhülfe. Wir lesen ohne Bedenken

τιτθί' ἐστ' αὐταῖσι τούτων —

habent vetulae illae mammas fictitias eius generis, quo Comici utuntur. αισι entsprang durch fehlerhafte Aussprache aus ἐστ' wie unten S. 595. C. der *Cod. Venet.* βασιλίσσαις ἢ statt βασιλισσ' ἐσῃ hat. Die folgenden Worte ὀρθὰ προσθεῖσαι sind nun nicht mehr auf jene nachgeahmten Busen zu beziehn, sondern von Stäbchen zu verstehn, die, wie eine Schnürbrust, den Unterleib zurückdrängten. τοιαῦτα scheint uns verderbt. — Dem letzten Vers, der für sich einen guten *Senarius* ausmacht, drängt *Grotius* einen unerträglichen Hiatus auf. Wir wollen nicht versuchen, ihn auf andre Weise auszufüllen, da es wohl gar möglich wäre, dass dieser Vers dem Fragmente des *Alexis* fremd wäre. — S. 570. A. (58.) Vers 4. ist δύω, welches die Handschrift darbietet, der gemeinen aber *attischen* Lesart δύο schwerlich mit Recht vorgezogen worden. S. *Brunk ad Arist. Ran.* 1405. p. 217. — Richtig hingegen entdeckt der Herausg. S. 571. A. (62.) in dem Fr. des *Ephippos* Spuren jambischer Senarien, die mit geringer Veränderung vielleicht so ergänzt werden dürften:

ὡς σκαιὸς εἶ, παχύρομος, αἰσχροεπὴς τ' ἀεί,
ἐπακιστερ' ἐν τῷ στόματι τὴν γλῶτταν φορεῖς.

S. 573. A. in den Worten des *Klearchos*: Τύγης .. οὐ μόνον περὶ ζῶσαν τὴν ἐρωμένην περιβόητος γέγονεν, vermuthet Hr. S., dem Sinne angemessen, περισπούδαστος;

δαστος; wir, mit geringerer Entfernung von den Zügen der gemeinen Lesart, περισσότερος. Weiter unten E. (71.) ahndete Hr. S vollkommen richtig, dass sich die Worte κατὰ τὸν Αἰσχύλον vielleicht nur auf den Gebrauch des einzigen Wortes ἐκτείνας beziehen möchten, welches dieser Dichter in der That an mehrern Stellen (wie *Eumen.* 194. 693.) für *proferre, edere* braucht. — S. 577. D. können wir bey dem Fr. des *Machon* Vers 1. in die Verbannung der Hetäre *Leäne* nicht einwilligen. Man lese nur, ohne einen einzigen Buchstaben zu ändern,

ὑπερβολῇ δὲ τῆς Λεαίνης σχῆμά τι
περαινομένης εὖ — —

so wird der ganze Zusammenhang der übrigens nicht sehr ehrbaren Geschichte licht werden. Der letzte Vers ist dann eine witzige Anspielung auf den Namen derselben Hetäre und ein gleichnamiges *Schema*. — S. 578. B. (89) Vers 3. lese man ἢ 'νομίσθη. und Vers 9. mit Versetzung der Worte τῷ μεγέθει μὲν οὖν. Vers 14. gefällt uns die Einschaltung des Artikels nicht. Wir verstehen den Erzähler so: überall wo man von einem Weibe (d. h. von Weibern) sprach, erhoben alle die *Mania*. Wir vermissen dagegen eine *copula*:

ὅπου δὲ περὶ γυναικός τις λόγος

S. 579. C. (93.) Vers 31. verbessert Hr. S. vollkommen richtig ὑπά τι δή σκ. Aber dieser milde Ausdruck des Missvergnügens über den Einfall der scherzenden *Mania*, wie verträgt er sich mit dem Fortgange der Erzählung, dass der Soldat sie auf der Stelle fortgeschickt habe? Aber ἀπεπέμψε ταύτην ist unrichtig, wie schon das hier nicht recht schickliche *pronomen demonstrativum* zeigt. Sollte es nicht vielmehr geheissen haben:

ἀπεμέμψατ' αὐτὴν — —

wodurch alle Züge der Erzählung in ein richtigeres Verhältniss treten, auch die letzte Antwort der Hetäre, die nun nicht mehr, gleichsam auf der Schwelle der Thüre, einen witzigen Einfall an den Ungeschliffnen verschwendet, der sie hinausjagt, sondern mit Schalkheit, als ob sie sich über *seinen Tadel* entschuldigte, den vorigen Spott mit neuer Schärfung wiederholt. Auch die nächsten Worte διαλιποῦσ' ἡ ἑταίρα δέ· bedürfen einer Verbesserung. Wir lesen:

ἀντιδακοῦσ' ἡ 'ταίρα δέ.

S. 580. B. (96.) Vers 38. schreibe man τῇ 'ταίρᾳ ποτέ. und weiter unten Vers 52. τίς δ' οὐ πιεῖ ἐψων. — S. 581. C. (100.) Vers 14. möchte es wohl rathsamer seyn, die Lücke im Vers zu bezeichnen, als auf die vorgeschlagene Weise auszufüllen. Der grösste Theil der Zeile ist unversehrt erhalten:

εἶπεν δὲ . . . . ὁδὸς σου ἐπιθυμεῖς, πάτερ.

Dem Sinn und Metrum würde γελῶσα. nach δὲ eingeschoben, Genüge leisten. — S. 582. A. (102.) Vers 48. kann οὐχὶ ὁρᾷς, obgleich dem *Cod. Venet.* entlehnt, nicht die richtige Lesart seyn. Man möchte vermuthen οὐκ εἰσορᾷς· oder ἔπειτα, πῶς οὖν οὐχ ὁρᾷς. wie S. 585. E. — Weiter unten E. (105.) Vers 18. wo der Herausg. ἐπήγγειλεν st. ἀπήγγειλε liest, ohne dass doch der Vers dadurch numeröser wird, schlagen wir vor:

ἡ δ' ὡς ἀπήγγειλ', ὦ τάλαιν', εἶπεν, κακῶν —

wenn nicht etwa auch noch ἔφη st. εἶπε gelesen werden muss. — Vers 20. lese man λῄδιον wie Vers 11. — Wir bemerken noch, dass in der vorhergehenden Erzählung von der Laïs S. 104. *Martorelli de Theca calam.* I. 159. folgende Lesarten vorgeschlagen hat. Vers 4. ἀπόκρινε. wie er meynt, um des Sylbenmasses willen, dem solche Hülfe nicht Noth thut. Vers 7. σὺ γάρ, ἔφη, γ' εἶναι δ. Τις αἰσχρόν. Vers 9. τὸ δ' αἰσχρ. εἰ μὴ τ. χρώμενος, δοκῇς. welchen letztern ungereimten Vorschlag sein Urheber, wo möglich, noch ungereimter erklärt. — S. 583. A. (106.) Vers 30. vielleicht, zur Vermeidung des Hiatus, εὖγ' ἵνα. Im folgenden Vers aber möchten wir ohne Veränderung der gewöhnlichen Wortfolge lesen:

Σοφοκλεῖ διδῷς παρ' ἐμοῦ λαβών, ὦ φίλτατε.

Vers 37. zeigt der Hiat die Unrichtigkeit der aufgenommenen Lesart. Wahrscheinlicher ist *Casaubonus* Vorschlag χ' ἕτερ', ob wir gleich keinesweges überzeugt sind, dass der Vers dadurch vollkommen hergestellt sey. — S. 583. B. (107.) Vers 45. ist τις auf die Autorität des *Cod. A.* gestrichen; aber ἐγχεέτω kann so schwerlich ohne Subject bestehn. Wir glauben richtig zu lesen:

ἀλλ' ἐγχεέτω μοι τέτταρας κοτύλας ὁ παῖς

wodurch das lästige ἔπειτ' mit seinem Apostroph am Ende des Verses verschwindet. — Vers 51. tilgen wir den Hiatus durch eine geringfügige Veränderung:

κἄπειτ' ἀπαιτήσασαν

st. κἄπειτα αἰτήσ., indem wir den Accusativ für einen *accusativum absolutum* nehmen. — S. 586. A. (117.) wird eine Hetäre erwähnt, die den Namen Ἄβυδος bekommen, διὰ τὸ γραῦς εἶναι. Vergebens sucht hier *Casaubonus* einen Zusammenhang. Der Name scheint verdorben, und vielleicht mit ἌΜΥΛΟΣ zu vertauschen. Man weiss wie oft die Buchstaben β und μ, δ und λ unter einander verwechselt worden. Der ἄμυλος ist eine Art von *weichem Kuchen*, die den Zahnlosen besonders angenehm waren, wie wir aus *Theocr.* IX. 21. lernen; auch der, welcher keine Backenzähne (μύλας) mehr hat, konnte ἄμυλος genannt werden. Vielleicht könnte auch in demselben Namen auf eine obscöne Bedeutung des *Verbi* μύλλειν (πλησιάζειν) angespielt worden seyn. — S. 591. E. (139.) im Fr. des *Posidippus* Vers 1. zeigt das Sylbenmass, und wenn wir nicht irren, auch der Sinn, die Fehlerhaftigkeit der Lesart πρὸ ἡμῶν. Der Redende hatte in jüngern Jahren die Phryne gekannt, und erzählt, was er selbst erlebt hatte. Sollte es nicht geheissen haben:

Φρύνη περιστήμων γέγονεν' ἐπιφανεστάτη
πολὺ τῶν ἑταιρῶν.

Im

ausdrücken, für die Instrumente selbst gesetzt werden. — Vers 5. möchten wir, da das Verbum finitum fehlt, lesen

σέβειν θεῶν ὑμνῳδὸν ἰατρὸν θ' ἅμα.

st. σοφήν. — S. 636. D. (308.) könnte in den entstellten Sylben τε ὅθεν vielleicht ἑτέρωθεν verborgen liegen. *von der andern Seite her*. Dann etwa ᾀδέτω τις πάλλων χρ. wobey wir doch die Ungewissheit dieser Conjecturen gern einräumen. Die zunächst folgenden Worte des *Hermippos* sind ohne Zweifel Anapästen, denen nichts mangeln wird, wenn man κρεμβαλίζουσι in κρεμβαλίσουσι verändert. — S 637. A. (310.) schlägt Hr. S. ἠρέθιζε statt ἐρέθιζε vor. *Hermann* aber *ad Aristot. Poet.* S. 89. erklärt es für den Imperativ. — S. 638. C. (316.) schlagen wir vor, in dem Fragm. des *Alexis*, dessen erste Zeile keine Spur eines Sylbenmasses zeigt, zu lesen:

Χορόνικος ΕΙΠΕ τίς ΕΣΘ' ὅδι;
τίνων ποιητὴς ᾀσμάτων; β. σεμνῶν πάνυ.

In dem darauf folgenden Fragm. des *Anaxandrides* ist vielleicht eher eine Verdorbenheit in dem Worte ΠΑΠΑΙ, als eine Verstümmelung des Verses zu muthmassen. Es hiess vielleicht:

εἶτ' ἰσχεδίασε δριμέως ἐν ΠΑΣΤΑΔΙ

was an eine feyerliche Gelegenheit erinnern würde. — Gleich darauf E. (317.) verbessert der Herausg. mit Glück τἀρχαῖα st. ἀρχαῖον, aber nicht gern möchten wir ἀείδειν in ἀείδει verwandeln. Die Spuren der gewöhnlichen Lesart: ΤΑΡΧΑΙΟΝ ΑΕΙΔΕΙΝ führen auf die Vermuthung τ' ἀρχαῖ' οἶδ' ἀείδειν. Auch sehen wir jetzt, dass Hr. S. an οἶδε gedacht habe. — In dem nächsten Fragm. des *Cratinus*, welches *Grotius* richtig in Tetrameter geordnet hat, könnte dem noch mangelhaften Sinne etwa so geholfen werden:

τίς ἄρ' ἐρῶντά μ' οἶδεν, ὦ Γνήσιππε, τῶς πολλῇ χολῇ;

τῶς für οὕτως (S. *Hermann de Em. Rat. gr. Gr.* S. 113.) ist dem attischen Dialect nicht fremd. S. *Aesch.* Sept. c. Th. 490. 643. *Suppl.* 69. 694. — Im Fragm. des *Crates* S. 640. D. (324.) glauben wir weder, dass ἂν bey dem Optativo ἐπιλίποι fehlen, noch dass es hinter diesem Verbo (mit einem rauhen Hiat) stehen könne. Wir lesen:

ὅλην λέγοντ' ἄν μ' ἐπιλίποι τὴν ἡμέραν.

— S. 641. C. (328.) fehlt in dem Fragm. des *Achaeus* Vers 2, wo die Handschr. *Casaubonus* Verbesserungen zum Theil bestätigen, eine Sylbe, die jener Kritiker ebenfalls eingeschoben hat. Man lese: τὸ δεύτερον δὲ τῷ με κηλήσεις τρόπῳ; — In dem Fragm. des *Antiphanes* S. 641. F. (329.) ist der 3. Vers sehr entstellt. Der eine der Redenden scheint ein Alter zu seyn, der, weil ihm die Zähne mangeln, auf die Frage, wie er gegen die Nüsse gesinnt sey, antwortet: εἰρηνικῶς *friedlich!* Im nächsten Vers scheint er zu erklären, dass er nur gegen weiche Speisen Muth habe. Wir lesen nämlich:

μαλακαῖς σφόδρα δεινός εἰμι προσμῖξαι βίᾳ.

Dass μέλιτι, aus dem folgenden μελίπηκτα entstanden, eine unrichtige Lesart sey, sind wir überzeugt, ohne doch deshalb den übrigen Theil unsrer Vermuthung verbürgen zu wollen. — In den folgenden Zeilen könnte man vielleicht lesen:

τρώγοιμ' γ' ἄν,
ᾠόν τε καταπίνοιμ' ἄν, ἄλλο δ' οὐδὲ ἕν.

In dem nächstfolgenden Fragm. desselben Dichters S. 330. adoptiren wir die wohlgelungenen Vorschläge des Herausg. mit einigen geringen Veränderungen:

εἶτα καὶ
εἰσῆγε χορείαν, καὶ τράπεζαν δευτέραν
παρέθηκε γέμουσαν παντοδαποῖσι πέμμασι.

Gleich darauf S. 642. B. (331.) fielen wir in dem Fragm. des *Anaxandrides* Vers 4. auf die Vermuthung:

οὕτω παρέζων νήπιος, οὐκ ἔζων τότε.

Worte, die mit dem vorhergehenden Vers — in welchem uns *Casaubonus* Verbesserung οὐδ' εἶδον, οὔτ' ᾔδειν ἐγὼ sehr glücklich scheint — in dem genauesten Zusammenhange stehen. Dem Redenden waren die reichlichen Genüsse des Gaumens, die er jetzt mit einem Mal vor sich sah, bis dahin fremd gewesen. — Er tadelt deshalb sein voriges Leben: So hatte ich Thor ehedem mein Leben nicht gelebt, sondern verloren! — Die folgende Stelle des *Klearchus* hat der Herausg. richtig in Senarien getheilt; aber der zweyte fordert, auch nach den Vorschlägen in den Anmerkungen, noch zu weiterm Nachdenken auf. παῖς scheint nicht mit παῖ zu vertauschen, sondern mit dem Artikel verbunden, dem attischen Sprachgebrauche nach, als ein Vocativus anzusehen zu seyn. Der ganze Vers könnte dann auf diese Weise berichtigt werden:

λάβ', ὦ γάθ'· οὐδὲν χεῖρον· ὁ παῖς, σὺ δ' ἐπιτίθει —

S. 642. D. (S. 332.) scheint uns in der Stelle des *Alexis* Vers 4. die Vertheilung der Worte unter mehrere Personen nach *Dalechamps* Vorschlag keineswegs glücklich, oder auch nur zuläfsig; vielmehr glauben wir, dass die Worte τοῖς νυμφίοις μετιοῦσι τὴν νύμφην nicht getrennt werden dürfen. Aber λέγεις ist verderbt, und verbirgt vielleicht den Namen irgend einer Art von Näscherey. — S. 644. F. (341.) möchten wir die entstellten Worte *Menanders* τὸν ἄμητα χαρίσπου κέλει ὡς πέττιν τινά. also ordnen und lesen:

τὸν ἄμητα καὶ
χαρίσιά που κέλευε συμπέττειν τινά.

So *Eubulos* S. 646. B. ἐξεπήδησ' ἀρτίως πέττουσα τὸν χαρίσιον. — S. 645. E. (345.) vermuthen wir in dem Fragm. des *Aristophanes*:

μήτ' ἄρα μ' εἶναι
ἐγκριδοπώλην

st. μήτ' ἅρμα εἶναι. — S. 649. C. (360.) muss in dem Fragm. des *Hermippus* der Hiatus weggeräumt werden.

den. Man lese κάπεσθίει. Derselbe Fehler entstellt im Fragm. des *Alexis* S. 650. C. (364.) Vers 3, wo wir ohne Bedenken lesen:

πολλάκις δήπου· τίς οὖ;

st. τί οὖν; *„und wer sollte so etwas nicht gesehen haben?"* S. 651. F. (371.) in der Stelle des *Melanippides* ist von Jungfrauen die Rede, die nicht ein weibliches, sondern ein männliches Jägerleben führten. Wir nehmen uns nicht heraus, dieses verdorbene Fragment in seiner Integrität herzustellen, sondern begnügen uns bey einigen Worten unsre Vermuthungen anzuzeigen. Die Verbesserung eines Gelehrten, der γραίδίων st. γὰρ αἰδων liest, können wir kaum für richtig halten. In οὐδὲ τὰν αὐτὰν γυναικείαν liegt vielleicht οὐδὲ ταλασίαν γ. und weiterhin: ἀλλ' ἐν ἁρμάτεσσι διφρούχοις ἐγυμνάζοντο ἀν' εὔηλια στάδια, πολλὰ δὲ θήραις φρένα τερπόμεναι ...., πατεῦσαι, τέρενα Συρίας ἀρώματα. — S. 652. C. (373.) erkennt Hr. S. in den Worten des *Alexis* einen trochäischen Tetrameter, den wir mit Hülfe der Lesart der Epitome so einrichten würden:

εἰσέβαινον ἰσχάδες τοι τὸ παράσημον Ἀττικῶν.

Viel sicherer aber ist die Wiederherstellung eines Fragm. von *Eubulos* S. 653. E. (378.), wenn man es, nicht, wie bisher geschehen ist, in Senarien zwingen will, sondern in Trochäen ordnet:

ἀλλὰ παραλαβὼν ἀκράτῳ χρεῦε, καὶ δίδου πυκνάς,
καὶ βότρυς τρώγειν ἀνάγκαζ' αὐτὸν ἐξ οἴνου συχνούς.

— S. 655. F. (387.) Fragm. *Alexidis* Vers 2. könnte in καὶ θερμὸν vielleicht χλιερὸν enthalten seyn. — S. 656. B. (388.) gehören in dem Fragm. des *Strattis* folgende Worte zu Einem Vers:

θερμὰς τε κάπρου φλογίδας ἔβρυκέ τε παῖδ' ἅμα.

S. 657. A. (391.) schlagen wir vor, in dem sehr gemisshandelten Tetrameter des *Eupolis* zu lesen:

Οὐ μάλ' ἑφθὴν δέλφακα νωδὸς ἐστιᾶται μαλθακήν;

Nonne edentulus bene elixam tenellamque comedit porcellam? — und in dem darauf folgenden Vers des *Plato*:

πάρες φέρε δεῦρο τὴν κεφαλὴν τῆς δέλφακος.

st. πρόςφερε. — und beym *Theopompos* in der nächsten Zeile, wo ein Spondeus in der vierten Region den jambischen Rhythmus unterbricht,

καὶ τὴν ἱερὰν ἡμῶν φάγουσι δέλφακα.

st. σφάττουσι. oder vielleicht besser, mit bloßer Versetzung der Wörter,

καὶ τὴν ἱερὰν σφάττουσιν ἡμῶν δέλφακα.

S. 659. C. (400.) in dem Fragm. des *Posidippus* Vers 2. möchte wohl eher πυλῶν, das in dem vorhergehenden Verse stand, fremdartig seyn, als παρμένων. Wir glaubten:

ἐντὸς μένων γὰρ ἄδειπνος ἦν· α. πρότεινον οὖν.

Der Thürsteher nöthigt den Koch beym Herausgehen die Hände zu zeigen, — diess ist προτείνειν — um ihn zu überzeugen, dass er nichts mitnehme. — In einem andern Fragment des nämlichen Dichters S. 662. A. (410.) ist Vers 4. eine Sylbe zu wenig, die *Grotius* durch den eingeschobenen Artikel vor στόμα ersetzt hat. In den nächsten Zeilen scheinen absichtlich Ausdrücke gebraucht zu seyn, die sich in einen obscönen Sinn ausdeuten lassen, wie στόμα πονηρόν, γλῶσσαν ἔχειν εἰς ἀσχήμονας ἐπιθυμίας. Für ἔνια τε muss vielleicht ἐρᾷ τε geschrieben werden. ἔχει zu wiederholen, wie *Grotius* wollte, ist unnütz, da es schon im 3. Vers steht. — Bey dem Fragm. des *Baton* S. 662. C. (411.) denken wir uns eine Scene, derjenigen ähnlich, welche *Theokrit* in der Fischeridylle darstellt; zwey beym Schein der Lampe wachende, wodurch die eine durch den bedeutenden Namen Σιβύνη (wenn nicht vielleicht Σιβύνης?) an die Geschäfte der Fischer erinnert, auch hungrigen Leibes, wie es scheint, so wie jene, und die Zeit mit gelehrten Gesprächen kürzend. Dieser Hypothese zufolge lesen wir Vers 2.

οὐδὲν δὲ πεπάμεθ', ἀλλὰ καίεται λύχνος.

i. e. γεγεύμεθα. — Vers 3. lese man χερσί. und Vers 7. vielleicht

α. τὰ μέγιστ'. β. ἄπιστα! ταῦτα τοὺς τεθνηκότας!

(*Der Beschluss folgt.*)

MATHEMATIK.

Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Anweisung zur Geometrie für Anfänger* von Dr. *Joh. Nik. Müller*. *Zweyte* sehr verbesserte Auflage. Mit einer Vorrede von *Abr. Gotth. Kästner*. 1790. 288 S. 8. mit 32 Kpft. (18 gr.)

Der Werth und die Brauchbarkeit dieses Lehrbuchs ist seit 1778, wo die *erste* Auflage erschien, hinreichend bekannt; die Verbesserungen, welche es, dem Titel zufolge, in dieser *zweyten* Ausgabe erhalten haben soll, sind nicht besonders angezeigt worden; der aus den siebziger Jahren noch beybehaltene Stil und Sprachausdruck zeigt wenigstens, dass sich die Verbesserung nicht hierauf erstreckt hat.

SCHÖNE KÜNSTE.

Paris, b. König u. a.: *Théatre* de *Kotzebue*; traduit de L'Allemand par *Weiß*, Professeur de langue allemande au Lycée, et *C. F. Jauffret*, Membre de plusieurs Sociétés savantes et littéraires; pour servir de suite au *Théatre Allemand*. Tome *Premier*, Partie *I*. et *II*. An VII. (1799.) XII. u. 406 S. gr. 8. Mit dem von Bolt zu Berlin gezeichneten und von Gaucher zu Paris gestochnen, noch sehr jugendlich aber sich darstellenden Bildnisse des Verfassers. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nur erst *zwey* Stücke aus dieser, wie bekannt, unerschöpflichen Feder: *Menschenhaß und Reue* nämlich,

lich, und die *Verſöhnung* oder der *Bruderzwiſt*. Jenen hatte ſchon ein Herr *Fauvelet de Bourienne*, allein ſehr frey, überſetzt und ſein Machwerk zu Warſchau bey Bacigalubi im Jahr 1792 abdrucken laſſen. Die wenigen bis *Paris* vorgedrungnen Exemplare wurden hier ſo froſtig aufgenommen, daſs Hr. *Burſay*, damals Schauſpieler zu Brüſſel, ſich genöthigt ſah, zum Gebrauch ſeiner Bühne eine neue Ueberſetzung davon zu veranſtalten, die er in der Folge an Frau *Molé*, Schauſpielerin am Pariſer Odéon, überliefs. Dieſe nun, vermuthlich nicht ohne Beyſtand ihres Gatten, des noch berühmtern Schauſpielers *M.*, gab endlich dem Stücke eine Zurichtung, die bekanntlich ſo unerhörten Beyfall fand, daſs unſer Kotzebue'ſcher *Menſchenhaſs* etc. *fit courir tout Paris*, und eine Sündfluth von Thränen daſelbſt veranlaſste.

Hatte das nunmehr zwar franzöſiſch coſtumirte, doch aber aus deutſchen Stoffe zugeſchnittne Stück ſchon tiefen Eindruck gemacht, ſo würde, meinten die Hrn. *W.* und *J.* es auch wohl Liebhaber geben, denen der gefeyerte Dramatiker auch in ſeiner urſprünglichen Geſtalt willkommen ſeyn dürfte. Sie wagten ſich alſo an eine Ueberſetzung der *Pièce, telle que l'Auteur l'avoit faite.* Rec. hat tief in den Text hinein geduldig verglichen, und iſt auf wenig oder nichts geſtoſsen, was der neuen Ueberſetzung den Vorwurf offenbarer Untreue zuziehen könnte; die Lebhaftigkeit des Dialogs indeſs, wodurch unſer Landsmann ſchon früh ſich auszeichnete, fand er in ſehr vielen Stellen bey weitem nicht erreicht; was um ſo mehr auffallen muſs, da es gerade dieſe Seite doch iſt, wodurch die Schauſpiele der Nachbarn ſonſt am ſtärkſten ſich noch empfehlen. Auf was für Art die beiden Ueberſetzer ſich in die Arbeit getheilt, wird nicht angegeben. Vermuthlich blieb der eigentliche Uebertrag die des Hrn. *W.*; Durchſicht aber und Feile dem Hrn. *J.* überlaſſen. Da *dieſer* nun hauptſächlich durch ſeine Kinderſchriften, ſo wie durch Compilationen ſehr verſchiednen Inhalts bekannt iſt, lieſs die Erreichung echter Theaterſprache ſich ſchwerlich von ihm erwarten. Von ſelbſt verſteht ſich's übrigens, daſs es in jeder Sprache Wendungen und Ausdrücke giebt, die in keiner andern Zug für Zug ſich wiedergeben laſſen. Hierunter aber ſcheint doch keineswegs zu gehören, daſs wenn z. B. der joviale *Graf* ein Glas Mallaga verlangt, um das Blut ein wenig lebhafter *durch die Adern zu jagen;* wobey Hr. *von K.* augenſcheinlich das franzöſiſche *fouetter le ſang* im Sinne gehabt, ſeine Ueberſetzer ſtatt dieſes zu ſagen, ſehr zur Unzeit gemäſsigt ſich ausdrücken: *pour rétablir l'équilibre dans les humeurs.* — Auch an *Sterne's* in den Ozean getauchte Perrücke erinnern uns die Herren bisweilen. Z. B. wenn *Eulalia* von einem Menſchen ſpricht, der Hunderttauſende ſchuldig iſt, und nur Thalerweiſe abzahlen kann, die Ueberſetzung aber gleich *Millionen* aufthürmt, und nur einen *denier* abtragen läſst. Oder wenn der adelige *Major* von Leuten ſeines Ranges ſagt: *Wir ſchriftſtellern wohl gar ein wenig* — was ganz wohl durch: *nous nous mêlons même d'imprimer*, oder etwas dem ähnlichen ſich geben lieſs; hier hingegen von einer *manie de faire des livres* geſprochen wird. Genug hoffentlich zur Probe, daſs man den eigentlichen *Menſchenhaſs* u. ſ. w. hier doch nicht vor ſich habe; den Umſtand ungerechnet, daſs die von den Nachbarn befolgte *Ausgabe* nicht angezeigt worden; und um genau zu wiſſen, nach welcher ſie ſich gerichtet, man erſt in mehrern ſich umſehen müſste. Angehängt iſt noch aus *Schink's* Theater-Journal von 1790 die unſer Drama betreffende, zum Theil ſehr gegründete, Kritik; womit jedoch die Herren Ueberſetzer nicht überall zufrieden ſind.

Was nun buchſtäblich treue Ueberſetzungen Kotzebue'ſcher Schauſpiele betrifft, ſo ſcheinen die Unternehmer ſehr bald rathſamer gefunden zu haben, dergleichen lieber ganz zu entſagen. Wenigſtens zeigt das *zweyte* hier gelieferte Stück: *les deux frères* nämlich, der Abweichungen, Wegſchnitte und Umänderungen ſchon ſo viel, daſs unſre Dolmetſcher entweder eine andre Ausgabe vor ſich gehabt haben müſſen, — was indeſs nicht wohl möglich iſt, weil die *erſte*, vom Autor ſelbſt dafür anerkannte, erſt im Jahr 1798 erſchien — oder gar nur jenen höchſt mangel- und fehlerhaften *Wiener Vordruck*, über den Hr. *von K.* im Vorberichte ſich ſo bitterlich beſchwert. Noch mehr! Bey dieſem willkürlichen Verfahren hat man es nicht einmal bewenden laſſen; ſondern im vorangeſchickten *Avertiſſement* wird der Leſer obenein benachrichtigt, daſs von den beiden Ueberſetzern, und dieſs *en ſociété avec le citoyen Patrat, ci-devant agent général du théatre de l'Odéon*, eben dieſes Drama auch für die Franzöſiſche Bühne noch ganz beſonders bearbeitet worden, und in dem *Bureau* der Herren eheſter Tage zu haben ſeyn werde. Was mithin von dem wahren und echten *K.* in dieſer abermaligen Bearbeitung etwa noch übrig geblieben, mag der Himmel wiſſen! Genug, das ſolchergeſtalt völlig umgegoſſene Stück iſt laut der *France littéraire* unſers *Erſch* nicht nur wirklich beſonders abgedruckt, ſondern dem ſo eben erwähnten *Avertiſſement* zufolge auch im Sommer deſſelben Jahres auf dem *Théatre françois* der damaligen Republik in ſeiner neuen Geſtalt geſpielt worden. *Tout Paris* muſs es jedoch nicht angelockt haben; weil ſeitdem von einer Fortſetzung des *Théatre de Kotzebue*, weder in ſeinem urſprünglich deutſchen, noch dem franzöſiſchen Zuſchnitte, ſo viel Rec. davon weiſs, etwas zu hören geweſen. Das ſeinige mochte dazu der widrige Umſtand beygetragen haben, daſs der damalige Groſsconſul *le genre larmoyant* nicht ſonderlich begünſtigte. Hier alſo nicht: *Hinc illae Lacrymae!*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEM. LITERATUR - ZEITUNG.

Sonnabends, den 28. Junius 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

STRASBURG, im Verl. d. typogr. Gesellsch.: ΑΘΗΝΑΙΟΥ Ναυκρατίτου Δειπνοσοφισταί. *Athenaei Naucratitae Deipnosophistarum* libri quindecim ex optimis Codd. nunc primum collatis emendavit ac supplevit, nova versione latina et animadversionibus cum If. Casauboni, aliorumque tum suis illustravit, commodisque Indicibus instruxit *Johannes Schweighaeuser*, u. s. w.

Ebendas.: *Animadversiones in Athenaei Deipnosophistas* post Isaacum Casaubonum conscripsit *Johannes Schweighaeuser*, u. s. w.

(Beschluss der in Num. 76. abgebrochenen Recension.)

Im Eingange des *funfzehnten* Buches S. 665. (422.) ist das Fragm. des Comiker *Plato*, nach *Hermanns* Vorgange in jambische Tetrameter geordnet, und dadurch die Verbesserung desselben erleichtert. Den 9. und 10. Vers, welche noch weitere Versuche zu fordern scheinen, glaubten wir etwa so herstellen zu können:

καὶ δὴ κέκραται· τὸν λιβανωτὸν ἐπιθὲς ἑστία δή·
σπονδὴ μὲν ἤδη γέγονε, χ' οἱ πίνοντές εἰσ' ἐπ' ἔργῳ.

Vor dem Anfange des Mahls warf man einige Körner Weihrauch auf den Altar, und goss den Göttern des Hauses Trankopfer aus; woraufhier die Trinkenden *im Begriff sind* grössere Becher zu leeren, ἐν ἔργῳ εἰσίν. — Eine andre Stelle desselben Dichters S. 666. D. (426.) Vers 3. hat *Huschke* in *Anal. crit.* S. 148. wieder herzustellen versucht, doch mit zweifelnder Hand, wie er im Index bekennt. — Vers 8. lesen wir, mit verändertem Accent,

ὡς αὐτὴ φόρει.

statt φορεῖ. — S. 667. C. (429.) in dem Fr. aus dem Satyrspiel des *Aeschylus* könnte der 1. Vers so ausgefüllt werden:

Εὐρύμαχος οὖν, οὐκ ἄλλος, οὐδὲν ἥσσονας —

den 3. Vers aber, in welchem der richtigen Bemerkung des Herausg. zufolge, ἀεὶ nicht wohl fehlen kann, möchten wir etwa auf diese Weise lesen:

ἦν μὲν γὰρ αὐτῷ σκοπὸς ἀεὶ τοὐμὸν κάρα

wo die Entstehung der gemeinen Lesart leichter in die Augen fällt. Im folgenden Verse stimmen wir mit dem Herausg. in ἐπίσκοπος zusammen. — S. 672. B. (447.) statt λῃστρικῷ τε βίῳ χρωμένους, wo Hr. *S.* den Uebelstand des müssigen τε bemerkt, könnte λ. τότε β. zu lesen seyn. — S. 678. E. (472.) den unbeachteten metrischen Fehler in dem Fr. des *Alexis* Vers 1. zu tilgen, scheint

ὁ τρίτος δ' οὕτως ἔχει

st. οὗτος gelesen werden zu müssen. — S. 679. A. (474.) die Worte λέγε ἡμῖν — ψυχῆς berührt *Dorville ad Charit.* S. 322. — S. 679. D (476.) die Verse des *Eubulus* dürften sich schwerlich je in die Regel jambischer Senarien fügen wollen; vielmehr sind es ganz gewiss, wie *Fiorillo* richtig bemerkt hat, lyrische Zeilen. Am Schluss muss wohl οὐ φιλήσει' ἄν gelesen werden: „wer möchte sie nicht küssen, wenn sie damit geschmückt ist?" —. Das dunkle Fr. des *Simonides* S. 680. D. (480.) welches, aus den Epigrammen dieses Dichters entlehnt, in einem Pentameter und Hexameter besteht, versuchen wir so zu verbessern:

Φοῖβος ἐξαγεῖται Τυνδαρίδησιν ἀεί·
οἱ δ' ἄμετροι τέττιγες ἐπεστέψαντο χοραυῷ.

— S. 681. C. (483.) verwirft Hr. *S.* mit Recht die bisherigen Verbesserungsversuche des Fr. von *Antiphanes* als untauglich, ohne uns deshalb zu überzeugen, dass die Stelle gar keine Veränderung nöthig habe. Da das *Verbum* fehlt, so lesen wir, einen einzigen Buchstaben verändernd:

νῦν δ' ὁμηρεύουσ' ἔχοντες πορφυροῦς κεκρυφάλους.

indem der Dichter damit entweder überhaupt einen Zustand von Abhängigkeit und Sclaverey bezeichnen wollte, oder mit Anspielung auf wirkliche Begebenheiten seiner Zeit. Von acht spartanischen Geisseln, die an Alexander geschickt worden, dessen Zeitgenosse *Antiphanes* war, belehrt uns *Harpocration* in Ὁμηρεύσαντες. — S. 684. F. (497.) kann zu den Worten ἀπὸ τούτου ... πεπλέχθαι. *Valken. in Callim. Eleg.* S. 168. verglichen werden. — In dem Fr. des *Sophokles* S 688. A. (510.), wo er das Klopfen des vor Furcht bebenden Herzens einem Tanze vergleicht, bemerkt Hr. *S.* das adverbialische φαιδρὰ mit Recht für unschicklich, wenn es nicht vielleicht

für φανερῶς genommen werden könne. Wir dachten an λαιδρά. — Die Existenz eines Salbenhändlers *Peron* zu beweisen, führt *Athenaeus* S. 690. A. (518.) eine Stelle des *Antiphanes* an, in welcher dieser *Peron* gar nicht genannt wird. Aber wir zweifeln nicht, dass *Canter* ihn mit Recht in dem περὶ des 2. Verses gesucht habe. Das ganze Fr. möchte so geschrieben werden können:

πρὸς τῷ μυροπώλῃ γενόμενον κατελίμπανον
Πέρωνι, μύρον μέλλει τι συνθεὶς σοι φέρειν
τὰ κινναμώμινα ταῦτα καὶ τὰ νάρδινα.

— S. 690. D. (520.) muss das Fr. *Pherekrates*, in welchem das Sylbenmass gänzlich vernachläfsigt ist, auf folgende Weise gelesen werden:

ἔστην δὲ κάκιλευον ἐγχεῖσθαι μύρον
νῷν βρένθιον — —

Auch weiter unten F. (522.) wird das Fr. *Strattis* Vers 1. durch einen Spondeus am Schlusse des Senarius entstellt. Wir lesen, ein Wort versetzend:

καὶ λέγ' ὅτι μύρον αὐτῇ φέρεις.

In dem Fr. des *Menander* S. 691. A. (523.) welches *Clericus* nach seiner Weise gemisshandelt, *Bentley* aber zufälliger Weise übergangen hat, schlägt Hr. *S.* eine Vertheilung der Worte vor, die uns nicht durchaus bequem scheint. Man könnte auf folgende Weise lesen und abtheilen:

α. ἡδύ τοι μύρον,
ὦ παιδίον; β. ἡδύ· πῶς γὰρ οὔ; τὸ νάρδινον.

— S. 693. C. (531.) in dem Fr. des *Xenarchos* Vers 5. scheint uns das angehängte ὁρᾷς allzu abgerissen, als dass es am Ende des Verses für die richtige Lesart gelten könnte. Vielleicht hat *Casaubonus* recht gerathen καταπόντωσ' ὥς μ' ὁρᾷς· vielleicht aber schrieb auch der Dichter:

καὶ κατεπόντωσεν μ' ἅλως.

Im darauf folgenden Fr. des *Eriphos*, dessen Sylbenmass wir nicht wagen zu beurtheilen, möchten wir, dem wahrscheinlichen Sinne folgend, lesen:

ἐκπίπτει δέπας πρὶν ἀγαθοῦ ἄκρατον
δαίμονος λαβεῖν — —

i. e. ἄκρατον· ein Ausdruck, den die folgenden Anführungen hinlänglich erläutern. ἐκπίπτει erinnert an die Schilderung der Trunkenheit beym *Libanius* T. IV. p. 1050. καὶ ἦτε κύλιξ ἐξέπιπτε τῆς χειρός. — Der folgenden Reihe von Skolien ist vieler Fleiss gewidmet, und vornehmlich ungedruckte Anmerkungen von *Grotefend*, der in der Einrichtung der Sylbenmasse von *Hermann* abweicht, benutzt worden. — S. 697. B (551.) würden wir in dem Anfange des buhlerischen Gesanges lesen:

κάλ' ἠθέων, τί πάσχεις;

oder ἠΐθεων. *pulcherrime iuvenum, quid agis?* Es sind Worte einer verführten Frau, die, in den Armen des Geliebten, eine Ueberraschung von ihrem Manne fürchtet, und dem zögernden Liebhaber die erneuten Liebkosungen verweist. — S. 698. C. (555.) verbessert *Mitscherlich ad Horat.* I. *Od.* XXVII. S. 258. χανδοχάρυβδιν. — In *Hegemons* Parodie S. 698. E. (S. 556.) Vers 10. dachten wir bey den Worten μετὰ τοῖσι τὰ χρήζων an: μεγάλοιτος ἀχρήζων, ohne doch diesem Gedanken viel zuzutrauen. — S. 699. F. (563.) müssen die Worte, welche Hr. *S.* mit einiger Wahrscheinlichkeit dem *Philokrates* beylegt, so abgetheilt werden:

λάβε
τριόδοντα καὶ λυχνοῦχον.

In den Fr. des *Alexis* aber S. 700. A. (563.) lesen wir οἶμαί γ' ἐπιτιμᾶν. damit nicht die unbedingte Ausstossung von γάρ, welche der Herausg. empfiehlt, einen Hiat zurücklasse. — Sehr glücklich scheint uns die Verbesserung des nächsten Fr. von *Anaxandrides* S. 564.) dem Herausg. gelungen; nur möchten wir ὦκα vorziehn. — In dem Fr. *Menanders* konnte *Bentleys* Verbesserung ἀλλ' ἀποσείειν αὐτόθεν überaus glücklich scheinen, wenn man nur auf den Sinn und die spielende Antithese achtet, die sie hervorbringt. Dennoch scheint die gewöhnliche Lesart ἀλλὰ ποδιεῖν, und die der Handschriften ἀλλαποδιεῖν auf etwas anderes zu führen. Wir lesen nämlich:

δεῖ τ' οὐχὶ σείειν, ἀλλ' ἀποδικεῖν αὐτόθεν.

Oder ἀποδίκειν. Dieses Zeitworts bedient sich *Euripides in Herc. fur.* 1204. was unsrer Vermuthung zur Empfehlung gereichen kann. — Die S. 700. C. (565.) angeführten Worte des *Aristophanes* finden sich nicht, wie die Anführung besagt, in den *Rittern*, und von einer doppelten Bearbeitung dieser Komödie, auf die Hr. *S.* räth, schweigt das Alterthum. Man könnte glauben, dass Ap. δ' Ἱππεῦσι aus Δαιταλεῦσι verschrieben wäre. — Weiterhin D. (566.) müssen die Worte des *Hermippus* aus den Φορμοφόροις anders abgetheilt werden

τῇδ' ἐξιόντι δεξιᾷ
ὦ λυχνίδιον.

Die Worte des *Diphilus* aber

ἀλλ' ὁ πανὸς ὕδατός ἐστι μεστός.

sind der Anfang eines trochäischen Tetrameter, gegen die sich kein metrischer Zweifel erregen läfst.

So haben wir denn den gelehrten Herausgeber bis an das Ende seiner Laufbahn begleitet, die er mit gleicher Anstrengung und Ruhm vollendet hat. Wir wünschen ihm und dem gelehrten Publicum aufrichtig Glück dazu. Wenn nun die reiche Schatzkammer des *Athenäus* besser benutzt wird, wenn man ihren Vorrath leichter übersieht, und weit weniger als vordem durch düstern Schmutz und Verworrenheit beleidigt wird: so dankt man dieses dem unermüdlich sammelnden Fleisse, der gründlichen Gelehrsamkeit, und dem glücklichen Scharfsinne seines Herausgebers. Auch was künftig noch für diesen Schriftsteller geschehn wird, muss auf die Rechnung dessen geschrieben werden, der den verwachsnen, dornigen Weg geöffnet, gesichert und gelichtet hat.

Das

Das meiste und schwerste ist ihm gelungen. Wer möchte über das rechten, was minder gelang?

μηδὲν ἁμαρτεῖν ἐστι θεῶν καὶ πάντα κατορθοῦν.

PASTORALWISSENSCHAFTEN.

Erlangen, b. Palm: *Allgemeine Sammlung liturgischer Formulare der evangelischen Kirchen* von Dr. *G. F. Seiler. Dritter* Theil. *Erste* Abtheilung. 1801. 215 S. 4. *Zweyte* Abtheilung. 1804. XXXII und 304 S. *Dritte* Abtheilung. 1804. XXXII und 204 S. (3 Rthlr. 16 gr.)

Es wird gewiss jedem Freunde liturgischer Verbesserungen angenehm seyn, dass der würdige Herausg. und zum Theil Vf. dieser Sammlung sich zur Fortsetzung derselben entschloss. Wir wollen den Inhalt kürzlich anzeigen.

Die *erste* Abtheilung enthält *Festgebete*, welche zwar grossentheils aus gedruckten Liturgieen genommen, aber hie und da durch nöthige Abänderungen, Erweiterungen oder Abkürzungen allgemein brauchbar gemacht worden sind. Die vornehmsten Grundsätze, theils die *Form*, theils die *Materie* betreffend, welche Hr. *S.* bey der Auswahl der hier gesammelten Gebete, und bey den Abänderungen, welche er in denselben vorgenommen hat, so wie bey seinen eigenen Arbeiten, die er hier und da hinzufügte, befolgt hat, sind in der Vorrede angeführt und haben des Rec. ganzen Beyfall. Da in unsern Tagen eine so grosse Verschiedenheit der Meinungen in den Lehren von Jesu entstanden und ausgebreitet worden ist: so ist es keine leichte Sache, ein Festgebet zu entwerfen, welches der älteren Partey ein Genüge thut, und der andern nicht anstössig, sondern ebenfalls erbaulich ist. In den hier abgedruckten Formularen ist kein Satz, (wir bedienen uns der eignen Worte des Hrn. *S.*) welcher den evangelischen Glaubensbekenntnissen beyder protestantischen Kirche entgegen wäre. Sie sind auch durchgehends von aller Polemik, die ehehin auch in Kirchengebeten sichtbar wurde, so gereinigt und weit entfernt, dass sie, (die Gebete am Reformationsfeste ausgenommen,) auch Mitglieder der katholischen Kirche zur Erbauung lesen können. Sie enthalten das Mark des Christenthums, die Hauptlehren Jesu und der Apostel selbst, nur auf eine verschiedene Weise ausgedruckt. Es herrscht darin Ein Geist und Ein Sinn. Solche Gebete wären eben das rechte, das heilige Band, wodurch nicht allein die drey in Deutschland sogenannteu herrschenden Kirchen, sondern auch mit ihnen kleinere Religionsgesellschaften in *Wahrheit* vereiniget werden könnten, wenn sie auch gleich der *äusserlichen Form* nach verschieden blieben.

Die *zweyte* Abtheilung enthält *Tauf-, Abendmahls- und Copulationsformulare* in grosser Anzahl, und zuletzt auch vier *Ordinationsformulare.* In einer vorausgeschickten lesenswerthen Einleitung handelt Hr *S.* von der rechten Ansicht und dem Gebrauch der Formulare dieser *zweyten* Abtheilung, und macht verschiedene Bemerkungen über einige besondere Religionshandlungen und über die dazu bestimmten Formulare. Je verschiedener die Vorstellungsarten sind, welche sich die Lehrer und Mitglieder der evangelischen Kirchen von Taufe und Abendmahl machen, desto mehr gewissenhafte Ueberlegung war nöthig, um die Freyheit im Denken über diese Materien nicht in zu enge Gränzen einzuschliessen, und doch der Wahrheit, wie sie in den neutestamentischen Schriften ausgedrückt ist, nichts zu vergeben. Diess bewog den Vf. in den meisten dieser hier gesammelten Formulare mancherley, oft beträchtliche Veränderungen vorzunehmen; um Allen Allerley zu werden. Die Grundsätze, welche er in dieser Hinsicht zu befolgen strebte, beurkunden aufs neue seine sonst schon bekannte liberale Denkungsart über das Wesentliche des Christenthums. Was insbesondere die Taufe betrifft, so hält er es für Pflicht der Verfasser der dabey zu gebrauchenden Formulare, diejenigen Stellen des N. T., worin ursprünglich nur die Taufe der Erwachsenen mit ihren grossen Vortheilen und segensreichen Folgen (Tit. 3, 6. fg. Col. 3, 12. fg. 1. Pet. 3, 20. fg.) beschrieben worden ist, nicht auf eine gleichmässige Art auf die Kindertaufe anzuwenden. Dieser Fehler (heisst es S. X.) hatte sehr schlimme Folgen. Die unnützen Fragen über die Zurechnung der Erbsünde, über den Glauben der kleinen Kinder, über die Art der Wirkung des heil. Geistes in ihren Seelen, und viele andere Schuldisputationen sind daraus entstanden. Von diesem vorwitzigen Schulgezänke rühren auch die gegen den Nutzen und die Vernunftmässigkeit der Kindertaufe vorgebrachten Zweifel her. Daher müssen die Formulare zur Taufe in unsern Tagen eine bessere Einrichtung erhalten u. s. w. Es folgen Bemerkungen über den *Exorcismus*, den Luther beybehielt, weil er ihn für ein Mittel hielt, den Teufel von dem Kinde wegzutreiben; (denn er glaubte wirklich, die neugebornen Kinder wären vom Teufel besessen, Kinder der Sünde und Ungnade,) über die Fragen, welche der Taufpathe im Namen des Kindes beantworten muss, welche für überflüssig, ja oft unschicklich erklärt werden. — In den Abendmahlsformularen sollte das Dogmatische und bloss Historische so viel möglich abgekürzt werden; dagegen sollten die Herzen der Communicanten auf eine recht feyerliche und nachdrückliche Weise zum freudigen Danke, zum ununterbrochenen Gehorsam und kindlichem Vertrauen zu Gott ermuntert, durch das Andenken der Liebe Jesu zur Gegenliebe erweckt, und durch die Vorstellung der innigsten Vereinigung mit ihm der Vorsatz, seinem Beyspiel zu folgen, in ihnen befestiget und belebt werden. Mehrere Formulare in dieser Sammlung sind nach diesen Grundsätzen eingerichtet. Wir übergehen die folgenden Bemerkungen über die Einrichtung der Copulations- und Ordinationsformulare, empfehlen sie aber zu sorgfältiger Beherzigung. Endlich noch (S. XXV.) ein Wort über die beste Art neue Formulare einzuführen. Liturgische Abänderungen würden

den wahrscheinlich vielen Widerstand finden, wenn die Vorsteher der protestantischen Kirchen auf den Gedanken geriethen, die ihnen untergeordneten Gemeinden auf eine solche Neuerung vorbereiten, ihnen die Nothwendigkeit derselben beweisen und ihre Nützlichkeit anpreisen zu lassen. Denn das wäre gerade das rechte Mittel, die Freunde des Alten gegen das Neue aufzubringen, Disputationen in Gesellschaften über diesen Punkt zu veranlassen, und in mancher guten Seele Zweifel darüber zu erregen. Die leichteste Methode der Einführung ist nach der Meinung des Vfs. (welcher wir vollkommen beypflichten,) folgende: Die Liturgie, welche die Mitglieder jeder Kirche gewohnt sind, wird nicht an einem bestimmten Zeitpunkt abgeschafft. Aber die Geistlichen empfangen den Auftrag, aus einer neuen von den Obern der Kirche in jedem Lande ausgefertigten Liturgie zuweilen ein Gebet nach der Predigt zu lesen, zuweilen auch, z. B. an Festtagen ein neues Formular zur Abendsmahlsfeyer. Wenn aufgeklärte Glieder der Gemeinde ein Kind taufen, oder sich trauen lassen, werden die neuen Formulare gebraucht; und es darf diess nicht oft geschehen, so entsteht auch bey Personen von geringerer Bildung, die es erfahren, der Wunsch, dass man solche erbauliche Aufsätze auch bey den für sie zu feyernden Religionshandlungen vorlesen möchte. So wird in wenigen Jahren die neue Liturgie über die alte siegen, und sie endlich ganz verdrängen. — Wenn Rec. etwas zu sagen hätte, so würde er geradezu diese reichhaltige Sammlung zu dieser Absicht empfehlen, weil in derselben für die Bedürfnisse der Meisten, nach den verschiedensten Stufen der Bildung, gesorgt ist.

Die *dritte* Abtheilung enthält allgemeine *Kirchengebete;* einige Formulare und Vorschläge zur Einrichtung des öffentlichen Examens, Entwürfe zur Prüfung der Katechumenen, Entwürfe zu Vorträgen, die bey der Confirmationsfeyer und dem ersten Abendmahl der Kinder zu gebrauchen wären, Gebete für verschiedene Jahrszeiten und bey verschiedener Witterung, Gebete bey Beerdigungen u. s. w. In einer kurzen Einleitung wird manches Nützliche und Beherzigungswürdige über die Einrichtung der Kirchengebete gesagt. Hr. *S.* ist aus guten Gründen nicht ganz der Meinung *Herders* und *Mniochs,* welche behauptet haben, dass unsre Gottesverehrungen mehr ästhetisch, zur Erregung der Sinnlichkeit und Belebung der Einbildungskraft eingerichtet seyn sollten; gibt jedoch unter einer gewissen Einschränkung und genauern Bestimmung zu, dass die Sinnlichkeit mit in das Interesse gezogen, dass unsre Gottesverehrungen verschönert, durch allerley Veränderungen annehmlicher und eben dadurch herzerhebender und wirksamer gemacht werden sollten. Hierauf wird [illegible] was nach diesen Grundsätzen in Rücksicht [illegible]täglichen öffentlichen Gebete zu thun sey. [illegible] S. VI. f. über den Zweck und die Einrichtung [illegible] Fürbitten; (um Abwendung von Wetter- [illegible] für Kranke, Unglückliche u. s. w.) welche von manchen Gelehrten ganz verworfen, und für Wirkungen des Aberglaubens erklärt werden, gesagt wird, hat Rec. ganzen Beyfall. Auch die Frage: *ob wir es wohl mit einigen Gründen bis zur Wahrscheinlichkeit bringen können, dass diese Gebete von Gott erhöret werden?* ist gut beantwortet. Mit Recht werden die alten Litaneyen für eine Geburt der Zeiten des in die christliche Kirche eingeführten Aberglaubens erklärt, indem die öftern Wiederholungen eben derselben Worte: „Erhöre uns, erbarme dich unser" dem Geiste des Evangeliums geradezu zuwider sind. S. XVIII. wird es für unschicklich erklärt, dass bey Abkündigungen der Leichen dem Leichnam der Verstorbenen eine sanfte Ruhe in der Erde gewünscht wird. Allerdings wird hierdurch der elende Aberglaube der Vorzeit genährt, wo man der Meinung war, dass mancher Verstorbene in der Erde keine Ruhe habe, weil er etwa selbst, oder weil Andere gewisse Fehler begangen hätten, oder weil einige seiner Wünsche nicht erfüllt worden wären u. s. w. Nur auf den unsterblichen Geist hin sollten alle Wünsche des Predigers gerichtet seyn. Es wäre vielleicht gut gewesen, wenn der Vf. einige bessere Formulare dieser Art in diese Sammlung eingerückt hätte. Wir übergehen das Uebrige, und bemerken nur noch, dass in dieser *letzten* Abtheilung ausser den, in den beiden *ersten* Abtheilungen des *dritten* Theils der allgemeinen Sammlung liturgischer Formulare schon angeführten, sechszehn Schriften, auch die von *G. H. Lenz, Teller, Köster, Wolf, Wagnitz* benutzt worden sind. Auch sind einige neue Gebete von *Henke, Rosenmüller* und *Hänlein* hinzugekommen. Hiemit sind zwar die *drey* Theile der allgemeinen liturgischen Sammlung geschlossen; Hr. *S.* macht aber dennoch Hoffnung zu einem Supplementband, wenn ihm Gott noch einige Jahre schenken sollte; welches wir herzlich wünschen.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Jena, b. Göpferdt: *Aeltere und neuere Verordnungen und Circularbefehle für das Fürstenthum Weimar und für die Jenaische Landesportion* bis zum Jahre 1799 in alphabetischen wörtlichen Auszug gebracht von *Joh. Schmidt*, F. S. Legat-Rath (e), Geh. Secretair und Archivar. *Siebenter* Band. 555 S. *Achter* Band. 562 S. *Neunter* Band. 238 S. *Zehnter* Band. *Erste* und *zweyte* Abtheilung. 523 u. 110 S. 1803. 1804. u. 1805. 8. (Alle *vier* Bände zusammen 7 Rthlr.)

Die frühern Bände dieses, für alle Geschäftsmänner in den Weimarischen Landen unentbehrlichen, Werkes sind (A. L. Z. 1801. Num. 101. und 1804. Num. 112.) angezeigt worden. Mit dem *neunten* Bande ist eigentlich das Ganze beendigt; der *Zehnte* enthält Nachträge von Gesetzen, die sowohl *vor* als auch *nach* dem J. 1799, und zwar bis zum J. 1804 gegeben worden sind; und hat deswegen auch ein besonderes Titelblatt Ein weitläuftiges Sachregister erleichtert den Gebrauch dieses empfehlungswerthen Werks.



